[redacted]OLOGY
[redacted]
EDUC.
PSYCH.
LIBRARY

UNIV. OF CALIFORNIA

# ARCHIV

FÜR DIE

# GESAMTE PSYCHOLOGIE

BEGRÜNDET VON E. MEUMANN

ORGAN DER GESELLSCHAFT FÜR EXPERIMENTELLE PSYCHOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG

VON

N. ACH, E. BECHER, H. HÖFFDING, F. KIESOW, A. KIRSCHMANN, O. KLEMM, E. KRAEPELIN, F. KRUEGER, C. MARBE, G. MARTIUS, A. MESSER, R. SOMMER, G. STÖRRING, J. WITTMANN

HERAUSGEGEBEN VON

W. WIRTH

LIII. BAND

MIT 18 TEXTFIGUREN

LEIPZIG

AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT M. B. H.

1925

UNIV. OF CALIFORNIA

LIBRARY
EDUC. PSYCH. LIBRARY

**Es wurden ausgegeben:**

**Heft 1/3 (S. 1—340) am 25. Oktober 1925**
**Heft 4 (S. 341—512) am 5. Dezember 1925**

# Inhalt des dreiundfünfzigsten Bandes.


Seite

Peter Rösgen, Untersuchungen über die Begriffsbildung bei Hilfsschülern. Mit einer Figur im Text . . . . . 1

Viktor Winkler-Hermaden, Über das Verhältnis von Lustgefühl und Tätigkeit . . . . . 68

Friedrich Luther, Grundsätzliche Beiträge zu einer Theorie des Spiels . 103

Paul Popoff, Über Toposynopsien. Mit einer Figur im Text . . . . . 169

Wilhelm Wirth, Grundfragen der Ästhetik. (Im Anschluß an die Theorien Johannes Volkelts erörtert) . . . . . 185

Karl Heuler, Moderne und deskriptive Psychologie . . . . . 341

R. Pauli, Eine Meßvorrichtung für psychische Zeiten. Mit 8 Figuren im Text . . . . . 383

Alois Mager, Neue Versuche zur Messung der Geschwindigkeit der Aufmerksamkeitswanderung. Mit 18 Figuren im Text . . . . . 391

F. Kiesow, Über die Vergleichung linearer Strecken und ihre Beziehung zum Weberschen Gesetze . . . . . 433

F. Kiesow, Zur Kritik der Eidetik . . . . . 447

Christian Rogge, Der psychologische Ablauf der Wortzusammensetzung . 485

Literaturberichte:

H. Weimer, Psychologie der Fehler. (*A. Busemann*) . . . . . 337

Ernst Linde, Geistesbildung durch Sprachbildung. (*A. Römer*) . . . 337

Emil Utitz, Der Künstler. Vier Vorträge. (*H. Jancke*) . . . . . 338

W. Heinsius. Krisen katholischer Frömmigkeit und Konversionen zum Protestantismus. (*A. Römer*) . . . . . 339

Otto Mann, Der moderne Dandy. Ein Kulturproblem des 19. Jahrhunderts. (*H. Jancke*) . . . . . 340

M. Leinert, Die Sozialgeschichte der Großstadt. (*A. Busemann*) . . . 501

Paul Häberlin, Der Beruf der Psychologie. Nach der Baseler Antrittsvorlesung vom 18. November 1922. (*Aloys Müller*) . . . . . 501

Anna Tumarkin, Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Psychologie. (*Aloys Müller*) . . . . . 502

Dr. Ferdinand Weinhandl, Über Urteilsrichtigkeit und Urteilswahrheit. (*Aloys Müller*) . . . . . 503

Gabriel Compayré, Die Entwicklung der Kindesseele. (*Aloys Müller*) 504

Otto Löwenstein, Experimentelle Hysterielehre, zugleich ein Versuch zur experimentellen Grundlegung der Begutachtung psychogener Unfallfolgen. (*Richard Hellmuth Goldschmidt*) . . . . . 505

L. Lewin, Phantastica. Die betäubenden und anregenden Genußmittel, für Ärzte und Nichtärzte. (*O. Sterzinger*) . . . . . 508

Ludwig Klages, Einführung in die Psychologie der Handschrift. (*O. Sterzinger*) . . . . . 509

Jost Milde, Menschenkenntnis und Schrift. (*O. Sterzinger*) . . . . . 511

W. v. Gulat-Wellenberg, Graf Carl v. Klinckowstroem, Hans Rosenbusch, Der physikalische Mediumismus. (*A. Römer*) . . . . . 511


539153

33

# ARCHIV

FÜR DIE

DEC 3 1925

# GESAMTE PSYCHOLOGIE

BEGRÜNDET VON E. MEUMANN

ORGAN DER GESELLSCHAFT FÜR EXPERIMENTELLE PSYCHOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG

VON

N. ACH, E. BECHER, H. HÖFFDING, F. KIESOW, A. KIRSCHMANN, O. KLEMM, E. KRAEPELIN, F. KRUEGER, C. MARBE, G. MARTIUS, A. MESSER, R. SOMMER, G. STÖRRING, J. WITTMANN

HERAUSGEGEBEN VON

W. WIRTH

LIII. BAND, 1.—3. HEFT

MIT 2 TEXTFIGUREN

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

LEIPZIG

AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT M. B. H.

1925

Printed in Germany

Ausgegeben am 25. Oktober 1925

# Inhalt des 1.—3. Heftes.


Seite

Peter Rösgen, Untersuchungen über die Begriffsbildung bei Hilfsschülern. Mit einer Figur im Text . . . . . 1

Viktor Winkler-Hermaden, Über das Verhältnis von Lustgefühl und Tätigkeit . . . . . 63

Friedrich Luther, Grundsätzliche Beiträge zu einer Theorie des Spiels . 103

Paul Popoff, Über Toposynopsien. Mit einer Figur im Text . . . . . 169

Wilhelm Wirth, Grundfragen der Ästhetik. (Im Anschluß an die Theorien Johannes Volkelts erörtert) . . . . . 185

Literaturberichte:

H. Weimer, Psychologie der Fehler. (*A. Busemann*) . . . . . 337

Ernst Linde, Geistesbildung durch Sprachbildung. (*A. Römer*) . . . 337

Emil Utitz, Der Künstler. Vier Vorträge. (*H. Jancke*) . . . . . 338

W. Heinsius. Krisen katholischer Frömmigkeit und Konversionen zum Protestantismus. (*A. Römer*) . . . . . 339

Otto Mann, Der moderne Dandy. Ein Kulturproblem des 19. Jahrhunderts. (*H. Jancke*) . . . . . 340


---

## Bemerkungen für die Mitarbeiter.

1. Das **Archiv** erscheint in Heften, deren je vier einen Band bilden.
2. Sämtliche **Handschriften** sind druckfertig an Prof. Dr. W. Wirth, Leipzig, Haydnstraße 6 III, einzuliefern; größere Änderungen im Satz sind unzulässig. Die Veröffentlichung geschieht in der Reihenfolge des Eingangs, jedoch bleiben Änderungen vorbehalten.
3. **Zeichnungen** sind auf besonderen Blättern zu liefern; außergewöhnliche Anforderungen an die Herstellung der Abbildungen bedingen vorherige Vereinbarung.
4. **40 Sonderdrucke** der Abhandlungen werden unberechnet geliefert, weitere können nur gegen Berechnung geliefert werden. Von Referaten werden keine Sonderdrucke geliefert.
5. **Korrekturen** sind umgehend zu erledigen und an die Verlagsbuchhandlung (ohne die Handschrift) zurückzusenden. **Korrekturkosten, die der Autor selbst verschuldet hat, werden vom Verlage nur bis GM. 4.—** pro Bogen **getragen.**

   Änderungen des Aufenthalts sind dem Verlage sofort mitzuteilen.
6. Die **Orthographie** ist die in Deutschland, Österreich und der Schweiz amtlich eingeführte (s. Duden, Rechtschreibung).
7. Erfüllungsort für beide Teile ist Leipzig.

**Herausgeber und Verlagsbuchhandlung.**

UNIV. OF CALIFORNIA

(Aus dem Psychologischen Institut der Universität Köln.)

# Untersuchungen über die Begriffsbildung bei Hilfsschülern.

Von

**Peter Rösgen** (Köln).

(Mit einer Figur im Text.)

## Inhalt.

Seite

A. Einleitung: Zur Problemstellung . . . . . 2
B. Die Versuchsanordnung . . . . . 5
I. Die Untersuchung des unmittelbaren Behaltens . . . . . 5
II. Die Untersuchung der Begriffsbildung . . . . . 13
III. Die Versuchspersonen . . . . . 16
IV. Die äußere Veranstaltung der Versuche . . . . . 16
V. Vorversuche und Hauptversuche . . . . . 17
C. Die Durchführung der Versuche . . . . . 18
I. Die Prüfung des unmittelbaren Behaltens und ihre Ergebnisse 18
1. Ergänzung fehlender Leistungen . . . . . 18
2. Die Bewertung der Leistungen . . . . . 18
3. Die Ergebnisse . . . . . 18
II. Die Prüfung der Begriffsbildung und ihre Ergebnisse . . . . 22
1. Die Wertung der Lösungen . . . . . 22
a) Das Bewertungsschema . . . . . 22
b) Die einzelnen Gruppen der Begriffe . . . . . 26
aa) Die reinen Konkreta . . . . . 26
bb) Die Halbkonkreta . . . . . 31
cc) Die reinen Abstrakta . . . . . 33
dd) Die Halbabstrakta . . . . . 37
2. Die Ergebnisse . . . . . 41
3. Die Lösungsformen . . . . . 41
D. Die Auswertung der Versuchsergebnisse . . . . . 44
I. Quantitative Auswertung: Korrelationen . . . . . 44
Die Korrelation zwischen unmittelbarem Behalten und Begriffsbildung . . . . . 45
II. Qualitative Auswertung: Die Entstehung des Oberbegriffs . . 48
1. Die verschiedenen Formen des Lösungsverlaufs . . . . . 48
2. Die sprachliche Form des Oberbegriffs und des untergeordneten Begriffs . . . . . 55
3. Ergebnisse für den Vorgang der Begriffsbildung . . . . . 57
E. Zusammenfassung der Ergebnisse . . . . . 58

**Folgende Abkürzungen wurden benutzt:**

U. 1 = Unmittelbares Behalten, Test Nr. 1.
L.A. = Lebensalter.
A.S. = Altersstufe.
O.B. = Oberbegriff.
N.B. = Nebengeordneter Begriff.
U.B. = Untergeordneter Begriff.
A.L. = A.-Leistung, d. h. Oberbegriffsleistung.
B.L. = B.-Leistung, d. h. Substantivische Lösung.
C.L. = C.-Leistung, d. h. Merkmals- oder Beispielangaben.
1. L. = 1. Leistung.
R.G. = Reizwortgegenstand.

---

## A. Einleitung: Zur Problemstellung.

Um das Ziel der Untersuchung klarzustellen, empfiehlt es sich, kurz auf die Theorie der Begriffsbildung einzugehen. J. Lindworsky faßt in seinem Lehrbuche[1]) den Begriff als eine Summe von Sachverhalten auf. Die Kernpunkte dieser Theorie sind: erstens, daß Sachverhalte den Begriff konstituieren, zweitens, daß der Begriff keine starre Größe ist, sondern im Laufe der Geistesentwicklung ergänzt und berichtigt wird.

Die Begriffsbildung des Kindes beginnt mit den ersten Beziehungserfassungen, die sich auf das Gegenständliche der Dinge, das Objektive richten. Diese Beziehungserfassungen schaffen die ersten Sachverhalte, die von den Dingen als Objekten der Außenwelt gelten. W. Stern[2]) nennt es die fortschreitende Objektivation. Mit diesem Anfang der Begriffsbildung, dem Erfassen des Objektiven, läuft eine Phase der Sprachentwicklung parallel, in der die Wörter zu Namen der Gegenstände der Außenwelt werden. Das Kind erfaßt, daß das Wort einen Gegenstand bezeichnet. K. Bühler[3]) sagt, dem Kinde sei »die für das ganze Verhältnis von Denken und Sprechen grundlegende Beziehung, die man als die Darstellungsfunktion der Namen bezeichnen kann«, aufgegangen. In diesem Augenblick werden

---

1) J. Lindworsky, Experimentelle Psychologie. 3. Aufl. München, Kösel und Pustet, 1923. S. 184 ff.

2) W. Stern, Psychologie der frühen Kindheit. 2. Aufl. Leipzig, Quelle und Meyer, 1921. S. 243 ff.

3) K. Bühler, Die geistige Entwicklung des Kindes. 2. Aufl. Jena, Fischer, 1921. S. 375 ff.

die am Gegenstand erfaßten Sachverhalte mit dem Worte, mit dem Namen des Gegenstandes, verknüpft, und von nun an bleibt der Name die sprachliche Fixierung der Summe der Sachverhalte, des Begriffs. Von den ersten Anfängen an wächst nun der Schatz der Sachverhalte für die verschiedenen Gegenstände durch Wahrnehmung und Erfahrung. Daneben setzt aber bald eine Entwicklung ein, die die anwachsende Summe der Sachverhalte zusammenschrumpfen läßt. Das Kind lernt, daß viele der sich gleichenden Dinge »Pferd« heißen, »Pferde« sind. Das führt dazu, daß in der Summe der Sachverhalte einige ein besonderes Gewicht bekommen, weil sie bei allen Einzelgegenständen wiederkehren, andere aber, von denen das nicht gilt, zurücktreten. So bildet sich aus den gewichtigen Sachverhalten ein Kern, der bei allen Einzelgegenständen dieser Art wiederkehrt, mit dem man operieren muß, wenn man einen bis dahin unbekannten Gegenstand, z. B. Maulesel, einordnen will. Dieser Kern von Sachverhalten entwickelt sich ständig. Zunächst enthält er, was den einzelnen individuellen Gegenständen »Pferd« gemeinsam ist, soweit die Erfahrung reicht. Mit fortschreitender Erfahrung fällt immer mehr des Zufälligen. Das Ende der natürlichen Begriffsentwicklung ist ein mehr oder weniger einwandfreier Begriff, der aber nur selten sich mit dem rein logischen Begriff deckt. Der rein logische Begriff, der nur die wesentlichen, notwendigen, allgemeinen Sachverhalte des Gegenstandes enthält, wird in den Wissenschaften herausgearbeitet. — Geht nun die Entwicklung vom Begriff des Einzelgegenstandes zum Begriff der Art, weiter zum Begriff der Gattung und weiter zu Begriffen höherer Gattung, so bleibt der Vorgang im Prinzip der gleiche: Die Summe der Sachverhalte schrumpft zusammen, der Kreis der umfaßten Gegenstände wird größer.

Es ist bekannt, daß weder der Volksschüler, noch der Gymnasiast, noch der Erwachsene im täglichen Leben mit logisch vollkommenen Begriffen arbeiten. Das geschieht nur in den Wissenschaften. Die Begriffsentwicklung von den ersten Anfängen bis zum logisch vollkommenen Begriff ist einem weiten Weg zu vergleichen, den nicht alle Individuen zu Ende gehen, auf dem nicht alle zu gleicher Zeit die gleiche Stufe erreicht haben. Viele Faktoren spielen in dieser Entwicklung eine Rolle. Unsere nächste Aufgabe soll sein, festzustellen, ob und welche Bedeutung das unmittelbare Behalten für die Begriffsbildung hat. Dieser Aufgabe, die eine quantitative Auswertung der

Versuchsergebnisse erfordert, soll eine auf qualitativer Auswertung fußende Untersuchung über die Entstehung des Oberbegriffs folgen.

Fragen wir uns, wo nach theoretischer Überlegung das unmittelbare Behalten in der Begriffsbildung von Bedeutung sein kann.

1. Im ersten Fragealter, d. h. wenn dem Kinde die Nennfunktion aufgegangen ist, stürmt eine Fülle von Gegenständen auf das Kind ein. Für alle will es den Namen haben. Hat es ihn bekommen, so wendet es ihn sofort oder bald an. Hier muß gutes unmittelbares Behalten zu größeren Fortschritten führen als schlechtes, sei es, daß dem Kinde jedesmal nur ein Name zufließt, sei es, daß ihm hintereinander mehrere zufließen, ehe es sie wiederholend anwendet.

2. Wenn das Kind in einer späteren Phase der Entwicklung z. B. fragt: »Was ist ein Hydrant?« — so wird ihm der Gegenstand mit mehreren Sachverhalten erklärt. Auch diese Sachverhalte sind Gegenstand des unmittelbaren Behaltens.

3. Die Summe der Sachverhalte wächst dauernd durch Erfassen neuer Beziehungen. Beziehungen werden auch aus dem unmittelbaren Behalten heraus erfaßt. Das ist dann nötig, wenn die Wahrnehmung des Gegenstandes nur kurz war.

4. Von größter Bedeutung aber ist das unmittelbare Behalten, wenn das Kind oder der Erwachsene von der Betrachtung nebengeordneter oder untergeordneter Begriffe zu übergeordneten Begriffen aufsteigen will. Dann umspannt das unmittelbare Behalten die Reihe der Begriffe, damit daraus die Sachverhalte, die das genus proximum konstituieren, abstrahiert werden können. Bei jedem Aufsteigen zu höheren Begriffen wiederholt sich dieser Vorgang.

Was nach theoretischer Überlegung wahrscheinlich deucht, das soll unsere Arbeit durch experimentelle Untersuchung und Korrelationsrechnung entscheiden. Die nächste Aufgabe lautet demgemäß: Hat das unmittelbare Behalten eine Bedeutung für die Begriffsbildung? Um die Aufgabe zu lösen, ist dreierlei nötig: a) die Leistung im unmittelbaren Behalten bei der einzelnen Vp. festzustellen, b) festzustellen, auf welcher Stufe der Begriffsbildung die Vp. steht, c) die Korrelation zwischen unmittelbarem Behalten und Begriffsbildung zu errechnen.

Ehe ich zur Versuchsanordnung übergehe, sei auch an dieser Stelle Herrn Prof. Dr. J. Lindworsky für die liebenswürdige Leitung und Förderung der Arbeit der herzlichste Dank ausgesprochen.

## B. Die Versuchsanordnung.

### I. Die Untersuchung des unmittelbaren Behaltens.

Das unmittelbare Behalten wurde an sieben Materien geprüft.

1. Behalten der Grundzahlwörter eins bis einschl. zwölf (U. 1)
2. „ von Namen für bekannte konkrete Gegenstände (U. 2)
3. „ von Namen für abstrakte Gegenstände (U. 3)
4. „ von Lauten (U. 4)
5. „ von Sprachganzen, die nach Sinneinheiten bemessen sind (U. 5)
6. „ von bekannten Gegenständen (U. 6)
7. „ von unbekannten Gegenständen (U. 7)

Jede Materie war in Doppelreihen, abgestuft nach der Zahl der Einheiten, angeordnet. Die Darbietung geschah ohne jeden Rhythmus, das Tempo war bei den verschiedenen Materien verschieden und richtete sich nach der Zeit, die zum Aussprechen der Einheiten nötig war. Wurde die gebotene Reihe nachgesprochen, so wurde sofort die nächst größere Reihe dargeboten. Wurde die Aufgabe nicht gelöst, so wurde die entsprechende Parallelreihe dargeboten. Versagte die Vp. auch bei dieser Reihe, so schien das Maß ihres Behaltens überschritten. Um sicher zu gehen, wurden dann aber die beiden Reihen des nächst größeren Komplexes noch durchgeprüft. Es wäre für die Vpn. ermüdend gewesen, hätten wir bei jeder mit dem Komplex von zwei Einheiten begonnen. Wir wählten nach den Erfahrungen der Vorversuche für die ganz Schwachen den Komplex von zwei, für die anderen Hilfsschüler bezw. -schülerinnen den Komplex von drei oder vier, für die Hilfsfortbildungsschüler bezw. -schülerinnen den Komplex von fünf Einheiten. Doch spielte hierbei auch die Schwierigkeit der Materie eine Rolle. Die Tests U. 1, 2, 3, 4, 6, 7 enthalten isolierte Einheiten; in U. 5 sind die Einheiten nicht isoliert, sondern bilden ein Sinnganzes. Die gegebenen Anordnungen der Materien sind zum Teil nach den Erfahrungen der Vorversuche in diese letzte Form gebracht worden.

Test U. 1: Behalten der Grundzahlwörter eins bis einschl. zwölf.

Wir stellten dieses Material an die Spitze der Untersuchung, weil es der Auffassung nach Wort und Bedeutung die geringste Schwierigkeit bereitet. Auch das noch nicht schulfähige Kind des Hilfschulkindergartens kennt die Zahlwörter aus Abzählreimen und Spielversen. Als Bedeutung genügt ein primitiver Sinn, den es damit verbindet. Es ist nicht erforderlich, daß es mit den entsprechenden Zahlbegriffen operieren kann. Wir stellten das Material in folgenden Reihen zusammen. Der Kürze halber geben wir die Ziffern, den Vpn. wurden natürlich die Zahlwörter dargeboten.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 2 Einheiten | 7 | 2 | | | | | | |
| | 6 | 4 | | | | | | |
| | 5 | 1 | | | | | | |
| 3 Einheiten | 8 | 10 | 0 | | | | | |
| | 3 | 5 | 6 | | | | | |
| 4 Einheiten | 12 | 9 | 6 | 7 | | | | |
| | 11 | 2 | 5 | 8 | | | | |
| 5 Einheiten | 0 | 1 | 4 | 6 | 12 | | | |
| | 9 | 8 | 5 | 10 | 6 | | | |
| 6 Einheiten | 7 | 12 | 9 | 5 | 8 | 0 | | |
| | 3 | 10 | 6 | 4 | 11 | 5 | | |
| 7 Einheiten | 9 | 7 | 2 | 8 | 10 | 6 | 12 | |
| | 5 | 1 | 11 | 6 | 9 | 10 | 0 | |
| 8 Einheiten | 8 | 4 | 3 | 10 | 0 | 12 | 5 | 9 |
| | 11 | 2 | 0 | 5 | 12 | 8 | 9 | 7 |

Der Komplex von zwei Einheiten hat drei Reihen, damit die Schwachen sich einstellen können. In der Abstufung der Länge gingen wir hier wie bei den Tests U. 2, 3, 4 bis zum Komplex von acht Einheiten, welche Leistung nach den Erfahrungen der Vorversuche nicht erreicht wurde. Wir wählten die einzelnen Zahlwörter so, daß die benachbarten Wörter sich im Vokal scharf unterschieden, damit nicht aus dem Nachklang gleicher oder ähnlicher Vokale für das Behalten Schwierigkeiten entstünden. Die Darbietung geschah nur akustisch. Inneres Mitsprechen wurde nicht unterbunden. Wir boten die Worte mit der Geschwindigkeit einer halben Sekunde für das Wort dar. Die Instruktion lautete hier wie bei dem anderen akustisch dargebotenen Material (U. 2, 3, 4, 5): »Ich spreche dir jetzt einige Zahlen (Wörter, Laute, Sätze) vor. Passe gut auf! Wenn ich fertig bin und mit dem Kopf winke, sagst du mir die Zahlen nach. Du sollst nicht damit rechnen, nur nachsagen!«

Test U. 2: Behalten von Namen für bekannte konkrete Gegenstände.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 2 Einh. | Mama | Regen | | | | | | |
| | Ball | Ei | | | | | | |
| 3 Einh. | Seil | Tisch | Fenster | | | | | |
| | Tür | Bank | Tafel | | | | | |
| 4 Einh. | Nase | Rose | Decke | Maus | | | | |
| | Kleid | Ohr | Wasser | Geld | | | | |
| 5 Einh. | Ofen | Zimmer | Bett | Gabel | Tisch | | | |
| | Apfel | Hand | Fleisch | Fuß | Suppe | | | |
| 6 Einh. | Leiter | Haus | Schaf | Katze | Dom | Beil | | |
| | Stoff | Baum | Dach | Pferd | Blume | Vogel | | |
| 7 Einh. | Auto | Esel | Heft | Hund | Kind | Blatt | Feuer | |
| | Dose | Pudel | Kreuz | Hut | Kühe | Kaffee | Sonne | |
| 8 Einh. | Nest | Auge | Wolf | Fliege | Mutter | Eisen | Holz | Kamin |
| | Zaun | Ruder | Treppe | Schlüssel | Seil | Gitter | Garn | Schürze |

Diese Anordnung ging aus den Erfahrungen der Vorversuche hervor. Dort hatte sich gezeigt, daß in manchen Reihen mehrere Konkreta auf Grund innerer Beziehung zu größeren Komplexen zusammengefaßt werden konnten, wodurch eine unerlaubte Stütze für das Behalten entstand. So ließen sich ohne Mühe die Wörter: Mädchen, Stoff, Garn, Kleid, Hut zum Komplex Mädchen zusammenfassen. Wir prüften in den Vorversuchen alle Größen durch und konnten daher an den behaltenen Gliedern feststellen, daß manche Vpn., wie vorhin beschrieben, zusammengefaßt hatten. Wir geben zu, daß bei der vielfachen Möglichkeit der Beziehungsbildung solche Komplexe nicht ganz ausgeschlossen sind; diese Komplexbildung wird sich aber auch nicht ganz ausschließen lassen. Wir boten in der Sekunde ein Wort dar.

Test U. 3: Behalten von Namen für abstrakte Gegenstände.

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 2 Einh. | Freude | schlau | | | | | |
| | traurig | fromm | | | | | |
| 3 Einh. | Spaß | dumm | ewig | | | | |
| | Gehorsam | neidisch | Ordnung | | | | |
| 4 Einh. | Schaden | eigensinnig | Lüge | anständig | | | |
| | folgsam | Liebe | ehrlich | Mitleid | | | |
| 5 Einh. | Rache | Verstand | gerecht | Mut | Schönheit | | |
| | allmächtig | Ursache | Wirkung | Zweck | Friede | | |
| 6 Einh. | Urteil | Streik | Kunst | Wahl | Zorn | Eid | |
| | Grund | Zoll | Gesetz | Partei | Laster | Zukunft | |
| 7 Einh. | Wahrheit | Tugend | Verwaltung | Gegenwart | Tausch | Vertrag | Sorge |
| | Verordnung | Umstand | Obrigkeit | Folge | Seuche | Geiz | Zierde |

8 Einh.

Treue Wille aufmerksam Begriff Güte Entschluß Ärger Fleiß
Ursprung Bildung Einfluß Anziehung Beleidigung Befehl Haß Schmerz

Je nach der Intelligenz wird die Vp. die Bedeutung des Wortes klâr haben, unklar haben oder gar nicht haben. Je nach dem Besitz der Bedeutung wird das Wort als Wort bekannt, wenig geläufig oder unbekannt sein. Man könnte denken, wenn Wort und Bedeutung unbekannt sind, habe das Material den Wert sinnloser Silben. Das ist nicht der Fall. Bei sinnlosen Silben weiß die Vp., daß mit den Wortformen kein Sinn zu verbinden ist. Wie wir aber bei der Untersuchung der Begriffsbildung feststellten, fassen tiefstehende Vpn. Wörter, die ihnen nach Wortform und Bedeutung unbekannt sind, als klangähnliche bekannte Wörter auf (Neid = dann schneit es). Sie haben dann bekannte Wortformen und Bedeutungen, die Leistung ist 0.

Test U. 4: Behalten von Lauten.

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 2 Einh. | a | i | . | | | | | |
| | o | e | | | | | | |
| 3 Einh. | au | l | u | | | | | |
| | eu | s | m | | | | | |
| 4 Einh. | ä | r | s | i | | | | |
| | ö | n | w | e | | | | |
| 5 Einh. | f | ü | sch | h | a | | | |
| | au | b | l | a | r | | | |
| 6 Einh. | ei | d | m | p | l | s | | |
| | eu | g | f | t | n | h | | |
| 7 Einh. | s | ä | sch | k | w | f | ü | |
| | ö | j | l | r | m | e | a | |
| 8 Einh. | i | s | n | ei | f | r | b | o |
| | e | m | s | au | n | l | d | eu |

Hier war wie bei den Zahlwörtern darauf zu achten, daß die Glieder der Reihe sich klanglich gut voneinander abhoben, damit aus dem Nachklang keine Verwirrung entstünde. Diese Materie stellt besondere Anforderungen an das Sprachmotorische. Wohl die meisten Schwachbegabten sind sprachmotorisch gehemmt. Man findet selten einen, der lautrein und scharf artikuliert sprechen kann und spricht. Allen ist das Material nach Form und Bedeutung aus dem ersten Leseunterricht bekannt. Das Wiedergeben einzelner Laute aber ist nur den jüngeren Schülern eine einigermaßen geläufige Angelegenheit vom Lesenlernen her. Bei den älteren Schülern greift das Rechtschreiben auf das Lautieren zurück. Die Fortbildungsschüler aber sahen in diesem Test im ersten Augenblick ein Ansinnen, das sie zum A-B-C-Schützen erniedrigte. Doch nahmen sie, wenn ihnen der Zweck der Untersuchung dargelegt wurde, die Aufgabe willig auf. Immerhin ist es möglich, daß bei den Fortbildungsschülern

durch die fehlende Übung im Lautieren die Leistung allgemein vermindert ist gegenüber der Leistung derer, die noch im Lesenlernen stehen. In der Lösung dieser Tests muß der Anteil, den das Sprachmotorische an allen Leistungen des unmittelbaren Behaltens hat, zum Ausdruck kommen. Man wird diesen Faktor später beim Vergleich mit den Leistungen im Behalten der anderen Materien und bei der Korrelation mit der Begriffsbildung feststellen können. Die enge Koppelung von Denken und Sprechen, insbesondere von Begriffsbildung und Sprechen, wie sie von vielen Forschern, vor allem von O. Selz[1]), nachgewiesen wurde, läßt einen positiven Einfluß des Sprachmotorischen auf die Begriffsbildung vermuten.

Test U. 5: Behalten von Sprachganzen, die nach Sinneinheiten bemessen sind.

| | | Silbenzahl |
|---|---|---|
| 2 Einh. | a) Der Hund \| \| beißt. (1 \| 2) | 3 |
| | b) Die Katze \| \| kratzt. (1 \| 2) | 3 |
| 3 Einh. | a) Ich male \| \| eine \| \| schöne \| \| Rose (1 \| 2 \| 3 \| 2) | 9 |
| | b) Ich hole \| \| frisches \| \| Brot. (1 \| 2 \| 3) | 6 |
| 4 Einh. | a) Wir trinken \| \| in der Pause \| \| feinen \| \| Kakao. (1 \| 2 \| 3 \| 4) | 11 |
| | b) Nach der Schule \| \| machen wir \| \| sofort \| \| unsere Aufgabe. (1 \| 2 \| 3 \| 4) | 15 |
| 5 Einh. | a) Ich habe \| \| Weihnachten \| \| viele \| \| schöne \| \| Spielsachen (1 \| 2 \| 3 \| 4 \| 5) bekommen. \| (1) | 16 |
| | b) Unser Hund \| \| hat \| \| gestern \| \| einen \| \| fremden \| \| Mann (1 \| 2 \| 3 \| 4 \| 5 \| 4) gebissen. \| (2) | 14 |
| 6 Einh. | a) Im Frühling \| \| scheint \| \| die Sonne \| \| warm \| \| und die Vögel (1 \| 2 \| 3 \| 2 \| 4) singen lustig \| \| ihr Liedchen. (5 \| 6) | 19 |
| | b) Wir haben \| \| eine Wanderung \| \| gemacht; \| \| unterwegs (1 \| 2 \| 1 \| 3) haben wir \| \| bei einem Bauer \| \| Äpfel \| \| gekauft. (4 \| 5 \| 6 \| 4) | 25 |

1) O. Selz, Zur Psychologie des produktiven Denkens und des Irrtums. Bonn, Cohen, 1922. S. 111, 336 ff.

| | | Silbenzahl |
|---|---|---|
| 7 Einh. | a) Im Tannenwald \| haben wir gespielt. \| Da war es \| fast (1 2 3 4) | |
| | dunkel \| wie im Keller. \| Wir haben \| viel Freude \| gehabt. (3 5 6 7 6) | 27 |
| | b) Auf unserem Schulhof \| ist \| ein Junge \| gefallen; \| er hat (1 2 3 2 4) | |
| | ein Bein \| gebrochen \| und kam \| ins Hospital. (5 4 6 7) | 25 |
| 8 Einh. | a) Meine Mutter \| ist krank; \| heute morgen \| war \| der Doktor (1 2 3 4 5) | |
| | da \| und schrieb \| Arznei \| auf; \| die schmeckt bitter. (4 6 7 6 8) | 24 |
| | b) Ich bringe \| heute \| dem Vater \| das Essen \| auf die Ar- (1 2 3 4 5) | |
| | beit; \| ich fahre \| mit der Elektrischen \| für 600 Mark. (5 6 7 8) | 29 |
| 9 Einh. | a) Der Hund \| springt ins Wasser. \| Hei — \| der kann (1 2 3 4) | |
| | gut \| schwimmen \| Er holt \| das Stück Holz \| und (5 4 6 7 8) | |
| | bringt es \| seinem Herrn. (8 9) | 23 |
| | b) Da fährt \| ein Dampfer \| auf dem Rhein. \| Die Räder (1 2 3 4) | |
| | drehen sich schnell. \| Aus dem Kamin \| kommt Qualm. (5 6 7) | |
| | Der Dampfer \| zieht viele Schiffe. (8 9) | 29 |
| 10 Einh. | a) Im Winter \| ist es kalt. \| Es friert \| und schneit. (1 2 3 4) | |
| | Die Kinder \| freuen sich. \| Sie laufen Schlittschuh, (5 6 7) | |
| | Sie werfen sich \| mit Schneeballen \| und machen einen (8 9 10) | |
| | Schneemann. (10) | 36 |
| | b) Da kommt \| das Fremdenauto. \| Es sitzen \| viele Leute (1 2 3 4) | |
| | drin. \| Der Mann \| erklärt die Stadt. \| Er muß \| durch (5 6 7) | |
| | ein Sprachrohr \| sprechen, \| damit alle \| ihn hören. (8 7 9 10) | 36 |

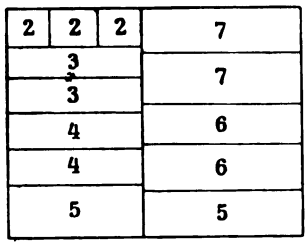
Die Sinneinheiten sind durch Klammern und Ziffern bezeichnet. Getrennt stehende Teile einer Einheit tragen die gleiche Ziffer. Die Doppelreihen sind mit a) und b) bezeichnet. In der Spalte rechts ist die Silbenzahl der Sätze angegeben. Sie stimmt mit der Zahl der Einheiten natürlich nicht überein. Auch dieses Material ging aus einer Umarbeitung nach Vorversuchen hervor. Es hatte sich gezeigt, daß die Länge der Sätze nicht richtig bemessen war. In vielen Fällen wurden Komplexe von geringerer

Länge nicht mehr umfaßt, während der folgende größere Komplex wieder behalten wurde. Wir prüften die Berechnung der Sinneinheiten nach, verbesserten die Sätze und gruppierten sie um. Die Leistungen der neuen Ordnung zeigten jene Sprünge nicht mehr. Das Charakteristische dieses Tests ist, daß die zu behaltenden Einheiten ein Sinnganzes bilden. Das Satzganze muß wörtlich, ohne Umstellung wiedergegeben werden.

Test U. 6: Behalten von bekannten Gegenständen. In diesem Test wurden die Gegenstände selbst vorgeführt.

| | |
|---|---|
| 2 Einh. | Zucker Knopf |
| | Nagel Schlüssel |
| | Ring Kartoffel |
| 3 Einh. | Taschenmesser Stopfnadel Griffel |
| | Vorhängeschloß Bohne Pflaume |
| 4 Einh. | Häuschen Röllchen Uhr Schere |
| | Kette Geldstück Klammer Heft (Griff) |
| 5 Einh. | Kork Bleisoldat Ei Wäscheklammer Bleistift |
| | Schraube Säge Streichholzschachtel Schelle Tintenfaß |
| 6 Einh. | Kreide Kohle Hühnchen Knicker Kaffeebohnen Gewichtstein |
| | Männchen Tannenzapfen Zange Schwamm Feile Streichhölzer |
| 7 Einh. | Lappen Hammer Pferd Bild Sicherheitsnadel Dose Feder |
| | Pfeife Kreisel Hühnerfeder Erbsen Hahn Reiter Kegel. |

Ging eine Vp. über sieben Einheiten hinaus, so wurde aus Reservematerial und aus den Reihen der niederen Einheiten, die bei so hochstehenden Vpn. nicht benutzt waren, größere Reihen gebildet. Zur Darbietung der Gegenstände fertigten wir einen Kasten an, den die folgende Zeichnung zeigt.




Jede Reihe der Gegenstände ist in einem besonderen Fache untergebracht. Die Ziffern geben die Zahl der Einheiten an. Jedes Fach kann durch einen eigenen Deckel verschlossen werden, so daß man jedes gesondert darbieten kann. Zwei große Deckel schließen den ganzen Kasten. Die Instruktion lautete: »Ich zeige dir in einem Kasten Gegenstände, die du kennst. Wenn du einen nicht kennst, sagst du es mir, dann

lege ich dafür einen bekannten hinein. Du sollst jeden Gegenstand in die Hand nehmen, befühlen und mir den Namen nennen. Wenn du fertig bist, decke ich den Kasten zu und du sollst mir sagen, welche Gegenstände in dem Fach waren.« Die Darbietung verlief gemäß der Instruktion. Es kam nicht vor, daß einer Vp. ein dargebotener Gegenstand unbekannt war. Bei der Lösung wurde reichlich Zeit zum Bedenken, d. h. Vorstellen, gegeben. Die Gegenstände werden visuell und stereognostisch aufgefaßt, die Namen akustisch und sprachmotorisch.

Test U. 7: Behalten von unbekannten Gegenständen.

Anordnung der Gegenstände:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 2 Einh. | Lüsterklemme | Niete | | | |
| | Stanze | Lamelle | | | |
| 3 Einh. | Stecker | Döpper | Riemenverbinder | | |
| | Locheisen | Zentrumsbohrer | Isolierknopf | | |
| 4 Einh. | Kluppe | Punze | Senkstift | Gewindeschneider | |
| | Spiralbohrer | Schweißbrenner | Sicherung | Glasschneider | |
| 5 Einh. | Bügel | Eisenspiralbohrer | Tropfer | Falzbein | Spachtel |
| | Pappritzer | Sicherung | Mutter | Körner | Kompaß |
| 6 Einh. | Steinschraube | Gewindebohrer | Klammer | Flügelmutter | Riemenverbinder Tischklemme |
| | Hohlbeitel | Federmesser | Nietenzieher | Falzstift | Schränker Heftklammer. |

In Reserve: Gerungsklammer, Hörnchen, Lineal (Nähmaschine), Stepper, Drücker, Schleifklotz u. a. Die Gegenstände waren in einem ähnlichen Kasten wie bei U. 6. Das Behalten ging nicht über fünf Einheiten hinaus. Die Instruktion lautete: »Ich zeige dir in einem Kasten Gegenstände, die du nicht kennst. Wenn du doch einen kennst, so sagst du es mir, damit ich dafür einen anderen Gegenstand einlege. Du sollst jeden Gegenstand in die Hand nehmen und befühlen; dann sage ich dir den Namen dazu und du wiederholst den Namen. Wenn wir fertig sind, decke ich den Kasten zu und du sagst mir, was in dem Fach war.« Die Darbietung geschah gemäß der Instruktion. Die Gegenstände werden visuell und stereognostisch aufgefaßt, die Namen akustisch und sprachmotorisch. Dieser Test soll der Phase der Begriffsbildung entsprechen, wo neue Sachverhalte mit neuen Namen aufgefaßt und behalten werden müssen. Wenn auch die Gegenstände unbekannt sind, so bringt die Vp. doch ganz allgemeine Kategorien zur Auffassung heran: z. B. Gegenstand, der zu irgendeinem Zweck gebraucht wird, Kategorien des Stoffes: Holz, Eisen. Es ist zuzugeben, daß viele dieser Gegenstände

dem Anschauungskreis der Vpn. fernliegen und viele Namen sprachmotorisch große Schwierigkeiten machen. Das läßt sich aber nicht verhindern, wenn man unbekannte Gegenstände verwenden will. Bei den Schulentlassenen zeigte sich der bedeutend erweiterte Anschauungskreis; das zwang uns, häufig bekannte Gegenstände auszuwechseln.

## II. Die Untersuchung der Begriffsbildung.

Es muß festgestellt werden, auf welcher Stufe der Begriffsbildung die Vp. steht. Wir ließen jede Vp. eine Begriffserklärung nach der Binet-Simon-Methode (B-S-Methode) abgeben. Da die sprachliche Formulierung bei einer solchen Begriffserklärung eine besondere Rolle spielt, unsere Vpn. aber sprachungewandt sind, so mußten wir der Art und Weise, wie die Vp. zur Begriffserklärung gebracht werden soll, besondere Sorgfalt widmen. Das Gerippe der Versuchsanordnung bilden vier Aufgaben.

Beispiel: Begriff Ball.

Aufgabe 1: Was ist ein Ball?

Aufgabe 2: Kannst du es noch anders, noch besser sagen?

Aufgabe 3: Sage so: Der Ball ist zum ...?

Aufgabe 4: Sage so: Ein Ball ist ein ...?

Aufgabe 1 soll die Vp. anregen, das Wissen, das sie von dem Reizwortgegenstand hat, zu aktualisieren. O. Bobertag[1]) hat auf die Mängel der Frage »Was ist ein ...?« hingewiesen. Seine verbesserte Versuchsanordnung haben wir, wie aus den vier Aufgaben ersichtlich ist, nur zum Teil angewendet. O. Selz[2]) hat nachgewiesen, daß das Schema des Istsatzes eine Lösungsmethode darstellt, die bei den Aufgaben »Definition« und »Überordnung« vorkommt. Wir geben also mit der Istfrage der Vp. ein antizipierendes Schema zur Lösung der Aufgabe an die Hand.

Aufgabe 2 soll die Vp. veranlassen, noch weitere Angaben zum Reizwortgegenstand zu machen, ihr vor allem Gelegenheit geben, einen Oberbegriff (O.B.) zu finden und anzugeben. Die Antworten zu Aufgabe 1 und 2 nennen wir spontan, weil sie

---

1) O. Bobertrag, Über Intelligenzprüfungen nach der Methode von Binet und Simon, Z.Ang.Ps. Bd. 5 S. 122 ff.

2) O. Selz, Zur Psychologie des produktiven Denkens und des Irrtums S. 84, 308 ff.

ohne die feste sprachliche Einstellung erfolgen, die in Aufgabe 3 und 4 gegeben wird.

Aufgabe 3 wird gestellt, wenn die Vp. bei Aufgabe 1 und 2 keine Zweckangabe gemacht hat. Allerdings wird die Aufgabe in dieser Form nur bei den Begriffen gestellt, deren Gegenstände einen Zweck erfüllen. Bei anderen Begriffen muß sie umgeformt werden, um den Nutzen zu erfragen, bei anderen, z. B. Blitz, fällt sie ganz weg.

Aufgabe 4 wird gestellt, wenn die Vp. bei Aufgabe 1 und 2 keinen O.B. gefunden hat. Die Lösungen zu Aufgabe 3 und 4 nennen wir provoziert.

Außer diesen vier Aufgaben stellten wir bei manchen Begriffen noch weitere Fragen, um sicher zu gehen, daß wir das Wissen der Vpn. wirklich erfaßt hatten. Wir werden bei der Einzelbetrachtung der Begriffe darüber berichten.

Einstellung und Instruktion.

Vor Beginn der Untersuchung stellten wir die Vpn. auf ihre Aufgabe ein und machten ihnen klar, was von ihnen verlangt wurde. In der Art, wie H. P. Roloff[1]) dies getan, sagten wir so: »Denke dir, ein Engländer kann schon gut Deutsch sprechen, alle Worte kennt er aber noch nicht. Wenn er nun ein Wort nicht versteht, so fragt er andere. Wenn er nun zu dir käme und dich fragte: ‚Was ist eine Gabel?' ... was würdest du sagen, wie würdest du es ihm erklären?«

Dann wurde die Versuchsanordnung an zwei Übungsbeispielen durchgeführt.

Der Begriff Gabel.

Vl.: (Aufgabe 1) Was ist eine Gabel? ... (Erfolgte keine Antwort, so wurde weiter gefragt.) Vl.: Was bedeutet das Wort Gabel? ... Was denkt man sich bei dem Worte Gabel? ...

(Aufgabe 2) Vl.: Sage noch etwas von der Gabel? ... Sage es noch anders? ... (Wenn nötig, wurde nun Aufgabe 3 gestellt.) Vl.: Sage so: Die Gabel ist zum ...? (Dann, wenn nötig, Aufgabe 4.) Vl.: Sage so: Eine Gabel ist ein ...? (Erfolgte keine Antwort, so wurde weiter aufgefordert.) Vl.: Sage es mit einem Wort! (Erfolgte der O.B. in der Form »Ding zum Essen« ..., so wurde er vom Vl. in ein Wort gefaßt.) Vl.: Statt »Ding zum Essen« sagt man: »Eßding, Eßwerkzeug, Eßgerät«.

---

1) H. P. Roloff, Vergleichend-psychologische Untersuchungen über kindliche Definitionsleistungen. Leipzig, Barth, 1922. S. 15 ff.

Der Begriff Mut.

(Aufgabe 1) Vl.: Was ist Mut? ... (keine Lösung.) Vl.: Was bedeutet das Wort Mut? ... Was meint man mit dem Worte Mut? ... Sage mir einen Satz, worin das Wort Mut vorkommt! ... (Aufgabe 2, wie beim Begriff Gabel.) (Aufgabe 3) Vl.: Welchen Zweck hat der Mut? ... Wozu ist Mut gut? ... Sage so: Der Mut ist gut zum ...? (Aufgabe 4) Vl.: Sage es mit einem Wort! Sage so: Der Mut ist ein ...? eine ...?

Das Begriffsmaterial.

Bei der Auswahl der Begriffe legten wir zum Teil die Gruppenauswahl zugrunde, die A. Gregor[1]) in seiner Arbeit hat. Wir erweiterten sie und wählten die einzelnen Begriffe nach eigenem Ermessen. Das ergab folgende Tabelle.

Gruppe I: Ball Stuhl Tasse Hammer Gitter Schelle Rohr Grenze.
Gruppe II: Hand Auge Herz Mantel Kartoffel Kaffee.
Gruppe III: Keller Nest Höhle Treppe Sonne Regen Auto.
Gruppe IV: Rose Taube Hase Blume Katze Hund.
Gruppe V: Gewitter Winter Blitz Minute Mond Zukunft.
Gruppe VI: Arbeit Lohn Tausch Miete Pfand.
Gruppe VII: Friede Stadtverordneter Gemeinde Wahl Gesetz Streik.
Gruppe VIII: Mitleid Gehorsam Neid Anstand Liebe Mord · Lüge.
Gruppe IX: Erklärung Ursache Absicht Begriff Kunst Wille Verstand.

Wir fügen noch hinzu, was bei den einzelnen Begriffen außer den vier Aufgaben an Fragen gestellt wurde.

Begriff Herz.

Erfolgte auf Aufgabe 1, 2, 3 keine Lösung, so wurde gefragt: »Wo ist das Herz?« ... Antwort meist »Hier« mit Andeuten durch die Hand. Weitere Frage: »Woran merkt man das Herz?« ... Antwort: »Es tut klopfen.« Dann Aufgabe 4.

Begriff Regen.

Der O.B. »Wasser« war sehr häufig. Wir provozierten darauf eine spezifische Differenz. Vl.: Ist es Wasser aus der Leitung? ... Vp.: Nein! ... Vl.: ... Besser! ... Vp.: Wasser vom Himmel (aus den Wolken).

Begriff Lohn.

Der O.B. »Geld« ist häufig. Wir provozierten eine differentia specifica. Vl.: Wenn ich einen Tisch verkaufe und bekomme Geld dafür, ist das Lohn? ... Vp.: Nein! ... Vl.: Welches Geld nennt man Lohn? ... Vp.: Geld für die Arbeit.

---

1) A. Gregor, Untersuchungen über die Entwicklung einfacher logischer Leistungen (Begriffserklärung) Z Ang Ps. 10, 1915.

Begriff Miete.

Zum O.B. »Geld« wurde eine differentia specifica provoziert. Vl.: Ist es so Geld wie der Lohn? ... Vp.: Nein, Geld, für das man wohnt.

Begriff Stadtverordneter.

Es wurde keine differentia spezifica proviziert. Wir sehen sie dennoch in großer Zahl spontan auftreten. Aufgabe 3 wurde bei den abstrakten Begriffen nicht regelmäßig gestellt, sondern nur bei hochstehenden Vpn.

## III. Die Versuchspersonen.

Vpn. waren Knaben und Mädchen der Hilfsschule. Alle Schulstufen sind vertreten von den Kindern des Hilfsschulkindergartens bis zur Oberstufe der Hilfsfortbildungsschule. Das sind zehn Stufen. Wir ließen durch die Leiter bezw. Leiterinnen der Klassen je fünf bis sieben Schüler bezw. Schülerinnen für unsere Versuche auswählen. Für die Auswahl waren Schulleistung und Lebensalter maßgebend. Die Vpn. sollten teils dem obern, teils dem mittlern, teils dem untern Drittel der Klasse angehören. Bezüglich des Lebensalters nahmen wir vier Vpn. im Normalalter der Klasse, eine, die für die Klasse zu jung und eine, die für die Klasse zu alt war, soweit diese Altersstufen überhaupt vertreten waren. Wir erhielten bei dieser Auswahl die A. S. 7 bis 17 Jahre. Die A. S. 16, 15, 14, 13, 12, 11, 10, 9 Jahre sind durchschnittlich mit je 14 Vpn. besetzt. Die A. S. 8 und 7 Jahre sind mit 5 bezw. 4 Vpn., die A. S. 17 Jahre mit 1 Vp. besetzt. — Die Gesamtzahl unserer Vpn. war 109. Wir teilten sie in sechs Gruppen ein und bezeichneten die Gruppen mit A B C D E F. Innerhalb ihrer Gruppe wurde jede Vp. fortlaufend nummeriert: A 1, A 2, A 3, A 4 usw. Die Gruppen A B C umfassen die Knaben, die Gruppen D E F enthalten die Mädchen. Innerhalb der Gruppe stehen die Vpn. der Fortbildungsschule an erster Stelle, es folgen die Vpn. aus der Hilfsschule, an letzter Stelle stehen die Vpn. aus dem Hilfsschulkindergarten.

## IV. Die äußere Veranstaltung der Versuche.

Die Fortbildungsschüler wurden während ihrer Unterrichtszeit geprüft. Die älteren Jahrgänge der Hilfsschule wurden in den letzten Vormittagsstunden, die jüngeren Jahrgänge nachmittags geprüft. Den Schülern der Hilfsschule war die Untersuchung eine willkommene Angelegenheit. Die Kleinen reizten

kleine Geschenke, die älteren Vpn. durften nach der Sitzung auf dem Schulhof sich eine Stunde beim Ballspiel ergötzen. Die Fortbildungsschüler wurden vor der Untersuchung über den Zweck der ganzen Angelegenheit aufgeklärt. Sie gingen mit wenigen Ausnahmen willig auf die Arbeit ein. Einige der älteren Mädchen standen der Prüfung zunächst ablehnend gegenüber. Sobald sie aber im Versuch drin waren, schwand die Abneigung, und sie bemühten sich, das Beste zu leisten. Die Untersuchungen fanden in einem den Vpn. bekannten und gewohnten Schulsaal statt. Jede Störung wurde nach Kräften ferngehalten. Eine Sitzung dauerte bei den jüngeren Vpn. 30 Minuten, bei den älteren bis 50 Minuten. Sobald eine Vp. Ermüdung zeigte, wurden die Versuche für diesen Tag abgebrochen.

## V. Vorversuche und Hauptversuche.

Die Vorversuche.

In den Vorversuchen prüften wir das gesamte Material mit 20 Vpn. durch. Wir haben an den entsprechenden Stellen darauf hingewiesen, wie wir die Erfahrungen der Vorversuche für die Verbesserung des Materials nutzbar machten. Die Ergebnisse der Vorversuche konnten natürlich wegen der Umarbeitung des Prüfungsmaterials nicht mehr in Frage kommen.

Die Hauptversuche.

In den Hauptversuchen prüften wir 109 Vpn. im Einzelversuch. Für die Untersuchung des unmittelbaren Behaltens ergaben sich bei siebenfachem Material 763 Einzelversuche. In der Untersuchung der Begriffsbildung wurden bei einem Material von 58 Begriffen 6322 Einzelversuche gemacht. Außerdem wurde die Intelligenz jeder Vp. nach der B.S.-Methode geprüft.

Die Untersuchung der Begriffsbildung und des unmittelbaren Behaltens mit den Materien U. 1, 2, 3, 4, 5 und die Intelligenzprüfung erledigten wir, einige Nachzügler ausgenommen, in der Zeit vom 6. 9. — 30. 10. 1923. Die Prüfung U. 6, 7, wofür zunächst die Kasten angefertigt werden mußten, wurde in der Zeit vom 10. 3. — 3. 4. 1924 durchgeführt. Wenn zwischen den beiden Untersuchungen ein halbes Jahr liegt, so hat dies für das Gesamtresultat nichts zu sagen. Wohl aber hat es etwas zu bedeuten, wenn man die Leistungen von U. 6, 7 einerseits mit den Leistungen von U. 1, 2, 3, 4, 5 zum Zweck einer Altersseichung in Beziehung setzen wollte.

Ich möchte dieses Kapitel nicht schließen, ohne auch an dieser Stelle meiner vorgesetzten Behörde wie auch den behördlichen Leitern der Fortbildungsschule, insbesondere aber den beteiligten Kolleginnen und Kollegen meinen herzlichsten Dank ausgesprochen zu haben für die bereitwillige Förderung meiner Arbeit.

## C. Die Durchführung der Versuche.

### I. Die Prüfung des unmittelbaren Behaltens und ihre Ergebnisse.

Das Prüfungsmaterial des unmittelbaren Behaltens ist: Ziffern, Worte für konkrete Gegenstände, Worte für abstrakte Gegenstände, Laute, Satzganze, deren Länge nach Sinneinheiten bemessen ist, bekannte Gegenstände, unbekannte Gegenstände (U. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7).

#### 1. Ergänzung fehlender Leistungen.

Bei Testprüfungen, die sich bei einer größeren Zahl von Vpn. über einen längeren Zeitraum hinziehen, wird es immer vorkommen, daß aus irgendwelchen Gründen Leistungen ausfallen. In unserem Falle fehlte bei fünf Vpn. die Leistung in den Tests U. 6, U. 7. Zur Ergänzung wurde die Leistung einer anderen Vp. eingesetzt. Wir wählten dafür solche Vpn. aus, die in Lebensalter, Intelligenz-Quotient und in den Leistungen der Tests U. 1, U. 2, U. 3, U. 4, U. 5 der zu ergänzenden Vp. möglichst nahe standen.

#### 2. Die Bewertung der Leistungen.

Jede behaltene Einheit wird mit einem Punkt bewertet. Aus der Summe der behaltenen Einheiten ergibt sich die Leistung der Vp.

#### 3. Die Ergebnisse.

Wir betrachten zunächst die Ergebnisse in ihrer Gesamtleistung für sich. Bei jeder Vp. stellt die einzelne Leistung einen Komplex dar.

| Einheiten | 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 | Gesamtleistung | Diff. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Satzganze . . . | | 2 | 8 | 8 | 28 | 30 | 21 | 9 | 3 | 626 | |
| Bekannte G. . . | | 2 | 11 | 39 | 29 | 11 | 16 | 1 | | 524 | 102 |
| Ziffern . . . . | | 3 | 10 | 28 | 56 | 9 | 3 | | | 503 | 21 |
| Konkreta . . . | | 3 | 11 | 43 | 47 | 4 | 1 | | | 477 | 26 |
| Laute . . . . | | 5 | 40 | 44 | 19 | 1 | | | | 407 | 70 |
| Abstrakta . . . | | 9 | 59 | 29 | 11 | 1 | | | | 372 | 35 |
| Unbekannte G. . | 5 | 46 | 43 | 5 | 5 | | | | | 286 | 86 |

Die vorstehende Tafel zeigt in der obersten Reihe die Zahl der Einheiten, die in einem Komplex umspannt werden. Die folgenden wagerechten Reihen zeigen die Anzahl der Vpn., die in der betreffenden Materie einen Komplex von 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 oder 9 Einheiten umspannen. In der Materie Satzganze beherrschen z. B. 2 Vpn. einen Komplex von 2 Einheiten, 8 Vpn. einen Komplex von 3 Einheiten, 8 Vpn. einen Komplex von 4 Einheiten, 28 Vpn. einen Komplex von 5 Einheiten usw. Die senkrechten Reihen zeigen, wieviel Vpn. eine bestimmte Komplexgröße in den verschiedenen Materien beherrschen. Den Komplex von 5 Einheiten beherrschen bei den Satzganzen 28 Vpn., bei den bekannten Gegenständen 29 Vpn., bei den Ziffern 56 Vpn., bei den Konkreta 47 Vpn., bei den Lauten 19 Vpn., bei den Abstrakta 11 Vpn. und bei den unbekannten Gegenständen 5 Vpn. Die Summe der Produkte aus Anzahl der Vpn. und Zahl der Einheiten des Komplexes ergibt die Gesamtleistung der betreffenden Materie. Die vorletzte senkrechte Reihe enthält die Gesamtleistung jeder Materie. Die letzte senkrechte Reihe weist die Differenzen der Gesamtleistungssummen der einzelnen Materien auf.

Was lehrt die Tafel?

Die zu behaltenden Materien ordnen sich nach der Gesamtleistungssumme in eine Schwierigkeitsreihe. Bei den unbekannten Gegenständen ist die Leistung am kleinsten, die Materie ist am schwierigsten. Bei den Satzganzen ist die Leistung am größten, die Materie bietet die geringsten Schwierigkeiten. Die verschiedene Schwierigkeit der einzelnen Materien drückt sich auch in der Größe der Komplexe aus. Diese stuft sich mit der Größe der Summen ab.

Die Satzganzen rücken deutlich in Leistungssumme und Komplexgröße von den übrigen Materien ab. Die Differenz ihrer Summe von den zunächst stehenden bekannten Gegenständen

ist mit 102 größer als jede andere Differenz der Reihe. Das zeigt, daß es für die Leistung im unmittelbaren Behalten von größter Wichtigkeit ist, auf welche Weise die Einheiten des Komplexes verbunden sind. Bei den Satzganzen wird der Komplex vom Sinn des Satzes zusammengehalten. Eine zweite Bindung erfolgt durch die Syntax des Satzes, die dem Sinn des Ganzen parallel geht. Bei allen anderen Materien sind die Glieder mit Bezug auf Sinn und sprachliche Formulierung isoliert. Sie werden nur durch die gleichzeitige Existenz in der psychischen Präsenzzeit zusammengehalten.

Die Unterschiede, die in den Leistungssummen und Komplexgrößen zwischen den einzelnen Materien mit isolierten Einheiten bestehen, beruhen zum Teil auf dem Faktor des Bekanntseins bezw. Unbekanntseins. Je bekannter die Materie der Vp. ist, desto weniger Schwierigkeit macht das Behalten, desto größer sind Komplex und Leistungssumme. Die unbekannten Gegenstände, die nach Gegenstand und Namen vollkommen unbekannt sind, stehen in der Leistung am tiefsten. Durch die Differenz von 86 sind sie von den anderen getrennt. Es folgen die Abstrakta. Sie sind den unteren Lebensaltern und Intelligenzaltern unbekannt. Laute, Ziffern, Konkreta und bekannte Gegenstände sind ungefähr gleichmäßig bekannt.

Der Abstand der Laute mit einer Differenz von 70 beruht auf dem Sprachmotorischen. Wir meinen damit die Geschicklichkeit im Gebrauch der Sprechwerkzeuge, die vollkommene und hemmungslose Lauterzeugung und Lautverbindung. Das Grammatische und Syntaktische der Sprache kommt hier nicht in Betracht. Zur Hervorbringung der einzelnen Laute, wie es dieser Test verlangt, gehört ein höherer Grad von Sprechfertigkeit als zu dem Wiedergeben von Worten.

Die Leistungssumme der einzelnen Materien gibt auch Aufschluß darüber, ob der Faktor der Auffassung Einfluß auf das unmittelbare Behalten hat. Es handelt sich um das Auffassen von Worten und Gegenständen. Bei den Ziffern, Konkreta, Abstrakta und Lauten wird das Material in erster Linie akustisch aufgefaßt. Wieweit die Vpn. es durch inneres Mitsprechen sprachmotorisch auffassen, ist nicht festgestellt. Die Gegenstände dieses Materials sind mit der Bedeutung gegeben und können anschaulich mehr oder weniger repräsentiert sein. Bei den Tests U. 6, U. 7 werden die Namen als verbales Material in der eben beschriebenen Weise aufgefaßt. Die Gegenstände

aber sind in natura dargeboten. Die folgende Tafel zeigt die Verteilung des Auffassungsfaktors.

| Materie | Wort-auffassung | Gegenstands-auffassung | Gesamt-leistung | Diff. |
|---|---|---|---|---|
| Satzganze . . . . | akustisch | — | 626 | 102 |
| Bek. Gegenstände . | „ | visuell, stereognostisch | 524 | 21 |
| Ziffern . . . . . | „ | — | 503 | 26 |
| Konkreta . . . . | „ | — | 477 | 70 |
| Laute . . . . . | „ | — | 407 | 35 |
| Abstrakta . . . . | „ | — | 372 | 86 |
| Unbek. Gegenstände | „ | visuell, stereognostisch | 286 | |

Das verbale Material wird bei allen Materien zur Hauptsache durch einen Sinn aufgefaßt, wobei bei den Tests U. 1, U. 2, U. 3, U. 4 für die Auffassung des Gegenstandes nichts geschieht. Nur bei Test U. 6, U. 7 kommen für Wort und Gegenstand mehrere Sinne in Betracht. Die Tafel ergibt keine eindeutige Beziehung zum Behalten. Immerhin kann man die Spitzenleistung der bekannten Gegenstände (unter den isolierten Materien) auf die Auffassung durch mehrere Sinne setzen. Die Leistung der unbekannten Gegenstände zeigt aber, daß dieser Faktor vom Faktor der Bekanntheit bezw. Unbekanntheit überdeckt wird.

Die Betrachtung der Leistungssummen zeigt uns mehrere für das unmittelbare Behalten wichtige Faktoren. Im Material ist es begründet, auf welche Art der Komplex gebunden ist, ob vom Sinn des Ganzen her, ob vom äußeren Zusammensein der isolierten Elemente her. Der Faktor der Auffassung ruht in der Darbietung des Materials. Die sprachmotorische Geschicklichkeit hängt von der Vp. ab. Der Faktor der Bekanntheit bew. Unbekanntheit hat seine Grundlagen im Wissen der Vp., in den Aperzeptionsmassen, die sie zur Auffassung heranbringt.

Um die Korrelation zwischen unmittelbarem Behalten und Begriffsbildung zu errechnen, muß die Leistung der einzelnen Vp. herangezogen werden. Wir stellten neun Rangreihen auf, teils nach dem arithmetischen Mittel (aM), teils nach der Summe der behaltenen Einheiten.

Rangreihe 1: Gesamtleistung des unmittelbaren Behaltens (U. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7).
Rangreihe 2: Gesamtleistung im Behalten isolierter Einheiten (U. 1, 2, 3, 4, 6, 7).
Rangreihe 3: Leistung im Behalten von Satzganzen (U. 5).
Rangreihe 4: Leistung im Behalten von Ziffernamen (U. 1).

**Rangreihe 5:** Leistung im Behalten von Wörtern für konkrete Gegenstände (U. 2).
**Rangreihe 6:** Leistung im Behalten von Worten für abstrakte Gegenstände (U. 3).
**Rangreihe 7:** Leistung im Behalten von Lauten (U. 4).
**Rangreihe 8:** Leistung im Behalten von bekannten Gegenständen (U. 6).
**Rangreihe 9:** Leistung im Behalten von unbekannten Gegenständen (U. 7.)

## II. Die Prüfung der Begriffsbildung und ihre Ergebnisse.

### 1. Die Wertung der Lösungen.

#### a) Das Bewertungsschema.

Die Angaben der Vpn. zu einem einzelnen Begriff wurden in drei Gruppen eingeteilt: A. Oberbegriffsleistungen (A.L.), B. Substantivische Lösungen (B.L.), C. Merkmals- und Beispielangaben (C.L.). In der C.L. wird der Reizwortgegenstand (R.G.) mit Merkmals- und Beispielangaben charakterisiert. (Winter: Der Winter bringt Kälte ... Mitleid: Wenn einer krank ist, hat man Mitleid mit ihm.) In den substantivischen Lösungen gibt die Vp. einen Begriff, erreicht aber keinen Oberbegriff (O.B.), wohl nebengeordnete (N.B.) und untergeordnete (U.B.) Begriffe. In den Oberbegriffsleistungen findet sie einen O.B. In jeder der drei Gruppen kann die Lösung spontan gegeben werden oder auf Provozierung hin erfolgen. Die provozierte Angabe steht im Werte um einen Punkt tiefer als die gleiche spontane.

Die Vpn. erklären den Sachverhalt der Begriffe in den weitaus meisten Fällen vom logischen Gesichtspunkt aus. Nur bei den Begriffen: Gehorsam, Neid, Anstand, Liebe wird vereinzelt, bei: Mord und Lüge in größerer Zahl vom ethischen Standpunkt aus erklärt. Dieser Unterschied wurde in der Bewertung nicht berücksichtigt, weil in diesen Fällen das Ethische für Vpn. unseres Alters der hervorstechendste Zug ist. Die Bewertung der Angaben geschah nach logischen Grundsätzen. Die angegebenen Charakteristika wurden auf ihre größere oder geringere Allgemeinheit hin geprüft und bewertet. Für die Beispielangaben handelte es sich um die größere oder geringere Allgemeinheit des Beispiels. Entsprechend gliedern sich die aus den Merkmals- und Beispielangaben herauswachsenden substantivischen Lösungen und Oberbegriffsleistungen bezw. vollständigen Definitionen in eine Wertskala ein. Diese Wertskala ist in den Grundzügen für alle Begriffsarten gleich, wenn sie auch für

konkrete und abstrakte Begriffe einige charakteristische Unterschiede zeigt.

## Bewertungsschema für konkrete und abstrakte Begriffe.

### Konkreta.

#### Die Oberbegriffsleistungen.

| | | Wert |
|---|---|---|
| I. | Der O.B. ist durch ein treffendes allgemeines Charakteristikum bestimmt | 18 |
| II. | Der O.B. bezeichnet einen zu weiten Gegenstandskreis | 16, 12 |
| III. | Der O.B. ist aus einem nicht allgemeinen Charakteristikum gebildet; der Gegenstandskreis ist zu eng oder liegt abseits | 14, 12 |
| IV. | Der O.B. ist aus einem anderen richtigen Bedeutungskomplex gebildet | 12-18 |
| V. | Der O.B. entspringt aus der Auffassung des R.G. als eines sprachlichen Gegenstandes | 16, 12 |

#### Die substantivischen Lösungen.

| | | |
|---|---|---|
| I. | Ein nebengeordneter Begriff als Lösung | 10 |
| II. | Eine Falschleistung durch Verwendung des Reizwortes | 4-8 |
| III. | Ein untergeordneter Begriff als Lösung | 6 |
| IV. | Teile des R.G. als Lösung | 2-8 |
| V. | Teile des Sachverhaltes, worein der R.G. gehört, Teile der Umgebung, als Lösung | 2-8 |
| VI. | Substantivische Lösungen aus einem andern richtigen Bedeutungskomplex | 4-8 |
| VII. | Eine voraufgegangene substantivische Lösung perseveriert | 0 |

#### Die Merkmalsangaben.

##### A. Charakterisierung durch Zweckangaben.

| | | |
|---|---|---|
| I. | Treffende allgemeine oder genügend allgemeine Charakteristika | 8 |
| II. | Zu allgemeine Merkmale | 4 |
| III. | Artmerkmale | 6 |
| IV. | Zweckmerkmale mit weniger Gewicht und Geltungsbereich als Artmerkmale | 4 |
| V. | (Zwangszweckangabe) | - |
| VI. | Angaben zu anderen richtigen Bedeutungskomplexen | 4-8 |
| VII. | Zweckangaben und Falschdeutungen durch Klangähnlichkeit | 0 |

##### B. Charakterisierung durch Angaben der Beschaffenheit.

| | | |
|---|---|---|
| I. | Treffende allgemeine oder genügend allgemeine Charakteristika | 8 |
| II. | Zu allgemeine Merkmale | 4 |
| III. | Artmerkmale | 6 |
| IV. | Merkmale mit weniger Gewicht und Geltungsbereich als Artmerkmale | 4 |
| V. | Zwangszweckangaben | 4-8 |
| VI. | Angaben zu anderen richtigen Bedeutungskomplexen | 4-8 |
| VII. | Falschdeutungen durch Klangähnlichkeit | 0 |

## Abstrakta.

### Die Oberbegriffsleistungen.

| | | Wert |
|---|---|---|
| I. | Der O.B. ist aus einem treffenden allgemeinen Beispiel gebildet | 18 |
| II. | Der O.B. bezeichnet einen zu weiten Gegenstandskreis . . . | 16, 12 |
| III. | Der O.B. ist aus einem Artbeispiel gebildet; der Gegenstandskreis ist zu eng oder liegt abseits . . . . . | 14 |
| IV. | Der O.B. ist aus einem anderen richtigen Bedeutungskomplex gebildet . . . . . | 14-18 |
| V. | Der O.B. entspringt aus der Auffassung des R.G. als eines sprachlichen Gegenstandes . . . . . | 16, 12 |

### Die substantivischen Lösungen.

| | | |
|---|---|---|
| I. | Ein N.B. als Lösung . . . . . | 10 |
| II. | Falschleistungen mit dem Reizwort . . . . . | 4-8 |
| III. | Ein U.B. als Lösung . . . . . | 6 |
| IV. | Teile des Begriffssachverhaltes als Lösung . . . . . | 2 |
| V. | Teile des Umgebungssachverhaltes als Lösung . . . . . | 2 |

### Die Beispielangaben.

| | | |
|---|---|---|
| I. | Ein genügend allgemeines Beispiel . . . . . | 8 |
| II. | Ein Artbeispiel oder gleichwertiges Beispiel . . . . . | 6 |
| III. | Ein Einzelbeispiel . . . . . | 4 |
| IV. | Der Begriff wird mit Teilen seines Sachverhaltes charakterisiert | 2 |
| V. | Der Begriff wird mit Sachverhalten seiner Umgebung charakterisiert . . . . . | 2 |
| VI. | Erklärung des Begriffes durch dasselbe Wort ohne wesentliche Zusätze . . . . . | 2 |
| VII. | Falschdeutungen durch Klangähnlichkeit . . . . . | 0 |
| VIII. | Unverständliches, logisch Falsches . . . . . | 0 |
| IX. | Angaben zu einem anderen richtigen Bedeutungskomplex . | 2-8 |

## Erläuterungen.

Das Fundament der Bewertung sind die Merkmals- und Beispielangaben. Das treffende allgemeine oder genügend allgemeine Merkmal ist mit 8, das Artmerkmal mit 6 und das Merkmal, welches weniger Gewicht und Geltungsbereich als das Artmerkmal hat, mit 4 bewertet. In den gleichen Wertstufen stehen die entsprechenden Beispielangaben. Diese Grundstufen 4, 6, 8 kehren in den substantivischen Lösungen wie auch in den Angaben aus anderen Bedeutungskomplexen wieder. Je nach der Stellung des dort auftretenden Merkmals in der Grundstufe wird die Lösung bewertet. Mit 2 sind die Leistungen bewertet, die noch darunter stehen. Bei den Konkreta sind es die substantivischen Lösungen, die aus unwesentlichen Teilen des Begriffssachverhaltes oder aus der Umgebung des Begriffes gebildet sind, bei den Abstrakta sind es die Erklärungen des

Begriffes durch dasselbe Wort ohne wesentliche Zusätze. Die substantivischen Lösungen, die aus wesentlichen Teilen des Sachverhaltes gebildet sind (Gewitter: ein Gedonner ...: ein Blitzschlag), werden mit 8 bewertet. Unverständliche Angaben, Falschdeutungen durch Klangähnlichkeit und die Wiederholung des nackten Reizwortes sind mit 0 bewertet. Der N.B. erhält den Wert 10, weil das Übergehen auf den N.B. nach den Forschungen von O. Selz[1]) ein Hauptlösungsweg zur Bildung des übergeordneten Begriffes ist. Die Vp. muß aber den streng nebengeordneten Begriff finden, nicht einen, der mit Beziehung auf einen zu weiten O.B. nebengeordnet ist (richtig: Hase: N.B. Eichhörnchen (Nagetier); falsch: Hase: N.B. Fuchs (Säugetier).

Die Grundstufen 4, 6, 8 kehren auch in den Oberbegriffsleistungen wieder. Der O.B., der mit dem treffenden allgemeinen Charakteristikum bestimmt ist, erhält den Wert 18. Wert 16 wird nicht für den O.B., der aus dem Artmerkmal gebildet ist, bestimmt, sondern für den, der den zu weiten Gegenstandskreis enthält. Dieser muß aber noch einen guten Gattungsbegriff darstellen. Zu inhaltleere O.B. dieser Art werden auf Wert 12 gesetzt. Solche sind: bei den Gebrauchsgegenständen: Ding, Sache, Gegenstand oder Werkzeug, Gerät; ... bei Hase: Tier, Ding; ... bei Rose: Pflanze, Gewächs; ... bei Naturvorgängen: schädliches Ding, nützliches Ding. Der O.B., der aus dem Artmerkmal gebildet ist, wird mit 14 bewertet. Wert 12 erhält der O.B., der mit unwesentlichen Merkmalen bestimmt ist. In der Bewertung der O.B. kehrt sich also der Wert des Artmerkmals und des zu weiten Merkmals um, weil der O.B. umfassen muß und das, wenn auch zu weite Merkmal, immer noch umfaßt, das Artmerkmal aber nicht.

Wird der R.G. als sprachlicher Gegenstand aufgefaßt, so wird der O.B. mit 12 gewertet, wenn er »Wort« heißt, mit 16 gewertet, wenn er die Wortart gibt (Ball: O.B. Wort, O.B. Dingwort). Die O.B. zu anderen richtigen Bedeutungskomplexen werden mit 12—16 bewertet, je nach den verwendeten Charakteristika. Die bei den Halbabstrakta vorkommenden Zweckangaben entsprechen in der Bewertung denen der Konkreta.

---

1) O. Selz a. a. O. S. 79ff.

### b) Die einzelnen Gruppen der Begriffe.

Die Begriffe lassen sich nach der Zahl der Leistungen und nach den im einzelnen vertretenen Leistungsformen in mehrere Gruppen zusammenfassen. Wir besprechen diese Gruppen nun. Der zur Verfügung stehende Raum erlaubt uns nur, eine kleine Auslese des empirischen Materials wiederzugeben. Wir zeigen, wie es sich in das Bewertungsschema einordnet. Wenn bei einem Begriff Stufen der Wertskala nicht durch Angaben belegt sind, so ist diese Stufe einfach weggelassen, woraus sich die Lücken in der Numerierung erklären.

#### aa) Die reinen Konkreta.

Begriffe für konkrete Einzelgegenstände, die vorzüglich durch Zweckangaben charakterisiert werden.

Die spontanen Angaben zeigen, daß bei diesen Gegenständen der Zweck als Wesensmerkmal im Vordergrunde steht. Die Zahl der spontanen Zweckangaben ist viel größer als die der spontanen beschreibenden Angaben. Die folgende Tafel zeigt die Zahlen.

| Begriff | Spontane Zweckangabe | Spontane beschreibende Angabe | O.B. |
|---|---|---|---|
| Ball | 91 | 45 | 55 |
| Stuhl | 109 | 15 | 64 |
| Tasse | 112 | 16 | 37 |
| Hammer | 130 | 15 | 64 |
| Schelle | 87 | 10 | 26 |
| Rohr | 99 | 22 | 82 |
| Mantel | 111 | 28 | 38 |
| Keller | 101 | 13 | 16 |
| Nest | 104 | 7 | 55 |
| Höhle | 89 | 6 | 52 |
| Treppe | 115 | 6 | 19 |
| Auto | 103 | 21 | 42 |
| Hand | 176 | 12 | 35 |
| Auge | 95 | 10 | 26 |
| Kaffee | 103 | 30 | 41 |

Das Übergewicht der Zweckerfüllung erklärt sich aus dem Inhalt der Begriffe. Sie umfassen Gebrauchsgegenstände, Körperteile und ein Getränk. Die Zahl der O.B. schwankt. Bei Keller und Treppe fällt es den Vpn. schwer, einen übergeordneten Begriff zu finden. Der Bedeutungskomplex ist fast ausnahmslos geläufig. Nur ganz vereinzelt findet sich eine Falschdeutung durch Klangähnlichkeit.

## Bewertungsschema.

### Die Oberbegriffsleistungen.

| | Wert |
|---|---|
| I. Der O.B. ist durch ein treffendes allgemeines Charakteristikum bestimmt | 18 |
| a) Mehrere allgemeine Charakteristika sind verwendet. Ball: rundes Spielzeug. | |
| b) Ein allgemeines Charakteristikum ist verwendet | 18 |
| Rohr: Ding, wo man etwas durchleiten kann. | |
| c) Das Merkmal der Gebrauchsweise deckt sich mit dem allgemeinen Charakteristikum | 18 |
| Hammer: Werkzeug zum Klopfen ... Schlagwerk. | |
| II. Der O.B. bezeichnet einen zu weiten Gegenstandskreis | 16 |
| a) Er ist aus einem zu weiten Merkmal gebildet | 16 |
| Stuhl: ein Möbelstück. | |
| b) Er ist nicht näher durch ein Merkmal bestimmt; er drückt den Gerätcharakter aus | 12 |
| Hammer: Werkzeug ...: Geschirr. Tasse: ein notwendiges Ding. Schelle: ein brauchbares Ding. | |
| c) Er drückt nur den Gegenstandscharakter aus | 12 |
| Stuhl: ein Ding. | |
| d) Der Stoff als Gegenstandskreis | 12 |
| Ball: ein Gummi. | |
| III. Der O.B. ist aus einem nicht allgemeinen Charakteristikum gebildet. | |
| a) Er ist mit einem artbildenden Merkmal bestimmt | 14 |
| Rohr: Ding, wo Wasser durchläuft. Ball: Gerät zum Treten (Gebrauchsweise). Stuhl: Küchengerät, wo man sich draufsetzt. | |
| b) Er ist mit einem nicht artbildenden Merkmal gebildet | 12 |
| Tasse: Ding zum Spülen. | |
| V. Der Reizwortgegenstand wird als sprachlicher Gegenstand aufgefaßt | 16 |
| Ball: Dingwort | 16 |

### Substantivische Lösungen.

| | |
|---|---|
| I. N.B. als Lösung. Stuhl: ein Sessel | 10 |
| II. Falschleistung durch Verwendung des Reizwortes. | |
| a) Allgemeine Charakteristika sind verwendet | 8 |
| Tasse: eine Trinktasse. Gitter: ein Schutzgitter. | |
| b) Nicht artbildende Merkmale sind verwendet | 4 |
| Gitter: ein hohes Gitter ...: ein Stehgitter. | |
| c) Das nackte Reizwort ist gesetzt | 0 |
| Ball: ein Ball. | |
| III. Ein U.B. als Lösung. | |
| a) Artzweck. Ball: ein Fußball | 6 |
| b) Gebrauchsweise, die sich nicht mit dem allgemeinen Charakteristikum deckt | 6 |
| Ball: ein Schlagball. | |
| c) Stoff. Gitter: ein Eisengitter | 6 |
| d) Örtlichkeit. Gitter: ein Fenstergitter | 6 |

| | Wert |
|---|---|
| IV. Teile des Reizwortgegenstandes als Lösung . . . . . | 2 |
| Stuhl: ein Balken . . .: ein Brett. Hammer: ein Stiel. | |
| V. Teile des Umgebungssachverhaltes als Lösung . . . . . | 2 |
| Gitter: ein Tor zum Zumachen . . .: eine Mauer. Rohr: ein Krahnen. | |
| VI. Eine voraufgegangene Lösung perseveriert . . . . . | 0 |
| Hammer: ein Gefäß (Tasse ging vorauf). | |
| Merkmalsangaben. | |
| A. Charakterisierung durch Zweckangaben. | |
| I. Treffende allgemeine Charakteristika . . . . . | 8 |
| Rohr: für Leitungen. Schelle: zum Rufen. | |
| II. Zu allgemeine Merkmale . . . . . | 4 |
| Schelle: zum Gebrauchen. | |
| III. Artbildende Merkmale . . . . . | 6 |
| Schelle: zum Schellen für die Pause (Schulschelle). Rohr: für Wasser durchzuleiten (Wasserrohr). | |
| IV. Zweckmerkmale mit weniger Gewicht und Geltungsbereich als artbildende Merkmale . . . . . | 4 |
| Tasse: zum Anrühren. Stuhl: zum Draufstellen. | |
| B. Charakterisierung durch Angaben der Beschaffenheit. | |
| I. Treffende allgemeine Charakteristika . . . . . | 8 |
| Schelle: ist eine Boms (Klöppel) dran. Rohr: ist rund. | |
| II. Zu allgemeine Merkmale . . . . . | 4 |
| Hammer: ist nützlich. Rohr: ist sehr nützlich. | |
| III. Artbildende Merkmale. | |
| a) Stoff. Rohr: aus Eisen, Blech . . . . . | 6 |
| b) Bauart, Zusammensetzung . . . . . | 6 |
| Gitter: sind Stangen . . .: aus Eisenstangen. | |
| c) Ortsangabe. Gitter: im Garten . . . . . | 6 |
| IV. Merkmale mit weniger Gewicht als artbildende Merkmale . . . . | 4 |
| Schelle: der Stiel ist schwarz. Rohr: ist lang. Gitter: hängen Blätter drauf. | |
| V. Zwangszweckangaben . . . . . | 4 |
| Tasse: zum Spülen . . .: zum Aufhängen. | |
| VII. Falsche Deutungen durch Klangähnlichkeit . . . . . | 0 |
| Gitter: zum Spielen zu Hause, aus Holz (Gitarre). Rohr: eine Uhr, ticktack. | |

Begriffe für konkrete Einzelgegenstände, die vorzüglich durch Angaben der Beschaffenheit charakterisiert werden.

Der Sachverhalt dieser Begriffe ist im Bewußtsein der Vpn. in erster Linie durch die Beschaffenheit der Gegenstände gegeben. Die spontanen beschreibenden Angaben überwiegen bei weitem die Zweckangaben, wie folgende Zusammenstellung zeigt:

| Begriff | Spontane Zweckangabe | Spontane beschreibende Angabe | O.B. |
|---|---|---|---|
| Rose . . . . . | 47 | 83 | 75 |
| Taube . . . . . | 25 | 81 | 75 |
| Hase . . . . . | 37 | 87 | 84 |
| Sonne . . . . . | 29 | 126 | 40 |
| Mond . . . . . | 8 | 143 | 47 |
| Regen . . . . . | 22 | 79 | 82 |

Der Zweck wird auf Provozierung hin ebenfalls häufig gebracht. Das Zurücktreten des Zwecks in der Charakterisierung erklärt sich daraus, daß wir es nicht mit Gebrauchsgegenständen zu tun haben. Die Lösungsarten sind dieselben wie bei jenen, doch sind die Gegenstände schon nicht mehr so scharf von ihrer Umgebung abgegrenzt. Die substantivischen Lösungen aus Teilen des R.G. oder aus Teilen der Umgebung sind also zahlreicher.

## Bewertungsschema.

### Oberbegriffsleistungen.

| | Wert |
|---|---|
| I. Der O.B. ist mit einem genügend allgemeinen Charakteristikum gebildet . . . . . | 18 |
| Hase: ein Nagetier . . .: ein Wild . . .: ein flinkes Tier . . .: ein Renntier . . .: ein banges Tier . . .: ein schädliches Tier. | |
| Rose: eine wohlriechende Blume . . .: eine Duftblume . . .: eine Zierblume. | |
| Sonne: ein runder, glühender Ball . . .: eine Wärmekugel . . .: ein rundes Feuer . . .: ein Glühwerk . . .: ein Licht . . .: ein Lichtding . . .: ein runder Ball aus Feuer. | |
| II. Der O.B. bezeichnet einen zu weiten Gegenstandskreis. | |
| a) Hase: ein Eßtier . . .: ein nützliches Tier . . .: eine Speise . . .: Fleisch . . . . . | 16 |
| Rose: eine Blume . . .: ein Schmückding . . .: ein Riechartikel. | |
| b) Sonne: ein Ding . . .: ein nützliches Ding . . . . . | 12 |
| Hase: ein Tier . . .: ein rotes Tier . . .: ein großes Tier. | |
| Rose: ein Gewächs . . .: eine Pflanze . . .: ein Ding. | |
| III. Der O.B. ist mit einem nicht allgemeinen Charakteristikum gebildet. | 14 |
| Hase: ein Feldtier . . .: ein Tier, was im Walde läuft. | |
| Sonne: ein Ding zum Trocknen . . .: ein Heilmittel. | |

### Substantivische Lösungen.

| | |
|---|---|
| I. Ein N.B als Lösung . . . . . | 10 |
| Sonne: ein Stern . . .: ein Mond . . . | |
| II. Falschleistung durch Reizwort. | |
| a) Hase: ein Laufhase. Rose: eine Riechrose. Sonne: eine Brennsonne . . . . . | 8 |
| b) Hase: ein Hase. Rose: eine Rose. Sonne: eine Sonne . . . . | 0 |

| | Wert |
|---|---|
| III. Ein U.B. als Lösung | 6 |
| a) Hase: ein Kaninchen. Rose: eine Gartenrose ...: eine Heckenrose. | |
| IV. Teile des R.G. als Lösung | 2 |
| Rose: eine Knospe. Sonne: ein Sonnenlicht ...: ein Strahl. | |
| V. Teile der Umgebung als Lösung | 2 |
| Sonne: ein Firmament ...: ein Mondschein ...: ein Schönwetter. | |
| VI. Substantivische Lösungen aus einem anderen Bedeutungskomplex. | |
| a) Hase: ein Osterhase | 4 |
| b) Sonne: ein Gesicht ...: ein Kopf | 4 |

## Merkmalsangaben.

### A. Charakterisierung durch Beschaffenheit.

| | |
|---|---|
| I. Genügend allgemeine Charakteristika | 8 |
| Hase: hat zwei Nagezähne ...: hört gut ...: kann gut hüpfen ...: hat lange Beine. | |
| Rose: hat schönen Duft ...: hat schöne Farben ...: hat Stacheln. | |
| Sonne: bescheint die ganze Welt ...: macht Wärme ...: geht um die Welt ...: ist ganz aus Feuer ...: ist hell. | |
| II. Zu weite Charakteristika | 4 |
| Rose: hat Blätter ...: wird gepflanzt ...: sprießt ...: blüht auf. | |
| III. Artmerkmale | 6 |
| Hase: ist grau ...: lebt im Walde ...: auf dem Felde lebt er. | |
| Rose: blüht im Garten ...: auf dem Feld und auf der Heide. | |
| IV. Merkmale mit weniger Gewicht und Geltung als Artmerkmale | 4 |
| Hase: ißt ...: ist rot. | |
| Rose: wachsen im Rosengarten ...: kann man abpflücken ..: hat man gern. | |
| Sonne: scheint in die Augen ... scheint im Sommer auf die Wiese ...: trocknet die Straße. | |
| V. Zwangszweckangaben. | |
| a) Hase: zum Laufen ...: zum Springen | 8 |
| b) Rose: zum Blühen ...: zum Wachsen | 4 |
| VI. Aus einem anderen richtigen Bedeutungskomplex | 8 |
| Osterhase. Davon kriegen wir Ostereier ...: Tut Eier legen. | |

### B. Charakterisierung durch Zweckangabe.

| | |
|---|---|
| I. Genügend allgemeine Charakteristika | 8 |
| Hase: zum Schießen ...: zur Nahrung ...: zum Verkaufen. | |
| Rose: die Bienen finden Honig darin ...: zum Schmücken ...: zum Schenken ...: zum Rosenwasser davon machen. | |
| Sonne: zum Hellmachen ...: zum Leuchten ...: zum Warmmachen ...: zum Wärmegeben ...: damit das Wetter schön ist ...: daß Nahrungsmittel kommen | 8 |
| IV. Zweckmerkmale mit weniger Gewicht und Geltungsbereich als Artmerkmale; Einzelfälle der Verwendung | 4 |
| Rose: zum Pflücken ... zum Kaufen ...: wenn einer geheiratet hat, schenkt man Rosen ...: zum ins Knopfloch stecken. | |
| Sonne: zum Sachen bleichen. | |

| | Wert |
|---|---|
| VI. Aus einem anderen richtigen Bedeutungskomplex . . . . . Osterhase: zum Eier legen . . .: zum Eier machen. | 8 |

Begriffe für konkrete Gegenstände, die in gleichem Maße durch Zweckangaben und durch Angaben der Beschaffenheit charakterisiert werden.

Bei diesen Begriffen sind die Charakteristika des Zweckes wie der Beschaffenheit in gleichem Maße in Bereitschaft. Die spontanen Angaben beider Arten halten sich der Zahl nach die Wage.

| Begriff | Spontane Zweckangabe | Spontane beschreibende Angabe | O.B. |
|---|---|---|---|
| Gitter . . . . . | 56 | 50 | 29 |
| Kartoffel . . . . . | 98 | 72 | 57 |
| Blume . . . . . | 79 | 66 | 24 |
| Katze . . . . . | 67 | 76 | 74 |
| Hund . . . . . | 65 | 72 | 57 |

Inhaltlich bezeichnen diese Begriffe: Haustiere, eine Speise, eine Gebrauchseinrichtung und einen Gattungsbegriff aus der Pflanzenwelt. Blume und Gitter haben eine geringe Zahl von O.B. Die Ursache liegt darin, daß das eine schon ein Gattungsbegriff ist, das andere eine Einrichtung ist, aus deren Zweck sich schwer ein O.B. bilden läßt. Es folgen nun einige Begriffe, die von den bisherigen in Lösungsform oder Leistung abweichen.

### bb) Die Halbkonkreta.

#### Der Begriff: Grenze.

Er bezeichnet eine Einrichtung. Zum Wesen gehört das »Örtlichkeitsein« und die Zweckerfüllung. Das Wesensmerkmal des »Örtlichkeitseins« wird in den beschreibenden Angaben ausgedrückt und bedingt die sprachliche Einleitung der Sätze mit »wo, da«. (Grenze: wo man nicht rüber gehen darf.) Die Zweckerfüllung der Einrichtung tritt in den Zweckangaben auf und bedingt die sprachliche Einleitung mit »daß, damit, zum«. (Grenze: daß die Soldaten nicht drüber gehen, laufen, springen . . .: wenn die Franzosen abgesperrt haben, damit nicht alles rausgeschleppt wird . .: zum Absperren, zum Zoll erheben). Die Gesamtzahl der O.B.-Leistungen ist elf. Es fällt unseren Vpn. schwer, aus dem allgemeinen Charakteristikum »Trennung« einen

treffenden O.B. zu bilden. Unter den Lösungsformen finden sich solche, die charakteristisch sind für Begriffe, die Vorgänge schildern, und solche, die den abstrakten Begriffen eigentümlich sind. Aus dem allgemeinen Merkmal des »Örtlichkeitseins« entspringt die große Zahl der substantivischen Lösungen, die Teile des Begriffssachverhaltes angeben. (Grenze: eine Brücke.) Die geringe Geläufigkeit des Begriffes zeigt sich in den Falschdeutungen durch Klangähnlichkeit (Grenze: Bekränzen). Vereinzelt findet sich auch die Form des »Wenn«-Satzes mit der Aufgabe, die er bei den abstrakten Begriffen hat: einen Sachverhalt durch ein konkretes Beispiel klarlegen (Grenze: wenn die Franzosen abgesperrt haben, damit nicht alles rausgeschleppt wird). Die Zahl der O.B.-Leistungen und einige Lösungsformen zeigen, daß dieser Begriff zwischen den Konkreta und den Abstrakta steht.

## Bewertungsschema.

### Oberbegriffsleistungen.

| | Wert |
|---|---|
| I. Der O.B. ist durch ein treffendes allgemeines Charakteristikum bestimmt . . . . . | 18 |
| Grenze: eine Sperre . . .: eine Absperrung. | |
| II. Der Gegenstandskreis ist zu weit . . . . . | 16 |
| Grenze: ein Schutzzeug. | |
| III. Der O.B. ist aus einem nicht allgemeinen Charakteristikum gebildet; der Gegenstandskreis ist zu eng oder liegt abseits . . . . | 12 |
| Grenze: eine Haltestelle . , .: eine abgezäunte Stelle . . .: eine unbetretene Stelle. | |

### Substantivische Lösungen.

| | |
|---|---|
| IV. Teile des R.G. als Lösung . . . . . | 2 |
| Grenze: eine Brücke . . .: ein Tal . . .: der Rhein . . .: ein Weg . . .: ein Ort . . .: ein Land. | |

### Merkmalsangaben.

#### A. Charakterisierung durch Zweckangaben.

| | |
|---|---|
| I. Ein treffendes allgemeines Charakteristikum . . . . . | 8 |
| Grenze: daß keiner durch geht . . .: zur Aufsicht, daß keiner rüber kommt. | |
| III. Artmerkmale . . . . . | 6 |
| Grenze: daß einer dem anderen nicht ins Land kann . . .: daß die Länder abgeteilt sind . . .: zum Absperren, zum Zoll erheben . . .: wenn früher die Soldaten Streit hatten gegeneinander, daß die da nicht so leicht drüber kommen sollten. | |
| IV. Merkmale mit weniger Gewicht und Geltung als Artmerkmale . . | 4 |
| Grenze: daß kein Deutscher nach Rußland kann (deutschrussische Grenze) . . .: daß man nicht rüber fährt, wenn die Straße aufgebrochen wird, darf kein Lastauto drüber fahren (Straßensperre). | |

| | Wert |
|---|---|
| B. Charakterisierung durch beschreibende Angaben. | 8 |
| I. Ein treffendes allgemeines Charakteristikum . . . . . | |
| Grenze: wo man nicht rüber gehen darf. | 6 |
| III. Artmerkmale . . . . . | |
| Grenze: wo ein anderes Land, eine andere Stadt anfängt, ist gesperrt (Landes-, Stadtgrenze allgemein). Grenze: kann man drüber gehen, wenn der Krieg wieder anfängt, laufen die Soldaten da durch und schießen (Landesgrenze und Krieg). Grenze: dahin reisen die Leute kaufen, schmuggeln (Landesgrenze und Schmuggel). Grenze: da darf man nicht hin, da sind die Franzosen (Grenze der Ruhrbesetzung). Grenze: wo man nicht gehen darf, wo abgezäunt ist, ein Schießplatz (Schießplatzgrenze). Grenze: wo man nicht spielen darf (Spielplatzgrenze). | |
| IV. Merkmale mit weniger Gewicht und Geltungsbereich als Artmerkmale . . . . . | 4 |
| Grenze: wo hier ist Deutschland, da ist Rußland . . .: wo die Bahn hält und nicht mehr weiter fahren darf, die holländische Grenze . . .: in Österreich. | |
| VII. Falschdeutungen durch Klangähnlichkeit . . . . . | 0 |
| Grenze: an der Elektrischen (Bremse) . . .: für die Gräber (Kränze) . . .: ein Kopfkränzchen. | |

### cc) Die reinen Abstrakta.

Wir fassen hierunter eine Gruppe von abstrakten Begriffen zusammen, die in unserer Untersuchung nach Leistung und Lösungscharakter den Gegenpol der Begriffe für konkrete Einzelgegenstände darstellen. Ihre Lösungen charakterisieren sich in folgender Weise: a) Die Zahl der Oberbegriffsleistungen ist sehr gering. b) Spontane Zweckangaben fehlen vollständig. c) Die Vpn. charakterisieren diese Begriffe, indem sie ein Beispiel angeben, worin in allgemeiner Form oder in einem individuellen Fall der Sachverhalt des Begriffes klargelegt wird. (Neid: wenn man dem anderen nichts gönnt. Neid: wenn einer viel Geld hat und der andere hat nichts, dann ist er neidisch. Neid: wenn einer neidisch ist, einer hat neue Schuhe und der andere gönnt es ihm nicht.) d) Der Satz wird fast ausnahmslos mit »wenn« eingeleitet. — Wenn behauptet wurde, daß spontane Zweckangaben fehlen, so zeigt das nur, wie der Begriff beim ersten Lösungsversuch im Bewußtsein der Vpn. gegeben ist, läßt aber zu, daß auf Provozierung hin Zweckangaben auftreten (Mitleid: dann gibt man etwas). Wir zeigen im folgenden die Reihe der Begriffe.

| Begriff | Zahl der O.B. | Zahl der subst. L. | Begriff | Zahl der O.B. | Zahl der subst. L. |
|---|---|---|---|---|---|
| Gesetz . . . . | 4 | 2 | Neid . . . . . | — | — |
| Mitleid . . . . | 4 | 4 | Anstand . . . | — | — |
| Friede . . . . | 3 | 3 | Absicht . . . . | — | — |
| Gehorsam . . . | 3 | 0 | Begriff . . . . | — | — |
| Liebe . . . . . | 3 | 5 | Kunst . . . . | — | — |
| Erklärung . . | 2 | 1 | Wille . . . . . | — | — |
| Ursache . . . . | 1 | — | Verstand . . . | — | — |
| Wahl . . . . . | — | — | | | |

Die Zahl der gebildeten O.B. ist zwanzig. Die Grundlage der Bewertung dieser Lösungen sind die Beispielangaben. Die provozierten Zweckangaben wurden nicht in die Bewertung einbezogen.

## Bewertungsschema.

### Oberbegriffsleistungen.

| | | Wert |
|---|---|---|
| I. | Der O.B. ist aus einem treffenden allgemeinen Beispiel oder aus einem allgemeinen Charakteristikum gebildet . . . . . | 18 |
| | Mitleid: ein Leid ...: eine Trauer, eine traurige Sache. | |
| II. | Der O.B. bezeichnet einen zu weiten Gegenstandskreis. | |
| | a) Erklärung: ein Ding. Ursache: was Wichtiges. Liebe: etwas Wichtiges. Friede: ein Zweck . . . . . | 12 |
| | b) Gehorsam: eine Gutheit ...: etwas Gutes ...: eine Bravheit. Liebe: eine Herrschung . . . . . | 16 |
| III. | Der O.B. ist aus einem Artbeispiel oder einem Artmerkmal gebildet; Gegenstandskreis zu eng oder abseits liegend . . . . . | 14 |
| | Mitleid: eine Sache zum Trösten (Zweck). Friede: ein Vertragen. Gesetz: Gedrucktes. | |
| IV. | Der O.B. entspringt aus der Auffassung des R.G. als eines sprachlichen Gegenstandes. | |
| | a) Erklärung: ein Sprüchlein . . . . . | 16 |
| | b) Liebe: ein Wort. Gesetz: ein Wort . . . . . | 12 |
| V. | Es wird ein O.B. zu einem zweiten richtigen Bedeutungskomplex gebildet . . . . . | 18 |
| | Gesetz: ein Gebet (Rosenkranzgebet). | |

### Substantivische Lösungen.

| | | |
|---|---|---|
| I. | Ein N.B. als Lösung . . . . . | 10 |
| | Mitleid: Barmherzigkeit ...: etwas Liebes ...: ein Treuwerk. Liebe: eine Freude. Neid: ein Zorn. Kunst: eine Erfindung. | |
| II. | Falschleistungen mit dem Reizwort . . . . . | 4—8 |
| | Mitleid: Mitleid des Menschen. Friede: Friedenszeit. Liebe: Liebe. Wahl: eine Wählung. Neid: eine Neidischkeit. Kunst: Kunst. | 0 |
| III. | Ein U.B. als substantivische Leistung . . . . . | 6 |
| | Kunst: Zauberkunst. | |

| | | Wert |
|---|---|---|
| IV. | Teile des R.G. als Lösung . . . . . | 2 |
| | Kunst: ein Buch . . .: eine Leichtigkeit. Erklärung: ein Liedchen im Buch, zum Singen. Verstand: ein kluger Junge. Mitleid: ein Mutterherz. Liebe: ein Mutterherz. Gesetz: die Regierung. | |
| V. | Teile der Umgebung als Lösung . . . . . | 2 |
| | Liebe: ein braves Mädchen . . .: eine Freundlichkeit. Neid: eine Strafe. Gesetz: die Strafe. Wahl: eine Versammlung . . .: Kommunisten . . .: ein Spiel. Freude: eine Sanftheit. | |

Beispielangaben.

| | | |
|---|---|---|
| I. | a) Allgemeines Beispiel oder allgemeines Charakteristikum . . . | 8 |
| | Anstand: wenn einer sich gut beträgt. Liebe: wenn man sich gern hat. Erklärung: wenn man den anderen was plausibel macht. Absicht: wenn einer was extra getan hat. Begriff: wenn einer was verstanden hat. Kunst: wenn einer was gemacht hat, was nicht jeder kann . . .: wenn einer was machen kann, was künstlerisch ist. Wille: wenn einer sich was vornimmt und führt es aus . . .: wenn ich etwas nicht gerne mache und mache es dann doch. | |
| | b) Allgemeines Beispiel, ein einzelner Fall ist beigefügt . . . . | 8 |
| | Kunst: wenn ich was machen kann, was andere selten können, Kunstfahren . . .: wenn einer was machen kann, Turnen. | |
| II. | Ein Beispiel, das nur eine Art des Begriffes illustriert, oder ein Artmerkmal ist gegeben . . . . . | 6 |
| | Friede: auf dem Kirchhof die Toten, dann ist alles in Ruhe (Kirchhofsfriede) . . .: wenn zwei Völker nach dem Streit sich einigen, sich die Hand geben (Friede nach dem Kriege). Friede: wenn alles gleichmäßig ist, wenn alles ruhig ist, wenn man nicht bang zu sein braucht, daß einem was passiert (bürgerlicher Friede). Friede: man hat im Hause nicht gern Streit, sondern Frieden (Hausfriede). Friede: wenn man sich in der Familie verträgt (Familienfriede). Friede: wenn ich mich gezankt habe und sage dann: »Wir wollen Frieden schließen« (Vertragen mit Freunden). | |
| III. | Beispiele, worin Einzelfälle der Arten beschrieben sind oder Einzelmerkmale gegeben werden . . . . . | 4 |
| | Wahl: wenn einer Zentrum oder Rot wählt, das ist eine Wahl . . .: ob wir französisch oder deutsch sein wollen (politische Wahl). Wahl: beim Fußball, man wählt wer dran ist (Wahl beim Spiel). Wahl: ich wähle eine Taube, dann tun die Männer laufen, wo die Taube hingeflogen ist (Setzen beim Wettfliegen). Wahl: wenn ein Bischof gewählt wird oder Kaplan (Personenwahl). Wahl: wenn man um einen Bleistift wählt, wer das Steinchen hat, kriegt das Ding (Wählen beim Kinderspiel). | |
| IV. | Teile des Sachverhaltes als Lösung . . . . . | 2 |
| | Friede: wenn alles billiger wird . . .: wenn man keine Sorge hat (Wirkungen). Wahl: wenn man wählt, wenn man Schlagball | |

| | | Wert |
|---|---|---|
| | spielt, tut man wählen, tut man mit dem Stock, wirft den Stock dem andern zu und geht immer höher mit der Faust ...: jeder kriegt einen Zettel, dann gehen sie in das Haus mit dem Zettel hinein (äußere Veranstaltung der Wahl). | |
| V. | Teile des Umgebungssachverhaltes als Lösung . . . . . | 2 |
| | Begriff: wenn man gut behalten kann (Gedächtnis). Absicht: wenn ich mit einer Streit habe und besehe sie nicht ...: dann machen sie Holz kaput. Erklärung: wenn man einem sagt, was gut ist (ein guter Rat) ...: etwas erzählen, der Lehrer (Erzählung). Wille: wenn du die Wut kriegst, das ist Wille ...: wenn man Mut hat. | |
| VI. | Erklärung durch dasselbe Wort . . . . . | 2 |
| | Liebe: wenn einer liebt. Wahl: wenn einer wählt. Gesetz: das ist ein Gesetz. Gehorsam: wenn man gehorsam ist. | |
| VII. | Falschdeutungen durch Klangähnlichkeit . . . . . | 0 |
| | Neid: dann schneit es ...: beleidigt. Ursache: eine Uhr ...: ticktack ...: wenn man einem was ins Ohr sagt. Absicht: wenn einer Abschied nimmt. Begriff: ein Griffel zum Schreiben. Wille: wilde Tiere. Gesetz: ein Sätzchen ...: ein Satz. | |
| VIII. | Unverständliches, logisch Falsches . . . . . | 0 |
| | Friede: wenn man brav sein soll. Wahl: kriegt man einen Zettel ausgefüllt, muß den Zettel unterschreiben und kriegt den Zettel zurück. Neid: wenn einer morgens früh aufsteht und muß zur Arbeit gehen ...: wenn einer was holen muß. | |

Erläuterungen.

Die Bewertung ruht auf den Beispielangaben. Das allgemeine Beispiel ist am höchsten bewertet, auch wenn ihm ein konkreter Fall gleichsam als Erläuterung beigegeben ist. Nicht zu jedem Begriff wurden allgemeine Beispiele gefunden. Sie fehlen z. B. ganz bei »Absicht« und »Ursache«. Nicht nur zwischen den einzelnen Begriffen, sondern auch innerhalb der Angaben eines Begriffes besteht ein Wertunterschied zwischen den unter der Rubrik »Allgemeines Beispiel« vereinigten Angaben. So wurde z. B. bei Kunst noch als allgemeines Beispiel gewertet, was das Charakteristikum »Kunstwerk« enthielt (Kunst: wenn einer ein prachtvolles Stück gemacht hat).

Die Bestimmung der Artbeispiele (II.) und der Einzelbeispiele (III.) konnte nicht immer nach dem gleichen Prinzip geschehen. Bei vielen Begriffen gibt es richtige Artbegriffe, z. B. bei Friede, Wahl, Gesetz, Kunst; bei anderen aber, wie Ursache, Erklärung, Absicht, Begriff, gibt es solche nicht. Dann wurde ein gewisser Grad von Allgemeinheit zum Maßstab genommen.

### dd) Die Halbabstrakta.

Die Begriffe: Pfand, Streik, Tausch, Arbeit.

Diese Begriffe stammen aus der Volkswirtschaft und erfüllen im volkswirtschaftlichen Verkehr einen Zweck. Der Charakter der Zweckerfüllung ist wesentlich. Dieser Zweckcharakter wird in manchen Angaben ausdrücklich ausgesprochen. In anderen wird er nicht ausgesprochen, tritt aber auf Provozierung hin sofort auf, ein Beweis, daß er auch in Bereitschaft war. Die bedeutende Rolle, die der Zweck bei diesen Begriffen spielt, scheidet sie von den reinen abstrakten Begriffen. Sie sind ferner dadurch charakterisiert, daß es sich bei ihnen um Vorgänge handelt. Die meisten Vpn. erklären diese Begriffe dadurch, daß sie diesen Vorgang klarlegen. Zweckangabe wie Vorgangsschilderung können in konkreten Einzelfällen wie auch in allgemeinen Beispielen gegeben werden. Aus Vorgangsschilderung oder Zweckangabe einen O.B. zu bilden, ist für unsere Vpn. eine schwere Leistung. Wir geben die Zahl der O.B. und Zweckangaben.

| Begriff | Zahl der O.B. | Zweck-angaben |
|---|---|---|
| Pfand . . . | 7 | 56 |
| Streik . . . | 2 | 74 |
| Tausch . . | 5 | 11 |
| Arbeit . . . | 15 | 13 |

Die Zweckangaben sind in die Bewertung einbezogen.

Der Begriff: Pfand.

Die meisten Vpn. bringen in ihrer Lösung den Vorgang des Pfandgebens dafür, daß eine Verpflichtung eingehalten werden soll. Das wird in keinem Fall allgemein ausgedrückt, sondern in der Form von Artbegriffen (Pfandgeben für Leihen, Versprechenhalten, Wahrheitsagen). Daneben kommen natürlich konkrete Einzelfälle vor (Pfand: wenn man eine Flasche haben will, muß man ein Pfand da lassen). Die Zweckangaben treten spontan nur bei Einzelbeispielen auf (Pfand: wenn ein Mädchen mich nochmals treffen will, gebe ich ein Pfand, daß es sicher ist . . .: wenn man einen fortschickt: »Gib mir ein Pfand, daß du wiederkommst«). Der Zweckcharakter dieser Begriffe ist nicht mit dem der Gebrauchsgegenstände auf eine Stufe zu stellen. Hier handelt es sich um den Zweck des Vorganges, der viel schwerer

zu erfassen ist. Darin liegt wohl auch der Grund, daß in erster Linie die Klarlegung des Vorganges zur Charakterisierung benutzt wird, erst in zweiter Linie die Zweckangabe. Der Pfandgegenstand an sich trägt nicht den Zweck, sondern erst der Vorgang, in den er einbezogen ist. Hier liegt die Schwierigkeit der Bildung eines O.B. Aus dem Vorgang läßt sich kein treffender O.B. bilden. Der Vorgang ist immer ein Geben, das Geben an sich ist zu farblos, um daraus einen treffenden O.B. zu bilden. Geschieht es wie bei O. Selz[1]), so ist der O.B. unzulänglich (»in Verwahr gegebener Gegenstand«). Ein guter O.B. läßt sich nur aus dem Zweck bilden, aus dem »Sicherheitgeben«, und dieser Zweck wird nur von ganz wenigen abstrahiert. Bei vielen Vpn. taucht das Wissen um das Pfandhaus auf und wird zur Lösung verwendet. Gibt die Vp. dabei den Vorgang vollständig, so ist die Lösung hinreichend (Pfand: wenn ich was versetze und kriege Geld dafür, ich muß das Geld wiedergeben und kriege meine Sachen dafür). Gibt sie aber nur Teile des Vorganges beim Pfandhaus oder den Zweck, so ist die Lösung minderwertig (Pfand: für Kleider abzugeben). Der Zweck des Pfandhauses ist in erster Linie Geld zu entleihen und nicht Sicherheit zu geben. Noch näher steht die Vp. dem anschaulich Konkreten, wenn sie einen einzelnen Gegenstand als Pfand bezeichnet (Pfand: eine Uhr).

Der Begriff: Streik.

Die Vpn. greifen nur die Bedeutung »Lohnstreik« auf, also eine Art des Streiks. Der Zweck gehört zum Wesen des Begriffs und tritt sehr häufig spontan auf, wird aber in die Form des »Wenn«-Satzes gekleidet (Streik: wenn die Leute mehr Lohn haben wollen und der Arbeitgeber will ihn nicht geben, dann legen sie die Arbeit nieder).

Der Begriff: Tausch.

Nur in einem Fall charakterisiert eine Vp. mit dem Zweck (Tausch: zum Geldverdienen). Alle anderen Fälle bringen die Schilderung des Tauschvorganges (Tausch: wenn man ein Ding gegen ein anderes Ding tauscht).

Der Begriff: Arbeit.

Auch hier tritt der Zweck, so nahe er liegt, in den spontanen Angaben fast ganz zurück.

---

1) O. Selz a. a. O. S. 91.

# Bewertungsschema.

## Oberbegriffsleistungen.

| | Wert |
|---|---|
| I. Der O.B. ist aus einem treffenden allgemeinen Beispiel oder Charakteristikum gebildet . . . . . | 18 |
| Pfand: ein Sicherheitsding . . .: eine Sicherung. Streik: eine Arbeitsaufhörung. Tausch: ein Wechsel . . .: ein Handel. Arbeit: eine Beschäftigung . . .: ein Schaffen. | |
| II. Der O.B. bezeichnet einen zu weiten Gegenstandskreis. | |
| a) Pfand: ein Wert. Streik: eine Forderung . . . . . | 16 |
| b) Pfand: ein Ding. Tausch: eine wichtige Sache. Arbeit: eine nützliche Sache . . .: ein Zweck . . . . . | 12 |
| III. Der O.B. ist aus einem Artbeispiel oder Artmerkmal gebildet; der Gegenstandskreis ist zu eng oder liegt abseits . . . . . | 14 |
| Pfand: ein Leihzeug. Tausch: ein Klüngel. Arbeit: ein Teil für Kraft zu kriegen . . .: etwas zum Verdienen . . .: ein Handwerk. | |

## Substantivische Lösungen.

| | |
|---|---|
| II. Falschleistungen mit dem Reizwort . . . . . | 0 |
| Pfand: ein Pfand. Tausch: ein Tausch. | |
| IV. Teile des R.G. als Lösung . . . . . | 2 |
| Pfand: eine Uhr . . .: ein Ring. Tausch: ein Ball . . .: Geld. Arbeit: eine Arbeitszeit . . .: eine Werkstatt. | |
| V. Teile der Umgebung als Sachverhalt . . . . . | 2 |
| Pfand: Geld . . .: Pfandhaus . . .: Leihhaus. | |

## Beispielangaben.

| | |
|---|---|
| I. a) Allgemeines Beispiel oder Charakteristikum . . . . . | 8 |
| Tausch: wenn einer dem anderen was gibt und will dafür was anderes haben . . .: wenn man etwas hat und will mit einem anderen tauschen. Arbeit: wenn man tut . . .: dann tut man alles. | |
| b) Allgemeines Beispiel, einzelner Fall ist beigefügt . . . . . | 8 |
| Tausch: wenn man was vertauschen tut, Taschenmesser gegen Taschenlampe. | |
| II. Artbeispiel oder Artmerkmal . . . . . | 6 |
| Pfand: wenn man etwas geliehen haben will, gibt man etwas als Pfand, das kann er behalten, wenn man es nicht wiedergibt . . .: wenn man ein Pfand gibt, wenn man etwas verspricht. | |
| Streik: wenn sie zu wenig Lohn kriegen und die Arbeit niederlegen . . .: dann tun sie nicht arbeiten, weil sie zu wenig Lohn kriegen . . .: sie arbeiten nicht. | |
| Tausch: wenn man mit einem die Wohnung tauscht . . .: wenn ein Junge mit Spielsachen tauschen will. | |
| Arbeit: wenn man auf die Fabrik arbeiten geht (Fabrikarbeit) . . .: Männer gehen arbeiten . . .: der Vater muß arbeiten (Männerarbeit) . . .: wenn man groß ist (Aufgabe des Erwachsenen). | |

| | Wert |
|---|---|
| III. Einzelfälle der Arten . . . . . | 4 |
| Pfand: wenn man Geld leiht, läßt man etwas als Pfand, was viel wert ist . . .: er gibt einem den Mantel als Pfand, daß er wiederkommt. | |
| Streik: wenn man Zeitungen tragen geht, muß man streiken, daß man mehr Geld kriegt. | |
| Tausch: wenn man einen Schrank für einen Ofen tauscht. | |
| Arbeit: wenn der Lehrer Hefte nachsehen muß . . .: wenn man Kartons macht. | |
| IV. Teile des Sachverhaltes als Lösung . . . . . | 2 |
| Pfand: wenn man was leihen tut . . .: da gehen die Leute Geld holen (Pfandhaus). | |
| Streik: wenn sie zu wenig Lohn kriegen . . .: Leute gehen mit Plakaten über die Straße, laufen die Kinder herum. | |
| Arbeit: wenn man fleißig ist. | |
| V. Teile des Umgebungssachverhaltes als Lösung . . . . . | 2 |
| Pfand: wenn man ein Paket bei einem stehen hat, muß man ein Pfand geben oder Geld. | |
| Streik: wegen der Erwerbslosen. | |
| VI. Erklärung durch dasselbe Wort . . . . . | 2 |
| Pfand: wenn man ein Pfand gibt. Streik: Männer streiken. | |
| VII. Falschdeutungen durch Klangähnlichkeit . . . . . | 0 |
| Pfand: ein Elefant, ein Bär. Streik: Streit . . .: Seilstricken. | |
| VIII. Unverständliches, logisch Falsches . . . . . | 0 |
| Pfand: das sind Schutzmänner. | |
| Zweckangaben. | |
| I. Allgemeines Charakteristikum . . . . . | 8 |
| Pfand: daß man sicher ist . . .: um sich sicherzustellen. Tausch: wenn man etwas gern haben will . . .: daß man was anderes kriegt. Arbeit: für Kräfte zu machen. | |
| II. Artmerkmal . . . . . | 6 |
| Pfand: damit die Leute wissen, daß man wiederkommt . . .: daß man hält, was man versprochen hat. Arbeit: zum Geldverdienen . . .: zum Verdienen . . .: daß es proper und rein ist (Hausarbeit). | |
| III. Zwecke der Einzelfälle . . . . . | 4 |
| Pfand: daß man die Flasche wiederbringt. | |
| Tausch: man möchte gern drei Zimmer haben . . .: weil man den schönen Tisch haben will. | |
| Arbeit: damit das Haus fertig wird . . .: der Schrank beim Schreiner. | |
| IV. Zwangszweckangabe . . . . . | 4 |
| Pfand: zum Kleiderwegtragen . . .: zum Leihen. Arbeit: zum Nägeleinhauen. | |
| V. Falschdeutungen durch Klangähnlichkeit . . . . . | 0 |
| Tausch: im Volksgarten (Teich) . . .: in Tinte tauchen. | |

## 2. Die Ergebnisse.

Mit Hilfe der Bewertungsschemata erhielt jede Vp. für jede Begriffsleistung einen Wert. Die geraden Zahlen bezeichnen die spontane Leistung. Die provozierte Leistung wurde stets um einen Punkt tiefer gewertet als die entsprechende spontane. Zur Feststellung der Gesamtleistung addierten wir die Werte und zogen das arithmetische Mittel (aM). Wir stellten ferner die Summe der Oberbegriffsleistungen jeder Vp. und die Summe ihrer Leistung in den abstrakten Begriffen der Gruppen VII, VIII, IX fest (Versuchsanordnung S. 15). Nach diesen Leistungen ordneten wir die Vpn. in drei Rangreihen.

Rangreihe 1: Gesamtleistung in der Begriffsbildung.
Rangreihe 2: Oberbegriffsleistung.
Rangreihe 3: Leistung im Erklären abstrakter Begriffe.

## 3. Die Lösungsformen.

Wir wollen kurz die Lösungsformen qualitativ betrachten. Die Lösungsform ist durch den inneren Bau des Begriffs bedingt. Scheidung der Begriffe nach ihrem inneren Bau bedeutet daher auch Gliederung der Lösungsformen. Es lassen sich unterscheiden:

Reine Konkreta,
Halbkonkreta,
Halbabstrakta,
Reine Abstrakta.

Wir machten diese Unterscheidung schon, als wir die Lösungen vorführten. Reine Konkreta und reine Abstrakta kontrastieren, Halbkonkreta und Halbabstrakta stehen dazwischen.

### a) Die Lösungsformen der reinen Konkreta.

#### Die Merkmalsangaben.

Der Begriff wird mit der Angabe eines Sachverhaltes erklärt. Dieser ist in vielen Fällen eine einfache Eigenschaftsangabe (Hand: ist Fleisch und Knochen). Der Sachverhalt, der in den Zweckangaben und in vielen beschreibenden Angaben steckt, ist aber von der einfachen Eigenschaftsangabe wohl zu unterscheiden, weil er dem anschaulich Konkreten ferner steht (Mantel: zum Schutz gegen die Witterung. Taube: um beim Preisfliegen Preise zu gewinnen. Sonne: hält die Menschen gesund). Immer wird der R.G. mit mehr oder weniger wesentlichen, fest umrissenen Merkmalen charakterisiert. Die sprachliche Form ist

der Behauptungssatz. Spielt die Örtlichkeit eine Rolle, so tritt der Relativsatz mit »wo« auf (Nest: wo Vögel drein gehen . . .: wo Vögel sich drein legen und mit den Flügeln sich zudecken. Höhle: wo der Tiger drin ist. Auto: wo reiche Leute reingehen).

### Die substantivische Lösung aus Teilen des Sachverhaltes oder aus Teilen der Umgebung.

Die substantivische Lösung ist eine Reaktion, die unter dem Zwang der Provozierung gegeben wird (Vl.: Die Rose ist eine . : . ?). Die Vp. findet keinen O.B. oder kann keinen bilden, da sie aber eine Antwort geben möchte, greift sie zu Teilen des R.G. oder zu Teilen der Umgebung und gibt diese als Lösung (Hammer: ein Stiel. Stuhl: ein Balken, ein Brett. Rohr: ein Krahnen. Auge: ein Blick. Höhle: ein Berg, ein Tier). Diese Formen sind bei den reinen Konkreta sehr selten. Nur ganz Schwache bringen sie. Der konkrete Begriff wird in seinem Umfang auch von schwachen Vpn. gut beherrscht, so daß sie sich sträuben, einen Teil als Lösung zu setzen. Der konkrete Begriff ist scharf von seiner Umgebung abgegrenzt, so daß es kaum vorkommt, daß Teile des Umgebungssachverhaltes als Lösung gegeben werden.

#### b) Die Lösungsformen der reinen Abstrakta.

Begriffe wie Friede, Wahl, Anstand, Gehorsam, Mitleid, Liebe, Ursache, Absicht, Wille.

Die Beispielangaben.

Bei den reinen Abstrakta fällt es der Vp. schwer, den Sachverhalt des Begriffes zu fassen, weil ihr nicht so viel gegenständlich Konkretes geboten ist. Sie erfaßt den Sachverhalt der Abstrakta an einem mehr oder weniger speziellen Fall. Sie legt ihn durch Angabe dieses Falles klar. Das ist die Beispielangabe. Zwischen einer allgemeinen Schilderung und einem ganz individuellen Fall gibt es Zwischenstufen. (Neid: wenn einer dem anderen nichts gönnt . . .: wenn einer was hat, und man hat es nicht, dann hat man Neid . . .: wenn einer was Neues hat und der andere hat es nicht, dann ist er neidisch . . .: wenn einer Schokolade kriegt und der andere nicht, dann ist er neidisch.) Die charakteristische sprachliche Form ist der »Wenn«-Satz, die Einleitung mit »wenn«.

Die substantivische Lösung aus Teilen des Sachverhaltes oder aus Teilen der Umgebung.

Diese Form ist den Abstrakta eigentümlich. Die Vp. beherrscht den Komplex von Beziehungen nicht. Sie hat keine feste Summe der Teilsachverhalte. Häufig setzt sie daher einen Teil als Lösung. Dieser verliert dann durch die Loslösung vom Begriffsganzen viel mehr an Gewicht, als ein Teil eines konkreten Gegenstandes, ist daher weniger erklärend als dieser (Mitleid: wenn einer tot ist, dann tun die Leute ihn begraben. Mitleid: wenn man kein Geld hat. Wahl: wenn man was in die Hand tut und tut das umwechseln). Die Lösung mit Teilen der Umgebung ist ebenfalls sehr häufig. Der abstrakte Begriff ist weniger scharf abgegrenzt als der konkrete. Die Vp. gerät leichter in den Umgebungssachverhalt. Auf treffende nebengeordnete Begriffe kommt sie dabei sehr selten (Wille: wenn du die Wut kriegst, das ist Wille ...: wenn man Mut hat). Diese Lösungsform tritt bei den Abstrakta fast nur in den Beispielangaben auf.

Falschdeutung durch Klangähnlichkeit.

Der Sachverhalt der Abstrakta ist vielen Vpn. fremd. Die akustische Wortgestalt reproduziert ein klangähnliches Wort, dessen Bedeutungskomplex der Vp. geläufig ist, meist ein Konkretum. Der entsprechende Bedeutungskomplex wird erklärt.

Erklärung durch dasselbe Wort ohne wesentliche Zusätze.

Die Vp. erklärt in einer Beispielangabe mit Ausdrücken, die vom gleichen Wortstamm gebildet sind, ohne den Sachverhalt weiter klarzulegen (Lüge: wenn man lügt. Wahl: wenn man wählt. Gesetz: das ist ein Gesetz. Gehorsam: wenn man gehorsam ist). Diese Form ist eine Parallele zur Wiederholung des nackten Reizwortes.

Anzahl gewisser Lösungsformen.

Konkreta und Abstrakta unterscheiden sich auch dadurch, daß gewisse Lösungsformen in verschiedener Zahl auftreten. Die spontanen Zweckangaben fallen bei den Abtrakta vollständig aus. Sie stehen nicht in Bereitschaft. Auf Provozierung hin treten sie auf. Die Zahl der O.B. ist sehr gering. Ein Gegenstück zu den zu weiten Merkmalen der Konkreta, also zu weite Beispielangaben, gibt es bei den Abstrakta nicht.

#### c) Die Lösungsformen der Halbkonkreta.

Begriffe wie Grenze, Gewitter, Minute. Solchen Sachverhalten liegen ausgedehnte konkrete Komplexe zugrunde. Sie sind am Konkreten schwer zu erfassen. Aus dem Charakter des Vorganges und aus dem abstrakten Zug dieser Begriffe resultiert es, daß neben den Lösungsformen der Konkreta häufig die Beispielangabe auftritt. Der »Wenn«-Satz erfüllt hier die von den Abstrakta her bekannte Aufgabe, einen Sachverhalt im Beispiel klarzulegen (Minute: wenn der kleine Zeiger einmal rund gegangen ist. Gewitter: wenn es schwül ist, wenn es blitzt, donnert, regnet).

#### d) Die Lösungsformen der Halbabstrakta.

Diese Begriffe enthalten Vorgänge der Volkswirtschaft. Sie stehen den Abstrakta nahe. Sie sind noch schwerer am Konkreten erfaßbar als die Halbkonkreta. Konkret faßbar ist in diesen Begriffen zunächst der konkrete Gegenstand, der in diesen Vorgängen eine Rolle spielt, dabei ist aber nicht sein Zweck als Gegenstand von Bedeutung, sondern der Zweck, den er in dem wirtschaftlichen Vorgang hat. Dieser Zweck macht das Wesen des Begriffes aus (Pfand: er gibt einem den Mantel als Pfand, daß er wiederkommt. Tausch: wenn man einen Schrank für einen Ofen tauscht). Der Zweck liegt hier im »Pfandobjektsein«, »Tauschobjektsein«. Von den reinen Abstrakta unterscheidet diese Begriffe nur die Zweckerfüllung. Zu den Lösungsformen der reinen Abstrakta treten Zweckangaben hinzu.

#### e) Vollständige Definitionen.

Begriffe wie Stadtverordneter, Lohn, Miete. Die vollständigen Definitionen bei diesen Begriffen erklären sich daraus, daß ein O.B. nahe liegt, zu dem ohne große Mühe eine differentia specifica gefunden wird (Stadtverordneter: Männer, die die Stadt zu ordnen haben).

## D. Die Auswertung der Versuchsergebnisse.

### I. Quantitative Auswertung: Korrelationen.

Mit Hilfe der Korrelationsrechnung forschten wir nach den Beziehungen, die zwischen den Gesamtleistungen und den Teilleistungen des unmittelbaren Behaltens einerseits und der Begriffsbildung andererseits bestehen. Wir bedienten uns der

Rangkorrelation und berechneten den Koeffizienten nach der Formel $\varrho = 1 - \frac{6\Sigma\,(x-y)^2}{n\,(n^2-1)}$, den wahrscheinlichen Fehler mit der Formel: $wF\,(\varrho) = 0{,}706\,\frac{1-\varrho^2}{\sqrt{n}}$.

## Die Korrelation zwischen unmittelbarem Behalten und Begriffsbildung.

Wir stellen die Ergebnisse zusammen.

Gesamtleistung in Begriffsbildung.

Korr. 1: Gesamtleistung in Begriffsbildung zu Gesamtleistung im unmittelbaren Behalten: $\varrho = 0{,}70$ wF 0,05

Teilleistung in Begriffsbildung.

Korr. 2: Gesamtleistung im Oberbegriff zu Gesamtleistung im unmittelbaren Behalten: $\varrho = 0{,}68$ wF 0,04

Korr. 3: Gesamtleistung in den Abstrakta (Gruppe VII, VIII, IX) zu Gesamtleistung im unmittelbaren Behalten: $\varrho = 0{,}69$ wF 0,04

Teilleistung im unmittelbaren Behalten.

Korr. 4: Gesamtleistung in Begriffsbildung zu Leistung im Behalten von Satzganzen (U 5): $\varrho = 0{,}71$ wF 0,03

Korr. 5: Gesamtleistung in Begriffsbildung zu Gesamtleistung im Behalten isolierter Einheiten (U 1, 2, 3, 4, 6, 7): $\varrho = 0{,}63$ wF 0,04

Einzelleistung im unmittelbaren Behalten.

Korr. 6: Gesamtleistung in Begriffsbildung zu Leistung im Behalten unbekannter Gegenstände (U 7): $\varrho = 0{,}62$ wF 0,04

Korr. 7: Gesamtleistung in Begriffsbildung zu Leistung im Behalten von Worten für Abstrakta (U 3): $\varrho = 0{,}61$ wF 0,04

Korr. 8: Gesamtleistung in Begriffsbildung zu Leistung im Behalten von Worten für Konkreta (U 2): $\varrho = 0{,}60$ wF 0,04

Korr. 9: Gesamtleistung in Begriffsbildung zu Leistung im Behalten von bekannten Gegenständen (U 6): $\varrho = 0{,}52$ wF 0,05

Korr. 10: Gesamtleistung in Begriffsbildung zu Leistung im Behalten von Ziffernamen (U 1): $\varrho = 0{,}50$ wF 0,05

Korr. 11: Gesamtleistung in Begriffsbildung zu Leistung im Behalten von Lauten (U 4): $\varrho = 0{,}43$ wF 0,06

Deutung der Korrelationen.

Die Korrelation zwischen der Gesamtleistung des unmittelbaren Behaltens und der Gesamtleistung der Begriffsbildung ist groß (Korr. 1: $\varrho = 0{,}70$). Der hohe Koëffizient beweist, daß das unmittelbare Behalten eine große Bedeutung für die Begriffsbildung hat. Wir finden also bestätigt, was wir in unserer theoretischen Überlegung (S. 4 ff. d. A.) vermuteten. Es steht fest,

daß bei Schwachbegabten im Alter von 7—17 Jahren Individuen, die im unmittelbaren Behalten eine große Leistung haben, auch in der Begriffsbildung auf einer hohen Stufe stehen. Diese Tatsache gilt natürlich zunächst nur unter den Bedingungen unserer Versuche. Die Tests und die Vpn. sind dabei in erster Linie zu berücksichtigen. Die Korrelation gilt von der Gesamtleistung einer Vp. Wir wissen damit noch nicht, an welchem Punkte der Begriffsbildung das Behalten seine Rolle spielt. Doch vermuten wir, daß es beim Aufsteigen zu Oberbegriffen und höheren Begriffen von entscheidender Wirkung ist. Je mehr nebengeordnete Begriffe die Vp. dabei umspannen kann, um so besser kann sie die allgemeinen, wesentlichen und notwendigen Merkmale abstrahieren, um so besser ist der Oberbegriff. In Korr. $2: \varrho = 0{,}68$ haben wir die Gesamtleistung im Finden und Bilden des Oberbegriffs, in Korr. $3: \varrho = 0{,}69$ die Leistung im Lösen abstrakter Begriffe zum Behalten in Beziehung gesetzt. Beide Korrelationen erreichen nicht die Höhe der Korrelation der Gesamtleistungen. In den übrigen Korrelationen haben wir Teilleistungen des Behaltens in Beziehung gesetzt. Eine Ausnahmestellung nehmen hier wieder die Satzganzen ein (Korr. $4: \varrho = 0{,}71$). Wir betrachteten die Satzganzen schon einmal, als wir die Gesamtleistungen des unmittelbaren Behaltens an sich besprachen (S. 19 d. A.). Wir fanden dort, daß Satzganze darum die Höchstleistung hatten, weil die Glieder ihres Komplexes durch den Sinn und die Syntax des Satzes zusammengehalten werden, was bei den Komplexen mit isolierten Einheiten nicht der Fall ist. Der beziehende Gedanke und die syntaktische sprachliche Formulierung sind die Grundlage der hohen Korrelation dieser Materie zur Leistung in Begriffsbildung, in der beide Faktoren, der beziehende Gedanke und die syntaktische sprachliche Formulierung, ebenfalls eine große Rolle spielen. Entsprechend dem Fehlen dieser Faktoren fällt die Gesamtleistung im Behalten isolierter Einheiten in der Korrelation zur Begriffsbildung stark ab (Korr. $5: \varrho = 0{,}63$ gegenüber 0,71). Unter den Materien mit isolierten Einheiten stehen die unbekannten Gegenstände an erster Stelle (Korr. $6: \varrho = 0{,}62$). Dieses Material ist nach Name und Gegenstand unbekannt. Es findet die wenigsten Stützen im Vorstellungs- und Gedankenkreis. Bei diesem Material tritt das rein mechanische Behalten, die rein mechanische Komplexbindung am meisten in Funktion. Es zeigt sich, daß, wenn es sich um isolierte Einheiten handelt, die Leistung eine um so

bessere Korrelation zur Begriffsbildung hat, je mechanischer die Komplexbindung ist, und je weniger die Einheiten eine Stütze im Apperzeptiven haben. Doch hat die durch Sinn und Satzbau gebundene Materie (Satzganze) eine viel höhere Korrelation (0,71). Die Abstrakta stehen nahe bei den unbekannten Gegenständen (Korr. $7:\varrho = 0{,}61$). Auch bei ihnen ist der Faktor der Bekanntheit bezw. Unbekanntheit maßgebend. Man könnte weiter schließen, daß mit sinnlosen Silben eine noch höhere Korrelation zur Begriffsbildung erreicht werden müsse. Wir haben keine sinnlosen Silben durchgeprüft. Sinnlose Silben sind aber den unbekannten Gegenständen nicht gleichzusetzen. Bei dem Behalten unbekannter Gegenstände handelt es sich um Gegenstände, die in natura dargeboten werden, für die die Vp. auch den Namen erhielt. Die Nennfunktion, eine Grundfunktion der Sprache, gehörte also in den Ablauf. Bei sinnlosen Silben aber weiß die Vp., daß diese sprachlichen Gebilde keine Gegenstände der Außenwelt benennen, bezeichnen sollen. Es handelt sich also um rein sprachliche Gegenstände, um Lautkomplexe. Unser Test U. 4, Behalten von Lauten, aber zeigt uns, daß isolierte Laute eine geringe Korrelation zur Begriffsbildung haben. Dieses Material steht mit 0,43 in der Korrelation am tiefsten. Gewiß sind Laute keine sinnlosen Silben, sie sind sprachliche Gegenstände mit differenzierter Bedeutung; als bloße sprachliche Gegenstände aber stehen sie den sinnlosen Silben nahe. Wir schließen daher, daß sinnlose Silben eine geringe Korrelation zur Begriffsbildung haben, daß man sinnloses Material nicht den unbekannten Gegenständen gleichsetzen kann. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß an dem Test der Laute die sprachmotorische Geschicklichkeit unserer Vpn. zum Ausdruck kommen muß. Die geringe Korrelation der Laute zur Begriffsbildung zeigt, daß sprachmotorische Geschicklichkeit, Sprechgewandtheit, für die sprachliche Formulierung der Begriffserklärung keine Rolle spielt, wenn man auch die grammatisch und syntaktisch mangelhaft ausgedrückte Leistung nur nach dem Inhalt wertet. Wir sehen hier eine Bestätigung des Ergebnisses, zu dem H. P. Roloff[1]) auf anderem Wege kam, daß nämlich der Einfluß der Sprachfertigkeit (d. h. der rein motorischen Sprechgeschicklichkeit) auf den Ausfall der Definitionen so gering ist, daß er die Definition als Intelligenzleistung in keiner Weise beeinträchtigt, wenn man die sprachliche Formulierung unbewertet läßt.

1) H. P. Roloff, Vergleichend-psychologische Untersuchungen über kindliche Definitionsleistungen. Leipzig 1922, S. 62.

Die Tests der Ziffern und der bekannten Gegenstände stehen sich in der Korrelation nahe (Korr. 10: $\varrho = 0{,}50$ — Korr. 9: $\varrho = 0{,}52$). Beide Materien sind in ihren Elementen bekannt, finden mehr oder weniger Stützen im Apperzeptiven und bringen daher das rein mechanische Behalten nicht rein zum Ausdruck.

Eine Ausnahme machen die Konkreta. Als bekannte Materie müßte ihre Korrelation nahe bei den Ziffern und bekannten Gegenständen stehen. Sie steht aber nahe bei den Abstrakta.

## II. Qualitative Auswertung: Die Entstehung des Oberbegriffs.

Der quantitativen Auswertung der Versuchsergebnisse tritt eine qualitative zur Seite. Der Vorgang der Überordnung ist für die Gliederung der ganzen Ding- und Begriffswelt von größter Bedeutung. Die Bedeutung, die man ihm beimißt, findet u. a. in den Oberbegriffstests der verschiedenen Intelligenzprüfungssysteme ihren Ausdruck. Gerade für diesen Vorgang spielt das unmittelbare Behalten eine große Rolle. Aus diesem Grunde haben wir uns für die qualitative Auswertung die Frage nach der Entstehung des Oberbegriffs gestellt.

Die Berücksichtigung sämtlicher Versuchsergebnisse würde weit über den Rahmen einer Dissertation hinausgegangen sein. Wir haben daher von den konkreten Begriffen einen der geläufigsten ausgewählt. Wenn auf diese Weise auch nur einer von den durchgeprüften 58 Begriffen herangezogen wird, so finden wir in seinen Lösungen doch das Typische der Oberbegriffsbildung eines großen Teiles unserer Begriffe.

Der Begriff: Ball.

### 1. Die verschiedenen Formen des Lösungsverlaufes.

Der erste Schritt zur Herausarbeitung der verschiedenen Formen des Lösungsverlaufes bestand in einer tabellarischen Ordnung der einzelnen Versuche und der aufeinander folgenden, teils spontanen, provozierten Leistungen nach den Unterschieden des hierbei zu teils beobachtenden Verlaufes. Dabei gliederten wir die Vpn. auf Grund ihrer ersten Aussage in zwei Gruppen. Zur ersten Gruppe gehören die, welche auf die Reizfrage: »Was ist ein Ball?« zuerst mit Merkmalsangaben antworten, seien es Zweckangaben, seien es beschreibende Angaben. (Vp. D 3: C.L. spont. zum Spielen; O.B. prov. ein Spielzeug. Vp. C 12: C. L. spont. rund; O. B. spont. Kugel aus Leder: C.L. prov. zum Spielen: B.L. prov. ein Fuß-

ball.) Zur zweiten Gruppe zählen die, welche auf die Reizfrage sofort mit einem Begriff antworten, sei es ein O.B., sei es eine substantivische Lösung. (Vp. A 10: O.B. spont. ein rundes Spielzeug. Vp. C 16: B.L. spont. ein Schlagball, Tennisball, Fußball; C.L. prov. zum Spielen, Werfen.) Auf die Veröffentlichung dieser Tabellen und der anschließenden eingehenden Analyse müssen wir, weil es zuviel Raum beanspruchen würde, verzichten. Wir begnügen uns damit, sogleich das Wesen und die Hauptformen des Lösungsablaufes, wie sie sich aus der Analyse ergeben, darzustellen und fügen je ein erläuterndes Beispiel bei.

Die Vp. ist an Musterbeispielen auf die Gesamtaufgabe eingestellt worden und hat erkannt, daß sie ein Wort erklären soll. Im vorliegenden Versuch »Ball« hat sie das Zielbewußtsein: Erklären, was ein Ball ist. Das ist ihre Aufgabe. Wir wissen aus der Erforschung des produktiven Denkens, daß infolge einer Aufgabe Bewußtseinsvorgänge ablaufen, durch die die Mittel zur Lösung der Aufgabe ins Bewußtsein gehoben werden oder gehoben werden sollen. Bei den Mitteln zur Lösung unserer Aufgabe müssen wir einerseits die Elemente und andererseits die Lösungswege, die aus diesen Elementen gebildet sind, unterscheiden. Zwei Elemente werden in unseren Lösungsabfolgen verwendet: Begriffswörter und Merkmalsangaben. Der R.G. kann durch Angabe eines Begriffes charakterisiert werden, er kann durch Angabe von Merkmalen erklärt werden. In diesen Elementen der Lösung erkennen wir die Mittel, womit die Logik definiert: genus proximum und differentia specifica. Das bedeutet aber nur, daß die Elemente die gleichen sind. Der Lösungsweg ist deshalb nicht das Lösungsschema der Logik beim Definieren: Angabe des Gattungsbegriffes und Angabe des Artunterschiedes. Unsere Vpn. haben verschiedene Lösungswege. Aus den elementaren Mitteln haben sich mehrere Lösungsverfahren herausgebildet. Wir können aus unseren Leistungen nur den Verlauf der Lösung feststellen. Von Verfahren und Methoden können wir nur annahmeweise sprechen. Wir führen nun die einzelnen Arten des Lösungsablaufes vor. Der bei den meisten unserer Vpn. vorkommende Ablauf sieht so aus. Die Vp. beginnt damit, den R.G. mit Merkmalen zu charakterisieren. Dann bildet sie aus diesen Merkmalen einen O. B. Der Lösungsweg hat also zwei Hauptphasen: Merkmalsangabe und Bildung des O. B.

Die Merkmalsangaben verlaufen inhaltlich in zwei Richtungen. Der R.G. wird nach seiner Beschaffenheit charakterisiert, oder

er wird nach seiner Beziehung zu anderen Gegenständen bestimmt. Die für die Vp. vitalste Beziehung zu anderen Gegenständen ist seine Beziehung zum Menschen, sein Zweck. Die Merkmalsangaben sind daher beschreibende Angaben oder Zweckangaben. Dem Zweck des Gegenstandes steht seine Gebrauchsweise sehr nahe, ohne sich damit zu decken. Wir rechnen die Angaben der Gebrauchsweise zu den Zweckangaben. Ob beide Arten von Merkmalen auftreten, ob eine Art häufiger vorhanden ist als die andere, hängt in erster Linie vom Charakter des R.G. ab. Ist dieser ein Ding wie Ball, das ausschließlich einem Zweck dient, so herrschen die Zweckangaben bzw. Angaben der Gebrauchsweise vor. Bei anderen R.G. wiegen die beschreibenden Angaben über (Sonne, Regen).

Nach ihrem logischen Werte scheiden sich die Merkmalsangaben in allgemeine und nicht allgemeine Charakteristika. Die allgemeinen Charakteristika bezeichnen das Wesen des R.G. (»rund«, »zum Spielen«). Sie können seine wesentliche Beschaffenheit, sie können seinen wesentlichen Zweck angeben. Manche Vpn. bringen nur das eine oder das andere Wesensmerkmal, einige beide. Die nicht allgemeinen Charakteristika sind ebenfalls beschreibender Natur oder Zweckangaben. Zu den beschreibenden Angaben zählen zufällige Eigenschaften wie Farben und spezielle Einrichtungen des R.G. (im Ball ist ein Knöpfchen), ferner Stoffangaben und Bezeichnung der Füllung (Gummi, Tuch — Gas, Luft), aus denen sich Artbegriffe konstituieren. Zu den nicht allgemeinen Zweckangaben gehören die Zweckangaben der Unterarten des R.G. (zum Fußballspielen), die selten vorkommen, und die häufigen Angaben der Gebrauchsweise, sie dienen der Bildung von U.B. Wir mußten bei den Merkmalsangaben länger verweilen, weil sie die Grundlage der Oberbegriffsbildung sind.

Wir kommen zur zweiten Hauptphase des Lösungsablaufes: Bildung des O.B. Der O.B. wird aus den Merkmalsangaben heraus gebildet. Die Geschlossenheit des ganzen Ablaufes tritt besonders deutlich hervor, wenn die Vp. den O.B. spontan aus der Merkmalsangabe heraus bildet (Vp. C 12: C.L. spontan rund; O.B. spont. Kugel aus Leder; C.L. prov. zum Spielen; B.L. prov. ein Fußball). Aber auch in den Fällen, wo die Bildung auf Provozierung hin geschieht, ist der Zusammenhang zwischen C.L. und O.B. unverkennbar. Nur ganz wenige Fälle machen eine Ausnahme. Bei der Bildung des O.B. aus den Merkmalsangaben zeigen sich nun die verschiedenen Arten des Lösungsweges.

I. 1. Der O.B. wird mit Hilfe eines allgemeinen Charakteristikums gebildet, das spontan in der C.L. auftritt und die einzige Merkmalsangabe ist (Vp. A 7: C.L. spont. zum Spielen; O.B. prov. ein Ding zum Spielen).

I. 2. Der O.B. wird mit Hilfe eines allgemeinen Charakteristikums gebildet, das aber erst auf Provozierung hin eintritt. (Vp. A 8: C.L. spont. zum Werfen; C.L. prov. zum Spielen; O.B. prov. ein Spielgerät.)

Die Vp. beginnt ihre C.L. mit unwesentlichen Merkmalen. In der provozierten C.L. schreitet sie dann zum wesentlichen Merkmal fort.

I. 3. Der O.B. wird aus dem allgemeinen Merkmal gebildet und durch nicht allgemeine Charakteristika noch weiter bestimmt. (Vp. A 4: C.L. prov. zum Spielen; O.B. prov. ein Spielwerkzeug für kleine Kinder.)

Der Umfang des O.B. wird über Gebühr eingeschränkt und sein logischer Wert gemindert.

In diesen drei Abfolgen erreicht die Vp. einen O.B. Sie löst also die Aufgabe. Die folgenden drei Wege führen zu Falschleistungen.

I. 4. Die Vp. versucht mit Hilfe eines antizipierenden Wortschemas den O.B. zu finden. (Vp. F 11: B.L. spont. ein runder ...; C.L. spont. zum Spielen; B.L. prov. ein Ball; B.L. prov. ein Spiel ...)

Das antizipierende Wortschema ist mit dem in der C.L. gefundenen allgemeinen Charakteristikum als Bestimmungswort teilweise ausgefüllt. Das Grundwort wird gesucht. Der Versuch mißlingt, das Schema bleibt unausgefüllt.

I. 5. Mit Hilfe des gefundenen allgemeinen Charakeristikums bildet die Vp. eine Wortzusammensetzung bezw. Wortverbindung, worin das Reizwort an der Stelle des Grundwortes steht. (Vp. A 5: C.L. spont. zum Spielen; B.L. prov. ein Spielball.)

Es ergibt sich kein O.B., sondern eine Häufung aus Reizwort und wesentlichem Merkmal. Am O.B. gemessen versagt die Vp. im Grundwort.

I. 6. Das in der C.L. gefundene allgemeine Charakteristikum wird nicht weiter zur O.B.-Bildung verwendet. Die Vp. setzt als substantivische Lösung das nackte Reizwort oder das Reizwort mit einer unwesentlichen Bestimmung. (Vp. C 20: C.L. spont. zum Spielen; B.L. prov. ein dicker Ball.)

Die Falschleistungen lassen deutlich erkennen, daß die Bildung des O.B. sich aus zwei Leistungen zusammensetzt. Es muß ein allgemeines Charakteristikum gefunden werden, es muß die Bezeichnung des Gegenstandskreises gefunden werden. Erst beide Leistungen zusammen ergeben einen vollwertigen O.B. Sprachlich stellt er sich als eine Wortzusammensetzung bezw. eine Wortverbindung dar. Das Grundwort enthält die Bezeichnung des Gegenstandskreises, das Bestimmungswort enthält das allgemeine Charakteristikum, durch die Wortzusammensetzung wird aus dem Gegenstandskreis ein engerer Kreis herausgeschält. Von den beiden Leistungen ist die Bezeichnung des Gegenstandskreises die wichtigere. Fehlt die Vp. darin, so erreicht sie keinen O.B. Fehlt sie in der anderen Leistung, so erreicht sie immer noch einen O.B., zwar einen von vermindertem Wert. Die Lösungswege I, 4 und I, 5 verfehlen das Grundwort. Lösungsweg I, 6 hat im Grundwort und Bestimmungswort Fehlleistungen. Die Verfahren I, 4 und I, 5 gehören eng zu den Lösungswegen I, 1, I, 2 und I, 3, weil sie mit dem allgemeinen Charakteristikum operieren. Hat eine Vp. in ihrer C.L. beide allgemeine Merkmale gefunden, so zeigt das Zweckmerkmal die größere Fruchtbarkeit für die Bildung des O.B.

II. Bildung des O.B. mit Hilfe des allgemeinen Charakteristikums durch Berichtigung anfänglicher Falschleistungen im Grundwort. (Vp. A 2: C.L. spont. zum Spielen, Schnappen; O.B. prov. ein Spielball, Schnappball, ein Spielding.)

Die Vp. kommt zunächst zu dem Ergebnis der Wege I, 5 und I, 6. Auf erneute Provozierung hin berichtigt sie aber den Mangel im Grundworte und findet den O.B. Es kann auch vorkommen, daß die Vp. trotz der Berichtigungen den O.B. nicht erreicht, sondern in der Falschleistung stecken bleibt.

III. Der O.B. wird mit Hilfe des allgemeinen Charakteristikums, aber etappenweise gebildet. (Vp. E 4: C. L. spont. um zu spielen; O.B. prov. ein Ball, ein Gegenstand, ein Spielzeug.)

Wir wiesen bei Besprechung der Falschleistungen die beiden Leistungen in der Bildung des O.B. nach. Sie treten bei diesem Lösungswege getrennt auf. Die Vp. geht vom allgemeinen Charakteristikum aus. Die erste Leistung ist die Bezeichnung des Gegenstandskreises mit „Gegenstand“, in der zweiten Leistung wird das allgemeine Charakteristikum angewendet und die Lösung ist vollkommen.

IV. Bildung des O.B. aus einem nicht allgemeinen Merkmal. (Vp. B 11: C.L. sp. zum Treten, Schnappen, Spielen; O.B. pr. ein rundes Ding, ein Gerät zum Treten, ein Spielding.)

Die spontane C.L. enthält neben wesentlichen Merkmalen auch unwesentliche. Die Vp. bildet außer anderen O.B. auch einen O.B. aus den nicht allgemeinen Merkmalen. Dieser ist logisch minderwertig. Er ordnet den R.G. in einen wesensfremden Gegenstandskreis ein. Wir finden auch hier, daß der Einfluß nicht allgemeiner Charakteristika auf die Bildung des O.B. eine Wertverminderung mit sich bringt.

V. Aus nicht allgemeinen Merkmalen wird ein U.B. gebildet. (Vp. A 11: C.L. sp. zum Werfen, Schlagen, Treten; U.B. pr. ein Schlagball, Tennisball, Spielball.)

Der U.B. wächst in manchen Fällen durchaus regelmäßig aus seiner entsprechenden Artangabe heraus. In vielen anderen Fällen aber wird er anscheinend aus dem allgemeinen Zweckmerkmal gebildet. Wir dürfen annehmen, daß in diesen Beispielen das Merkmal trotz der sprachlichen Form nicht allgemein gefaßt war, sondern sich auf einen Artgegenstand bezog. Die Bildung des U.B. zeigt teilweise dasselbe Verfahren wie die Bildung des O.B. Wir können eine allgemeine Methode feststellen, wonach aus einem Merkmal des R.G. ein Begriff gebildet wird. Die Leistung ist im Merkmal nicht eindeutig festgelegt. Aus einem wesentlichen Merkmal kann ein O.B. entstehen, aus einem unwesentlichen Merkmal kann ebenfalls ein O.B. gebildet werden, es kann auch ein U.B. daraus erwachsen. Daneben gibt es Falschleistungen und Nulleistungen.

VI. Die Vp. findet das allgemeine Merkmal als das Gemeinsame mehrerer U.B. und bildet dann daraus den O.B. (Vp. B 12: C.L. sp. zum Fußballspielen; O.B. prov. ein Fußball, Schlagball, Tennisball, Gummiball, ein Spielding).

Neu ist an diesem Verlauf, daß das allgemeine Merkmal aus den U.B. als das ihnen Gemeinsame herausspringt. Der Weg kann auf zweifache Weise eingeleitet werden. Die Vp. kann vom unwesentlichen Merkmal aus zum U.B. kommen, es kann ihr aber auch der U.B. unmittelbar ins Bewußtsein treten, ein Ablauf, den wir weiter unten näher kennen lernen. Erreicht die Vp. auf diesem Wege den O.B. nicht, so zeigt sich in der Zusammensetzung: Reizwort plus allgemeines Charakteristikum deutlich das aus dem U.B. gewonnene allgemeine Merkmal.

Wir kommen nun zu der zweiten Hauptart von Lösungen. Die Begriffsangabe tritt sofort ohne vorherige Merkmalsangaben ein.

VII. 1. Die sofort einsetzende determinierte Wissensaktualisierung eines O.B. (Vp. A 10: O.B. sp. ein rundes Spielzeug.)

Die Vp. löst ihre Aufgabe durch Angabe eines O.B. Der O.B. kann verschiedenwertig sein. Wir kennen diese Formen schon aus den besprochenen Abläufen. Wir nehmen mit O. Selz an, daß das Wissen des übergeordneten Begriffs dispositionell vorhanden war und durch die Gesamtaufgabe und die Reizfrage aktualisiert wird.

VII. 2. Die sofortige determinierte Wissensaktualisierung einer Wortzusammensetzung bzw. Wortverbindung, worin das Reizwort als Grundwort, das allgemeine Charakteristikum als Bestimmungswort steht. (Vp. C 10: B.L. sp. ein runder Ball, ein Fußball; C.L. pr. zum Spielen.)

VII. 3. Auf Grund der determinierten Wissensaktualisierung kann auch das nackte Reizwort oder das mit einem unwesentlichen Merkmal bestimmte Reizwort eintreten. (Vp A 14: B. L. sp. ein Ball).

VIII. Die determinierte Wissensaktualisierung eines U.B. (Vp. C 18: B.L. sp. ein Fußball; C.L. sp. für zu werfen.)

Die Vp. steigt vom R.G. zu einem seiner Unterarten hinab. Einen O.B. findet sie auch bei Provozierung nicht.

Die Lösungswege, die wir bis jetzt darlegten, ordnen sich in zwei Hauptarten: bei der einen wird der O.B. aus Merkmalen gebildet, bei der anderen wird das Wissen des O.B. sofort aktualisiert. Wir beschreiben nun eine dritte Hauptart, die durch die Kombination der beiden anderen entsteht.

IX. Die Methode des Wechsels im Verfahren. (Vp. B 4: sp. für zu schnappen — ein runder Ball — für zu spielen — ein Schlagball; pr. ein Spielzeug zum Schnappen.)

Die Vpn. kommen bald mit dem einen, bald mit dem anderen Verfahren zum Ziel. Der Wechsel zeigt sich schon im spontanen Teil des Lösungsweges. Die einen beginnen mit der sofortigen Wissensaktualisierung, andere beginnen mit Merkmalsangaben, um von da aus einen O.B. zu bilden. Wenn sich auch im ganzen eine aufsteigende Linie der Leistungen zeigt, so wird doch selten ein vollwertiger O.B. erreicht. Das Ganze hat etwas Mühsames.

Es bleibt uns noch eine letzte Form des Verlaufes zu betrachten, in der auch beide Hauptarten der Abfolgen auftreten, ohne daß man von einem Wechsel sprechen kann.

X. Ein Verfahren ist in das andere eingeschoben. (Vp. B 9: C.L. sp. wo man mit spielt, kann man mit schnappen; C.L. prov. zum Spielen; O.B. pr. ein rundes Ding, ein runder Ball.)

Die Vp. beginnt mit Merkmalsangaben; bei der Provozierung des O.B. aber tritt eine unmittelbare Wissensaktualisierung ein, d. h. es erscheint ein O.B., der ein allgmeines Charakteristikum enthält, das in den Merkmalsangaben nicht vorhanden war. Nach dieser Leistung geht dann die am Anfang eingeleitete Methode weiter. Aus den Merkmalsangaben werden noch andere O.B. gebildet.

Ein Lösungsverlauf zeigt uns, daß vor aller Merkmalsangabe und vor aller Begriffsangabe das Bewußtsein der Gebietszugehörigkeit des R.G. für den inhaltlichen Verlauf der Lösung entscheidend ist. (Vp. D 5: C.L. sp. wo man mit spielen kann; C.L. pr. zum Spielen; O.B. pr. ein Dingwort, ein Gegenstand, ein Spielgerät.) Wie O. Selz dies schon für die verschiedenen Bedeutungskomplexe, die an einem Reizwort hängen können, nachgewiesen hat, so zeigt sich das in noch allgemeinerem Sinne bei unserer Lösung „Dingwort". Faßt die Vp., was bei jedem Wort möglich ist, das Reizwort als sprachlichen Gegenstand, so geht ihre Lösung gar nicht auf die dingliche Bedeutung des Reizwortes. Daß dies nur sehr selten geschieht, liegt daran, daß in den meisten Fällen das Gebiet der dinglichen Bedeutung in viel höherer Bereitschaft ist als das Gebiet der sprachlichen Gegenstände. Erstaunlich ist es, daß in unserem Falle das Gebiet der sprachlichen Gegenstände sogar nach den Merkmalsangaben der dinglichen Bedeutung wirksam wird. Ob für diese Vp. die Ursache in einer gerade voraufgegangenen Sprachlehrestunde gelegen hat, oder die Betonung des »ein« in der Frage 4 (Der Ball ist ein . . .) die Ursache war, läßt sich nicht ausmachen.

## 2. Die sprachliche Form des Oberbegriffs und des untergeordneten Begriffs.

Der O.B. hat fast ausnahmslos die Form der Wortzusammensetzung oder Wortverbindung, der U.B. hat nur die Form der Wortzusammensetzung. Die beiden Teile des Begriffsausdrucks wachsen aus den beiden Leistungen der Bildung des O.B. (was

entsprechend für den U.B. gilt) heraus. Die erste Leistung, das allgemeine Charakteristikum, wird im Bestimmungswort der Wortzusammensetzung, bezw. in dem determinierenden Worte der Wortverbindung (Adjektiv oder Infinitiv) fixiert. Die zweite Leistung, der Ausdruck des Gegenstandskreises, wird im Grundwort der Wortzusammensetzung, bezw. im Substantiv der Wortverbindung fixiert. Beim O.B. tritt die Wortzusammensetzung meist auf, wenn mit Zweckmerkmalen charakterisiert wird (Spielzeug); doch kann in diesem Falle auch eine Wortverbindung mit Infinitiv gebildet werden (Ding zum Spielen). Wird mit beschreibenden Merkmalen charakterisiert, so erscheint meist eine Wortverbindung (ein runder Gegenstand). Der U.B. wird in beiden Fällen durch eine Wortzusammensetzung ausgedrückt (Fußball, Gasball). Bei der Bildung durch beschreibende Merkmale kann der O.B. auch durch ein einfaches Substantiv ausgedrückt werden (Kugel). Sprachliche Neuschöpfungen bezw. Analogiebildungen, wie O. Selz[1]) sie in seinen Versuchen fand, zeigen sich auch bei unseren Vpn. Was für die einzelnen Vpn. Neuschöpfung ist, können wir nicht feststellen, weil wir den Wortschatz der einzelnen Vpn. nicht kennen. Wir können nur das als Neuschöpfung ansehen, was außerhalb des Rahmens der gebräuchlichen Ausdrücke für den O.B. von Ball liegt. In diesem Sinne sind die O.B.: Spielwerkzeug, Werkspiel und Springding, sowie die U.B.: Schnappball, Werfball, Tuchball und Spielfußball als Neuschöpfungen bezw. Analogiebildungen anzusehen. Die Teile der Zusammensetzung können geläufige Wörter sein, das Ganze der Zusammensetzung ist neu. »Werkspiel« ist Umstellung für Spielwerk. Auch bei Verwendung des Zweckmerkmals kann an Stelle der Wortzusammensetzung ein einfaches Substantiv als O.B. treten. Dann wird aus dem Verb ein Substantiv gebildet. Bei unseren Versuchen mit Ball finden wir die Form nur einmal; Vp. B 18 bildet ein »Spieler«, was »Ding zum Spielen« bedeuten soll. Bei anderen R.G. finden wir solche Bildungen häufiger, z. B. »eine Setze« zu Stuhl, »ein Hauer, ein Schläger« zu Hammer. Während uns diese Bildungen nicht auffällig erscheinen, kommt »ein Spieler« uns unrichtig vor, weil dieses Wort im Bedeutungskomplex Ball schon zur Bezeichnung des Menschen, der spielt, festgelegt ist. Bei den anderen R.G. ist die Sachlage aber die gleiche. In allen Fällen erkennen wir

[1]) O. Selz a. a. O. S. 111ff.

eine enge innere Verknüpfung zwischen sprachlichem Ausdruck und Verlauf der Bildung des Begriffs. Diese Verknüpfung von Denken und Sprechen geht so weit, daß das Wortschema zum antipizierenden Schema des O.B. wird und dieses Verfahren einen Lösungsweg in der O.B.-Bildung darstellt.

### 3. Ergebnisse für den Vorgang der Begriffsbildung.

Fassen wir zusammen, was die qualitative Auswertung über den Vorgang der Begriffsbildung lehrt.

Wir untersuchten das Finden und Bilden des Oberbegriffs. Wir fanden, daß die Lösung auf verschiedenen Wegen abläuft. Diese verschiedenen Verlaufsformen der Lösung zeigen eine überraschende Ähnlichkeit mit den Lösungsmethoden, die O. Selz bei den Aufgaben „Überordnung" und „Definition" nachgewiesen hat. Die Hauptlösungswege unserer Vpn. sind folgende.

1. Die Vp. aktualisiert sofort das Wissen eines O.B.
2. Die Vp. findet zunächst am Reizwortbegriff ein allgemeines Charakteristikum. Aus diesem bildet sie, sei es durch Wissensaktualisierung, sei es durch Neubildung, einen O.B.
3. In manchen Fällen, wo die Vp. das allgemeine Charakteristikum nicht findet, wendet sie sich den Unterarten des Reizwortbegriffes zu. Aus dem Gemeinsamen der Unterarten gewinnt sie den O.B.

Wir finden bei unseren Schwachbegabten also in der Hauptsache die Lösungswege, die auch bei den Normalen vorkommen. Die Bildung des O.B. erfolgt bei den Schwachbegabten im Prinzip auf die gleiche Weise wie bei den Normalen. Bei dieser Feststellung darf folgendes nicht vergessen werden.

a) Es handelt sich hier um den sehr geläufigen Begriff „Ball", der der Bildung eines O.B. keine Schwierigkeiten macht.
b) Ein Teil der Vpn. findet keinen O.B., sondern bleibt bei dem allgemeinen Charakteristikum oder bei Fehlleistungen stehen.
c) Die große Zahl von Falschleistungen und minderwertigen O.B. zeigt deutlich, daß wir Schwachbegabte vor uns haben. Eine Reihe der von uns im einzelnen aufgezeigten Lösungswege führt nur zu Falschleistungen.

d) Der Umstand, daß bei manchen Lösungsabläufen die eigentliche Aufgabe nicht bewußt zu sein scheint, sei es, daß sie verloren gegangen ist, weist darauf hin, daß wir es mit geistig Gehemmten zu tun haben.

Für den Vorgang der Begriffsbildung aber zeigt die Untersuchung, daß es verschiedene Wege der O.B.-Bildung gibt. Der am meisten auftretende Lösungsweg ist, am R.G. ein allgemeines Charakteristikum aufzusuchen und aus diesem den O.B. zu bilden. Seltener kommt der Weg zur Anwendung, wo die Vp. sich den Unterarten zuwendet und aus diesen den O.B. findet. Die sofortige Wissensaktualisierung des O.B. ist auch verhältnismäßig selten. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß wir nur den einen Begriff Ball auswerteten. Die anderen Lösungsmethoden werden zum Teil bei anderen schwierigeren Begriffen unseres Materials auch auftreten.

Gleichzeitig fällt auch ein Licht auf das Verhältnis des unmittelbaren Behaltens zur Oberbegriffsbildung.

Jene Hauptfunktion des unmittelbaren Behaltens bei der Begriffsbildung, wo es die nebengeordneten oder untergeordneten Begriffe umspannt, damit daraus das allgemeine Charakteristikum oder der umfassende O.B. abstrahiert werde, spielt in unseren Lösungen keine beherrschende Rolle. Der Lösungsweg über die Unterarten ist selten und beim Ausgang vom allgemeinen Charakteristikum wird dieses meist durch sofortige Wissensaktualisierung ins Bewußtsein gehoben. Doch tut das dem Wert unserer aufgefundenen Korrelationen keinen Abbruch, da sie ja auf dem gesamten Material fußen und hier nur der eine Begriff Ball in Frage kommt.

## E. Zusammenfassung der Ergebnisse.

### I. Das unmittelbare Behalten.

1. Verschiedene Materien bieten dem unm. Beh. verschieden große Schwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten finden ihren Ausdruck in der erreichten Größe der Komplexe und in der Gesamtleistung aller Vpn. in der betreffenden Materie. Die von uns verwendeten Materien ordnen sich in folgende Schwierigkeitsreihe: Unbekannte Gegenstände, Abstrakta, Laute, Konkreta, Ziffern, bekannte Gegenstände, Satzganze. Die unbekannten Gegenstände sind am schwierigsten, bei ihnen werden die kleinsten

Komplexe behalten, die Gesamtleistung ist am kleinsten. Unsere Schwachbegabten (109 Vpn.) im Alter von 7—17 Jahren erreichen in der schwierigsten Materie eine Komplexgröße von 5 Einheiten und eine Gesamtleistung von 286 Einheiten. In der leichtesten Materie haben sie Komplexe von 9 Einheiten und eine Gesamtleistung von 626.

2. Die Ursache für die Differenz in den Leistungen der verschiedenen Materien liegt in der Art der Komplexbindung. Ist der Komplex wie bei den Satzganzen durch einen umfassenden Gedanken und durch syntaktisch sprachliche Formulierung gebunden, so ist die Leistung sehr hoch, das Behalten ist erleichtert. Besteht der Komplex aber aus isolierten Einheiten, ist er nur durch das gleichzeitige Dasein der Glieder im Bewußtsein gebunden, so ist die Leistung kleiner, das Behalten ist erschwert.

3. Ein Ursachfaktor für die differenzierten Leistungen innerhalb der Materien mit isolierten Einheiten ist die Bekanntheit bzw. Unbekanntheit der Glieder des Komplexes. Nach Gegenstand und Name unbekannte Einheiten stehen in Leistung und Komplexgröße tiefer als bekannte Einheiten.

4. Für die Leistung im unm. Beh. spielt auch die sprachmotorische Geschicklichkeit eine Rolle. Das spricht sich in Leistung und Komplex beim Behalten von Lauten aus.

5. Der Faktor der Auffassung, der Umstand, ob das Material mit einem oder mehreren Sinnen aufgefaßt wird, zeigt in den Leistungen keine eindeutige Wirkung. Er scheint von dem Faktor der Bekanntheit bzw. Unbekanntheit überdeckt zu werden.

## II. Unmittelbares Behalten und Begriffsbildung.

1. Die Gesamtleistung im unmittelbaren Behalten und die Gesamtleistung in der Begriffsbildung haben die Korrelation 0,70. Bei Schwachbegabten im Alter unserer Vpn. paart sich also mit der Leistung im unmittelbaren Behalten eine entsprechend hohe oder niedrige Stufe der Begriffsbildung. Damit ist zunächst nicht gesagt, ob das Behalten direkt für die Begriffsentwicklung große Bedeutung hat, oder ob in beiden Leistungen der gleiche dritte Faktor an der guten Korrelation beteiligt ist.

2. Die Oberbegriffsleistung und die Leistung im Definieren abstrakter Begriffe haben gleich hohe Korrelation zum unmittelbaren Behalten und stehen der Korrelation der Gesamtleistungen nahe (0,68; 0,69 zu 0,70).

3. Die Leistungen in den einzelnen Materien des Behaltens haben verschiedene gute Korrelation zur Begriffsbildung.

Satzganze haben mit 0,71 die engste Beziehung zur Begriffsbildung. Der Grund liegt darin, daß bei den Satzganzen der Sinn des Satzes und die syntaktische Formulierung die Komplexbindung und die Gesamtleistung garantieren. Beide Faktoren sind auch in der Begriffsbildung von größter Bedeutung.

4. Unter den Materien mit isolierten Elementen haben die unbekannten Gegenstände die beste Korrelation zur Begriffsbildung (0,62). Ihr Vorteil fußt auf der rein mechanischen Komplexbindung. Die Abstrakta stehen ihnen nahe. Die Bekanntheit der Einheiten spielt also für die Korrelation zur Begriffsbildung keine ausschlaggebende Rolle. Sinnlose Silben sind den unbekannten Gegenständen als Material nicht gleichzusetzen, weil bei ihnen die Nennfunktion fehlt.

5. Bloße sprachliche Gebilde haben, wie der Test mit Lauten zeigt, eine geringe Beziehung zur Begriffsbildung (0,43). Die rein motorische Sprechgeschicklichkeit hat für die Definition wenig zu bedeuten.

## III. Die Lösungsformen der Begriffsbildung.

1. Die Begriffserklärungen weisen auf den verschiedenen inneren Bau der Begriffe hin. Nach dem inneren Bau lassen sich unterscheiden: Reine Konkreta, reine Abstrakta, Halbkonkreta und Halbabstrakta. Die reinen Konkreta gliedern sich wieder in: a) Konkreta, die vorzüglich durch Zweckangaben charakterisiert werden, b) Konkreta, die in erster Linie durch Angaben der Beschaffenheit beschrieben werden, c) Konkreta, die in gleichem Maße durch Zweckangaben und Angaben der Beschaffenheit gekennzeichnet werden.

2. Gemäß dem inneren Bau der Begriffe wenden die Vpn. verschiedene Lösungsformen an.

3. Reine Konkreta und reine Abstrakta kontrastieren am meisten.

Reine Konkreta werden durch Merkmalsangaben charakterisiert. Der Reizwortgegenstand wird darin nach seinem Zweck oder nach seiner Beschaffenheit mit festumrissenen Merkmalen gekennzeichnet. Bei den reinen Abstrakta wird der Sachverhalt durch die Beispielangaben an einem Einzelfall klargelegt. Der konkrete Begriff wird von den meisten unserer Vpn. in seinem

Umfang beherrscht und ist von seiner Umgebung deutlich geschieden. Eine Erklärung mit Teilen des Sachverhaltes oder mit Teilen seiner Umgebung kommt nur bei ganz Schwachen vor (Stuhl: ein Brett . . . Hammer: ein Stiel). Bei den abstrakten Begriffen ist diese Lösungsform häufig, weil die Begriffe in ihrem Sachverhalt nicht übersehen werden und nicht scharf von ihrer Umgebung geschieden sind (Verstand: ein kluger Junge . . . Mitleid: ein Mutterherz . . . Gesetz: die Regierung). Die Schwierigkeit der abstrakten Begriffe zeigt sich auch in den Falschleistungen durch Klangähnlichkeit und in den Erklärungen durch dasselbe Wort. Bei ersteren faßt die Vp. statt des Wortes für den ihr unbekannten Begriff ein klangähnliches Wort für einen bekannten Begriff auf (Neid: dann schneit es). Im letzteren Falle erklärt sie z. B. das Substantiv durch das Verbum des gleichen Stammes (Lüge: wenn einer lügt).

Konkreta unterscheiden sich auch durch die große Zahl der gefundenen Oberbegriffe von den Abstrakta.

Der Verschiedenheit der Lösungsformen geht die verschiedene sprachliche Formulierung parallel. Die Merkmalsangaben der Konkreta haben die Form des Behauptungssatzes. Die Beispielangaben der Abstrakta zeigen die Form des »Wenn«-Satzes.

4. Halbkonkreta stehen den Konkreta nahe. Sie bezeichnen Vorgänge und Einrichtungen und sind als solche schwerer zu fassen als reine Konkreta, die durchweg Gegenstände bezeichnen. Hier mischt sich die Beispielangabe in die Merkmalsangaben hinein und bringt in diese die Lösungsform der Abstrakta.

5. Halbabstrakta stehen den Abstrakta nahe. Sie beschreiben Vorgänge des wirtschaftlichen Lebens und sind ebenfalls schwerer faßbar als Konkreta. Sie haben durchweg die Beispielangabe als Lösungsform. Von den Abstrakta unterscheiden sie sich aber durch die Zweckerfüllung, die in der Lösung meist zum Ausdruck kommt.

6. Einzelne Begriffe haben vollständige Definitionen. Sie legen inhaltlich einen Oberbegriff nahe, zu dem dann ohne Mühe eine differentia specifica gefunden wird (Stadtverordneter: Mann, der die Stadt verwaltet, ordnet).

## IV. Die Bildung des Oberbegriffes.

1. Unsere Vpn. gehen in der Hauptsache folgende Wege bei der Bildung des Oberbegriffs zu Ball:

a) Die Vp. aktualisiert sofort das Wissen eines Oberbegriffs.

b) Die Vp. faßt zunächst am Reizwortbegriff ein allgemeines Charakteristikum auf und bildet dann aus diesem den Oberbegriff.

c) Sie findet kein allgemeines Charakteristikum und wendet sich den Unterarten des Reizwortgegenstandes zu. Aus dem Gemeinsamen der Unterarten findet sie einen Oberbegriff.

Die Bildung des Oberbegriffs geht also bei Schwachbegabten auf den gleichen Lösungswegen vor sich, die O. Selz bei den Normalen nachgewiesen hat.

2. Die schwache Begabung unserer Vpn. zeigt sich aber in folgendem:

a) Der Begriff Ball ist leicht und macht der Oberbegriffsbildung keine Schwierigkeiten.

b) Dennoch findet nur ein Teil unserer Vpn. einen Oberbegriff.

c) Es tritt eine große Zahl von Fehlleistungen und im Wert verminderten Oberbegriffen auf.

d) Bei manchen Lösungsabläufen ist die Aufgabe nicht erfaßt oder verloren gegangen.

3. Am meisten wird von unseren Vpn. als Lösungsweg der Ausgang vom allgemeinen Charakteristikum gewählt. Der Weg über die Unterarten tritt selten auf. Jene Hauptfunktion des unmittelbaren Behaltens bei der Begriffsbildung, wonach es die nebengeordneten oder untergeordneten Begriffe umspannt, damit daraus das allgemeine Charakteristikum oder der Oberbegriff abstrahiert werde, zeigt sich in den Lösungen zu Ball selten. Bei anderen Begriffen tritt sie häufiger auf.

(Eingegangen am 9. Mai 1925.)

# Über das Verhältnis von Lustgefühl und Tätigkeit.

Von

**Viktor Winkler-Hermaden.**

## Inhaltsverzeichnis.

Seite

Einleitung . . . . . 63
Die Lust des Genießens . . . . . 66
Einschaltung . . . . . 67
Die Tätigkeits- oder Funktionslust . . . . . 80
Die Schaffenslust (Schöpferfreude) . . . . . 84
Die Arbeitslust . . . . . 87
Die ideelle Lust . . . . . 92
Vergleichende Zusammenfassung . . . . . 100

## Einleitung.

Karl Bühler hat in dem 8. Kapitel seines Werkes »Die geistige Entwicklung des Kindes«, 3. Aufl.[1]), eine Theorie der hedonalgischen Reaktion entwickelt, die im Anschluß an die von ihm aufgestellten Entwicklungsstufen: Instinkt, Dressur und Intellekt die biologische Funktion der Gefühle in den drei Entwicklungsstufen und ihr Verhältnis zur Tätigkeit darlegt. Während danach auf der Stufe des Instinktes die Tätigkeit aus der Gier, einem Erlebnis voll Spannung, Erregung und Unlust entspringt und in der Lust der Befriedigung zur Ruhe kommt, ist die Lust auf der Stufe der Dressur der sie erhaltende Motor, um schließlich auf der Stufe des Intellekts zum Ausgangspunkt der Tätigkeit zu werden. Die Lust tritt uns im ersten Fall als Lust des Genießens, im zweiten als Funktionslust, im dritten als Schaffenslust entgegen. Rein äußerlich ist uns ihr Verhältnis zur Tätigkeit dadurch gegeben, daß die Lust des Genießens am Ende der Tätigkeit steht, die Funktionslust die Tätigkeit begleitet, während

1) Verlag Fischer, Jena 1922, S. 451—463.

die Schaffenslust der Tätigkeit vorangeht. Bühler läßt es hierbei offen, ob psychologisch betrachtet, jeweils »eine neue Art der Lust vorliegt, oder ob die neue hedonalgische Reaktion aus der alten Lust nur unter veränderten Bedingungen und Begleitumständen aufgebaut ist«. Instinkt, Dressur und Intellekt stellen aber nicht drei einander ausschließende Stufen der Entwicklung dar, etwa derart, daß die höhere jeweils die niedere aufheben würde. Auch in dem höchstentwickelten Geschöpf, dem voll herangereiften Menschen, sind die Instinkte und die Fähigkeit zur Dressur durch den Intellekt nicht ganz zur Seite gedrängt, sondern behaupten neben ihm ihre Bedeutung. Wir müssen also auch ein Nebeneinander der drei Stufen der hedonalgischen Reaktion annehmen, die wir dann als drei Erscheinungsweisen oder Erlebnisweisen dieser Reaktion auffassen dürfen. Diese Erscheinungsweisen fließen vielfach ineinander über; besonders jene Gefühlserlebnisse, die der ersten und zweiten Stufe entsprechen, sind fast niemals in reiner Ausprägung vorhanden. Bühler weist auf die mannigfachen Gestaltungen hin, die durch das Wirksamwerden des Intellekts auf dem Gebiete der Lust des Genießens und dem der Funktionslust hervorgerufen werden.

Bühler ist von biologischen Erwägungen aus zu dieser Theorie der hedonalgischen Reaktion gelangt. Seine Theorie weist die Lustgefühle der Menschen gewissermaßen drei Kategorien zu, die nicht in einer Verschiedenartigkeit der Gefühlserlebnisse als solcher ihren Bestimmungsgrund besitzen, sondern in der verschiedenartigen biologischen Funktion des Lustgefühles. Die Funktion aber äußert sich — wie die Bühlersche Stufenfolge darlegt — in dem Verhältnis, in dem das Lustgefühl bezw. die Unlust zu der mit ihm verbundenen Tätigkeit steht. Das Verhältnis von Tätigkeit und Lustgefühl stellt somit einen Bestimmungsgrund für die Einteilung dar, der uns auch dann gegeben bleibt, wenn wir von der biologischen Funktion der Gefühle absehen.

Es erhebt sich nun die Frage, ob diese im Biologischen wurzelnde Einteilung der Lustgefühle auch vom rein psychologischen Standpunkte aus der Mannigfaltigkeit des Gefühlslebens voll gerecht zu werden vermag, ob also die entwicklungsgeschichtlich postulierten und festgestellten Grundtypen auch in rein deskriptiver Betrachtung des Gefühlslebens als einzige und wesentliche Grundtypen feststellbar sind. Unzweifelhaft läßt sich das eigenartige Verhältnis der Lust zur Tätigkeit, wie es

in der Stufentheorie dargelegt ist, in vielen Zweigen menschlicher Betätigung vorfinden. Es gibt ganz allgemein eine Lust des Genießens, eine Funktionslust und eine Schaffenslust. Auch der Nichtpsychologe, der nur einigermaßen über die Fähigkeit zur Selbstbeobachtung verfügt, könnte sie feststellen, ohne daß ihm der biologische Einteilungsgrund bekannt wäre.

Mit dieser Feststellung ist aber der Forderung nach einer Erfassung der wesentlichen Erscheinungsweisen der Gefühle noch nicht voll Genüge getan. Es wäre denkbar, daß man neben diesen drei Arten des Verhältnisses von Lust und Unlust zur Tätigkeit noch weitere vorfinden könnte, die sich in keine der drei angeführten »Stufen« einordnen ließen. So könnten die Verflechtungen von Instinkt, Dressur und Intellekt neuartige typische Erscheinungsweisen des Lustgefühles zur Folge haben, die in ihrer Eigenart keiner der drei biologisch begründeten Typen einzuordnen wären. Auch die vielseitige Wirksamkeit des Intellekts läßt die Möglichkeit noch anderer Erscheinungsweisen der Lust, als sie in der Schaffenslust vorliegt, nicht ausgeschlossen erscheinen.

Die entwicklungstheoretische Betrachtung bedarf somit einer Ergänzung durch eine deskriptiv-psychologische Untersuchung. Unter Absehung von der biologischen Funktion der Gefühle muß das Augenmerk allein auf das Verhältnis von Lustgefühl und Tätigkeit gerichtet werden.

Eine derartige umfassende Betrachtung der Lustgefühle läßt uns fünf Grundtypen des Verhältnisses der Lust zur Tätigkeit feststellen. Drei dieser Grundtypen erweisen sich als übereinstimmend mit den Bühlerschen Erscheinungsweisen der hedonalgischen Reaktion. Neben die Lust des Genießens, die Funktionslust und die Schaffenslust treten aber noch zwei weitere Hauptformen. Ihr Wesen ist durch den Intellekt bedingt, der jedoch bei ihnen in anderer Weise als in der Schaffensfreude wirksam erscheint. Wir wollen diese zwei weiteren Formen vorgreifend als die eigentliche Arbeitslust und die ideelle Lust bezeichnen. Wir betonen schon an dieser Stelle, daß wir diese beiden Formen nur vom deskriptiv-psychologischen Standpunkt als gleichwertige typische Grundformen des Gefühlserlebnisses neben die von Bühler festgestellten Formen reihen. Ob sie sich auch in genetischer Betrachtung als solche darstellen, kann erst ihre Analyse erweisen.

Niemals oder nur in den seltensten Fällen ist eine dieser Formen allein vorhanden. Zumeist aber können wir das überwiegende Vorherrschen der einen oder der anderen feststellen; bei Besprechung der einzelnen Lustgefühle werden wir darauf hinweisen, in welcher Art ein Zusammenwirken der verschiedenen Formen in dem einheitlichen Erlebnis stattfindet.

Bühler hat in seiner Abhandlung über die hedonalgische Reaktion eine Analyse der Lust des Genießens, der Funktionslust und der Schaffenslust gegeben. Die im folgenden zu versuchende Charakterisierung der Arbeitslust und der ideellen Lust, sowie die Festlegung ihres Verhältnisses zu den drei Bühlerschen Grundformen läßt es uns als notwendig erscheinen, auch die letzteren — unter Verwertung der Bühlerschen Analyse — in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen. Wir wenden uns daher vorerst der Lust des Genießens zu.

## Die Lust des Genießens.

In den meisten Fällen ist die Lust des Genießens in eine Genußhandlung eingebaut. Der Anblick oder die Vorstellung einer guten Speise erweckt in uns eine Begierde danach, wir versuchen die Speise zu erlangen und erleben bei ihrem tatsächlichen Genuß ein Lustgefühl. Dieser Einbau in eine Genußhandlung ist Ausgang der entwicklungstheoretischen Betrachtung. Wir begreifen aber von hier aus ohne weiteres auch Fälle, wo dem Lustzustand keine Handlung vorangeht. Unvorbereitet überrascht uns oft ein Genuß und wird erst nach seinem erstmaligen oder öfteren Erleben zum erregenden Moment für eine Genußhandlung. Ein Kind trägt zuweilen gar kein Verlangen nach einer guten Bäckerei, die es vorher noch nicht gekostet hat. Durch einen Zufall oder auf fremde Veranlassung hin lernt es erst diese neue Genußmöglichkeit kennen. Unzählige Genüsse sind uns auf diese Weise bekannt geworden und werden uns im Laufe des Lebens immer erneut, wenn auch in stets abnehmendem Ausmaße bekannt. Ohne das erstmalige unbeabsichtigte Erleben hätten sie nie in eine Genußhandlung eingebaut sein können.

Wir wollen in Übereinstimmung mit Bühler bei unserer Betrachtung der Lust des Genießens von der Genußhandlung ausgehen. Die Lust tritt uns in der Genußhandlung besonders lebendig vor Augen; ihr Erlebnischarakter ist ausgeprägter als bei unvermitteltem Auftreten. Anderseits bereitet es keine

Schwierigkeiten, den Lustzustand auch im Rahmen der Genußhandlung isoliert zu erfassen.

Der Genußhandlung liegt das allgemeine Schema Gier-Befriedigung zugrunde. Treibende, oft mit Unlust verbundene Gier löst das Handeln aus und erhält es aufrecht, befriedigende Lust schließt es bei Erreichung des Zieles ab. Nach Bühler ist der Lust des Genießens bezw. der Genußhandlung dreierlei wesenseigentümlich: die Endständigkeit der Lust, ihr sedativer Charakter und die Einheit der Genußhandlung. Was bedeutet Endständigkeit? Es kann in zweifachem Sinne gemeint sein. Primär bringt es zum Ausdruck, daß der Lustzustand am Ende der Genußhandlung auftritt, sie beschließt. Aber auch, wenn wir von dem Einbau der Lust in die Genußhandlung absehen, können wir im psychologischen Sinne von einer Endständigkeit sprechen. Die Lust mutet uns im Erleben, unabhängig davon, was ihr voranging, als augenblicklicher Endzustand an, als ein Punkt, über den wir nicht hinausstreben.

Unter dem sedativen Charakter haben wir dieses »Nichthinausstreben«, das beruhigende, tätigkeitserstickende Moment des Lustzustandes zu verstehen.

Daß die Genußhandlung, trotz vielfacher Unterbrechungen, äußerer und innerer Behinderungen, als Ganzes, als eine Einheit erlebt wird, ist nach Bühler durch dreierlei bedingt: durch die Einheit der Determination, durch die Einheit der Stimmung und durch den einheitlichen Wertcharakter der Handlung. Die Vorstellung des Zieles wirkt über alle eingeschalteten Störungen hinweg determinierend auf unser Handeln. Der Lustzustand des Genießens, der in der Vorstellung vorweggenommen wird, hat eine mehr oder minder einheitliche Gefühlslage während der Handlung zur Folge. Schließlich stellt er einen Wert dar, der »wenn auch an noch so unbedeutender Stelle« als »ein Endglied in der Zweckordnung menschlicher Tätigkeiten« erscheint. Wo dieser Wert bewußt erlebt wird, ist die ganze Genußhandlung in das Werterlebnis einbezogen.

## Einschaltung.

Um die Stellung der Genuß- oder Befriedigungslust in der Genußhandlung deutlich herausheben und das Verhältnis von Lust und Tätigkeit genau feststellen zu können, wollen wir im folgenden an der Hand von vier Beispielen versuchen, eine

psychologische Analyse der Genußhandlung in ihrer einfachsten und in zusammengesetzteren Formen zu geben. Dabei wird das Wirksamwerden der einzelnen Einheitsmomente und der einheitsauflösende Einfluß der Störungen klar hervortreten.

Betrachten wir den einfachsten Fall, das psychologische Geschehen bei einer rein instinktiven Genußhandlung, wie wir es beim Neugeborenen, vermutlich aber auch noch in den ersten Lebensmonaten eines kleinen Kindes annehmen dürfen: aus irgendeinem äußeren oder inneren Grunde erwacht in dem Kind ein Unbehagen, das instinktiv eine Tätigkeit zu seiner Beseitigung auslöst. Hat die Tätigkeit ihr Ziel — das in diesem Falle nur instinktiv erstrebt wurde — erreicht, so tritt an Stelle des Unbehagens ein lustvolles Behagen, und die Tätigkeit erstirbt. Dieser einfachste Fall der Genußhandlung, der von einer Mitwirkung irgendwelcher intellektueller Faktoren ganz absieht, ist im Seelenleben des erwachsenen normalen Menschen wohl überhaupt nicht vorhanden. Irgendein intellektuelles Moment, das wir nicht beachten, ist auch bei unseren auf Instinkten aufgebauten Genußhandlungen stets mit im Spiele. Aber in manchen unserer Gewohnheits- und Reflexhandlungen, die als eine Rückbildung von ursprünglich durch Vorstellungen und Gedanken bedingten Bewegungen und Handlungen anzusehen sind, können wir ein Analogon zu jener instinktiven Tätigkeit erkennen. Die gedanklichen und Vorstellungselemente sind in ihnen ganz verkümmert oder überhaupt nicht mehr vorhanden. Wenn wir uns beispielsweise für einen Augenblick aus dem warmen Bad erheben und dann von Kälte erfaßt rasch wieder ins Wasser eintauchen und seine Wärme genießen, kann unter Umständen ein vorstellungsmäßiges Element überhaupt nicht ins Bewußtsein treten. Unser Erleben umfaßt bei dieser »Genußhandlung« nichts weiter als ein momentanes erregendes und treibendes Unlustgefühl und seine Auflösung in ein beruhigendes Lustgefühl. In diesem Lustgefühl erstirbt augenblicklich jedes triebhafte Streben, es äußert sich als ein lustvolles Behagen, ein Aufgehen des ganzen Wesens in den Augenblickszustand, der — wie Bühler bemerkt — als Bremse der Tätigkeit wirkt und auch als solche erlebt wird. Während der eigentlichen »Handlung« muß uns weder ein Tätigkeitserlebnis noch eine Zielvorstellung der Tätigkeit und ein damit verbundenes Lustgefühl zu Bewußtsein kommen. Die Genußhandlung stellt in diesem Fall erlebnismäßig ein einheitliches Übergehen von treibender Unlust in beruhigende Lust dar.

Würde die instinktive Tätigkeit aus irgendeinem Grunde ihr Ziel nicht erreicht haben, so würde die Erlebniseinheit ein Stückwerk bleiben.

Gehen wir einen Schritt weiter. Wir sehen auf einem Tisch eine schmackhafte Speise, die für uns bereitgestellt ist. Das Verlangen nach der Speise erwacht in uns, wir gehen zum Tisch, nehmen und essen die Speise. Hier ist das Begehren kein rein instinktives mehr. Vorgestellte Lust und nicht instinktive Unlust erscheint als Ursache der Genußhandlung. Auch wenn in diesem Falle in uns keine äußeren und inneren Hemmungen wirksam werden, ist der erlebnismäßige Sachverhalt von dem im vorigen Beispiel angeführten verschieden. Wir erleben beim Anblick der Speise vorerst ein Lustgefühl, das an der Vorstellung des Genusses haftet, zugleich aber wird die tatsächliche Nichtbefriedigung erlebt, und ein triebhaftes Streben — die Gier — nach der Speise erwacht. Fast automatisch greifen wir nach der Speise. Trotzdem dieses Handeln triebhaft ist, gleicht der Erlebniszustand nicht ganz dem bei der rein instinktiven Handlung.

Den erlebnismäßigen Abschluß der Genußhandlung bildet wieder ein beruhigendes Lustgefühl.

Wenden wir uns einer dritten Form der Genußhandlung zu. Wir erblicken ein andermal ebensolch eine Speise, die sich auf einem Kasten befindet, der so hoch ist, daß wir nur von einem Sessel aus hinauflangen können. In den einfachen Ablauf der Genußhandlung ist ein Hindernis eingeschaltet. Das anfängliche Erleben gleicht dem in dem vorhergehenden Beispiel: Lust beim Erblicken der Speise bezw. bei der Vorstellung ihres Genusses, Erwachen der Begierde. Aber der einfache triebhafte Ablauf der Handlung ist hier nicht möglich. Wir werden auf die erforderliche Tätigkeit zur Erreichung des Zieles aufmerksam bezw. müssen sie nach einer Überlegung in Szene setzen. Wir erleben hierbei die Mühe des Heranschiebens des Sessels, des Hinaufsteigens usw. Das Maßgebende aber ist, daß diese Unlust der Mühe nicht so stark fühlbar wird, daß sie die Lust der Vorstellung und die damit verbundene Gier überwiegen könnte. Auch in diesem Falle gibt es sicherlich Augenblicke oder längere Zeiträume in unserem Erleben, wo die vorstellungsmäßige und gefühlsmäßige Einstellung auf das Ziel so stark ist, daß die Tätigkeit und die daraus hervorquellende Unlust uns gar nicht zu Bewußtsein kommt. Wo sie aber ins Bewußtsein tritt, wird sie

von der Lust der Vorstellung entweder überlagert, oder sie bewirkt durch ihre Hemmung ein jähes Erstarekn der treibenden Unlust und wird so überwunden.

Wir erleben hierbei auch mehr oder minder eine zielbewußte Willenstätigkeit. In dem Augenblick, da die Reflexion einsetzt, ist auch ein Werterleben vorhanden. Wir greifen nicht nur triebhaft nach der Speise, wir wollen sie auch, weil wir wissen, daß sie einen Wert darstellt. Die Hindernisse bringen uns den Wert erst zum Bewußtsein. Objektiv stellte die Speise auch im zweiten Beispiel einen Wert für uns dar; sonst würde sich unser triebhaftes Streben nicht darauf richten; sein Wertcharakter kam uns aber dort nicht zum Bewußtsein.

Ebenso wie in dem zweitangeführten Fall gehen alle einzelnen Momente des Erlebens schließlich in den lustvoll beruhigenden Endzustand der tatsächlich verwirklichten Lust auf; dieser Lustzustand schließt als solcher jedes Tätigkeitserlebnis aus.

Wenn wir unser Erleben in diesem Beispiel mit dem in dem vorhergehenden vergleichen, so ergeben sich als Bereicherungen: 1. ein wenigstens zeitweises und teilweises Erleben der Tätigkeit, das aber ebenso wie die dadurch hervorgerufene Unlust unwesentlich gegenüber dem Gesamterleben anmutet; 2. ein Erleben des zielbewußten Wollens; 3. ein Werterleben. Die Einheit des Erlebens bleibt im wesentlichen auch hier gewahrt: zur Einheit des Fühlens und zur Einheit der Zielvorstellung tritt aber noch die Einheit des Wertes und Wollens.

Betrachten wir ein viertes Beispiel: eine Mutter sagt zu ihrem Kind: »Du bekommst dieses Stück Torte, wenn du deine Aufgabe ordentlich erledigst.« Das Kind, dem das Lernen sonst kein Vergnügen bereitet, setzt sich zu den Büchern, erledigt seine Aufgabe und erhält als Belohnung die Torte. Auch hier ist ein Hindernis in den Ablauf der Genußhandlung eingeschaltet. Aber dieses Hindernis ist kein unmittelbares. Die Tätigkeit als solche bringt dem Kinde nicht den Genuß der Torte, der tatsächlich auch ohne sie möglich wäre, näher. Das Hindernis ist gewissermaßen künstlich durch den Intellekt eingeschaltet. Erst durch die Bedeutung, die der Tätigkeit durch den Intellekt verliehen wird, als Erfordernis für die Erreichung des Genusses, wird sie in die Genußhandlung einbezogen.

Wie verhält es sich nun in diesem vierten Falle mit dem Erleben des Kindes? Das Versprechen der Torte, die Vorstellung

des Genusses, ruft wieder Lust und Begierde hervor. Aber die Begierde kann sich diesmal nicht in einer triebhaft blinden Tätigkeit auswirken, oder zumindest wird diese Tätigkeit im Keime durch Hemmungen verschiedenster Art erstickt. Unter Umständen ist es die einfache selbstverständliche Gewohnheit dem Wort der Mutter zu gehorchen, die als Hemmung wirkt, oder auch eine Gefühlslage, die auf moralische oder intellektuelle Ursachen zurückgeht, wodurch die triebhafte Tätigkeit im Keime erstickt wird. In vielen Fällen mag es aber gar nicht zu einem Erleben von Hemmungen kommen, da die von der Mutter beigesetzte Bedingung sogleich eine Einstellung des Kindes auf die Mittel zur Erreichung des Zieles bewirkt. Denn gleichzeitig mit der Vorstellung des Zieles oder unmittelbar danach hat das Kind die Vorstellung dieser Mittel erlebt. Das triebhafte Streben wird sofort von dem zielbewußten Willen erfaßt und stellt sich auf die Mittel ein. Damit ist der erste Erlebnisteil dieser Genußhandlung abgeschlossen. Der zweite umfaßt die Tätigkeit zur Erreichung des Zieles.

Die Begierde stellt auch in diesem den Motor der Tätigkeit dar, die an sich keine Beziehung zum erstrebten Genuß hat. Je stärker das Kind die Begierde erlebt und sie dem zielbewußten Willen, also der Tätigkeit dienstbar zu machen vermag, desto schwächer ist das Erleben der Tätigkeit als solcher. Hierbei kann die Zielvorstellung für längere Zeit ganz aus dem Bewußtsein schwinden. Die allgemeine Gefühlslage der Vorstellungslust und treibenden Unlust, verstärkt durch die determinierenden Tendenzen, halten die Tätigkeit aufrecht. Es kann aber auch der Fall sein, daß nicht nur die Zielvorstellung, sondern auch Lust und Begierde aus dem Bewußtsein des Kindes schwindet und das Kind die Tätigkeit mehr oder minder gefühlsfrei oder durch jene Gefühle, die wir später als Funktionslust und Arbeitslust näher besprechen werden, gefördert ausführt. Ist dieser Zustand von längerer Dauer und birgt die Tätigkeit größere Schwierigkeiten in sich, dann tritt sie und die durch sie geweckte Unlust deutlicher ins Bewußtsein des Kindes. Letztere wird unter Umständen so groß, daß die Gier die daraus erwachsenden Hemmungen nicht oder nur nach neuerlicher Vergegenwärtigung der Zielvorstellung überwinden kann. Bisweilen tritt ein ausgesprochener Wertungsprozeß ein. Der Wert des Genusses wird mit dem Unwert der Mühe verglichen. So wie aber das triebhafte Wollen im Erleben nicht ganz vom ziel-

bewußten Wollen geschieden ist, so wird jener Wertungsprozeß nicht losgelöst vom Widerstreit der Gefühle erlebt.

Wir können die verschiedenen Gestaltungen des Erlebens, die sich durch die Übernahme jener Tätigkeit zur Erreichung des Genusses ergeben, nicht in ihren Einzelheiten darstellen. Als wesentlich erscheint uns, daß sich in das einheitliche Erleben der Genußhandlung, das auch durch eine von außen eingeordnete Tätigkeit nicht unbedingt gestört werden muß, unter Umständen ein vollständig fremdes Erleben, eine eigene Erlebenssphäre sowohl der Vorstellungs- als auch der Gefühls- und Willensseite nach einschiebt, die Genußhandlung unterbricht oder sogar aufhebt. Wenn die Genußhandlung nur unterbrochen wird, verbindet ihr einheitlicher Erlebnischarakter über die Einschiebungen hinweg die einzelnen Erlebnisteile zu einem Ganzen.

Mit Beendigung der eingeschobenen Tätigkeit ist aber die »Handlung« noch nicht zu Ende. Es schließt sich noch die direkte Tätigkeit der Ergreifung des Genußobjektes an. Das Erleben des Kindes beim Abschluß der indirekten Tätigkeit und beim Übergang zur direkten Tätigkeit kann wiederum ein verschiedenes sein. Unter Umständen beherrscht die Einstellung auf das Ziel das Kind derart, daß ihm Abschluß und Übergang kaum zum Bewußtsein kommt, daß also die einheitliche Gefühlslage auch kein merkliches Gefühl bei der Beendigung der indirekten Tätigkeit aufkommen läßt. Hat aber die eingeschobene Erlebnissphäre das Bewußtsein in hohem Maße ausgefüllt, dann bedingt auch der Abschluß der Tätigkeit ein eigenes Gefühlserlebnis der Lust, das aber sogleich in den Gefühlszustand der Begierde übergehen kann. In Fällen, in denen die eingeschobene Erlebnissphäre von besonderer Ausgeprägtheit war, gelangt die Umstellung auf das ursprüngliche Ziel der Genußhandlung auf allen seelischen Gebieten deutlich zum Bewußtsein.

Der Abschluß der Genußhandlung gleicht im Erleben durchaus dem in den anderen Beispielen angeführten. Die innere Unruhe findet — ebenso wie die äußere Tätigkeit — ihre Aufhebung in der Lust des Genießens; jegliche Unruhe ist aus ihr verbannt.

Wenn wir auch hier das Gesamterleben mit dem in den vorhergehenden Beispielen in Vergleich setzen, so treten uns folgende Erweiterungen vor Augen: 1. Die Einheit des Erlebens wird mehrfach durchbrochen; eine fremde Erlebenssphäre, die auf weite Strecken die Einstellung des gesamten Seelenlebens

auf sich lenkt, schiebt sich ein. 2. Die beiden Erlebnissphären können miteinander in Widerstreit treten, was sich in einem Kampf der Triebe und einem Wertkonflikt äußert. 3. Daß trotz der Durchbrechungen des einheitlichen Erlebens die Richtung auf das Ziel beibehalten wird, beruht in erster Linie auf der Wirksamkeit der determinierenden Tendenzen, in zweiter Linie auf der allgemeinen Gefühlslage und erst in letzter Linie auf der bewußten Vergegenwärtigung der Zielvorstellung.

Wir wollen nicht mehr zu weiteren Verwicklungen der Genußhandlung fortschreiten, die uns ihr Wesen nur verschleiern würden und die wir zufolge der Reichhaltigkeit unseres Erlebens ins Unbegrenzte steigern könnten. Die bisherigen Beispiele lassen uns Wesentliches und Unwesentliches klar erkennen und zeigen uns auch die Richtung, in der wir die Störungen der einheitlichen Genußhandlung suchen müssen.

Heben wir aus der Erlebnisanalyse der vier Beispiele das Wesentliche heraus: Der Lust des Genusses ging in allen vier Fällen ein Zustand treibender Unruhe, die Gier, voraus, die unter Umständen mit starker Unlust gepaart sein kann. Sie erscheint uns als unerläßliche Bedingung der Genuß*handlung*, da nur sie das »Handeln«, die Tätigkeit und somit indirekt auch den Genuß herbeiführt. Wir haben erkannt, daß sie entweder instinktiv oder durch die lustvolle Vorstellung des Genusses ausgelöst und wacherhalten wird. Sie ist — wie wir in den Beispielen 2—4 feststellen konnten — vielfach von einer Vorstellungslust überlagert, die der Endlust vorgreift.

Die Tätigkeit an sich tritt entweder überhaupt nicht ins Bewußtsein oder wird in ihrem ursprünglichen Lust- oder Unlustcharakter nicht beachtet; nur dort, wo sich eine heterogene Erlebenssphäre einschiebt, ist das Tätigkeitserlebnis an sich von Bedeutung; doch gehört diese Tätigkeit, strenggenommen, nicht zur Handlung.

Der eigentliche Lustzustand hat sich in allen vier Fällen als wesensgleich erwiesen.

---

Von den drei Wesensmerkmalen der Genußhandlung ist — wenn man von der weiteren Fassung der Endständigkeit absieht — nur eines: der sedative Charakter der Lust für die Lust an sich kennzeichnend. Welcher Art ist das Erleben dieses sedativen Lustzustandes in seiner ausgeprägtesten Form?

Jegliche Ursache ist aus ihm gebannt. Er mutet uns als augenblicklicher Endzustand an, der, wenigstens in den ersten Augenblicken, unser ganzes Seelenleben in sich schließt; wir sind eine restlose seelische Einheit, alle Einzelfunktionen sind aufgehoben; es gibt nichts in uns, das uns über diesen augenblicklichen Lustzustand hinaustreiben würde. Der Lustzustand erscheint uns daher im Erleben nicht nur selbst tätigkeitsfrei, sondern auch keineswegs tätigkeitsauslösend, im Gegenteil tätigkeitshemmend.

Solch ein Lustzustand kann zweifellos auch ohne vorhergehende Unlust eintreten. Es mag sein, daß er dann nicht so ausgeprägt erlebt wird, da der Kontrast zu der vorhergehenden Unlust mangelt; aber die beruhigende Einheit des Erlebens, die jeder Auswirkung seelischer Funktionen den Boden entzieht und jede Tätigkeit ausschließt, die reine zeitlose Gegenwart ist, bildet auch ihr Charakteristikum.

Das Wesen der Lust des Genießens ist somit unabhängig davon, ob ihr eine Tätigkeit vorausgegangen ist oder nicht. Soferne ihr Erleben aber äußerlich durch eine solche ermöglicht wurde, so bedeutet sie stets deren Beendigung.

Für das Verhältnis von Lust und vorhergehender Tätigkeit ergibt sich daraus: die Tätigkeit dient der Herbeiführung der Lust, ist also Mittel zum Zweck; hinsichtlich des Verhältnisses der Lust zur Tätigkeit überhaupt: hier müssen wir dreierlei unterscheiden: Tätigkeitserlebnis, Abhängigkeit der Lust von der Tätigkeit, Wirkung der Lust. 1. Die Genußlust ist frei von jedem Tätigkeitserlebnis. 2. Daß auch sie nicht unabhängig von jeder psychischen und physischen Funktion sein kann, ist wohl selbstverständlich. Mit dem Aufhören aller Funktionen wäre das Ende des Lebens gegeben. Jedes Erfassen von Inhalten ist nur durch Funktionen möglich, eine Isolierung beider nur in der Abstraktion durchführbar. Diese Abhängigkeit der Lust von einer Funktion darf uns aber nicht dazu verleiten, sie als Lust an dieser Stelle anzusehen. Zumindest tritt im Genießen das funktionelle Moment hinter das inhaltliche ganz zurück. 3. Besonders charakteristisch für die Befriedigungslust ist ihre Wirkung auf die Gesamtheit psychischer und physischer Funktionen: sie wirkt nicht nur — wie Bühler zutreffend bemerkt — als Bremse für jede äußere Tätigkeit, sie hemmt alle Funktionen, soweit sie nicht durch den Lebensprozeß und den Genuß bedingt sind, und erstickt jedes triebhafte Streben, jedes Wünschen, jedes Wollen.

Werfen wir noch einen Blick auf die Stellung der Genußlust im Seelenleben des Menschen überhaupt. Unser Seelenleben gleicht, wie James sagt, einem Strome. Aber dieses Gleichnis scheint den Tatbestand nicht ganz zutreffend wiederzugeben. Während die Wasser des Stromes, nur durch das Bett in eine bestimmte Richtung gedrängt, regellos dahinfluten, also nur von außen bestimmt sind, ist unser Seelenleben instinktiv oder bewußt durch Ziele bestimmt. Alle Erlebnisse, denen gegenüber wir überwiegend rezeptiv sind, werden in bestehende seelische Verläufe eingeordnet, alle mehr spontanen Erlebnisse gehen aus solchen hervor. Jene Ziele, denen unser Erleben zustrebt, liegen aber nicht im Unendlichen. Sie können ferner, da unser Seelenleben nicht dauernd zum Stillstand kommt, nur Augenblicksziele sein, über die wir wieder hinausschreiten. Jede Lust des Genießens stellt solch ein Ziel dar, durch welches in den Ablauf unseres Seelenlebens Ordnung gebracht wird. Unbewußt verleiht ihm der Instinkt die Richtung darauf, bewußt stellen wir uns durch die Vorstellung des Genusses geleitet darauf ein. Der erstrebte Lustzustand stellt nicht die Triebkraft für unser Handeln bei; sie liegt in unseren Trieben; aber er ist eines der auslösenden, richtungweisenden Momente in unserem Seelenleben. Was uns als Ziel erscheint und die Richtung unseres Seelenlebens bestimmt, liegt allerdings letzten Endes auch in uns, da es einerseits durch die Natur des Menschen überhaupt, anderseits durch unsere besondere Veranlagung bedingt ist.

Die Frage nach dem Verhältnis von Lust und Tätigkeit hat uns auf die Frage der inneren Abhängigkeit der Lust des Genießens geführt. Wir haben es für wahrscheinlich erachtet, daß die Lust des Genießens von Inhalten abhängig ist. Welcher Art können nun die Inhalte sein, aus denen Genußlust hervorquillt? Gibt es nur sinnliche Genüsse, solche also, die an die Sinnestätigkeit gebunden sind, oder auch geistige Genüsse? Wir können diese Fragen hier nicht einer restlosen Beantwortung zuführen. Abgesehen von den Schwierigkeiten, die auf dem Gebiete der höheren Sinne und auf dem intellektuellen Gebiete durch Zusammenwirken der verschiedenen Lustformen herbeigeführt werden, ist der Bereich des Genießens ein derart großer und erstreckt sich auf alle Lebensgebiete, daß eine Hervorhebung und Einteilung der einzelnen Genüsse nur schwer durchführbar wäre und keine wesentliche Erweiterung unserer Erkenntnis darstellen würde.

Wir wollen uns damit begnügen, das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der Lust des Genießens auf einzelnen Gebieten des seelischen Lebens und ihre jeweilige Einordnung in den seelischen Ablauf und ihre Bedeutung für ihn festzustellen und daraus auf die Möglichkeit ihres Vorhandenseins auch auf anderen Gebieten zu schließen.

Der Befriedigungscharakter der Genußlust kann natürlich von verschiedener Intensität und Dauer sein. In vielen Fällen beeinflußt er unser Erleben nur oberflächlich und für Augenblicke. Neue Eindrücke rufen neue Gefühlserlebnisse hervor. Nur dort, wo er besonders ausgeprägt ist, vermag er unserem ganzen Erleben für mehr als einen Augenblick Einhalt zu gebieten. Viele Genüsse, die in unser fortlaufendes Erleben eingestreut sind, kommen uns als solche gar nicht zum Bewußtsein. Erst die Selbstbeobachtung erfaßt diese Gefühlszustände und kann ihren sedativen Charakter feststellen. Der Charakter der Befriedigungslust kann einem Einzel- und einem Gemeingefühl eigen sein; allerdings gelangt er nur in letzterem Fall voll zum Ausdruck.

Wenn wir von der sinnlichen Lust des Genießens sprechen, so verstehen wir darunter wohl in erster Linie Genüsse, die an unsere Organempfindungen gebunden sind, wie den Nahrungs- und Geschlechtsgenuß oder den Genuß des Ausruhens nach angestrengter Tätigkeit, weiterhin aber auch Genüsse, die durch die anderen Sinne vermittelt werden. Primär ist hierbei immer der unmittelbare Genuß gemeint. Durch Eingreifen des Intellekts können wir aber, wie das Erleben in der Genußhandlung zeigt, den Genuß in der Vorstellung vorwegnehmen und damit auch einen Lustzustand erleben. Es wäre verfehlt, diesen Lustzustand, weil er durch die Vorstellung hervorgerufen ist, einen geistigen zu nennen. Nicht die Vorstellung als Tätigkeit bewirkt die Lust, sondern ihr Gegenstand wird in der Vorstellung tatsächlich erlebt, und mit diesem Erleben ist Lust verbunden. Ebenso verhält es sich mit der Erinnerungslust, wenn wir uns früher erlebte Genüsse wieder vergegenwärtigen, oder mit einer irrealen Phantasielust, die mit dem Wissen der Unmöglichkeit der Verwirklichung der Phantasievorstellung verbunden ist.

Vielleicht könnte man gegen die Bezeichnung dieser Vorstellungslust als Genußlust einwenden, daß ihr der sedative Charakter der Befriedigung mangle. Gehe doch aus ihr das triebhafte Streben nach tatsächlicher Erlangung des Genusses oder zumindest ein Wünschen hervor. Dieser Einwand beruht jedoch

auf einer irrigen Auffassung des psychologischen Tatbestandes. Nicht die Lust an der Vorstellung ruft die Gier hervor, sondern das Objekt der Vorstellung, also der vergegenwärtigte Genuß bewirkt neben dem Lustgefühl das Erwachen der Gier. Der in der Vorstellung vorweggenommene Genuß wirkt zwar einerseits befriedigend, läßt aber anderseits den Mangel des unmittelbaren Genusses erleben; dieses Erleben des Mangels stellt sich als eine von unserem Intellekt unabhängige Reaktion unseres Seelenlebens dar, die allerdings oft durch das bewuste Erfassen des Mangels unterstützt wird.

Man spricht von einem Schwelgen in der Erinnerung, aber auch von einem Schwelgen in der Phantasie. Wenn wir auch einräumen, daß besonders im zweiten Fall die Funktionslust eine Rolle spielen kann, so gibt es doch zahllose Fälle, wo das Schwelgen einen Zustand der Befriedigung, des Hingegebenseins an den Gegenstand der Vorstellung darstellt.

Weniger einfach als bei den durch die niederen Sinne vermittelten Genüssen liegen die Verhältnisse bei den Genüssen, die in der Tätigkeit der höheren Sinne wurzeln. Die unmittelbar sinnliche Gefühlswirkung tritt hier stark zurück. Auch wenn wir einen Ton an und für sich als lustvoll empfinden, können wir nicht sicher sein, ob es die reine Empfindung ist, die hier das Lustgefühl hervorruft. Möglicherweise werden durch das Anhören des Tones assoziativ Lustgefühle wachgerufen, die sich, da ihr Gegenstand nicht in das Bewußtsein tritt, nun gewissermaßen an den Ton klammern. Ebenso ist es beim Anblick einer Farbe, die eine Lust des Genießens in uns auslöst. Trotzdem sind wir der Ansicht, daß auch eine einfache Ton- oder Farbenempfindung als solche befriedigend wirken kann. Die einfache weiße Fläche z. B., die nach einem stark flimmernden Kinematographenbild erscheint, ruft momentan ein Lustgefühl hervor; ähnlich ein einfacher reiner, ruhiger Ton, der nach einer raschen Tonfolge und Dissonanzen plötzlich unser Ohr trifft. Natürlich können auch in diesen Fällen noch andere Momente (z. B. Kontrast, Beruhigung) für die Entstehung des Lustgefühls mit bestimmend sein.

Die stärkeren Lustgefühle, die uns durch die höheren Sinne vermittelt werden, erleben wir nicht in den einfachen Empfindungen, die uns vielleicht nie in voller Reinheit gegeben sind, sondern bei unseren Wahrnehmungserlebnissen. Ob wir es hier allerdings noch mit reiner Genußlust zu tun haben, oder ob auch der

Funktionslust ein Anteil an dem Lustzustande zukommt, mag dahingestellt bleiben. Ein Problem, das bei der Beurteilung der ästhetischen Lust in den Vordergrund tritt, würde mit dieser Frage aufgerollt werden.

Wenden wir uns dem Gebiete des Intellekts zu. Gibt es eine geistige Lust des Genießens? Wir heben nochmals hervor, daß es sich hierbei nicht um die Vorstellungslust handeln kann. Vorstellungen beziehen sich immer auf etwas Sinnliches. Der Akt des Vorstellens aber kann nicht die Ursache einer Genußlust sein. Eine geistige Genußlust könnte nur an einen Sachverhalt geknüpft sein. Die Frage lautet demnach: kann ein erfaßter Sachverhalt ein Lustgefühl mit sedativem Befriedigungscharakter hervorrufen? Voraussetzung dafür ist natürlich, daß der Sachverhalt für uns subjektiv einen Wert darstellt.

Jene Gefühle, die sich auf Sachverhalte beziehen, werden in der Psychologie vielfach als Affekte bezeichnet. Das Wort Affekt bezieht sich hierbei nicht auf die Gefühlsveranlassung, sondern auf die Gefühlswirkung oder zumindest auf die Erlebnis- und Erscheinungsweise des Gefühlszustandes. Der Sachverhalt affiziert uns in irgendeiner Weise. Es treten Gefühle auf, die meist mit Organempfindungen verbunden sind, aber auch der Vorstellungsablauf und das Denken wird nachhaltig beeinflußt. In den meisten Fällen ist der Affekt von Ausdrucksbewegungen begleitet.

Wir pflegen aktive und passive Affekte zu unterscheiden. Passive Lustaffekte tragen den Charakter der Befriedigung an sich. Die Beendigung einer unangenehmen Arbeit, die Befreiung aus einer gefahrvollen Situation löst in uns unter Umständen ein beruhigendes Lustgefühl aus, das für kürzere oder längere Zeit hemmend auf jede psychyische und physische Tätigkeit wirkt. Ein Geschenk, das wir von jemand empfangen, ein freundlicher Akt eines anderen uns gegenüber oder auch eine Freude, die wir jemand bereiten, erfüllt uns mit Befriedigungslust. Von der subjektiven Bedeutung, die wir bewußt oder unbewußt dem Sachverhalt beimessen, hängt die Stärke dieser Befriedigungslust ab. Die Befreiung aus Todesgefahr läßt die Lust intensiver erleben als ein anerkennendes Wort eines Mitmenschen. Wenn wir voll auf die Herbeiführung des Sachverhaltes eingestellt sind, dann wird auch die Befriedigungslust unser ganzes Erleben ausfüllen. Die verschiedensten Sachverhalte, die für uns einen Wert darstellen — seien sie auf uns oder auf andere Personen

bezogen —, können so für uns zum Anlaß einer Befriedigungslust werden.

Daß das Wesen jener Lustzustände dem der sinnlichen Lustzustände nicht gleicht, ist durch ihre verschiedenartige Bezogenheit erklärlich. Trotzdem stimmen sie aber mit letzteren in formeller Hinsicht überein, indem die Lust ein beruhigendes, tätigkeithemmendes Moment enthält, das vielleicht nicht so unmittelbar, aber doch deutlich erlebbar zur Geltung gelangt. Ja, wir können sogar in Fällen stärkster geistiger Befriedigungslust auch jene erschlaffende Wirkung, wie sie bei der sinnlichen Genußlust auftritt, feststellen, derart, daß hier die psychische Aktivität, wenn sie wieder zur Auswirkung gelangt, herabgesetzt ist. Der Verlauf einer geistigen Genußhandlung kann dem einer sinnlichen Genußhandlung vollkommen gleichen. Auch hier ist die Einheit der Handlung, die Endständigkeit und der sedative Charakter der Lust feststellbar.

Ein Erfolg, den wir errungen haben und der uns mit Lust erfüllt, kann zweierlei Wirkung auf uns ausüben, je nachdem wir nur den Endzustand oder auch die Tätigkeit, die ihn herbeigeführt hat, ins Auge fassen: im ersten Falle, in welchem wir ganz in dem lustvollen Endzustand aufgehen, erstirbt jeder weitere Tätigkeitsantrieb; im zweiten, wo wir die Tätigkeit als das den Erfolg herbeiführende und das den Wert und die Lust Begründende erfassen, wirkt diese Erkenntnis manchmal vielleicht als erhöhter Tätigkeitsantrieb.

Die Gegenüberstellung dieser beiden Erlebnisse läßt erkennen, daß die lustvolle Erfassung eines Sachverhaltes durchaus nicht immer eine Lust des Genießens darstellen muß. Ein Sachverhalt kann an und für sich Tätigkeitsantriebe enthalten. Die Besprechung der Arbeitslust wird diese Verhältnisse näher beleuchten. Aber selbst wenn der Sachverhalt als solcher keinerlei aktives Element in sich enthält, so können diese durch Vorstellungen und Gedanken, die damit assoziativ verbunden sind, in das Erleben hineingebracht werden. Vielleicht sind die aktiven Lustaffekte — wenigstens zum Teil — auf stärkere Assoziationsfähigkeit der Sachverhalte zurückzuführen. Bei den passiven hingegen, wo der Sachverhalt mehr in sich abgeschlossen ist, d. h. in geringem Maße assoziationsstiftend wirkt, ermöglicht er ein ruhiges Auswirken des Gefühls.

Abgesehen vom Verhältnisse des Sachverhaltes zu dem Gesamterleben des Menschen spielt jedenfalls auch die individuelle

Veranlagung und die jeweilige Disposition hierbei eine bedeutende Rolle. Ebenso dürfte Funktionslust an der Gestaltung der Affekts beteiligt sein. Schließlich muß auf die Organempfindungen hingewiesen werden, deren Gefühlsbegleitung mit den eigentlichen Sachverhaltsgefühlen zur Einheit verschmilzt.

Wir haben es bei jenen Gefühlszuständen, die an die Erfassung von Sachverhalten gebunden sind, stets mit komplizierten seelischen Gebilden zu tun. Nur eine genaue Analyse der menschlichen Affekte könnte in dieser Frage volle Klärung schaffen. Erst sie würde dartun, in welchen Fällen wir allgemein von einer geistigen Lust des Genießens sprechen dürfen und wodurch sie getrübt und ganz zur Seite gedrängt werden kann. Daß auch geistiges Genießen in der Erinnerung und Phantasie mit Lust erlebt wird, ist wohl selbstverständlich.

Ehe wir dieses Kapitel abschließen, wollen wir noch kurz auf Erlebnisse, die fälschlich als geistiges Genießen bezeichnet werden, hinweisen. Solche Erlebnisse stellen z. B. die Lustgefühle, die uns beim Lesen eines interessanten Buches erfüllen, dar. Das Wesen dieser Lustzustände ist manigfachster Art. Gewiß hat an ihnen auch die Lust des Genießens Anteil. Wir erfreuen uns an den Sachverhalten, die uns vorstellungsmäßig gegeben sind. Die Sachverhaltserfassungen machen aber nicht das Wesen jenes »Genusses« aus. Er beruht in erster Linie auf dem gesteigerten Ablauf unseres psychischen Lebens, auf der regen Betätigung der psychischen Funktionen. Mit dieser Feststellung verlassen wir aber schon das Gebiet der Lust des Genießens und betreten das der Tätigkeits- oder Funktionslust, das wir im folgenden kurz betrachten wollen.

## Die Tätigkeits- oder Funktionslust.

Von einer Funktionslust sprechen wir dann, wenn der Ablauf einer physischen oder psychischen Funktion an sich von Lust begleitet ist. Wir könnten hierbei, wenn wir eine kausale Abhängigkeit feststellen wollten, ebensogut die Lust aus der Tätigkeit hervorgehen wie die Tätigkeit durch die Lust bewirkt werden lassen. Aber diese Trennung und Gegenübersetzung von Lust und Tätigkeit ist nur in der Abstraktion möglich. Unser Erleben sagt uns, daß sich eine lustvolle Tätigkeit aus sich selbst heraus forterhält.

Der Bereich möglicher Funktionslust deckt sich vermutlich mit dem der möglichen Funktionen. Damit ist aber nicht gesagt, daß jede Funktion tatsächlich Lustcharakter besitzt. Wir können feststellen, daß viele psychische und physische Tätigkeiten für die Mehrzahl der Menschen überhaupt nicht, für die übrigen aber nur zu Zeiten mit Funktionslust verbunden sind. Vielleicht ist der reibungslose Ablauf einer Funktion an und für sich immer mit Lust verbunden und sind es seelische Hemmungen, die die Funktionslust nicht aufkommen lassen. Die Intensität der Funktionslust kann sehr verschieden sein. Oft kommt sie uns unmittelbar gar nicht zum Bewußtsein: eine Tätigkeit geht leicht vonstatten, ohne daß wir dabei ausgesprochene Lust empfinden. In manchen Fällen sind wir hingegen von Tätigkeitslust ganz erfüllt.

Besonders deutlich tritt uns — wie Bühler darlegt — die Funktionslust beim Kind entgegen: das kindliche Spiel erscheint als die ausgesprochenste und reinste Form der mit Funktionslust verbundenen Tätigkeit; die Ausbildung aller körperlichen und physischen Funktionen erfolgt im Kindesalter in der Form des Spieles: vom Strampeln, Greifen, Lallen bis zur Entfaltung der Phantasie-, Denk- und Willenstätigkeit. Allerdings dürfen wir das kindliche Spiel — besonders in seinen höheren Formen — seiner Gefühlsseite nach nicht nur der Funktionslust zuordnen. Die Lust des Genießens und besonders die später zu besprechende Arbeitslust haben an seinem Lustcharakter in zahlreichen Fällen bedeutenden Anteil.

Wir haben schon an einer früheren Stelle darauf hingewiesen, daß auch die Funktionslust in eine sogenannte Genußhandlung eingebaut sein kann. Da es möglich ist, auch eine Tätigkeit in der Vorstellung vorwegzunehmen, erwacht in uns, soferne eine Tätigkeit Lustcharakter an sich trägt, bei ihrer Vorstellung das Verlangen nach ihrer tatsächlichen Ausübung. Stellen wir uns ein Kind vor, das vom Spiele für einen Augenblick weggeholt wurde: die Begierde, seine Tätigkeit wieder aufnehmen zu können, gleicht völlig der nach einem wirklichen Genuß; die Befriedigung seines Verlangens hat hier aber nicht sedativen Charakter; nur die Tätigkeit, die zur Lust führt, erlischt damit. Diese Tatsache weist darauf hin, daß der Einbau eines Lustzustandes in eine darauf hinzielende Handlung nicht allein ein Kriterium für die Ansprechung dieses Lustzustandes als »Genußlust« sein kann.

Die Feststellung der Funktionslust im Seelenleben des herangereiften Menschen bietet deshalb große Schwierigkeiten, weil die Funktionslust nur in den seltensten Fällen allein vorhanden ist. Wo es sich um rein körperliche Funktionen handelt, liegen die Verhältnisse relativ einfacher. Aber auch hier sind oft intellektuelle Faktoren mitwirkend, die einer flüchtigen Beobachtung entgehen. Eine Tätigkeit, die aus reiner Funktionslust begonnen wurde, ändert vielfach während ihres Verlaufes ihren Lustcharakter. Unbewußt wird sie auf einmal von Zwecken geleitet. Aus reiner, unreflektierter Funktionslust gehen wir z. B. auf und ab. In kurzer Zeit erwacht in uns der Gedanke der Förderlichkeit dieser Bewegung für unseren Organismus oder etwa der Ersprießlichkeit der Verbindung der Bewegung mit einer nützlichen Aufgabe.

Ungleich verwickelter stellt sich der Sachverhalt dar, wenn wir die Lust an psychischen Funktionen betrachten, da letztere vermutlich — vielleicht abgesehen von gewissen Gefühlen — durchwegs an Inhalte gebunden sind. Allerdings können wir den lustvollen Charakter der Funktion trotz ihrer Inhaltsgebundenheit in vielen Fällen deutlich für sich erleben. Denken wir doch rein um des Denkens willen, weil uns das Spiel unseres Intellekts Freude bereitet, und gewähren wir doch auch bisweilen unserer Phantasie, ohne Ziel und Zweck immer neue Vorstellungen hervorzuzaubern, ohne die Bilder, die sie uns darbietet, näher zu beachten und aus ihnen Lust zu schöpfen. Auch unsere aktiven Affekte, unser Streben und Wollen werden oft in ihrer Aktivität als lustvoll erlebt. Unsere Begabung, unser Charakter ist dadurch bestimmt, welche unserer psychischen Tätigkeiten dauernd mit Funktionslust erfüllt sind.

Die Lektüre eines spannenden Buches ist — abgesehen von der durch Vorstellungen geweckten Genußlust — unter Umständen deshalb so lustvoll, weil eine Mehrzahl psychischer Funktionen in übernormaler Weise angeregt werden. Allerdings sind auch der Lust an psychischen Funktionen Grenzen gesetzt. Bei zu starker oder langer Erregung kann die Lust in Unlust umschlagen.

Wir haben in dem vorhergehenden Kapitel auf die Bedeutung hingewiesen, die der Funktionslust auf dem Gebiete der Ästhetik beigemessen wird. Bühler weist auf die von Schiller begründete, besonders von Lange ausgebaute Kunsttheorie hin, die »im ästhetischen Verhalten geradezu ein veredeltes Spiel« erblickt.

E. Utitz, der den Funktionsfreuden in der Ästhetik eine längere Abhandlung gewidmet hat[1]), faßt sie als das lustvolle Erleben der durch das Kunstwerk unmittelbar hervorgerufenen Lust- und Unlustgefühle auf. Wenn auch die Frage des Wesens und der Bedeutung der ästhetischen Funktionslust noch keineswegs geklärt ist, dürfte doch ihre Tatsächlichkeit heute kaum mehr bestritten werden können.

Noch etwas müssen wir ins Auge fassen: die Wirkung, die von der Funktionslust auf unser ganzes Seelenleben ausstrahlt. Eine von Funktionslust erfüllte Tätigkeit wirkt anregend auf die verschiedensten psychischen und physischen Tätigkeiten. Wenn wir beispielsweise aus Funktionslust im Zimmer auf und ab schreiten, scheint der Ablauf unserer Gedanken ein lebhafterer zu sein; wenn der Soldat im Takte der Militärmusik marschiert, ist ihm das Gehen trotz großer Ermüdung oft keine Last mehr. Unser ganzes Seelenleben gerät mehr oder minder in einen Zustand gesteigerter Aktivität.

Aus unserer kurzen Betrachtung der Funktionslust geht hervor, welche große Bedeutung sie für unser Leben besitzt. Es ist tatsächlich so, wie Bühler sagt, daß ein Leben, dem die Funktionslust mangelte, um vieles ärmer wäre als das unsere. Anderseits dürfen wir aber die Bedeutung der Funktionslust nicht überschätzen. Wenn wir die verschiedenen menschlichen Betätigungen ins Auge fassen, so zeigt sich, daß stets nur wenige unter ihnen von Funktionslust innerlich getragen werden, daß die Funktionslust beim erwachsenen Menschen wohl zeitweise einen unterstützenden Faktor der menschlichen Arbeit darstellt, aber in vielen Fällen überhaupt mangelt. Wenn wir von »Arbeitslust« sprechen, also betonen wollen, daß die Lust aus der Arbeit selbst hervorgeht, so ist damit nicht gesagt, daß Arbeitslust und Funktionslust identisch ist. Im Gegenteil, wir können feststellen, daß unsere Betätigung nicht allzuselten lustvoll anmutet, trotzdem ihrem physischen oder psychischen Ablauf an sich eher Unlustcharakter eignet. Eine vorgreifende Ziellust kann hier nicht in Betracht kommen. Sie ist vielfach überhaupt nicht vorhanden, und wo sie unser Erlebnis erfüllt, ist sie mit der Tätigkeit nur äußerlich verbunden, ihr gewisser-

1) Emil Utitz, Die Funktionsfreuden im ästhetischen Verhalten, Halle a. S. 1911, Verlag Niemeyer.

maßen aufgedrückt. Der eigentümliche Charakter der Arbeitslust findet so weder in der Lust des Genießens noch in der Funktionslust seine Erklärung; daß er auch nicht dem Wesen der Schöpferfreude entspricht oder aus ihr abzuleiten ist, wird die Untersuchung dieser Form der Lust dartun.

## Die Schaffenslust (Schöpferfreude).

Neben der Lust des Genießens und der Funktionslust unterscheidet Bühler als dritte Stufe des Lustgefühles die Schaffenslust. »Fragt irgendeinen schaffenden Menschen, wann er das höchste Glücksgefühl erlebt. Gewiß nicht, wenn er sein Werk verkauft, die Früchte geerntet hat und sie genießen kann; auch nicht immer bei der Ausführung, die gar oft eine mühselige Tätigkeit ist. Sondern als das Höchste wird die Empfängnis der Idee, die Empfängnis und Gestaltung des Werkes in der Seele angegeben.« Mit diesen Worten Bühlers ist die eigenartige Stellung der Schaffenslust im menschlichen Erleben eindeutig zum Ausdruck gebracht. Im Gegensatz zur Lust des Genießens und der Funktionslust steht sie am Beginn der Tätigkeit. Bühler hat hierbei nicht nur die Schöpferfreude des gottbegnadeten Denkers oder Künstlers im Auge, er begreift darunter auch den Lustzustand, den der einfache Mensch, den das Kind zu ungezählten Malen erlebt, wenn es irgendeine kleine, von andern schon unendlich oft gemachte Entdeckung neuerdings für sich macht. Die Schaffenslust erscheint somit als eine ganz allgemeine Einrichtung des menschlichen Seelenlebens.

Wenn wir die Schaffensfreude genauer umschreiben wollen, können wir sie als die Freude am persönlichen geistigen Hervorbringen eines wenigstens subjektiv neuen Wertes bezeichnen. Fassen wir die drei angegebenen Bestimmungsstücke näher ins Auge. Die Schaffensfreude betrifft stets einen subjektiven Wert. Sie kann aber aus dem bloßen Erfassen dieses Wertes nicht hervorgehen. Ich kann eine Entdeckung, eine Erfindung eines anderen zur Kenntnis nehmen und Freude darüber empfinden, aber diese Freude trägt nie den Charakter der Schöpferfreude an sich. Im Wesen der Schöpferfreude liegt stets etwas Dynamisches. Das geistige Hervorbringen des Wertes, das Schaffen ist es, das uns mit Lust erfüllt. Dieses aktive Element in der Schöpferfreude bewirkt die enge Beziehung des Werkes zum eigenen Ich, das aber in der Schöpferfreude durchaus nicht

miterlebt werden muß. Trotzdem dürfen wir die Schöpferfreude nicht als etwas rein Dynamisches ansehen. Wir freuen uns auch an dem Wert selbst, der als statisches Element in das Dynamische eingeht.

Wir können annehmen, daß dieses »Hervorbringen eines neuen Wertes« unmittelbar lustvoll ist und nicht erst im Wege einer Reflexion Lustcharakter annimmt, womit über die psychische Wesenheit des »Hervorbringens« nichts ausgesagt sein soll. Allerdings dürfte dieses primäre Lustgefühl nur in den seltensten Fällen und wohl auch da nur im ersten Augenblick vollkommen rein sein, da durch die intellektuelle Tätigkeit sogleich Verschmelzungen mit anderen Gefühlen herbeigeführt werden.

Das Schaffen im engeren Sinne, das Erfinden, Entdecken ist geistiger Art. In vielen Fällen, aber nicht wesensnotwendig, schließt sich auch eine physische Tätigkeit, die Realisierung an. Aus dem Vergleich jener Schaffenserlebnisse, die einer solchen Realisierung entbehren und jener, denen die nachfolgende Realisierung wesenseigentümlich ist, läßt sich vielleicht ein Einblick in das Wesen des Verhältnisses der Schaffenslust zur äußeren Schaffenstätigkeit gewinnen.

Eine wissenschaftliche Entdeckung bedarf im Gegensatz zur künstlerischen Konzeption keiner Realisierung. Der Grund hierfür liegt darin, daß der gewonnene Wert hier die Feststellung von Beziehungen, also etwas rein Gedankliches darstellt. Trotzdem erfüllt den Entdecker auch Schöpferfreude. Wohl hat die entdeckte Beziehung schon früher bestanden, aber der neu gefundene Wert liegt in in ihrer Erkenntnis, deren Erfassung somit eine Wertschöpfung darstellt.

Anders beim schaffenden Künstler. Die Konzeption des Werkes in der Vorstellung weist auf die Wirklichkeit. Im Augenblick der Konzeption erlebt der Künstler das Werk schon als etwas Reales, sinnlich Faßbares. Zugleich ist aber das Bewußtsein gegeben, daß diese subjektive Realität keine tatsächliche ist. Der Künstler erkennt, daß der geschaffene Wert nur in seiner Vorstellung existiert: in dieser Erfassung des Verhältnisses zwischen der lustbetonten Vorstellung des selbstgeschaffenen Werkes und der ihr nicht entsprechenden Wirklichkeit dürfte der Keim der äußeren Schaffenstätigkeit liegen. Jeden Künster drängt es nach Realisierung seiner Idee.

Während beim Konzipieren die Freude an dem Schaffen des

»Qualitativen« hing, ist jetzt der Gedanke an das »materiell« Geschaffene, also an die objektive Wirklichkeit des Qualitativen, mit Lust verbunden.

Soferne nun nicht beim äußeren Schaffen neue geistig-schöpferische Momente mitwirken, ist die hierbei mitklingende Lust reine Ziellust, die mit der Vorstellung des geschaffenen Werkes verbunden ist. Sie überlagert sich vielfach einer Tätigkeitsunlust, analog der in der Vorstellung vorweggenommen Befriedigungslust bei der Genußhandlung.

Was dem Ziele auch noch während der Arbeit an seiner Realisierung seinen hohen Wertcharakter verleiht, ist die Abhängigkeit von der eigenen Person. Wir erkennen dieses Verhältnis im gewöhnlichen Leben dadurch an, daß wir sagen, in jeder Schöpfung stecke ein Teil der Persönlichkeit des Schöpfers. Diese Beziehung, die wir gedanklich feststellen, wird vom Schöpfer unmittelbar erlebt. Das Erleben ist während des äußeren Schaffensaktes viel unmittelbarer als nach Beendigung der Arbeit; nicht nur weil der Schöpfer die innnere Beziehung zwischen seiner äußeren Schaffenstätigkeit und der Realisierung der Schöpfung erfaßt, wodurch ihm die Arbeit selbst wertvoll werden kann — es ist dies der Tatbestand bei der im nächsten Kapitel zu besprechenden Arbeitslust —, sondern wohl auch deshalb, weil das vorgestellte Werk trotz seines Objektscharakters in vielen Fällen ungleich mehr Beziehung zum Subjekt besitzt als das realisierte Werk. Das dürfte vor allem darauf beruhen, daß mit der Vorstellung der Schöpfung zumeist das Erlebnis des ursprünglichen Schöpfungsaktes verbunden ist, das bei Betrachtung des realisierten Werkes entweder überhaupt nicht oder in schwächerem Ausmaß, in vielen Fällen erst auf Grund willkürlicher Denkakte auftritt.

Mit jeder Verwirklichung eines schöpferischen Gedankens dürften aber wenigstens zeitweise neue schöpferische Gedanken, wenn auch nur in nebensächlichen Belangen geweckt werden, so daß auch die Realisierungstätigkeit vielfach von Schöpferlust durchwärmt wird.

Wirkliche Schaffenslust wäre danach nur das Lustgefühl, das dem geistigen Schöpfungsprozeß eigen ist; das Geschaffene wird als real erlebt, ist es aber in vielen Fällen nicht; da ihm infolge seines »Geschaffenwordenseins«, also seiner ursächlichen Beziehung zum Schöpfer, ein hoher subjektiver Wert zukommt, entsteht im Augenblick des Erlebens seiner Nichtrealität ein

triebhaftes Streben nach seiner Realisierung. Der lustvoll erlebte geistige Schaffensproseß wird somit zum Anlaß der äußeren Tätigkeit.

Ihrer Erscheinungsweise nach können wir die Schaffenslust weder der Lust des Genießens noch der Funktionslust einordnen. Wir haben es bei ihr mit einem Gefühlserlebnis zu tun, das an eine bestimmte Leistung des Intellekts gebunden ist. Es faßt ein inhaltliches und ein funktionelles Element in sich.

## Die Arbeitslust.

Wir haben bei Besprechung der Funktionslust darauf hingewiesen, daß uns in vielen Fällen eine Arbeit lustvoll erscheinen kann, ohne daß sie von einer in der Vorstellung vorweggenommenen Ziellust umkleidet ist und ohne daß die Tätigkeit an sich Lustcharakter trägt. Die Arbeit des Holzhackens z. B. kann, auch wenn die physische Funktion hierbei unlustvoll ist und wir mit der Arbeit kein uns besonders lockendes Ziel verfolgen, lustbetont sein. Oder es bereitet uns Vergnügen, in unserem Zimmer Ordnung zu machen, wobei die Lust, die uns erfüllt, keineswegs dauernd aus der Vorstellung oder dem Gedanken der tatsächlich herbeigeführten Ordnung quillt. Auch eine langdauernde Arbeit, deren Erfolg uns mehr oder minder gleichgültig ist, und bei deren Ausführung die reine Tätigkeitslust keine Rolle spielt, löst oft in uns Lustgefühle aus. Wie viele Handwerker empfinden an ihrer handwerklichen Tätigkeit Freude, die nicht als geistige Schaffenslust oder Funktionslust gedeutet werden kann. Oder denken wir an die Arbeit des Landmanns: es erscheint mehr als fraglich, ob die Tätigkeit des Pflügens und Eggens von Funktionslust begleitet ist; daß der Landmann nicht stets an die Ernte des Getreides denkt, ist wohl auch selbstverständlich; und doch kann er frohgemut bei der Arbeit sein. Das, was wir im gewöhnlichen Leben als Arbeitslust bezeichnen, stellt ein lustvolles Erleben ganz eigenartigen Charakters dar, das nicht unmittelbar auf andere Formen der Lust zurückzuführen ist.

Wenn wir das zuerst angeführte Beispiel des Holzhackens noch einmal heranziehen, so können wir folgendes feststellen: Der lustbetonte Charakter ist dadurch bedingt, daß unsere Tätigkeit jedesmal einen Erfolg, die Spaltung des Holzstückes herbeiführ. Es freut uns, wenn wir sehen, wie die Holzstücke jedes-

mal auseinanderfliegen, vielleicht auch, daß nunmehr verkleinerte Holzstücke vorhanden sind. Was ursprünglich gar nicht oder zumindest nicht der letzte Zweck unserer Tätigkeit war, ein fortlaufender Teileffekt, macht sie uns wertvoll. Die Tätigkeit erzeugt daher einen Wert. Dieses Wertschaffen der Tätigkeit, die Beziehung zwischen Tätigkeit und Erfolg, wird jedoch von uns erfaßt. Wir erkennen, daß mit Aussetzen unserer Arbeit keine neuen Werte entstehen. Daher setzen wir die Tätigkeit nach jedem kurzen Erfolge fort. Als wertschaffend kann sie uns aber selbst wertvoll erscheinen. Die enge Beziehung zwischen Tätigkeit und Erfolg bewirkt unter Umständen eine Verschiebung des Wert- und Lustcharakters. Der jeweilige Erfolg wird nicht weiter beachtet, weil sein ursprünglicher Wertcharakter auf die Handlung übergegangen ist. Der übertragene Wertcharakter der Tätigkeit hat zur Folge, daß wir nicht bei dem Erfolg stehen bleiben, sondern sogleich die Tätigkeit fortsetzen. So erhält sich die Arbeit — ähnlich wie bei der Funktionslust — gewissermaßen aus sich selbst.

Je kürzer und einfacher die Tätigkeit ist, die einen sichtbaren Erfolg herbeiführt, desto mehr verschmelzen Tätigkeit und Erfolg zu einer Einheit. Ein Kind, das aus Steinen einen Bau (ohne Plan) ausführt, erlebt nach dem jedesmaligen Aufsetzen eines Steines die Freude an dem erhöhten Gebäude; oder wenn es einen Berg aus Sand errichtet, die Freude an der verschiedenartigen Gestaltung durch sein Arbeiten mit der Hand. Da nahezu jeder Handgriff mit einem Erfolg verbunden ist und Freude auslöst, wird schließlich die Tätigkeit trotz der vielleicht damit verbundenen Mühe lustvoll.

Ähnlich dürfte es sich in vielen Fällen mit der Zerstörungslust der Kinder verhalten. In den einzelnen Zerstörungsakten erfaßt das Kind den inneren Zusammenhang zwischen seiner Tätigkeit und dem Erfolg, und so nimmt schließlich die Zerstörungstätigkeit selbst Lustcharakter an.

Die bisherige Betrachtung läßt uns demnach zwei Formen der Arbeitslust, gewissermaßen zwei Entwicklungstadien, die bei jeder oft und gern ausgeführten Tätigkeit im Gefolge der inneren Ausgestaltung dieser Tätigkeit auftreten, feststellen. Erstens, gewissermaßen als Vorstufe, eine Lust, die mit jedem Einzelerfolg gegeben ist: ihrem Wesen nach eine sich stets erneuernde rudimentäre Befriedigungslust; da der Erfolg wiederholt sein will und der Mensch weiß, daß er durch die Tätigkeit seine

Wiederholung findet, setzt er die Tätigkeit fort, und Erfolg und Lust wiederholen sich, solange die Tätigkeit andauert. Zweitens, als eigentliche Arbeitslust — nach längerer Ausübung der Tätigkeit —, eine Lust, die nicht mehr direkt aus dem Erfolg, sondern aus der als Wert erfaßten Tätigkeit hervorgeht; der Erfolg wird nicht mehr weiter beachtet, die Tätigkeit erscheint nicht mehr um seinetwillen, vielmehr um ihrer selbst willen lustvoll. Erst diese Form der Lust stellt die eigentliche vollentwickelte Arbeitslust dar.

Die vorhin erwähnte lustbetonte Arbeit des Handwerkers und des Bauers kann vielleicht als das reinste Beispiel vollentwickelter Arbeitslust angesehen werden.

Der Arbeitslust, die uns so als eigenartige Form des Lustgefühls entgegentritt, liegt, wie wir gesehen haben, die Lust des Genießens zugrunde. Dies ist besonders deutlich erkennbar, wenn wir das Erleben einer Genußhandlung betrachten, bei der die Höhe des Genusses und der Lust von der Art der Tätigkeit direkt abhängig ist, wo also eine innere Beziehung zwischen vorangehender Tätigkeit und Genuß besteht. Wir wollen dies an einem Beispiel veranschaulichen. Der erhoffte Genuß einer guten Speise kann für mich zum Anlaß werden, irgendeine beschwerliche Tätigkeit auszuführen, z. B. einen weiteren Weg zurückzulegen, um mich in den Besitz der Speise zu setzen. Hier besteht zwischen Tätigkeit und Genuß eine rein äußere Beziehung. Es kann aber auch der Fall sein, daß ich selbst imstande bin, mir diese Speise zu bereiten. Von der Art meiner Tätigkeit hängt in diesem Falle die Höhe des Genusses ab. Ich erfasse hierbei die innere Beziehung zwischen Tätigkeit und Lustzustand. Mit dieser gedanklichen Beziehungserfassung kann sich aber, wenn eine öftere Wiederholung des Erlebens eintritt, eine Werterfassung verbinden. Neben die in der Vorstellung vorweggenommene Genußlust tritt eine unmittelbare Lust an der als Wert erfaßten Tätigkeit; eine Herabsetzung der Genußlust muß damit nicht verbunden sein. Ist jedoch der Genuß nicht solcher Art, daß die mit ihm verbundene Lust unser Erleben ganz erfüllt, und tritt das Werterleben der Tätigkeit infolge oftmaliger Wiederholung derselben stärker hervor, so kann es dazu kommen, daß die Tätigkeit nicht mehr des Genusses halber, sondern um ihrer selbst willen erfolgt, daß also der ursprüngliche Wert gegenüber dem abgeleiteten zurücktritt. Wir bleiben dann bei dem Erfolg der Tätigkeit, dem Genuß nicht mehr stehen,

sondern schreiten über ihn in neuer Tätigkeit hinaus. Damit ist die gewöhnliche Erscheinungsweise der Arbeitslust gegeben.

Zwei objektive Voraussetzungen scheinen uns daher für das jeweilige Auftreten der Arbeitslust erforderlich zu sein: 1. Daß zwischen Tätigkeit und Erfolg eine innere Beziehung bestehe. 2. Daß sich Tätigkeit und Erfolg oftmals unmittelbar nacheinander wiederholen. Ihnen steht als subjektive Voraussetzung die Erfassung der inneren Beziehung zwischen Tätigkeit und Erfolg gegenüber.

Wir können zusammenfassend die Arbeitslust als Lust an der reflektierten oder gedanklich erfaßten Tätigkeit bezeichnen. Nicht an sich, sondern nur zufolge ihrer Beziehung zum jeweiligen Effekt erscheint sie uns als lustvoll. Diese Beziehungserfassung ist aber mit dem Tätigkeitserlebnis so unmittelbar verbunden, daß die Tätigkeit als solche Lustcharakter zu besitzen scheint und die Arbeitslust darum äußerlich der Funktionslust gleicht. Ihrem inneren Wesen nach müssen wir sie aber auf eine durch intellektuelle Einflüsse beeinträchtigte Lust des Genießens zurückführen.

Die Bedeutung der Arbeitslust, die darauf beruht, daß wir unsere Tätigkeit bezw. den jeweils davon abhängigen Erfolg gedanklich erfassen, ist für unser Leben eine ebenso große, wenn nicht noch größere als die der Funktionslust. Die reine Ziellust und Funktionslust allein würden uns wohl ermöglichen, einfache Arbeiten, bei deren Ausführung keine Hindernisse eingeschaltet sind, auszuführen, wie dies ja beim Tier der Fall ist. Erst die gedankliche Erfassung der Beziehung zwischen Einzeltätigkeit und Erfolg und die sich weiterhin daraus entwickelnde Lust an einer an und für sich gefühlsfreien oder unlustbetonten Tätigkeit versetzt uns in die Möglichkeit, auch den zahlreichen Einzelakten einer langdauernden Arbeit Freude abzugewinnen und Hindernisse spielend zu überwältigen, die für ein Wesen, dem die Arbeitslust mangelte, unüberwindlich wären.

Für das alltägliche Leben erwächst uns aus dieser Erkenntnis die Aufgabe, bei den verschiedensten Arbeitstätigkeiten eine Erfassung der inneren Beziehung zwischen Erfolg und Tätigkeit anzuregen. Das Wertschaffen muß in der Arbeit erlebt werden; natürlich hängt es in erster Linie von der Art des Arbeitsprozesses ab, ob dies überhaupt möglich ist. In vielen Fällen aber, wo die Verhältnisse diese Fassung gestatten, liegen indi-

viduelle Hindernisse für eine Erfassung vor. Hier kann durch Belehrung, durch Hinweis auf die Kraft des Menschen und auf das zu vollendende Werk helfend eingegriffen werden.

Die höchste Stufe der Arbeitslust ist dann erklommen, wenn die Beziehungserfassung zwischen Tätigkeit und Erfolg eine so allgemeine ist, daß — ganz unabhängig vom Einzelfall — die eigene Arbeitstätigkeit überhaupt als wertschaffend erlebt wird und uns das Arbeiten als solches lustvoll erscheint. Tätsächlich gibt es solch arbeitsfreudige Menschen, die — wohin immer sie gestellt sind — ohne Hinblick auf den Enderfolg ihre Arbeit mit Lust vollführen. Das Lustgefühl an der Arbeit, wie es uns in diesen Fällen entgegentritt, stellt aber schon eine Vorstufe der ideellen Lust dar.

Was unterscheidet die Arbeitslust von der Schöpferlust? Ihre Grundlage in rezeptiver Seelentätigkeit gegenüber der Verwurzelung der Schaffenslust in spontaner Seelentätigkeit. Bei der Arbeitsfreude ist zuerst ein Arbeitserfolg da, den wir in seinem Wesen erfassen, und über den wir uns freuen. Das, was sich — mehr oder minder — ohne unsere Absicht durch unser Handeln vollzogen hat, das »denken« wir »nach«. Die Arbeitslust bezieht sich auf Werte, die ursprünglich unabhängig von unserem Intellekt entstanden sind und nur in ihrer erneuten Hervorbringung von ihm abhängen. Die Schöpferlust ist hingegen — wie wir ausgeführt haben — die Lust an dem ursprünglichen geistigen Hervorbringen dieser Werte, also an einer spontanen Tätigkeit unseres Intellekts. Wir können das Verhältnis beider noch anders ausdrücken: Arbeitslust und Schöpferlust sind an eine Tätigkeit des Intellekts gebunden; bei der Arbeitslust fußt aber die gedankliche Tätigkeit und mit ihr die Lust auf einer äußeren Tätigkeit, während bei der Schöpferlust die spontane gedankliche Tätigkeit und die damit verbundene Lust zum Anlaß einer äußeren Tätigkeit werden kann.

Meist tritt die Arbeitslust nicht allein auf. Ihre Verbindung mit der primären Lust des Genießens wurde schon hervorgehoben. Vielfach gesellt sie sich ergänzend zur Schaffenslust. Sie erscheint dann gleichsam als die äußere Schaffenslust neben der eigentlichen Schöpferfreude. An der Realisierung der Schöpfung kann sich in hohen Maße Arbeitslust entwickeln. In vielen Fällen ist auch die Funktionslust mit der Arbeitslust derart vermengt, daß wir den Anteil jeder von ihnen am

lustvollen Erleben nicht mehr zu erkennen vermögen. So dürfte namentlich im kindlichen Spiel der Funktionslust oft Arbeitslust beigesellt sein.

## Die ideelle Lust.

Die bisher besprochenen Formen der Lust haben eines gemeinsam: daß sie durchwegs zur Vitalität, dem physischen Dasein des Menschen in Beziehung stehen. Die Lust des Genießens ist in allen ihren Formen an die Befriedigung von Bedürfnissen geknüpft, einerlei ob es sich um Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse handelt oder ob sie sich an Sachverhalte anschließt, die für unser Wohl von Bedeutung sind und die im weiteren Sinne auch als Bedürfnisbefriedigungen angesehen werden können, wenn auch die Bedürfnisse vielfach erst bei ihrer Befriedigung geweckt werden. Die Funktionslust knüpft sich an den ungehemmten Ablauf physischer und psychischer Funktionen; Störungen im Organismus verleihen den sonst lustvoll erlebten Funktionen ausgesprochenen Unlustcharakter. Die Arbeitslust ist durch die dauernde Hervorbringung von, wenn auch noch so unbedeutenden Vitalwerten bedingt. Die Schöpferlust endlich geht aus dem Erlebnis persönlichen Wertschaffens hervor, wobei die Beziehung zur Vitalität weniger im Werte als im Schaffen liegt.

All diesen Formen der Lust stellen wir als letzte Form die ideelle Lust gegenüber, der zwar in ihrer Wirkung — wie dies ja im Wesen jeder Lust liegen muß — auch eine Beziehung zur Vitalität eignet, deren Grundlage aber dem Lebensprozeß des Menschen völlig neutral gegenübersteht. Die Berechtigung, sie als selbständige Form den bisher behandelten gegenüberzustellen, schöpfen wir nicht aus dem Mangel einer Beziehung zur Vitalität, der nur vom biologischen Standpunkt ein Charakteristikum darstellt, sondern aus der Eigenart ihres Erlebens, die sie von den anderen Formen unterscheidet und die in ihrem Verhältnis zur Tätigkeit ihren Ausdruck findet.

Wann erleben wir ideelle Lust? Wenn uns das Erleben eines Gedankens mit Lust erfüllt, der an sich für unser persönliches Wohl keinerlei Bedeutung hat. Sein Wert ist kein abgeleiteter, durch menschliche Zwecke bedingter, sondern ein Eigenwert.

Ein Kapitän, der auf einem untergehenden Schiffe aus Pflichtgefühl so lange ausharrt, bis der letzte Mann den Bord verlassen,

setzt sich einem Gedanken zuliebe über sein persönliches Wohl, über alle vitalen Werte, die damit verbunden sind, hinweg. Ein Künstler, der aus reiner Freude an der Kunst trotz Hunger und Entbehrung an seinem Werk arbeitet, wird hierzu von einem Gedanken bestimmt, der mit seinen Lebensbedürfnissen nichts zu tun hat. Ein Gelehrter schädigt aus Liebe zur Wissenschaft in übermäßiger Arbeit seine Gesundheit und verkürzt dadurch vielleicht die Dauer seines Lebens. Aber es bedarf gar nicht solch eindrucksvoller Beispiele. Der Gedanke der Pflichterfüllung kann in den einfachsten Fällen einen unangenehmen Auftrag leicht erfüllen lassen; der Gedanke der Wahrheit führt trotz möglicher unangenehmer Folgen zu einem freudigen, aufrichtigen Bekenntnis und dergl. mehr. Stets ist es ein außerpersönlicher Wert, dem zuliebe wir persönliche, vitale Werte opfern. Solch einen Gedanken, der seine Geltungsberechtigung gewissermaßen aus sich selbst schöpft und der bestimmend auf unser Handeln einwirken kann, wollen wir Idee nennen, die Lust, die mit seinem Erleben verbunden ist, ideelle Lust.

Simmel spricht in seinem Werke »Lebensanschauung« [1]) von einer Wendung zur Idee im menschlichen Leben, von einer Achsendrehung, die in unserem Geistesleben stattfindet. Das, was primär der Förderung der Vitalität dient und nur deshalb als Wert erscheint, tritt uns abgelöst von ihr als bestimmender Eigenwert entgegen. Im normalen Leben denken wir, um zu leben, in der Wissenschaft leben wir, um zu denken. Die Idee wird stärker als die ursprüngliche Vitalität, sie wirkt aber ihrerseits wieder auf unsere Vitalität zurück. Wir kommen auf die Frage nach dem Grund der Möglichkeit dieser Werte später nochmals zurück.

Solcher Ideen, deren Erleben mit einem Lustgefühl verbunden sein kann, gibt es zahllose. Wir können sie auf allen Gebieten des Lebens feststellen. Theoretisch kann alles, was für uns einen abgeleiteten Vitalwert darstellt, in anderer Einstellung als ideeller Wert erscheinen. Tatsächlich heben sich aber bestimmte ideelle Werte als allgemeine Richtungskonstanten unseres Lebens aus der Zahl der unbegrenzten Möglichkeiten hervor. Wir erwähnen neben den schon angeführten ethischen, wissenschaftlichen und ästhetischen nur noch religiöse, politische und wirtschaftliche

1) G. Simmel, Lebensanschauung, vier metaphysische Kapitel, 2. Auflage, München und Leipzig 1922.

Ideen. Ihre Bedeutung im Einzelfall hängt von der Veranlagung des Menschen ab. Für zahlreiche Menschen spielen ideelle Werte im Leben gar keine oder nur eine geringe Rolle; von vielen wird nur ein bestimmter Ideenbereich oder eine einzige Idee als Wert erlebt, wenn ihnen auch nicht die Fähigkeit allgemeinen ideellen Werterlebens mangelt.

Wie stellt sich das Wesen der ideellen Lust in psychologischer Betrachtung dar?

Wir wollen zuerst die äußeren Umstände ihres Auftretens betrachten. Die Lust knüpft sich an eine unmittelbar erlebte oder vorgestellte Verwirklichung der Idee im Leben. Da die Idee etwas Überpersönliches darstellt, ist für das Auftreten des Lustgefühls nicht erforderlich, daß die Idee durch unser Handeln ihre Verwirklichung findet. Wir empfinden ideelle Lust auch über ein ethisches Verhalten anderer, über wissenschaftliche Entdeckungen, deren Materie uns fremd ist, über künstlerische Leistungen, zu deren Hervorbringung wir selbst unfähig wären. Gerade darin zeigt sich der überpersönliche Charakter der ideellen Lust, daß wir in diesen Fällen nicht etwa den Lustzustand anderer Personen nacherleben, sondern primär diese Lust bei Erfassung des ideellen Sachverhalts empfinden. Die Idee hat ihren Wert unabhängig davon, ob sie durch uns oder durch andere Personen realisiert wird. Die ideelle Lust kann demnach an zweierlei Erlebnisse geknüpft sein: entweder an die von uns unmittelbar erlebte bzw. vorgestellte Verwirklichung der Idee durch andere oder an die Selbstverwirklichung der Idee durch uns, sei es in der Vorstellung, sei es in Wirklichkeit. Wir müssen hierbei den jeweiligen konkreten Sachverhalt, der in jedem Fall ein anderer ist, von dem stets gleichbleibenden ideellen Sachverhalt, der allein die Lust hervorruft, unterscheiden. Stets beinhaltet dieser ideelle Sachverhalt eine Tätigkeit.

Es besteht allerdings rein äußerlich ein Unterschied, ob ich mir diesen ideellen Sachverhalt nur vorstelle oder ihn tatsächlich verwirkliche. Im ersten Fall bin ich nur gedanklich und vorstellungsmäßig, im zweiten auch wirklich tätig.

Dies könnte die Auffassung nahelegen, daß hier eine Übereinstimmung einerseits mit der Lust des Genießens, die sich unter Umständen auch an die Erfassung eines Sachverhaltes anschließen kann, und anderseits mit der Funktionslust oder mit der Arbeitslust, die beide an unser Handeln gebunden sind, vorliegt.

Diese Übereinstimmung ist aber nur eine scheinbare, wie aus der Betrachtung des Erlebnischarakters der ideellen Lust hervorgeht, denn erstens ermangelt der ideellen Lust durchwegs der sedative Charakter, wie er der geistigen Lust des Genießens eignet, und zweitens ist der Erlebnischarakter der ideellen Lust in den Fällen, wo sie an eine äußere Tätigkeit gebunden erscheint, von jenem, der sie bei der einfachen Erfassung eines ideellen Sachverhaltes auszeichnet, nicht verschieden. Verschieden sind lediglich die Begleitumstände, unter denen das Erleben der ideellen Lust stattfindet. Dies erscheint als selbstverständlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß sowohl Sachverhaltserfassung als auch äußere Tätigkeit nur die Bedingungen der erlebten Verwirklichung der Idee darstellen. Die Verwirklichung der Idee stellt erlebnismäßig eine Tätigkeit dar, daher die Lust daran auch keinen sedativen Charakter tragen kann, gleichgiltig, ob äußerlich eine Tätigkeit vorliegt oder nicht.

Wie stellt sich der Erlebnischarakter der ideellen Lust bei genauerer Betrachtnng dar? Irgendein Sachverhalt bringt uns die Realisierung der Idee zum Bewußtsein. Wir hören z. B. von einer Person, die unter eigener Lebensgefahr eine andere vom Tode des Ertrinkens gerettet hat. Zugleich mit der Erfassung des äußeren Sachverhaltes erfassen wir auch gedanklich das ideelle Moment daran. Nun ist zweierlei möglich, je nach der Veranlagung des Menschen. Entweder es bleibt bei der gedanklichen Erfassung des ideellen Moments: der Mensch weiß, daß die Idee in dem gegebenen Fall realisiert wurde, und an dieses Bewußtsein sind keine weiteren Erlebnisse geknüpft.

Oder mit dem gedanklichen und vorstellungmäßigen Erfassen des Sachverhaltes ist ein reicheres Erleben der Idee, unabhängig von dem Sachverhalt, in dem sie ihre Verwirklichung gefunden hat, verbunden. Der allgemeine Gedanke der Aufopferung des eigenen Lebens für andere ist dann für mich kein Abstraktum mehr; er lebt in mir als ein Wert, der mich mit Lust erfüllt.

Da dieser Gedanke bezw. das, was er ausdrückt, allgemeiner Natur ist, wird ihm durch die einmalige Verwirklichung im Leben nicht seine innere Kraft geraubt. Im Gegenteil: seine Verwirklichung bewirkt bei vielen Menschen sein erstmaliges Erleben. Ein äußeres Geschehen wird zum Anlaß des Erlebens der Idee. Dieses Erleben und nicht der spezielle Sachverhalt, durch den es wachgerufen wurde, ist für uns lustvoll. Auch

wenn der spezielle Sachverhalt aus unserem Bewußtsein geschwunden ist, dauert das Werterleben der Idee an, da noch der allgemeine Sachverhalt in uns lebendig ist. Wir empfinden hierbei nicht Lust darüber, daß eine bestimmte Person in einem bestimmten Fall so gehandelt hat, sondern über eine solche Handlungsweise schlechthin.

Das Erleben der ideellen Lust trägt den Charakter der Bewegtheit in sich. Sie wirkt erregend auf unser ganzes Seelenleben. Unsere Vorstellungs- und Gedankentätigkeit wird in Bewegung gesetzt, Strebungen werden durch sie ausgelöst. Sind die äußeren Umstände günstig und keine besonderen Hemmungen vorhanden, so kann das Erleben der Idee, das unmittelbar durch fremdes Handeln oder durch die Vorstellung davon angeregt wurde, zu einem ähnlichen Handeln führen, das wieder eine Verwirklichung der Idee im Leben darstellt. In beiden Fällen aber, sowohl wenn ich auf die Verwirklichung der Idee durch andere schließe, als auch wenn ich sie selbst verwirkliche, ist das Werterleben der Idee ein gleich unmittelbares, wenn auch vielleicht nicht gleich lebhaftes. In beiden Fällen kann aus der Lust eine äußere Tätigkeit hervorgehen, die ihrerseits wieder zum erneuten Erleben von ideeller Lust führt. Wenn wir in unserem Handeln die Idee verlebendigen, so begleitet die ideelle Lust tatsächlich unser Handeln, wird dadurch stets wacherhalten und wirkt anderseits als Antrieb für erneute Tätigkeit.

Wir können daher kurz zusammenfassend sagen: die ideelle Lust stellt ein Werterleben von Ideen dar; sie trägt den Charakter der Erregtheit an sich und wirkt dadurch auf unser seelisches Leben ein. Sie geht sowohl aus der vorstellungs- und gedankenmäßigen Erfassung von Sachverhalten als auch aus unserem Handeln hervor, ohne dabei aber eine Lust an diesen äußeren Sachverhalten oder unserem äusseren Handeln als solchem zu sein.

Versuchen wir das Wesen der ideellen Lust noch schärfer zu erfassen. Den Ideen gegenüber gibt es zwei Einstellungen: wir können sie gedanklich erfassen oder gefühlsmäßig erleben. Das erstere ist jedem normalen Menschen möglich; nicht so das gefühlsmäßige Erleben, das vielen Menschen zum Teil mangeln dürfte.

Die allgemeine Gefühlsfähigkeit gehört zum Wesen des Menschen überhaupt. Woran liegt es nun, daß ein Teil der Menschen die Ideen nicht oder nur in herabgetztem Maße gefühlsmäßig erlebt

oder, was genau dasselbe besagt, daß die Ideen für ihn keine Werte darstellen?

Die Vitalwerte, deren gefühlsmäßiges Erleben jedem Menschen gegeben ist, erscheinen als Werte nur durch ihre förderliche Beziehung zur eigenen Person. Als lustvoll werden sie erlebt, weil sie uns tatsächlich oder scheinbar dienlich sind. Ihre Förderlichkeit bedingt das lustmäßige Erleben und damit ihren Wertcharakter. Gefühl ist also eine ausgesprochene Vitalfunktion, etwas, das in seinem Auftreten von anderem abhängig ist.

Die ideellen Werte dagegen haben keine ursprüngliche Beziehung zu unserer Person. Daher können sie auch aus diesem Grunde nicht lustvoll sein und ihren Wertcharakter empfangen. Entweder wir erleben sie lustvoll aus einer Eigenheit unseres Seelenlebens, die manchen Menschen mangelt, und sie werden erst dadurch zu Werten für diese Menschen; oder sie stellen primäre, nicht abgeleitete Werte dar und werden aus diesem Grunde lustvoll erlebt.

Auch der Wertcharakter solcher primärer Werte könnte von einem höheren biologischen Standpunkte aus als abgeleitet erscheinen, wenn wir die Rückwirkung dieses Werterlebens auf den Menschen in Betracht ziehen und es als eine notwendige Bedingung einer höheren Entwicklung auffassen.

Gäbe es aber solch primäre Werte, so würde es nicht recht erklärlich sein, wieso sie für eine Anzahl Menschen von nur geringer oder von keinerlei Bedeutung sind. Es liegt nahe, anzunehmen, daß nicht der Wert an und für sich, sondern das gefühlsmäßige Erleben, also eine psychische Funktion — vom psychologischen Standpunkt aus betrachtet — das Ursprüngliche ist; erst durch sie erhalten die Ideen für jene Menschen, denen diese Funktion eignet, Wertcharakter.

Die ideelle Lust wäre demnach keine Lust an einem Sachverhalt, als den man die Idee in ihrer Allgemeinheit ansehen könnte, und auch keine Lust an einer Funktion oder einer Mehrheit von solchen, zu welchen sie in ursächlichem oder funktionellem Zusammenhang stünde. Die ideelle Lust ist eine unabhängige, seelische Funktion, die neben das durch biologische Zwecke bedingte abhängige Fühlen tritt und die sich vermutlich aus den biologisch bedingten Formen der Lust entwickelt hat.

Dieses von der ursprünglichen Vitalität abgelöste Fühlen bestimmt sich gewissermaßen selbst sein Objekt, die einzelnen

zweckfreien Gedanken, welche dadurch Wertcharakter erhalten. Wir können aber in unserem Erleben auch Gefühlszustände feststellen, wo ein bestimmtes Objekt der ideellen Lust entweder überhaupt nicht vorhanden ist — wir also in einer Art ideellen Stimmung sind — oder ganz in den Hintergrund tritt. Danach hätten wir die „Wendung zur Idee" nicht nur auf dem Gebiete des Intellekts, sondern ebensosehr auf dem des Gefühls zu suchen. Denn erst durch das Erwachen der Lust werden die einzelnen Ideen als Werte erkannt und herausgehoben. Die ideelle Lust setzt allerdings das Vorhandensein solcher zweckfreier Gedanken voraus.

Zweckfreies Fühlen und zweckfreies Denken wären dieser Anschauung nach das Ergebnis einer parallel laufenden Entwicklung. Beide zusammen begründen die Möglichkeit überpersönlicher Werte.

So fremdartig der Gedanke dieser unabhängigen Lust, die sich ihr Objekt erst selbst bestimmt, auch anmutet, so kann er sich doch auf die Tatsache stützen, daß es — trotzdem die Ideen gedanklich für alle Menschen erfaßbar sind — Menschen gibt, denen ein ideelles Gefühl mangelt oder bei denen es nur rudimentären Charakters ist. Die Ideen sind auch für diese Menschen da, aber die Erlebensfunktion der Ideen, die gefühlsmäßige Einstellung ist ihnen nicht eigen oder gelangt nur in geringem Maße zur Geltung.

Allerdings könnte man gegen die ideelle Lust als eigene Funktion, die erst den Wert der Ideen bedingt, einwenden, daß jenen Menschen, denen diese Funktion eigen ist, durchaus nicht alle Ideen als Werte erscheinen und daß große Verschiedenheiten hinsichtlich jener Ideenbereiche, die als Werte erlebt werden, vorwalten. Dagegen läßt sich sagen, daß die ideelle Gefühlsfunktion sich durchaus nicht an allen Werten betätigen müsse und daß sie meist einer Anregung zu ihrer Betätigung bedürfe. Meist sind es jene Gebiete, die Interessen oder Arbeitskreise des einzelnen Menschen darstellen, oder jene Gebiete, die ihm durch Einflüsse der Erziehung und Gewöhnung nahe gebracht wurden, auf denen das ideelle Gefühl zur Entfaltung kommt. Bei Menschen mit ausgesprochenem ideellen Empfinden ist jedoch ein Werterleben auch bei Erfassung solcher Ideen möglich, die ihm bisher nicht vertraut waren. Ein ausgesprochener Idealist ist Idealist auf allen Gebieten.

Daß die ideelle Lust nur in den seltensten Fällen in reiner

Ausprägung vorhanden ist, bedarf wohl keiner näheren Begründung. Jede der früher besprochenen Formen des Lustgefühls kann sich mit ihr verbinden. Zur ideellen Lust des Künstlers gesellt sich die Schaffenslust; unter Umständen tritt eine der beiden im Erleben stärker hervor; meist aber bilden sie eine untrennbare Einheit. Funktions- und Arbeitslust können die von Ideen getragene Tätigkeit unterstützen. Und oft geht die ideelle Lust Hand in Hand mit einer in der Vorstellung vorweggenommenen Ziellust: die aufopfernde Fürsorge für einen Kranken kann von der Idee der Nächstenliebe getragen sein; zugleich aber beherrscht den Helfer der Gedanke an den Erfolg seiner Pflege; die Vorstellung der dadurch herbeigeführten Gesundung des Kranken ist mit einem Lustgefühl verbunden und tätigkeitsantreibend.

Die Wirksamkeit der ideellen Lust ist bei ideell veranlagten Menschen viel größer, als sie einer oberflächlichen Betrachtung erscheinen könnte. Unmerkbare ideelle Motive beseelen dauernd das Wollen dieser Menschen und bilden oft die letzten Gründe ihres Handelns. Fast immer ist irgendein ideeller Faden in das Gewebe des Erlebens eingesponnen. Aber erst dann, wenn die ideelle Lust stärker hervortritt, wenn sie sich aus der Verflechtung mit den anderen Formen der Lust loslöst, werden wir uns ihrer bewußt. Dann erst wähnen wir, daß unser Leben von Ideen getragen wird, während diese auch sonst im Verborgenen aber nicht minder wirksam als Beherrscher unseres Daseins ihre Macht entfalten.

Daraus ergibt sich auch, welche große Bedeutung der ideellen Lust für die Arbeitstätigkeit des Menschen zukommt. Durch Erweckung des ideellen Fühlens kann auch der härtesten Arbeit ihr Druck benommen werden. Allerdings läßt nicht jede Tätigkeit eine ideelle Deutung zu; wo sie aber möglich ist, wo eine Arbeit von ideellen Motiven getragen werden kann, da ist es Aufgabe derer, die diese Arbeit leiten oder die spontan das ideelle Gefühl in sich erleben, ihre ideelle Einstellung auch auf die anderen zu übertragen. Nicht nur der Wirkende wird dann auch das Schwerste mit Lust bewältigen, sondern auch überall dort, wo das individuelle Schaffen für das Werk von Bedeutung ist, wird es den Stempel freudvoll geleisteter Arbeit an sich tragen.

Die versuchte letzte Begründung der ideellen Lust mag es rechtfertigen, wenn wir im folgenden für einen Augen-

blick das psychologische Gebiet verlassen und aus dem Wesen der ideellen Lust versuchsweise einen Schluß auf ihre biologische Stellung wagen. Die von Bühler durchgeführte biologische Betrachtung der Lustgefühle ist für uns zum Anlaß einer daran anknüpfenden psychologischen geworden. Das hierbei gewonnene Ergebnis wollen wir nun wiederum der ursprünglichen biologischen Betrachtung dienstbar machen. Wir werfen die Frage auf, ob die von uns erfaßte Eigenart der ideellen Lust zu einer Erweiterung des biologischen Lustschemas führen kann.

Die Lust des Genießens, die Funktionslust und die Schaffenslust erscheinen als abhängige Lustgefühle. Sie erfüllen bestimmte Lebensfunktionen. Anders die ideelle Lust. Sie ist gewissermaßen um ihrer selbst willen da. Genau so wie der Intellekt in der Idee keine unmittelbare Lebensfunktion darstellt, wie er als ein Denken um des Denkens willen erscheint, so ist auch das ideelle Lustgefühl frei von der Bindung an vitale Zwecke. Vielleicht können wir biologisch eine vierte Stufe der Lust annehmen, auf der sich die Lust losgelöst von ihrer ursprünglichen Dienstbarkeit den zweckfreien Gedanken, den Ideen zuwendet. Mehr als ein Hinweis auf die Möglichkeit dieses Verhältnisses will dieser kurze biologische Ausblick nicht sein.

## Vergleichende Zusammenfassung.

Unsere Analyse der einzelnen Erscheinungsweisen der Lust ist abgeschlossen. Wir haben versucht, nachzuweisen, daß der Arbeitslust und der ideellen Lust vom deskriptiv-psychologischen Standpunkt aus gegenüber den drei von Bühler herausgearbeiteten Erscheinungsweisen der Lust Selbständigkeit zukommt. In entwicklungstheoretisch-biologischer Einstellung glaubten wir die Arbeitslust auf die Lust des Genießens zurückführen zu müssen, während wir bei der ideellen Lust die Möglichkeit einer nicht ableitbaren biologischen Sonderstellung in Betracht gezogen haben.

Es erübrigt sich nun, den ursprünglichen Einteilungsgesichtspunkt des Verhältnisses von Lust zur Tätigkeit in einer vergleichenden Betrachtung der einzelnen Erscheinungsweisen nochmals herauszuheben.

Was zunächst die Lust des Genießens anbelangt, so haben wir festgestellt, daß sie zwar nicht tätigkeitsfrei ist, daß aber bei ihr das funktionelle Moment hinter das inhaltliche zurück-

tritt; ferner, daß sie hemmend auf jede andere Tätigkeit wirkt, die nicht das jeweilige Genießen darstellt.

Die Funktionslust wurzelt in der Tätigkeit als solcher; inhaltliche Momente spielen bei ihr keine Rolle; sie wirkt ferner nicht nur nicht hemmend auf die Betätigung anderer Funktionen, sondern bedeutet für manche derselben eine Anregung.

Bedeutet somit die Lust des Genießens eine Herabsetzung unserer seelischen Aktivität, so bewirkt die Funktionslust unter Umständen deren allgemeine Steigerung.

Wie ist das Verhältnis der Lust zur Tätigkeit in der Schöpferfreude? Hier müssen wir innere und äußere, die geistige und die materielle Tätigkeit unterscheiden. Die Schöpferfreude ist an eine ganz bestimmte Tätigkeit, an das geistige Neuhervorbringen von Werten gebunden, stellt aber, wie wir gesehen haben, auch keine reine spezialisierte Funktionslust dar, da sie auch inhaltsgebunden ist.

In sehr vielen Fällen wird sie zum Anlaß einer äußeren Tätigkeit.

Die Arbeitslust erwies sich nicht unmittelbar, sondern nur durch intellektuelle Vermittlung an die Tätigkeit gebunden, aber doch von ihr abhängig.

Die ideelle Lust, der die Verwirklichung einer Idee zugrunde liegt, verdankt sonach ihr Auftreten auch letzten Endes einer Tätigkeit; die Abhängigkeit der Lust von der Tätigkeit ist hier aber noch viel mittelbarer als bei der Arbeitslust.

Zusammenfassend können wir somit sagen:

die Lust des Genießens wirkt allgemein tätigkeitshemmend und tätigkeitsaufhebend;

die Funktionslust ist unmittelbare Lust an reiner Tätigkeit und wirkt allgemein tätigkeitsanregend;

die Schaffenslust ist die unmittelbare Lust an einer bestimmten geistigen Tätigkeit und wird meist zum Anlaß von körperlichen Tätigkeiten;

die Arbeitslust ist die Lust an einer reflektierten Tätigkeit, also nur mittelbar eine Tätigkeitslust;

die ideelle Lust schließlich erweist sich als Lust an einer gedeuteten, einer Idee unterstellten Tätigkeit[1]).

[1]) Wenn es auch im Einzelfall so ist, daß die Idee die tatsächliche lustbegleitete Tätigkeit herbeiführt, so stellt schematisch doch die Tätigkeit das Primäre dar, da die Idee nur in und durch die Tätigkeit lebt. Entwicklungs-

Wenn wir das zeitliche Verhältnis von Lust und Tätigkeit ins Auge fassen, wie es Bühler getan hat, so ergibt sich folgendes:

die Lust des Genießens steht tatsächlich wesensnotwendig am Ende vieler Tätigkeiten;

die Funktionslust, die Arbeitslust und die ideelle Lust begleiten die Tätigkeit;

die Schaffenslust begleitet die innere Tätigkeit und steht am Beginne der äußeren.

Wir haben hierbei stets nur die unmittelbare, nicht die in der Vorstellung vorweggenommene bezw. in der Erinnerung erneute Lust im Auge, welche beide ja in allen Fällen auf objektiv tatsächlichen äußeren Sachverhalten basieren.

---

psychologisch dürfte der Sachverhalt der sein, daß sich Tätigkeiten, die ursprünglich rein instinktiv getan wurden, wie die Hingabe des Lebens für eine Überperson oder eine andere Person später ideell gedeutet werden und dann die Grundlage wirklich ideeller Taten darstellen. Soziale und altruistische Instinkte wären somit in dem gegebenen Falle die Wurzeln ideellen Verhaltens. Vielleicht ist es so, daß die Idee in diesen Fällen die Apperzeption unseres instinktiven überpersönlichen Handelns darstellt. Erfolgt im instinktiven Handeln die Hingabe unbemerkt, so ist sie im ideellen Handeln bewußt — ja mehr noch — und darin liegt wohl der ethische und auch der psychologische Unterschied: sie wird nicht nur bemerkt und gebilligt, sondern auch auf Grund eines vorsätzlichen Willensentschlusses herbeigeführt.

(Eingegangen am 15. Mai 1925.)

# Grundsätzliche Beiträge zu einer Theorie des Spiels.

Von

Dr. phil. **Friedrich Luther.**

## Übersicht.

Seite

Das Wesen des Spiels . . . . . 103
Die Entstehung des Spiels . . . . . 116
Der Wert des Spiels . . . . . 126
Die Ordnung der Spiele . . . . . 141
Das Kinderspiel . . . . . 149
Das Gesellschaftsspiel . . . . . 154
Die Spielerei . . . . . 156
Das Spiel im Sport . . . . . 158
Das Liebesspiel . . . . . 160
Das darstellende Spiel . . . . . 162
Das Glücksspiel . . . . . 164
Das Spiel mit dem Ernst . . . . . 167

## Das Wesen des Spiels.

So überaus umfangreich die Literatur aller Länder europäischer Kultur über das Spiel ist, nirgends findet sich eine schärfer zugreifende Untersuchung über sein Wesen. Der größte Spezialist auf diesem Gebiet, Karl Groos, gibt 1923 zu, daß die Begriffsbestimmung noch nicht gelöst sei[1]). Fast alle Forscher lassen sich von kausalen oder teleologischen Betrachtungen leiten, um aus den Entstehungsbedingungen des Spiels heraus oder aus den von ihm gezeugten Werten sein Wesen zu verstehen, und eilen über den Vorgang des Spielens selbst mit einer allgemeinen Wendung hinweg. Allein Moritz Lazarus hat das Wesen des Spielens selbst durch eine spezifische Prüfung zu erklären unternommen und zwar durch Analyse des sprachlichen Begriffs, aber er führt diesen Weg nicht durch und legt den entscheidenden Akzent auf eine wertende Theorie. Im Gegensatz zu diesen Schriftstellern hat der Verfasser der vorliegenden Abhandlung

1) Das Seelenleben des Kindes (6. Aufl., Berlin 1923) S. 63.

sich vorzüglich mit der Erscheinung des Spiels selbst beschäftigt und betrachtet seine Voraussetzungen und seine eigentümlichen Wirkungen zwar als notwendig ihm anhangend, aber nicht sein Wesen erklärend.

Was bedeutet ‚Spiel'? Nach Lazarus[2]) heißt Spiel »eine leichte, schwankende, ziellos schwebende Tätigkeit«, die »eine in sich abgeschlossene, zu jedem früheren und jedem späteren Spiel beziehungslose Tatsache« darstellt, wie wir sie am ‚Spiel der Wellen', am Hin- und Herspielen des Weberschiffleins, im sogenannten ‚Spielraum', in den ‚Spielarten' einer Gattung erleben, während wir bezeichnenderweise von den Wassern des Stromes, die nicht in einem engen Bezirk hin- und hergehen, nicht sagen könnten, daß sie ‚spielen'[3]). Es ist die gleiche Vorstellung, die Langes Kunstgenußtheorie zugrunde liegt, nach der dieser durch ein »charakteristisches Hin- und Heroszillieren zwischen Natur und Wirklichkeit« gekennzeichnet ist[4]). Lazarus weist zugleich darauf hin, daß allein in der deutschen Sprache, allein mit dem deutschen Worte ‚spielen' die Sache selbst mit dem Worte bezeichnet würde, während die Griechen mit παίζειν, die Hebräer mit szachak, die Römer mit ludere, die Engländer mit play und game, die Neuromanen mit jouer, giuocare usw. nicht das Ganze erfassen. Im Althochdeutschen besagt nach Aufrecht ‚spilan' eine leichte, schwankende Bewegung, ein rasches Hin- und Hertändeln, während andere die Herkunft als dunkel bezeichnen und keiner der Forscher an das sinnverwandte ‚spülen' denkt. Nun ist aber die wahre Sachlage doch wohl anders, als sie Lazarus darstellt, der vielmehr von der deutschen Wortvorstellung ausgeht und nun natürlich in den fremden Sprachen kein volles Entsprechen findet und nur — der Verfasser möchte sagen: zufällig — an den Kern der Sache streift.

Was ist ein Spiel? Es ist eben das, was alle Sprachen mit ihren diesbezüglichen Wörtern bezeichnen, aber jede nicht wesendeckend, jede eine Teileigenschaft heraushebend und mit einem allgemeineren Worte nennend. Es geht dem Spiel in der Sprache ähnlich wie der Kunst, deren Wesen mit dem Worte ‚Kunst' auch nur berührt, nicht im Kern getroffen wird. Der Begriff liegt oberhalb der Worte, wenngleich er in Worten bestimmt wird. Und Sprache und Begriff differieren gegeneinander, weil

2) Die Reize des Spiels (2. Aufl., Berlin 1907).

3) Reize des Spiels.

4) Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend (Darmstadt 1893).

eine Wandlung der Bedeutung und ein Verschleiß der Wörter eintritt. Die Wissenschaft aber steht auf den Begriffen, obwohl sie die Begriffe aus der Sprache entnimmt und ihre Inhalte immer neu auf die einzelnen Erscheinungen abstimmen muß. Damit das Wort ‚Spiel' eine klare Bedeutung habe und das Wesen des Spiels in deutlicher Vorstellung zu erfassen sei, damit übrigens auch dieser Begriff eine wertende Anwendung erlaube, muß die Verwendung des Worts, müssen unzweifelhafte konkrete Einzelfälle dieses Namens analysierend untersucht werden.

Was geht psychisch vor, wenn ein Kind mit dem Kreisel spielt? Das Kind schafft sich eine Kreiselwelt, die neben der Welt seiner sozialen Kindesstellung und seiner groben Körperbedürfnisse für sich besteht, es teilt sein Ich in das reale Kind und in den autonomen Kreiseltreiber und setzt diesem als Gefährten einen belebten Kreisel, mit dem der Kreiseltreiber scherzt, sich jagt, an dem der Kreiseltreiber, als solcher seiner Wichtigkeit bewußt, ernsthaft arbeitet. Diese Kreiselwelt ist nicht mit dem realen Vorgang des Kreiseltreibens identisch, sondern ist die subjektive Gesamtvorstellung davon, die sich im Bewußtsein des Kindes notwendig bildet, sobald das Kind mit dem Kreisel spielt. Auch wenn das Kind auf Grund mathematischer Anregungen, die ihm in der Schule geworden sind, dieselbe Aktion unter reflektierender Beobachtung der Kreiseldrehungen ausführen sollte, spielt es mit dem Kreisel, aber nur so lange, als es neben seiner reflektierenden Seite die Rolle des Kreiseltreibers beibehält. Wenn die Reflexion die Oberhand in der Aktion selbst gewinnt, die einzelnen Bewegungen bestimmt, hört das Spiel auf. Jene Kreiselwelt nun kennzeichnet sich in ihrer psychischen Struktur als Schein, denn sie besteht nur aus den subjektiven Elementen der beiden Handelnden, Kreisel und Kreiseltreiber, die sich nur herkunftsmäßig an die Realitäten angliedern. Dieser Schein aber hat eine eigene Gesetzlichkeit: alle Vorgänge in ihm werden — gemäß der subjektiven Deutung im Schein — als freies Wechselspiel zwischen den beiden Handelnden aufgefaßt, ein Hinzutreten von dritten Umständen gibt es nicht, alle Faktoren sind implicite vorbestimmt, und dieses Wechselspiel ist Willensausfluß eines einzelnen Subjekts, daß hierin unter einer einzigen Tendenz und ungestört von anderweitigen Bestimmungsgründen, also frei und eindeutig handelt. Wenn Fremdes, vom Spiel aus Unvorherzusehendes tatsächlich hinzutritt, wenn der subjektive, handelnde Kreisel wieder zum realen Kreisel wird, so ist das Spiel aus

Was also ist die Gestalt eines solchen Spiels? Das Spiel ist ein Schein von autonomer Gesetzlichkeit, der in der Bewußtseinsteilung des Spielers besteht, ein Schein anhangend und oberhalb einer objektiven Tätigkeit des Spielers, ein Schein, in dem die Willensquanten konstant bleiben. Das abgeteilte Bewußtsein, der imaginäre Spieler im spielenden Individuum, bleibt der gleiche und wirkt sich gegen den ebenso imaginären Gegenspieler nach den Gegebenheiten des autonomen Spieles aus, ohne abwägenden Eingriff von außen. Der Ablauf des Spiels erfolgt also, von außer her, vom Standpunkt des realen Spielers aus betrachtet, nach Zufall.

Und wie stellt sich das spielende Subjekt zu diesem Schein? Das Kreisel treibende Kind arbeitet mit Hingabe und Spannung in seinem Schein, es glaubt an ihn, es hängt mit Lust an ihm. Und wenn es von seinem Spiele abgerufen wird, so ist es leicht unwillig, und ohne Mahnung von außen vergißt es wohl gar Hunger und Müdigkeit über dem Spiel: es verspielt sich. Das Spielen also enthält Spannung und Lust. Die Spannung ist in der eigentümlichen Zielhaftigkeit des spielenden Subjekts mitgegeben, der sie fundierende Glaube mit seiner Selbstproduktion. Die Spannung zu einem Ziel entsteht aber, weil die objektive Tätigkeit des Kindes in dem immer erneuten Versuch besteht, den realen Kreisel sich zu Willen zu machen, also zielhaft gerichtet ist, und dann der Kreisel als realer Klotz gegen die ihm aufgezwungene Rolle Widerstand leistet. Und die Lust in dieser Handlung folgt aus der Leichtigkeit des Erfolgs. Wenn das Kind spielmäßig den Kreisel treibt, so arbeitet es nicht mit ganzer Kraft, sondern zurückhaltend-ökonomisch, denn es hält ja im abgeteilten Unterbewußtsein der Realität das Wissen um das Unernste fest, es empfindet aber diese Ernstlosigkeit doch nicht als Mangel, weil es seine zentrale Aufmerksamkeit, seinen Willen auf das Spiel richtet: so folgt ein Mehr von Leistungsmöglichkeit über die Leistung. Zugleich vollzieht sich nach der subjektiven Vorstellung im Handeln am Spiel die Arbeit des Handelns leichter als in der Realwelt, weil alle Störungsmöglichkeiten prädestinativ ausgeschaltet sind, die Handlungen aus Freiheit unmittelbar zum vorausgesehenen Ziele führen, so daß auch in dieser Hinsicht ein Überschuß von Leistungsfähigkeit resultiert. Im Spiel verlangt also die Leistung weniger Kraft, im Spiel ist der Erfolg billiger, es geht alles ‚spielend'. Unter solcher Tätigkeit fühlt sich aber der Spieler kräftiger, sieghafter,

kampffähiger; und das ist seine Lust, das ist in Verbindung mit der Spannung eigentlich des Spieles Reiz.

Ein anderes Beispiel! Wenn ein gewissenloser Mensch mit der Herzensruhe oder den äußeren Umständen seines Nächsten in gewisser Art leichtfertig umgeht, so sagen wir wohl: er ‚treibt sein Spiel' mit ihm. Was bedeutet das? Dieser Gewissenlose konstruiert aus erlogenen Vorstellungszusammenhängen oder in künstlicher Milieubildung einen Schein, in dem er selbst die bestimmende Rolle übernimmt und die beleidigte Person eine von ihm vorbestimmte Rolle spielen läßt, so daß diese Person seines Scheins sich mit der realen Person wie er selbst mit seiner bürgerlichen Person zu decken scheint, und er schafft sich, in Ersatz gerader Beeinflussung des bös Geneckten, die leichtere Befriedigung, seine Spielrolle zu bestimmen. Solange der Geneckte ebenso gehorsam ist wie der Kreisel, kann das Spiel fortdauern, und es ist um so reizvoller, je gewagter der tatsächliche Erfolg scheint. Nur pflegt sich der Geneckte dieses Spieltreiben mit sich gleich zu verbieten, es sei denn, es handle sich um ein Necken der Kinder oder um eine romantische Laune eines Wohltäters, nach der Art, wie sie uns die Märchen von Rübezahl erzählen, der sich damit unterhält, an den Menschen belohnen und strafen zu spielen.

Ein weiteres Beispiel! Zwei Herren spielen Halma. Sie teilen sich je in einen Halmaspieler und ihre gesellschaftliche Person und den Halmaspieler wieder in die 19 Figuren, die jeder verwaltet, und begründen nun, indem sie in dieser in sich begrenzten, in allen Elementen vorher festgelegten Welt handeln, einen in sich beziehungsvollen, zu einem bestimmten Ziel hin gerichten, von der übrigen Welt unabhängigen Schein. Die Herren aber empfinden Lust. Sie handeln unter Zurückhalten ihrer Hauptexistenz, die uninteressiert am Spiel gewissermaßen schlafen oder interessiert am Spiel auf den realen Gewinn lauern. oder, falls der eine der Spieler nur in Vollzug einer Gesellschafterpflicht zum Spiele angestellt ist, sehnsüchtig auf das Ende hoffen darf, und zugleich handeln beide Spieler auf klaren, prinzipiell vorgeregelten Assoziationsbahnen, in die keine Nebensprünge unwesensgemäßer Art, keine Häßlichkeiten störend einbrechen können, es sei denn, der eine der Spieler verletze die Regel; doch damit ist das Spiel aus. Wenn nun aber das Halmaspiel nicht den Vollmenschen, sondern nur in einem Spielraum sein Wellenspiel der Oberfläche gebraucht und dieses sich nur auf

glatten, idealen Bahnen zeigt, so werden die Wirkungen mit lustvoller Leichtigkeit erzielt, geht diese Arbeit eben »wie ein Spiel«. Wenn der eine Spieler um seines beruflichen Zwanges zum Spiel oder um seiner Mißerfolge willen Unlust empfindet, so liegt diese außerhalb der Grenzen des Spiels, wird aber durch die Lust des Spiels gelindert oder aufgehoben, ein Vorgang, der an die Erleichterung körperlicher Berufsarbeit durch seine rhythmische Gliederung und durch nebenhergehenden Gesang denken läßt.

Ein Beispiel von Spielerei! Es sei ein Klingelknopf, und ein Junge könne sich immer wieder nicht enthalten, unerlaubt auf den Knopf zu drücken. Oder — in einem anderen Beispiel —: ein Dozent auf dem Katheder fuchtele mit seinem Bleistift umher. Was tun beide Spieler, soweit es ihre Spielereien betrifft? Den Jungen reizt es, den zum Druck einladenden Knopf in Bewegung zu setzen und womöglich das Klingelzeichen, außerhalb einer vernünftigen Nötigung, zu erwirken. Er hört, sobald er nicht nur ein einziges Mal zum Probieren, sondern ‚zur Spielerei' drückt, in dieser nicht so die wirkliche Klingel, gibt sich auch über ihre eigentliche Wirkung keine Rechenschaft, sondern setzt sein Muskelhinspannen und den Gegendruck des Knopfmechanismus sowie den Klingelton in wechselseitige Beziehung und gefällt sich — selbstgefällig — in der sieghaften Absenz von Pflichten und Mühen. Der Dozent schaltet aus sich ein kleines Teil-Ich ab, das die beim Dozieren störende Körperlichkeit seiner Hände in eine abgeschlossene, in sich selbst erfolgreiche Welt einfängt, die ihm einen fortdauernden kleinen Zustrom von Lust liefert. In beiden Fällen aber hängt der Vollzug der Spieltätigkeiten nicht von ernstem Kraftaufwand, sondern von lässig hingeworfenen Kraftbrocken ab, so daß der Tätigkeitswille immerfort den Zufall zu Hilfe ruft: klingelt's noch oder klingelt's nicht mehr?

Endlich ein Beispiel von spielenden Tieren! Wenn zwei Hunde sich spielend bekämpfen, schalten sie aus sich selbst und wechselseitig den ernsthaften Kampfwillen aus, reizen die Gefahr und meiden sie doch, bilden so ein Mittleres, Schwebendes, das sie beherrschen und das zum Ausdruck eines Scheinkampfes wird. Eigentlich spielen die beiden Hunde also nicht mit einander, sondern an einander, sie spielen jeder mit der Gefahr, benutzen sich dazu wechselseitig. Und aus dem Scheinkampf wird ein Ernstkampf, sobald der eine durch zu große Derbheit das Spiel

verdirbt oder der spiellustige Hund an einen spielunwilligen gerät, der das Spiel mit sich verbieten will.

Es ist in allen Fällen derselbe Vorgang. Das Spiel ist ein in sich beziehungsvoller Schein, den der Spieler mit Hilfe von Bewußtseinsteilung unter Spannung und Lustempfinden erschafft. Spieler wie Spielobjekt erscheinen im Spiel in Symbolen, und es liegt eine eigentümliche Spannung in dem Versuch des Spiels, dieses Symbol auf das reale Spielobjekt sieghaft aufzupassen. Das Spiel ist insofern eine Art Kampfmittel, durch das die Realität dem Willen des Spielers, die Objektivität einer Subjektivität unterworfen werden soll, dem Spiel haftet immer eine Zielhaftigkeit an. Aber das Ziel wird im Spielen selbst nicht, wie Grosse[5]) und Souriau[6]) irrtümlich annehmen, als äußeres Resultat unmittelbar ins Auge gefaßt, sondern es wird vielmehr der Erfolg des Spielkampfes stets vom Zufall abhängig gemacht, indem sowohl Spieler wie Spielobjekt in Symbolen auftreten, folglich mit ihren Vollkräften hinter einem Spielraum in Rückhalt bleiben und das reale Kräfteverhältnis nicht in Rechnung setzen. Es gehören also zu einem Spiel das Spielsubjekt und ein Spielobjekt, sei es auch ein imaginäres, und das Spiel besteht in dem Versetzen von Subjekt und Objekt in eine Welt des Scheins, die das Subjekt zu bestimmen sucht. Jeder Spieler spielt also eigentlich sein eigenes Spiel: ein Umstand, auf den schon Jean Paul für das frühe Kinderspiel hingewiesen hat. Er bemerkt in der »Levana«[7]): »In den ersten Jahren sind Kinder einander nur Ergänzungen der Phantasie über ein Spielding — zwei Phantasien spielen, wie zwei Flammen, neben und ineinander unverknüpft.« Auch Lowinsky[8]) hat darauf hingewiesen, daß das Kind immer »sich selbst spielt«, die Kameraden ihm nur »Gelegenheiten« sind. Wenn mehrere Personen miteinander spielen, so spielen sie also zugleich nebeneinander.

Das Spiel ist eine Erlebensform betonter Subjektivität, ein Versuch, durchaus und nur subjektiv zu sein. Das Spiel setzt sich dadurch in Gegensatz zur realen Welt, die kausal verbunden scheint, und gewinnt ungeachtet seiner Zielhaftigkeit das Ansehen wesenhafter Freiheit von ihren Zwecken. Dieser Umstand hat viele Forscher im Reiche des Spiels verführt, das

5) Die Anfänge der Kunst (Freiburg 1894).
6) Esthétique du mouvement (Paris 1899).
7) (zuerst 1804.)
8) Berliner Rundfunkvortrag, Oktober 1924.

Wesen des Spiels in einer freien, praktisch zwecklosen Tätigkeit ruhend anzunehmen, um so leichter, als beim Spiel des Kindes, das für die meisten Forscher maßgeblich ist, ein äußerer Gegensatz gegen die Welt zweckvoller Arbeit im Sinne des Erwachsenen auf der Hand liegt. So besingt Schiller »die freie Natur« des »spielenden Knaben« gegen »die gebietende Pflicht«, so bezeichnet Fröbel[9]) das Spiel als »freitätige Darstellung des Innern«, so sieht Waitz[10]) das Wesen des Kinderspiels darin, daß das Kind sich »dem unwillkürlichen Zuge seiner Vostellungen und Bewegungstätigkeiten überläßt«. Grasberger[11]) beginnt sein Spielbuch mit den Worten: »Das Spiel ist ein ideales Leben, ist Freiheit von jedem äußeren Zwange«. Auch Fr. Böhme[12]) sagt: »Spiel heißt jede Tätigkeit noch ohne Pflicht und Zweck«. Vielleicht grundlegend für diese Anschauung, hatte Kant das »Vergnügen« am Spiel als ein »ästhetisches« bezeichnet[13]), das heißt: als ein solches, »dessen Bestimmungsgrund nicht anders als subjektiv sein kann«[14]), und hatte selbst das »Interesse« am Hasard, das dieses »fordere«, — wenige Zeilen später im gleichen Kapitel — als nicht »nötig«, also doch wohl nicht-erforderlich und schon kurz vorher als nicht proportioniert dem Affekt im Spiel bezeichnet[15]). Auf der gleichen Linie bewegen sich Lange, Lyon, Moller, Volkelt, Péréz, R. Hamann[16]), Groos und Stern[17]). Charakteristisch für diese Auffassung ist der Irrtum Mollers, daß imSpiel gerade das Ergebnis »nur Symbol« sei[18]). Auch Nietzsche bezeichnet das Spiel als »die Betätigung ohne ver-

---

9) Menschenerziehung (Keilhau 1826) S. 69.

10) Allgemeine Pädagogik (Braunschweig 1852).

11) Erziehung und Unterricht im klassischen Altertum (Würzburg 1875).

12) Deutsches Kinderlied und Kinderspiel (Leipzig 1897).

13) Kritik der Urteilskraft, Ausg. von Kehrbach, S. 171/72, 203.

14) S. 43.

15) S. 203/04.

16) Lange, Wesen der Kunst II (Berlin 1901); Lyon in der Grande Encyclopédie (Paris 1872); Moller in Schmidts Encyclop. des gesamten Erziehungs- u. Unterrichtswesens (Halle 1887); Volkelt, System der Ästhetik II (München 1910); Péréz, L'enfant de trois à sept ans (4. éd., Paris 1907); Hamann, Ästhetik (2. Aufl., Leipzig 1919).

17) Groos, Die Spiele der Menschen (Jena 1899); derselbe, Die Spiele der Tiere (Jena 1896); derselbe, Das Seelenleben des Kindes (6. Aufl., Berlin 1923); Stern, Psychologie der frühen Kindheit (Leipzig 1914).

18) In Schmidts Encyclopädie.

nünftigen Zweck«[19]). Es ist die Vulgärmeinung, die auch in den populären deutschen, französischen und englischen Enzyklopädien zum Ausdruck kommt.

Mit dem Anschein der Zwecklosigkeit erinnert das Spiel tief an die Kunst. Die Autonomie in den Formen und sein Charakter als lustzeugender Schein bezeichnen auch sie. Und das Spiel dürfte als eine die Spannung betonende Erscheinungsform der Kunst bezeichnet werden, wenn sein Mangel an objektivierten Werken — es ist ein an objektive Tätigkeit geknüpfter, aber nicht materialisierter Schein — nicht die Zurechnung zur Kunst verbieten müßte. Jegliches Kunstwerk bedeutet einen beabsichtigten, in sich beziehungsvollen und unter einem einheitlichen sinnlichen Gesichtspunkt geordneten Schein: einen künstlichen festen Komplex der Spannung und Schönheit, wofür der Beweis in dieser Abhandlung schuldig geblieben werden muß. Entweder haftet dieser Schein an einem materiellen Werk und seiner unmittelbaren Wirkung, so in der bildenden Kunst, oder er besteht in einer werkhaft bestimmten Erlebensfolge, wie in der Musik und der Dichtung; entweder offenbart sich dieser Schein durch den Willen eines einzelnen Künstlers oder — beim Orchesterkonzert — durch den einstimmigen Willen einer künstlerischen Mehrheit; immer aber ist dieser Schein objektiviert und nicht nur in einmaliger Spontaneität zu erreichen.

Das Spiel, das einen beabsichtigten Schein von vollendeter und organoformer Einheit darstellt, der aber nicht objektiviert, sondern nur im spontanen Entstehen und Wollen selbst zu fassen ist, darf also nicht als Kunstwerk angesehen werden, wiewohl seine kunsthafte Form als solche deutlich zu erkennen ist. Auch jegliche werklose Improvisation — wie die musikalische Phantasie — oder der Karneval oder die Religion stellen aus sich, ungeachtet ihrer kunsthaften Erscheinung, keinen eigentlichen Kunstwerke dar und müssen als kunstartige Kulturvorgänge aus der Kunst ausgeschieden bleiben, während andererseits die praktischen Anwendungen einiger Künste wie der Nutzhausbau, die Möbeltischlerei, die Signalmusik den eigentlichen Künsten als Halbgeschwister beigeordnet werden dürfen, da sie es ungeachtet ihrer schwachen Formautonomie mitunter zu Werken von kunsthafter Form bringen. Denn es kommt gerade bei der Kunstwertung nicht auf das Tun, sondern auf die Tat, also auf das

19) Sorrentiner Papiere, IV.

Werk an: der Erfolg entscheidet. Das Spiel aber ist zwar ein durchaus ästhetisches Phänomen — zu verstehen: ein künstlicher, einheitlich ausgerichteter Schein mit Genuß aus dem Schein — aber entbehrt mit seiner Werklosigkeit der entscheidenden Fähigkeit, sich als Kunst zu erweisen. Dennoch ist das Spiel von der bisherigen Ästhetik häufig als wesensgleich mit der Kunst angesehen worden. Von Kant an, der die Kunst der Musik trotz der in ihr innegehaltenen »Proportion der verschiedenen Grade der Stimmung«[20]), die sie zur »schönen Kunst« zählen ließe, als Spiel im »Wechsel der Empfindungen« mit den vergnügenden Unterhaltungsspielen zusammenstellt[21]), zu Schiller, der ein »ästhethisches Spiel« in den freien Künsten zu finden glaubt, das aus dem »physischen Spiel«[22]), dem er die Unterhaltungsspiele beirechnet, genetisch erwachsen sei, und von Schiller über Lazarus, Frerich und Péréz[23]) zu Lange führt eine verbindende Linie. Lazarus bezeichnet die Kunst als fremde Frucht, aber doch Frucht am Baume des Spiels. Lange sieht im Lärmen der Kinder und im Sammeln von glänzenden Steinen spielende Vorstufen der Musik und dekorativen Bildnerei, in den Bewegungsspielen eine Vorstufe des Tanzes und im Bilderbuchbesehen, Geschichtenerzählen, den Kampf-, Schule-, Puppen- und Bauspielen Vorstufen der Epik, Dramatik, Plastik, Malerei und Baukunst[24]). Auch nach Reischle ist das Spiel »der Mutterschoß aller ernsten Verwendung der Kräfte«[25]). Alle diese Befürworter eines wesenhaften Zusammenhanges zwischen Spiel und Kunst haben, soweit sie Spieltätigkeit und Kunstproduktion vergleichen, das ganz unspielmäßige Streben aller Kunst nach einer objektiven Verdinglichung, und soweit sie Spieltätigkeit und Kunstrezeption zusammenstellen, das stets produktive Element des Spielens übersehen. Überdies liegt, wie Dessoir[26]) betont, auch keine empirische Veranlassung zur Annahme eines wesenhaften Zusammenhanges vor, da die einzelnen Künstler nicht die meist-

---

20) Kritik der Urteilskraft, Ausg. von Kehrbach, S. 195, 204/05.

21) S. 196, 205.

22) Briefe über die ästhetische Erziehung, 26. und 27. Brief.

23) Lazarus, Die Reize des Spiels; Frerichs, Das Spiel (2. Aufl. Norden 1878); Péréz, L'enfant de 3 à 7 ans.

24) Wesen der Kunst (Berlin 1901) II, 39.

25) In Reins Encyclop. Handbuch der Pädagogik (Langensalza 1908).

26) Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft (2. Aufl., Stuttgart 1923) S. 250.

spielenden Kinder gewesen seien, noch auch im spielenden Kinde der Wunsch nach dem Zuschauer sich so ausgeprägt fände, wie ihn das kunsthaft zeichnende Kind besitze. Des weiteren unterscheidet sich das Spiel trotz seiner ästhetischen Verwandtschaft auch innerlich von der Kunst. Während in den eigentlichen Künsten die zwei grundlegenden Gefühlsfaktoren der Schönheit und der Spannung so gegen einander geordnet sind, daß sich die Spannung der Schönheit unterordnet und dadurch — entsprechend der Werkhaftigkeit — das Geistige versinnlicht wird, ist hingegen das Spiel diesbezüglich dadurch bezeichnet, daß die Spannung über die Schönheit obsiegt, also das Dingliche subjektiviert wird. Wie das Kind, einer der Hauptträger des Spielens, ein minderes Verständnis gegenüber dem Schönen und dem Sinnlichen als gegenüber dem Spannenden besitzt. Schon jede Rolle in einem Spiel ist außerhalb der eigentlichen Zielspannung des Spiels für sich selbst spannungdurchsättigt, immer aktiv.

Die Aktivität des Spiels in Verbindung mit der Spannung und mit dem Schein könnte, gegenüber der Zusammenstellung von Spiel und Kunst, zu einer wesenhaften Zusammenstellung des Spiels mit einer anderen Erscheinung des Lebens verlocken, die vielleicht eher berechtigt ist: mit der Lüge. In der Lüge, in dieser »zweckgeleiteten Vorstellungsreihe«, wie Lowinsky sagt, in diesem Aufbauen eines Scheins aus Bewußtseinsteilung mit dem Versuch, den Schein der Wirklichkeit aufzuzwingen, ist in der Tat ein dem Spielen tief verwandter Erlebnisakt gegeben, und Spiel und Lüge gehen häufiger als Spiel und Kunst auf den unentwickelten Bewußtseinsstufen ineinander über, Dennoch darf man nicht sagen, daß die Lüge ein Spiel oder das Spiel eine Lüge sei, denn die Lüge hat keine grundsätzliche Selbständigkeit in sich selbst. Es sind nur Überschneidungen und Zusammenklänge von Spiel und Lüge in einer besonderen Zweckform des Spiels möglich.

Ein Spiel ist also ein beabsichtigter, beziehungsvoller und einheitlich ausgerichteter Schein, der sowohl gleichzeitig in einer Mehrheit wie in einem einzigen realen Spieler entstehen und genossen werden kann, der immer an einer Erlebensfolge haftet und dessen spezifische Merkmale die ihn von den darstellenden Künsten unterscheidende stete Identität von Schöpfung und Genuß, seine Betonung der Spannung und die ihn von der Lüge unterscheidende innere Selbständigkeit sind. Ein Spiel läßt sich niemals genau wiederholen, und eine annäherungsweise Wiederholung

beraubt der spannenden Lust. Es besteht in ihm selbst keine Absicht auf Objektivation der Handlung und demgemäß auch nicht auf Darstellung. Wenn dennoch das Spiel auch dem außenstehenden, nicht mitspielenden Zuschauer in manchen Fällen einen ästhetischen Genuß bereiten und dieser von der spielenden Person beruflich angestrebt werden kann, so liegt dieser Genuß außerhalb des Spielens selbst. Wenn etwa ein geschicktes Eisläuferpaar oder ein zierlich ballspielendes Kind einen ästhetisch reizvollen Eindruck hervorrufen, so entsteht dieser vielmehr als ein Naturschönes, verwandt dem Wasserfall oder dem im Winde sich wiegenden Vogel, das nur durch die erleichterte Einfühlung in die erratbare kunstschöne Einheit angeregt wurde. Die Darstellung ist unwesentlich. Und wenn ein Musiker im Konzert ‚spielt', so besteht sein Spiel als ästhetisches Erzeugnis unabhängig von dem beruflichen Verkauf seines Spiels, während etwa ein Ölgemälde und in gewissem Sinne auch das gespielte Musikstück als solches erst durch die Darstellung seines Sujets zum Werke wird. Die deutsche Sprache bemerkt diese Eigenart des Spielens fein, indem sie den Darsteller vor-spielen läßt.

Nichtsdestoweniger darf dies darstellerische Moment als charakteristisch für viele Spiele bezeichnet werden, um so mehr, als sich in dem naturschönen Eindruck jene innere, Lust tragende Harmonie spiegelt, die den subjektiven Reiz des Spiels wesentlich bedingt. Wenn im ganzen die Menschen das böse Wort verdienen, das Ricarda Huch in dem Roman »Aus der Triumphgasse« sagen läßt: »Tiere sind es, aber Tiere ohne Unschuld und ohne Würde«, so bietet der spielende Mensch demgegenüber häufig einen mehr künstlerischen Anblick, sowohl innerlich wie äußerlich, der durch seine ‚spielende' Anmut versöhnt. Wie Schiller im 22. Brief »Über die ästhetische Erziehung des Menschen« vom verwandten »ästhetischen Zustand« urteilt: »Hier allein fühlen wir uns aus der Zeit gerissen, und unsere Menschheit äußert sich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte sie von der Einwirkung äußerer Kräfte noch keinen Abbruch erlitten«. Das gilt zu Recht aber nur für jene Spiele, die eine äußere Tätigkeit notwendig einbegreifen, den ganzen Menschen mit ihrer inneren Gesetzlichkeit umfassen.

Auch der rezeptive Genuß der Musik ohne gespieltes Instrument und zuweilen jener der Dichtung bringen in ihrem reproduktiven Erleben eine unwillkürliche Darstellung mit sich, aber dieses Genießen läßt sich nicht mit dem Spielen vergleichen. Es findet

wie im Spiel und im genießenden Nacherleben bildender Kunst eine harmonische Aktion in ideeller und idealer Existenz ohne Absicht auf Darstellung statt, aber es fehlt das versuchende Beherrschen eines Objekts, sofern hierbei nicht ausdrücklich von ‚Spielerei' gesprochen wird.

Spielen heißt also: Neben und in dem unwillkürlichen, wirklichen Leben freiwillig und für sich selbst ein unabhängiges, unwirkliches Leben von autonomer Spannung zugleich leben. Spielen bedeutet somit eine gewisse Abkehr von der Realität, ein Hinwegsetzen über sie, insofern ein Nicht-ganz-ernst-Nehmen des Lebens, immer ein Spiel mit dem Leben selbst. Im Spiel wird über die Wirklichkeit fort eine künstliche, widernatürliche Ordnung geworfen, es wird die Ursprünglichkeit zugunsten einer menschlichen Bestimmung verdeckt, jedoch nur für den Geltungsbereich des Spiels. Ein Spiel ist nur solche Überdeckung des Wirklichen, neben der die Realität errufbar bleibt. Doch ist die grundlegende Bewußtseinseinteilung selbst im allgemeinen kein bewußter Vorgang, im begrifflichen Bewußtsein während des Spielens vieleicht nie. Auch vom kleinen Kinde dürfen wir sagen, es spiele, wenngleich wir am Kinde fälschlich vieles als Spiel bezeichen, das nur für den Erwachsenen, der diese Kindertätigkeit als ein oberflächliches Gekräusel am großen sozialen Körper wertet, als Spiel erscheint, für das Kindessubjekt aber Vollarbeit ist. Auch beim Tiere, etwa bei den Scherzkämpfen der Hunde oder beim Rodeln der Gemsen, sprechen wir von Spiel. Und doch können wir unmöglich annehmen, daß kleines Kind und Tier mit Absicht eine Bewußtseinsteilung vollziehen, immer wissen, daß sie spielen. Im allgemeinen dürften auf unentwickelten Stufen Spiel und Realleben ungeschieden zusammenbestehen, wie etwa das Balgen der Knaben, das nach Konrad Lange deshalb ein Spiel ist, weil die Spielenden Obacht üben, sich nicht ernstlich weh zu tun[27]), vielmehr eine untrennbare Mischung von spielendem Gliederrecken, unbeholfener Zärtlichkeit und ernstlichem Kampf ist, dessen gemessene Grenzen sich aus Zweckmäßigkeitsrücksichten unter dem treibenden Agens der Furcht vor einander und vor Bestrafung durch die Erzieher erklären.

Ein Spiel ist also, um es noch einmal zusammenzufassen, eine an objektive Handlungen geknüpfte, aber nur als subjektiver Schein, in unwillkürlicher Bewußtseinsteilung erfaßbare, mit

27) Wesen der Kunst (Berlin 1901) II, 19.

Spannung und Lustempfinden erlebte zielvolle Wechselbeziehung, deren innere Formen allein aus ihr selbst bestimmt werden.

## Die Entstehung des Spiels.

Es ist nicht im Wesen einer Erscheinung gelegen, woher sie kommt. Ein Werk besteht als solches in seinen Werten und läßt sich nicht aus seiner Entstehung erklären. Das Ganze ist etwas anderes als die Häufung seiner Teile, oder mit Dessoir zu sprechen: man muß die »Schöpfung« von der »Quersumme«[28]) unterscheiden. Die »Dominanten«, um einen Ausdruck von Johannes Reinke zu gebrauchen[29]), entstehen nicht. Aber jede Erscheinung kristallisiert sich nur unter gewissen Bedingungen. So bedarf auch das Spiel gewisser Voraussetzungen, um lebendig zu werden.

Wenn man einen Spielenden beobachtet, so fällt die Selbständigkeit der Spielerscheinung, die praktische Unvernünftigkeit der Spielformen auf. Man hat daher nicht ohne Grund angenommen, daß der Spieler in Gehorsam vor etwas Unbewußtem handelt, in Vollzug eines in ihm wirksamen Triebes, und hat einen Spieltrieb hypostasiert, aber nicht nur, um damit zu sagen, daß es einen gewissen Drang zum Spiele hin geben muß, sondern in dem vielbegangenen Irrtum, der eine Benennung vor die Durchforschung setzt, als ein bestimmtes Vermögen.

Grundlegend in dieser Hinsicht ist Schillers Abhandlung von 1794 »Über die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen«, in denen er von einem »Spieltrieb« spricht. Schiller versteht unter dem Spieltrieb — soweit er nicht als »ästhetischer Spieltrieb« spezifisch das oben erwähnte »ästhetische Spiel« der freien Künste betrifft — einen »Reichtum der Kraft«, durch den »das überflüssige Leben sich selbst zur Tätigkeit anstachelt«[30]). Schiller betrachtet also einen »Überschuß an Kraft« als Voraussetzung des Spielens und findet diese Bedingung nun sowohl beim Tiere wie beim Menschen wie übrigens auch bei der Pflanze erfüllt, die einen gleichen »Luxus der Kräfte«, eine gleiche »Laxität der Bestimmung« im unzweckmäßigen Sprossen überflüssiger Keime aufweise wie etwa der Löwe, wenn er »in zwecklosem Aufwand« »die hallende

28) Allgemeine Kunstwissenschaft, im Bericht des Kongresses für Ästhetik (Stuttgart 1913).

29) Die Welt als Tat (Leipzig 1909).

30) 27. Brief.

Wüste mit mutvollem Gebrüll erfüllt«, oder das Insekt, das im Sonnenstrahle schwärmt[30a]). Aber Schiller gibt damit doch keine genauere Entstehung des Spielens an, weder des Spieltriebs im allgemeinen noch der Gestalt einzelner Spiele. Schiller sagt eigentlich nichts weiter, als daß dem Spielen ein Vorrat von arbeitslosen Kräfte zugrunde liegt, die gerade nichts Besseres zu tun wissen, als sich zwecklos zu bewegen; oder, wie man es anders ausdrücken könnte: latente Kräfte verzehren sich in der Natur nicht in sich selbst, sondern suchen Wirkungsfelder. Ausgesprochen war der Gedanke einer überschießenden Kraft, aber spezifisch für das ästhetische Spiel und indirekt, übrigens schon von Kant, der in der »Kritik der Urteilskraft« schreibt[31]): »Nur wenn das Bedürfnis befriedigt ist, kann man unterscheiden, wer unter vielen Geschmack habe oder nicht.«

Im Gegensatz zu Schiller hat Herbert Spencer, in seinen »Principles of Psychology«[32]), die Annahme eines »play-impulse« als eines Spieltriebes in den Spielen der Kinder und Tiere eingehend begründet. Er meint ähnlich wie Schiller, daß »inferior kinds of animals have in common the trait, that all their forces are expended in fulfitting functions essential to the maintenance of life«, daß aber bei »animals of higher types, having faculties more efficient and more numerous, we begin to find that time and strength are not wholly absorbed in providing for immediate needs«, daß bei diesen vielmehr durch »better nutrition, gained by superiority«, ein »surplus of vigour« sich zeige. Und »when there have been developed many powers adjusted to many requirements, they cannot all act at once: now the circumstances call these into exercise and now those; and some of them occasionally remain unexercised for considerable periods. Thus it happens that in the more evolved creatures, there often recurs an energy somewhat in excess of immediate needs«. Diese überflüssige Energie aber brächte sich selbst in Aktion, zumal wenn es sich um ungeübte und entsprechend unbeständige, also reizbare Nervenzentren handele, und diese sei ein Spiel, so daß also im Spiel »simulated actions in place of real actions« träten. Für diese Nachahmung aus sich selbst nimmt Spencer noch einen besonderen Nachahmungstrieb an.

Spencers Gedankengang, der somit die Entstehung des

30a) 27. Brief.

31) Ausgabe von Kehrbach, S. 52.

32) (2. Aufl., London 1872) S. 628, 629, 630.

Spiels aus einem Überschuß an Kräften im Individuum auf älteren Erlebensbahnen verstehen will, hat weitgehende Anerkennung gefunden. Colozza stimmt ihm in seiner »Psychologie und Pädagogik des Kinderspiels«[33]) wesentlich zu. Er sagt dort, nachdem er Bernards Auffassung des Lebens als einer Art Erinnerung akzeptiert hat[34]): »Daher ist das Spiel die Verausgabung eines Reservekapitals zur Erzeugung des Vergnügens; es ist die Umwandlung einer latenten Kraft, einer potentiellen Energie in tätige Energie.« Aber Colozza fügt einschränkend hinzu: »Daß ein gewisser Grad von Intelligenz, von Bewußtsein, Gefühl und Bewegung die notwendige Bedingung zur Entstehung des Spiels ist, läßt sich leicht beweisen.« Er nennt im einzelnen den Kampftrieb, die Phantasie, die Vererbung, die Nachahmung, die Anpassung an die Umgebung und bestimmte Kenntnisse als maßgebliche Faktoren. Auch Fornelli bekennt sich in seiner Einleitung zu Colozzas Schrift zum Kraftüberschuß, verbunden mit Temperament, Phantasie und Freiwilligkeit. Ebenso stimmt Dedominicis in seiner »Dottrina Froebeliana«[35]) der Idee des Kraftüberschusses zu. Auch Bücher[36]) erkennt den Tätigkeitstrieb aus Kraftüberschuß an, wenngleich er einen speziellen Spieltrieb in ihm leugnet.

Tatsächlich hätte der Gedanke eines Triebes zum Spielen auf Grund von Kraftüberschuß des Individuums und einer Fähigkeit zum Nachahmen viel für sich, sofern die Faktoren dieser Theorie unbezweifelbar wären. Aber das sind sie nicht. Die ganze Kraftüberschußtheorie krankt an dem Umstand, daß sie in scharfem Gegensatz zu der Tatsache steht, daß im Spiel mit verzehrender Leidenschaft gespielt wird und daß abgespannte Menschen im Spiel sich neue Kräfte heranholen. Natürlich ist die Voraussetzung des Spiels allgemein die, daß die seelischen und muskulären Kräfte, die zum Betrieb des Spiels gebraucht werden, vorhanden sind und daß gemäß ihnen ein Anreiz erfolgt, der sie in Bewegung setzt. Da nun das Spiel im allgemeinen keine lebenerhaltene Tätigkeit umgreift, muß bei rationeller Lebensführung erst das materielle Bedürfnis der Nahrungsaufnahme befriedigt sein, ehe die Reizbarkeit zum Spiel eintreten kann, und muß ähnlich ein gewisser Überschuß an Aktionskraft

33) (deutsch Altenburg 1900.)
34) S. 27, 28, 29.
35) (Rom 1892.)
36) Arbeit und Rhythmus (4. Aufl., Leipzig 1909).

nach diesem solidesten Geschäft übrig sein, damit der Wunsch nach weiterer Tätigkeit aufwacht. Nötig ist im strengen Sinne aber weder das eine noch das andere. Der passionierte Schachspieler und das verspielte Kind vergessen den Magen, das Kind spielt sich in den Schlaf, und der Hasardeur untergräbt seine Existenz. Auch ist, worauf schon Dewey in bezug auf das Spiel hingewiesen hat, kein Leben ohne Aktion denkbar, die Reizbarkeit entsteht nicht unter besonderen Umständen, sondern sie ist immer da; er meint, Spencers Theorie, die er immerhin nicht ganz ablehnt, sei vielleicht aus der irrtümlichen Anschauung entstanden, die Ruhe sei der normale Stand des Organismus; vielmehr handele es sich um eine Gegenbewegung auf Bewegung [37]). Um wenigstens die Leidenschaftlichkeit bei grundlegendem Kraftüberschuß zu verstehen, bildet Baldwin, der einen »play-impulse« [38]) anerkennt, den Begriff einer »zirkulären Reaktion«. Nach dieser findet seitens des Organismus ein Festhalten nützlicher Reize durch Adaption statt, indem die Reaktion auf einen ersten Reiz die abkürzende Disposition zu weiteren Reizen hinterläßt. Baldwin verweist [39]) diesbezüglich auf die verwandten Theoreme von Eimer über die morphologische Gestaltung der Muskeln aus funktioneller Tätigkeit und die zum Vergleich lockende chemische Kontraktabilitätstheorie von Verworn.

Nun ist eine solche Reaktionssteigerung in der Spannung des Spiels auch nach des Verfassers Ansicht gegeben, aber sie scheint diesem keine Stütze für die Theorie vom Kraftüberschuß und vom Spieltrieb, zumal die zirkuläre Reaktion eine Gewohnheit voraussetzt. Die zirkuläre Reaktion kann wohl sogar als eine Art Nachahmung aus Erfahrung bezeichnet werden, wie Baldwin selbst diesbezüglich von einer »sozialen Vererbung« spricht. Die Nachahmung im Spiel aber begründet auch nicht die individuelle Entstehung des Spieles und trägt zu seinem Verständnis nichts Wesentliches bei, denn ein imitativer Faktor läßt sich nicht in allen Fällen nachweisen. Schon Claparède [40])

37) In Monroe's Cyclopedia of Education (New-York 1913).

38) In Baldwins Dictionnary of Philosophy and Psychology (New-York 1902).

39) Die Entwicklung des Geistes beim Kinde und bei der Rasse, Methoden und Verfahren (deutsch Berlin 1898).

40) Kinderpsychologie und experimentelle Pädagogik (deutsch Leipzig 1911).

und Ufer[41]) wenden gegen Spencer ein, daß auf diesem Wege nicht die bestimmte Gestalt, die Wahl zwischen den Nachahmungsmöglichkeiten bewiesen werde, auch nicht die neuen Erfindungen. Wenn man aber die Nachahmung in der freien Auffassung von Schaller[42]) und Lazarus[43]), nach denen das Spiel zwar nicht immer im einzelnen das reale Leben, stets aber die allgemeinen Lebensverhältnisse nachahmt, verstehen will, so läßt sich daraus ebensowenig das einzelne Spielen erklären. Groos wendet sich darum von dem Kraftüberschuß im engeren Sinne und der Nachahmung als prinzipiellen Grundlagen ab, wiewohl er die zirkuläre Reaktion von Baldwin übernimmt und durch einen Rausch für die Gefühle ergänzt; er spricht von einem Gestaltungstrieb, der einem allgemeineren Kausalitätsbedürfnisse entspricht. Auch Ambros[44]) spricht von einem Gestaltungstrieb, auch Ribot verweist auf ein »besoin de créer«. Für die Nachahmung aber postuliert Groos dennoch neben anderen Trieben einen besonderen Nachahmungstrieb[45]), er findet ihn mit Ettlinger in der »Wiederholungstendenz«, die Wundts Lehre von dem Drängen der Bewegungsvorstellungen zur Ausführung entspricht, der auch von diesem Gelehrten[46]) aus einem »Nachahmungstrieb« begründeten Tatsache, daß die Beobachtung einer Handlung »im allgemeinen« die Affekte, die ihr zugrunde lagen, im Beobachter auslöst und die gleiche Handlung entstehen läßt. Wie der Verfasser nebenbei bemerken möchte, wirkt die Beobachtung einer Handlung stets entweder zur Nachahmung oder zum Gegenteil, wie ein elektrischer Strom im benachbarten Leiter entweder Parallelwirkung oder Gegenwirkung erzielt, denn es gibt auf jede Einwirkung nur Gleichgiltigkeit, Zustimmung oder Ablehnung. Zustimmung aber ist, sofern überhaupt eine Reaktion erfolgt, das Bequemste, denn auch die Gleichgiltigkeit enthält ein Moment der Abwehr, das gesteigert die Ablehnung bedeutet. Statt einen besonderen Nachahmungstrieb anzusetzen, könnte man für diejenigen Fälle des Spiels, in denen unbewußt oder bewußt nachgeahmt wird, bei Annahme eines Gestaltungstriebes

41) In der Einleitung zu Colozzas Schrift.
42) Das Spiel und die Spiele (Weimar 1861).
43) Die Reize des Spiels.
44) Spielbuch (5. Aufl., Wien 1883).
45) Die Spiele der Menschen, S. 486.
46) Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele (3. Aufl.), S. 458/59.

einfacher mit Jean Paul sagen[47]: »Viele Kinderspiele sind zwar Nachahmungen — aber geistige, so wie die der Affen körperliche sind —, nämlich nicht etwa aus besonderer Teilnahme an der Sache, sondern bloß, weil dem geistigen Lebenstriebe das Nachahmen am bequemsten fällt.« Tatsächlich aber wird in den meisten Spielen gar nichts Bestimmtes nachgeahmt, und eine Funktion der Nachahmung könnte nicht auf eine kernhafte Begründung der Erscheinung des Spiels hinwirken. Auch die Anhänger des Nachahmungstriebes haben das in Betracht gezogen und speziellere Formen eines Triebes zum Spielen als Begründung aufgestellt.

Wundt, nach dessen Ansicht die Spiele bewußte oder unbewußte »Nachahmungen zwecktätiger Willenshandlungen«[48] sind, nimmt doch als Urheber der einzelnen Spiele ererbte Triebe an, die gleichermaßen dem nachgeahmten wie dem nachahmenden Vorgang zu Grunde liegen und teilweise von der Phantasie in Regeln gefaßt werden[48]). Auch Spencer[49]) hatte schon von der »ideal satisfaction« »in the absence of real satisfaction« einzelner Instinkte durch die Selbstauslösung des Kraftüberschusses gesprochen. Nach Groos[50]) beruht das Spiel auf dem Zusammentreten des allgemeinen Beschäftigungs- und Gestaltungstriebes, der sich aus Aufmerksamkeit und Kausalbedürnis bildet und mit der zirkulären Reaktion im Kraftüberschuß steigert, mit bestimmenden einzelnen ererbten Trieben unter Zuhilfenahme der Phantasie. Ufer[51]) pflichtet Groos bei. Auch Reischle[52]) glaubt an einzelne Tätigkeitsimpulse auf der Grundlage eines Kraftüberschusses als ihrer Bedingung zur Wirksamkeit. Ebenso glaubt James an einzelne Triebe auf Grund einer Abneigung gegen die Unbeschäftigtheit und einem allgemeineren Trieb in uns zu kollektivem Erleben[53]). Er schreibt, daß »the impulse to play in special ways is certainly instinctive«[53a]). Aber nun bleiben wieder die einzelnen Triebe zu begründen, und es fehlt ein Grund, warum diese Triebe die Form des Spiels wählen. Dies suchen Baldwin und Hall zu erklären, indem sie über die Lehre von den ererbten Trieben

47) Levana.
48) Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele (3. Aufl.), S. 403.
49) Principles of Psychologie (2. Aufl.), S. 631.
50) Die Spiele der Menschen, S. 488/89.
50) Die Spiele der Menschen S. 488/89.
52) In Reins Encyclop. Handbuch.
53) und 53a) The principles of Psychology (London 1890).

hinausgehend den imitativen Faktor der Triebe tiefer begründen, Baldwin findet im Spiel eine »sort of artificial recapitulation of the serious and strenuous exertion of race progress« und bemerkt dabei, daß gerade durch diese Nachahmung Originalität erzeugt würde[54]). Hall sagt in seinem »Adolescence«[55]): »In play every mood and movement is instinct with heredity. Thus we rehearse the activities of our ancestors, back we know not how far, and repeat this life work in summative and adumbrated ways. ... This is why the heart of youth goes out into play as into nothing else, as if in it man remembered a lost paradise.« Auch Gulick schreibt in der »Popular Science Monthly«[56]): »Play is the ontogenetic rehearsal of the phylogenetic series.«

Diese Anschauung, zu der sich für das ältere Kind auch Fritz Giese in seiner »Kinderpsychologie«[57]) bekennt, würde den unbestimmten Spieltrieb und die einzelnen Antriebe substanzialisieren. Aber die Spiele, wie sie tatsächlich sind, stellen zum überwiegenden Teil gar kein Ahnengut dar. Die Kinder auf den Berliner Straßen vergnügen sich mit drahtloser Telegraphie auf Rollern und spielen in den mißglückten Schülergerichten Parlament. Soll dies auf atavistischen Triebgütern beruhen?

Dazu tritt nun die Fragwürdigkeit einer Triebannahme überhaupt. Schon Spencer bemerkt, daß der Instinkt »in its higher forms« »probably accompanied by a rudimentary consciousness«[58]) sei, was gegen den Begriff des Instinkts selbst verstößt, Spalding nennt den Instinkt geradezu »das vererbte Gedächtnis«. Die sexuologischen Beobachtungen haben gelehrt, daß selbst der sogenannte Geschlechtstrieb als zielsicherer Instinkt gar nicht vorhanden ist; man weiß heute, daß die Homosexualität, die eine Zeitlang als besondere Triebveranlagung galt, bei langdauerndem Fortfall des gewohnheitsmäßigen Verkehrs wie in Schützengräben bei den Normalen auftritt. Berry hat laut seiner »Experimental study of imitation in cats«[59]) beobachtet, daß Katzen erst dann Mäuse bekriegen und fressen, wenn sie dazu angelernt sind. Er sagt: »Much, that has commonly been attributed to instinct is,

54) Social and ethical interpretations in mental development (New-York 1897).

55) (New-York 1922) S. 202.

56) (Oktober 1908.)

57) (München 1922.)

58) Principles of Psychology I, 434.

59) Im Journal of Comparative Psychology XVII, 1 1908.

in reality, due to imitation.« Das Paradies scheint in diesem Sinne keine Unmöglichkeit mehr. Während die Psychologie einerseits genötigt ist, dem Unterbewußtsein einen immer größeren Raum zu überweisen, hebt sie andererseits dunkle Triebe ins Licht der Verantwortung herauf. Man weiß aus der Experimentalpsychologie, daß man Willenshandlungen durch allmählichen Fortfall der einzelnen Bewußtseinsglieder in langer Wiederholung zu Reflexen herabstimmen kann; Reflexe und Triebreaktionen sind also mindestens — man darf hier an Bergsons Auffassung der kausal geordneten Materie als Rückstand volitiv-vitaler Prozesse erinnern — als Residuen von Willenshandlungen möglich. Wenn das Kücken bei Verlassen der Eierschale scheinbar plötzlich laufen und picken kann, so soll man nicht vergessen, daß es im Ei bereits seine Glieder ausgeprobt und die Schale selbst durchpickt hat: ein Umstand, den Preyer bei diesem Beispiel [60]) übersehen hat. Und wenn Wundt in Aufnahme eines Beispiels von Darwin die komplizierte Puppenhülle des Nachtpfauenauges als Beweismittel für das Vorhandensein angeborener, also echter Instinkte anführt [61]), indem nach seiner Darstellung unmöglich die individuelle Raupe diese dem späteren Schmetterling nützliche Konstruktion erdenken kann, vielmehr eine über die Anlage hinausgehende Vererbung von gewissen durch Anpassung an die Lebensgewohnheiten gewonnenen Triebhandlungen angenommen werden muß, so ist dieser Behauptung entgegen zu halten, daß eine mechanische, kausale Wirkung eben gerade dahin charakterisiert ist, daß sie nicht das Zukünftige in Betracht ziehen kann, daß also entweder jede Raupe nur zufällig dies Wunderwerk erschafft und nach Darwinschem Selektionsprinzip die bautüchtige Art übrig blieb — wobei es unfaßbar bleibt, daß die Variationskraft der Arten gleichfalls prompt ausgesondert ist, — oder daß der Instinkt nur in einer Anlage besteht. Vielleicht bleibt von allem sogenannten Triebleben nur das Eine übrig, daß vom lebendigen Wesen auf Reize Gegenreize erfolgen: das aber ist das Geheimnis des Lebens überhaupt und kennzeichnet den Willen, den »vorausschauend gewordenen Trieb«, wie ihn Ebbinghaus [62]) nennt, ebenso wie den sogenannten Instinkt, den man vielleicht als unbewußt ge-

60) Die Seele des Kindes (8. Aufl., Leipzig 1912).
61) Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele (3. Aufl.) S. 451.
62) Abriß der Psychologie (6. Aufl. 1919) S. 80.

wordenen Willen bezeichnen kann. Es gibt keinen Spieltrieb und keine Spieltriebe im Sinne einer originären Funktion.

Die Annahme eines Spieltriebes ist aus dem Bedürfnis nach einer selbständigen Ursache für die offenbare Eigengerechtigkeit der Spiele erwachsen. Diese aber läßt sich statt als dunkler Trieb auch als bewußter Wille auffassen, wenn er nur außerhalb praktischer Werte bleibt. Alsdann würde das Spiel aus der Reaktion gegen jeglichen Zwang entstehen. Eine solche Auffassung liegt in der vulgären Bestimmung des Spiels als der praktisch zwecklosen Tätigkeit zum Zweck des Vergnügens beschlossen. Als Wissenschaftler haben Lazarus[63]) und Schaller[64]) diesen Weg beschritten; sie wollen das Spiel aus einem Bedürfnis nach Erholung erklären, worüber als Zweck des Spiels weiter unten noch zu handeln ist; diese kausale Begründung stellt aber nur eine Rückwendung von Zweckvorstellungen dar und erklärt darum das Spiel in seiner Entstehung nicht. Das gleiche gilt in bezug auf die Darstellung von Alfred Adler[65]), der den Schallerschen Gedanken unter neuer Form wieder aufgenommen hat; er sucht wenigstens viele Phantasierollen im Spiel des Kindes aus seinem inneren Protestieren gegen das Gefühl der Minderwärtigkeit, das in den Kindern durch die überlegene Behandlung seitens ihrer Erzieher und durch die Verdrängung frühzeitiger Sexualvorstellungen entstehe, herzuleiten; es wird also die Lust an der Freiheit, die dem Spiele eigen ist, nur kausal umbenannt.

Wenn so die vorstehenden Theorien die Entstehung des Spiels nicht klären, möchte der Verfasser noch einmal auf das Moment der Bewußtseinsteilung hinweisen, von der schon im vorhergehenden Kapitel die Rede war. Das Spiel beruht nach der oben gegebenen Darstellung auf einer tiefgreifenden Bewußtseinsteilung, also auf einem Zerfall der unitarischen Persönlichkeitseinheit, aber auf einer solchen Art des Zerfalls, die der Gesamtperson einen hohen Grad von Lust gewährt, also eine tiefere Einheit nicht vergißt, während übrigens bei der Nervosität eine Zerspaltung ohne Einheitsbewußtsein und demgemäß ohne Lust stattfindet. Dies anerkannt, kann als Ursache des Spiels die Entwicklung der Psyche zu mannigfaltigerer Reaktion und Wandel-

63) Die Reize des Spiels.
64) Das Spiel und die Spiele.
65) Heilen und Bilden (München 1913) S. 30, 76.

barkeit der Bewußtseinsinhalte angesehen werden, sowohl für die Entwicklung zu einer Spielfähigkeit im allgemeinen wie im Sinne einer jeweiligen Denzentralisation bei gleichzeitigem Tätigkeitswunsch im Augenblick des Willens zum Spiel. Einer besonderen, eigenen Anlage bedarf es hierfür nicht. Spielfähig wären also alle Individuen, deren Geistesstand eine gewisse Reichtumsreife, deren Willensleben eine gewisse Elastizität besitzt, spiellustig wären die Menschen und Tiere, wenn eine feste Fassung in ihrem Bewußtsein fehlt, wenn der Geist ungeordnet ist und in seinem Derangement nach klärender Zerstreuung, unter deren Begriff ja auch die Erholungsspiele nach deutschem Sprachgebrauch fallen, verlangen läßt. Das niedere Tier spielt somit nicht deshalb nicht, weil es mit Nahrung und Liebe zu streng beschäftigt ist, sondern weil es innerlich zu arm zum Spiele ist. Der Mangel an den sogenannten plastischen Anlagen bezeugt diese steife Armut. Das alte Tier spielt nicht deshalb nicht, weil es keine überschießenden Kräfte mehr besitzt, sondern weil sich seine Lebenskräfte in den gewohnten Bahnen verfestigt haben. Das Kind spielt so vielerlei, weil es zwischen den Lebensformen hin und her schwankt. Péréz sagt[66]: »La plupart des sentiments sont, chez l'enfant, superficiels et instables«; »superficiels« sind sie nicht, aber »instables«. H. A. Carr betont, damit übereinstimmend, daß der junge Mensch einer erhöhten Irritabilität untersteht, die sich in erhöhtem Betätigungsdrang äußert[67]. Bei Spencer, Groos und Claparède findet sich trotz ihrer anderen theoretischen Einstellung die gleiche Bemerkung. Neue Spiele entstehen durch jene, die eine reiche Phantasie haben, also zu produktiver Bewußtseinsteilung fähig sind.

Nun aber handelt es sich bei Tier und Kind erst dann um echtes Spielen, wenn gewisse Tätigkeiten zu Ernst geworden sind; die überschießenden, die sich infolge der Verernstung der anderen ihrerseits veroberflächlichen, werden zu Spielen. Man könnte in diesem Sinne von einem Kraftüberschuß in der Entwicklung sprechen. Alle Kultur beruht auf einem gewissen völkischen Kraftüberschuß. Ein armes Volk verzehrt sich in einfachen Lebensformen, Kultur ruht auf Reichtum, historisch — bei der sozialen Unzulänglichkeit aller Staatseinrichtungen — im wesentlichen auf ererbtem Reichtum; der von vielen Sozial-

66) L'enfant de 3 à 7 ans (4. éd., Paris 1907).

67) The suvival values of play (Colorado 1902).

politikern verachtete Drohnenstand in den Völkern, der Stand der Rentiers, der wenig eigentlich arbeitet, ist der kapitalgebende Mutterboden für Wissenschaft und Kunst, für Kultur. Quatrefages betont mit Recht den Wert sogar des Überflußbegehrens für alle Kultur[68]). J. St. Mill, der von klein auf scharf zum wissenschaftlichen Arbeiten angespannt wurde, kannte kein Spiel, seine Alters- und Volksgenossen in den manchesterlichen Fabriken ebensowenig. Spiel braucht selbstverständlich Zeit und Kraft. Und aus diesem unpraktischen Verbrauch von Zeit und Kraft läßt sich ja auch die gegnerische Einstellung mancher Pädagogen wie des Pietisten Francke und Religiösen wie Augustin gegen das Spiel selbst als erholende Unterhaltung verstehen. Das Spiel ist in der Tat ein Phänomen mangelhafter Konzentration. Aber alle Entwicklung geht auf Kosten der Einfachheit. Und das Spiel ist ein Beweis von Entwicklungsreife des spielenden Individuums, gleich, ob das Spiel als solches ethisch berechtigt oder verkehrt erscheinen mag. Das Spiel zeigt Biegsamkeit des Geistes an.

In der Spielreife des spielenden Individuums aber zeigt sich auch die Spielreife der Gattung, und wiewohl in dieser Untersuchung nur die individuelle Entstehung des Spielens betrachtet werden soll, wie überhaupt das Spiel nur als bestehende Erscheinung hier untersucht wird, sei darauf hingewiesen, daß die Reife des Geistes zur Bewußtseinsteilung wie im einzelnen Individuum sinngemäß auch in der Geschichte des Tierlebens der Erde vorauszusetzen ist, um den Unsprung des Spielens zu verstehen. In diesem Sinne darf man vielleicht das lügende, zu seiner Rettung sich tot stellende Tier, das in seinem Schwächebewußtsein vom geraden Wege naiver Selbstsicherheit abbiegt und in der List ein Kampfmittel der Muskulär-Minderwärtigen gegen die Durchschnittlichen erschafft, den historisch ersten Spieler nennen, und zwar im Sinne des gewagten und ernsten Spielens, ohne damit — was unter anderem Gesichtspunkte schon oben abgelehnt wurde — ein Hervorgehen des Spielens aus dem Lügen behaupten zu wollen.

## Der Wert des Spiels.

Der Wert eines Gegenstandes liegt in seiner Wirkung beschlossen, doch denkt man, wenn von dem Wert eines bestimmten

68) L'espèce humaine (Paris 1877).

Gegenstandes gesprochen wird, dabei nicht an jene unendliche Kette von Wirkungen, die jede einzelne Erscheinung im Geflecht der Weltereignisse hat, sondern an die spezifische Wirkung in bezug auf einen angestrebten Zweck, also an eine Wirkung gemäß einem vorausgesetzten Wertmaß. Diese Voraussetzung aber betrifft stets die Förderung der mit dem Gegenstand verbundenen Subjekte.

Vom Spiel wird allgemein anerkannt, daß es ein Gefühl der Lust gibt. Kant bezeichnet es gegenüber der »für sich selbst unangenehmen« Arbeit als die »für sich selbst angenehme Beschäftigung« [69]) und spricht von dem »Vergnügen« am Spiel [70]). Lazarus, Lange, Eggersdorfer, Götting, Dewey, Groos und andere erkennen das Gefühl der Lust als charakteristisch für das Spiel an. Auch Grosse und Souriau, die — wie oben bemerkt — im Gegensatz zu dem Vorstehenden positive Zwecke im Bewußtsein des Spielers annehmen, betonen die Lust in der Tätigkeit des Spielens [71]). Wundt spricht vom »Zweck in der Erwartung ähnlich erfreuender Affekte«, wie sie an die im Spiel nachgeahmten »ursprünglichen Zweckhandlungen gebunden sind« [72]). Man darf wohl sagen, daß sich alle Theoretiker des Spiels darin einig sind, daß das Spiel Lust gibt und sogar um der Lust am Spiel willen betrieben werde. Aber sie wagen ausnahmslos dennoch nicht, die Lust selbst zum ethischen Wertmaßstab für das Spiel zu erheben, sondern setzen ihm weitere, nur mittelbare Zweckwerte, die durchgehend als außerhalb des Spielbewußtsein liegend angenommen werden.

Nach des Verfassers Ansicht schließt das Spiel keineswegs die Wertung nach einem höheren, dem Spieler unbewußten Nutzen wie auch nicht eine Anwendung zu praktischen Zwecken aus, genügt aber andererseits die Lust, die das Spiel vermittelt, vollständig, um damit dem Spiel in einer Welt der Werte eine eigene ethische Bedeutung zu geben. Allerdings setzt dies voraus, daß die Lust des Spieles nicht, wie bisher geschehen, als ein oberflächliches Erleben aufgefaßt, sondern tiefer verstanden wird.

---

69) Kritik der Urteilskraft, Ausg. von Kehrbach, S. 170.

70) S. 203.

71) Eggersdorfer und Götting in Willmanns Lexikon der Pädagogik (Freiburg 1914 ff.). — Die übrigen siehe an anderem Ort.

72) Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele (3. Aufl.) S. 403.

Wenn durch Bewußtseinsteilung ein gewisses Maß unserer Kraft in das Erlebnis des Spieles eingespannt ist, so lebt sich dieses in seiner Scheinwelt nach hierfür eigentümlichen Gesetzen aus, die ein so harmonisches Ganzes schaffen, wie es ein solches in der Realwelt nicht gibt. Es entsteht für das abgeteilte Bewußtsein eine Welt der Freiheit von äußerem Zwang, der Erfolge ohne Ernstwollen, des reichen Erlebens ohne Not. Es lebt sich dort, wie schon oben bemerkt wurde, leichter. Und alle Einzeldinge in dieser Scheinwelt gleichen sich untereinander restlos aus, es bleiben keine Differenzbeträge, es geschieht dort nichts zwecklos. Die Richtlinien sind unverrückbar, und doch geschieht alles gewollt. Es lebt sich dort schöner. Darum ja tut das Spiel wohl. Und dieses Wohltun ist keine Belanglosigkeit. Obwohl die Lust des Spieles aus einem Spiel der Oberfläche folgt, dringt sie in die Tiefe, wirkt sie anreizend auf den ganzen spielenden Menschen zurück. Das Spiel hat den Reiz des Andersseins, den auch die Kunst besitzt. Während aber in den Künsten die Gesetze des Scheins vorbestimmt sind und nur ein einziges Mal, beim Akt der Werkschöpfung, die Freiheit der Wahl lassen, bleibt der Spieler immerfort frei, aktiv. Und während dort die Gesetze des Scheins vom Schöpfungsakt her den Rhythmus ihres Schöpfers in sich tragen und dadurch den Nacherlebenden zwingen, in den Rhythmen der Schöpferpersönlichkeit zu erleben, bleibt der Spieler er selbst. Die Harmoniewirkung ist infolgedessen unvergleichlich geringer. Unvergleichlich geringer ist infolgedessen auch die weitere indirekte Wirkung in Erfüllung des ganzen Vorstellungslebens mit den aufgenommenen Assoziationen und Rhythmen. Aber die Harmoniewirkung der inneren Gesetzlichkeit ist immerhin im Spiele vorhanden, und der Lebensgenuß, der für den Spieler daraus folgt, gibt ihm einen Elan über den Rahmen des Spieles hinaus. Dem Spieler kommt indessen die Einsicht, daß sich im Schein leichter und schöner als in der Wirklichkeit lebt gemeinhin nicht ins Bewußtsein; sie wirkt in ihm als unbestimmter lockender Reiz. Er weiß im allgemeinen nur, daß das Spiel Lust macht, und diese Lust sucht er.

Alle Tätigkeit gibt Lust, solange das Tätigsein unterhalb des Vermögens bleibt. Lust ist das Gefühl für ein Überschießen von wirkender Kraft. Untätigkeit wirkt zur Unlust. Und es ist, als ob jedes lebendige Wesen nicht aus sich selbst lebte, sondern nur in Reaktion gegen Anstöße von außen. Groos meint, daß die sensorischen Bedürfnisse den Anschein erweckten, »als sei unser

Leben nur dadurch aufrechtzuerhalten, daß ein unaufhörlicher Regen von äußeren Reizen auf uns hereinprasselt« [73]). Das stimmt für alle Sinne. Und bis zu einem gewissen Grade wächst die innere Reaktion mit dem Anwachsen der Reize mit, wie bei chemischen Prozessen. Von einem Höhepunkt an wirken die Reize aber destruktiv und depressiv, die innere Reaktion wächst nicht mehr mit, die Lust schlägt in Unlust um. Es ist nun das Eigentümliche eines Erleben im Schein, daß hier, weil die reale Welt abgeriegelt ist, alles Geschehen in vorbestimmten Umrissen erfolgt und die Tätigkeiten ganz aus dem Tätigseinwollen bestimmt werden, so daß die Lust des Tätigseins nicht von der Unlust des Reagierenmüssens überholt werden kann und daß, weil alle Tätigkeit im Schein in funktioneller Nachahmung der realen Erlebnisse erfolgt, an jede einzelne Aktion unwillkürlich ein zu großes Maß von Kraft angesetzt wird, was nun, da es im Schein nicht verbraucht wird, im Spieler gewissermaßen zurückfließt und sich aufstaut. Der Spieler fühlt sich, er fühlt sich mehr als im Realen, sein Selbstbewußtsein ist billiger. Das Spiel gibt eine Selbstbestätigung der Kraft.

Léon Dumont machte eine ähnliche Beobachtung, wenn er von dem Gleichgewicht der Reize spricht, dank welchem »nur so viel verbrancht wird, wie empfangen wird«, und von dem hieraus resultierenden Bewußtsein der Kraft [74]). Auch Frerichs deutet darauf hin; er nennt das Spiel »die freie Beschäftigung«, die »beweisen« soll, »was die Kraft vermag« [75]).

Nun aber hat die kraftbestätigende Lust des ästhetischen Genießens am Schein eine besondere Färbung im Spiel, indem das Spiel als Wettlaufen mit der Wirklichkeit stets eine Richtung besitzt, einen immanenten Zweck birgt. Das bedingt die Spannung in ihm und seine oft unwiderstehliche Kraft. Die Lust des Spiels hat sowohl durch das Tätigsein des Spielers an sich wie durch seine zielhafte Einstellung nicht nur die Billigkeit des Erlebens, sondern speziell die Billigkeit des Handelns, die Lust ist hier unvergleichlich aktiv und begegnet dadurch jedem Wunsche nach Sensation. Es ist eine Selbstbestätigung tätiger Kraft.

Das Kind, das allezeit überhungrig nach Erleben ist, hängt darum besonders leidenschaftlich am Spiel. Es spielt und spielt,

---

73) Die Spiele der Menschen, S. 51.

74) Vergnügen und Schmerz (deutsch Leipzig 1876).

75) Das Spiel (2. Aufl., Norden 1878).

weil das reale Leben seinem Heißhunger nicht schnell genug antwortet. Der andere leidenschaftliche Spieler, der »Spieler« im engsten Sinne des Worts, der Spieler um Geld aus Beruf oder richtiger in Berufsmangel, der sich nicht über die Lockungen des Spiels erheben kann, ist gleich dem Ästheten, der von zu viel Scheinerleben seine Reaktionskraft gegenüber der Wirklichkeit eingebüßt hat, lebensfeige geworden ist. Die Wirkung wird hier invertiert, aber ein Übermaß von Medizingebrauch ändert nicht den Charakter der Medizin. Der müde und alte Mensch spielt, weil hier seinen abgespannten Kräften noch befriedigende tätige Reaktion möglich wird.

Die Erzeugung von Lust ist aber nicht die alleinige eigene Wirkung des Spiels. Vielmehr haben viele einzelne Spiele eine so ungeheure mittelbare Bedeutung im Leben der Völker, daß auch hierin eine besondere Spielwirkung erkannt werden muß. Als solche kommen alle jene Momente zu ihrem Recht, die für die Begründung teleologischer Theorien zur Erklärung und Rechtfertigung des Spiels von Psychologenseite vorgebracht werden.

In erster Linie dienen viele Spiele zur Erholung, die an das Gefühl der Lust anknüpft. Denn es bedeutet mindestens subjektiv eine wohltätige Entlastung des Organismus, wenn er sich nach einer von fremdem Zwang bestimmten Tätigkeit einem frei gewählten Zeitvertreib überläßt, wie ihn die Unterhaltungsspiele zumeist darstellen. »Ludunt homines labori fracti, et aliquid remittunt, ut animos reficiant«, sagt der Jesuitenpater Bulengerus in seinem Büchelchen »De ludis privatis ac domesticis veterum« [76]), und Ähnliches wird von jedem Theoretiker des Spiels vermerkt. Freilich ist diese Erholung oberflächlicher Art, und oft wird die Erholung nur durch den momentanen Lustreiz vorgetäuscht. Kräpelin bemerkt, daß in der tätigen Erholung eher ein Schwinden des Ermüdungsgefühls als ein Überwinden der Ermüdung statthabe. Auch läßt Larousse in seinem »Grand Dictionaire« [77]) nicht unrichtig sagen: »C'est essayer de détruire la fatigue par une fatigue plus grande, c'est appeler, par un suprême effort le sang vers le cerveau, où ne l'ont que trop amené les travaux d'une longue journée, c'est combattre une congestion cérébrale par un sinapisme appliqué sur le crâne«. Dazu treten die moralischen Bedenken gegen eine Erholung, die ihre Kraft

76) Leyden 1627.
77) Paris 1873.

nicht ausschließlich neuer Arbeit zuwendet, sondern teilweise für sich selbst in vorgetäuschten Werten verbraucht. Lazarus bemerkt diesbezüglich, daß das Spiel zwar »die Seele wie ein Zaubermantel aus der weltverknüpften Gegenwart und aus dem verantwortungsreichen Gefüge ernster Zwecke entführt und gleichsam auf eine Insel freier Muße bringt, wo sie dennoch in ihrem eigensten Element, im eingeborenen Drang zur Tätigkeit sich bewegt«, daß aber doch »die ungleich größere Fruchtbarkeit, Tiefe und Strenge des Wertes in der Arbeit« bewußt bleiben müsse; man solle »mit dem Spiele spielen« [78]). Schaller, der den »Zweck der Erholung« betont und deshalb — zu Unrecht — von Groos als Erholungstheoretiker bezeichnet wird, geht noch weiter. Er findet die eigentliche »Erholung« nur in der speziellen Befriedigung einer berechtigten »Eitelkeit«, welche die »Gewißheit des individuellen Wertes« sucht und diese zwar im Spiel, aber nur in einem Spiel nach vorher geleisteter Arbeit finden kann, wie auch die im Spiel erholten Kräfte das Verlangen nach Arbeit neu erstehen ließen; er bestimmt: »Ohne Ernst kein Spiel« [79]). Es ist richtig, daß ein Mensch mit tieferen Gemütsanlagen nicht zum Genuß eines Vergnügungsspieles kommen kann und das verdienstlose, unproduktive Spielerglück ablehnt, solange er nicht sein sittliches Bewußtsein durch Leistung positiver Arbeit befriedigt hat. Es läßt sich nicht verkennen, daß der moralische Makel, den die allgemeine Anschauung dem sogenannten Spieler anhängt begründet ist. Insofern rechtfertigen sich auch, wie hier nebenbei bemerkt sei, die moralisch-pädagogischen Einwendungen gegen eine Spielschule, die nicht das Überwinden innerer Widerstände dem Kinde lehrt, sondern gewissermaßen listig im Spiel und heimlich ihm das Wissen einflößen will. Während die heutige Jugend mit Recht froh ist, von dem Wust kirchengesanglicher Leierkastenstrophen, bedeutungslos gewordener griechischer unregelmäßiger Verben und römischer Regentenzahlenreihen freizukommen, und aus selbständig gewähltem Arbeiten eigene Werte zieht, findet man sich gleichzeitig veranlaßt, über die sittliche Willenschwäche und mangelhafte Triebbeherrschung in eben dieser Jugend zu klagen. Auch ein Basedow ist schon ohne größeren unmittelbaren praktischen Erfolg geblieben, während übrigens die »Schola ludus« des Comenius ihren Namen zu Unrecht trägt. Aber, wie es bei der pädagogischen Verwertung des

78) Die Reize des Spiels.
79) Das Spiel und die Spiele.

Lustmoments der Spiele auf Maß und Art des einzelnen Gebotenen ankommt, so hängt überhaupt die Tiefe der Erholung und ihr moralischer Wert von dem einzelnen Spiel und auch von der vorhergehenden körperlichen und geistigen Inanspruchnahme des Spielenden ab. Der Verfasser bekennt von sich, daß er in abgespanntem Zustand sich zur höheren Kunst, die Lazarus allein als eigentlich würdige Erholung wertet, wesentlich unfähig und daher unwürdig findet und daß ihm alsdann gelegentlich ein Dominospiel mit Kindern, wobei er freilich weniger Domino als Auch-Kind spielte, mehr Erfrischung geboten hat, als die in solchem Zustand nur halb aufzunehmenden Werke einer noch so bescheidenen Kunst hätten gewähren können. Auch ein Sokrates und Heraklit spielten gern mit Kindern. Vom Apostel Johannes weiß der Abt Abraham in den Conférences de Cassien [80]) ein erholendes Spiel mit einem Vogel zu erzählen, das aus dem Bedürfnis der Entspannung gerechtfertigt wird. Lessing, der von einem »Gefühl erhöhter Realität« aus der subjektiven Erlebnissteigerung durch die aufmunternden Affekte spricht, hat es nicht verschmäht sich zur Erholung sogar an Hasardspiele zu begeben. Hegel Leibniz und Kant liebten die Karten, und die von Jachmann übermittelte Erklärung des letzteren, das Kartenspiel rechtfertige sich für ihn durch die Übung der Selbstbeherrschung als »Kultur der Moralität«, läßt einigen Zweifel in die bezügliche Selbstbeobachtung aufkommen, zumal von ihm in der »Kritik der Urteilskraft« »das beförderte Lebensgeschäft im Körper, der Affekt, der die Eingeweide und das Zwerchfell bewegt« [81]), als Spielwirkung benannt wird.

Nach der Erholung kommt die Ergänzung in Erfüllung des menschlichen Lebensdranges als wertige Spielwirkung in Betracht. Gegenüber der einseitigen Durchbildung und Ausnutzung der menschlichen Kräfte, wie sie aus der Beschränkung in der Verschiedenheit der Talente und durch die äußeren Mächte des Daseins folgen, erlaubt alles Erleben in der Form des Scheins durch seine leichte Zugänglichkeit eine gewisse Abrundung, und insofern diese als ein Wert aufgefaßt werden kann, vermag das Spiel diesen Wert darzureichen. Etwa das Sportspiel bedeutet in solcher Art eine Ergänzung für Büroarbeiter, das Hasard mit seinen Emotionen eine Ergänzung für den unkündbaren Ge-

80) Angeführt in Gutsmuths, Spiele zur Übung und Erholung usw.
81) Ausgabe von Kehrbach, S. 204.

haltsbezieher, die Freiheit des Kinderspiels einen Ausgleich für die Zwangsläufigkeit des Schullebens. Konrad Lange, an dessen Namen vorzüglich die wissenschaftliche Betonung der Ergänzungswirkung von Spiel und Kunst geheftet ist, bezeichnet diese in seinem »Wesen der Kunst«[82]) ausdrücklich als »Ersatz der Wirklichkeit«, wenn dem Individuum »das Leben mit seiner Lückenhaftigkeit die Vorstellungen, Gefühle, Gedanken und Handlungen versagt hat, die doch zum menschlichen Wesen dazugehören«.[83]) Diese Ergänzung komme auch nicht nur dem einzelnen Spieler, sondern der ganzen Gattung zugute, indem dadurch »die Fähigkeit des Individuums, allgemein menschlische Kräfte zu vererben«, gesteigert werde. Und diesen Ersatz vermöge das Spiel eben darum zu leisten, weil es Schein ist, seine Vorstellungen und Gefühle »nur Surrogat« sind.[84])

Eine andere Form der Ergänzung vertritt Vićentije Rakić mit einer Variationstheorie. Er betont unter Bezugnahme auf Darwins Betrachtungen über Variation die Hebung der Veränderungskräfte des biologischen Persönlichkeitskomplexes durch das Spiel. Er sagt in seinen »Gedanken über Erziehung durch Spiel und Kunst«[85]), das Spiel wirke durch Nachahmung »unter neuen, frei veränderten Bedingungen« oder im Zufall des Kampfes »mit einem äußeren veränderlichen Faktor« zur »Übung der Veränderungskräfte« und beuge dadurch der Erstarrung vor, wie sie sich in der »Armut an Kenntnissen und Fertigkeiten« nach zwölf Jahren fast spielloser Schule, in den Rückgratverkrümmungen, der Kurzsichtigkeit und schlechten Handschrift häufig gezeigt habe. Dem Verfasser scheint diese Wertung zwar nicht charakteristisch für das Spiel, aber eine ergänzende Wirkung auch in solcher Art ist an sich unzweifelhaft möglich, vorzüglich aus dem Moment der Übung.

Die Übung bezeichnet einen weiteren eigenen Wert vieler Spiele. Sie bestimmt die verbreitetste wissenschaftliche Auffassung vom Wesen des Spiels, die sogenannte Übungstheorie, die vorzüglich an den Namen von Karl Groos geknüpft ist. Groos sieht den Wert wie das innere Wesen des Spiels allgemein in seiner einübenden, schulenden Kraft. Schon Ambros nannte in

82) (Berlin 1901.)
83) II, 50, 54.
84) II, 54, 55.
85) (Leipzig 1911.)

seinem »Spielbuch«[86]) das Spiel »jede freie Bewegung der Kraft um ihrer eigenen Übung willen«. Auch Lange bezeichnet, ungeachtet seiner Ergänzungs- und Selbsttäuschungstheorie, »Kunst sowohl wie Spiel« als »Übungen natürlicher Kräfte, die der Mensch zu üben das Bedürfnis hat«[87]). Nach Groos aber »ist« das Spiel geradezu die »durch die Einrichtung einer Jugendperiode ins Leben gerufene Einübung unfertiger Anlagen«, wie er in »Die Spiele der Menschen«[88]) sagt, und die Lust im Spiel begleitet nach ihm die Befriedigung der in diesen Anlagen zutage tretenden Triebe und das Freiheitsgefühl bei Erfüllung des Kausalbedürfnisses an diesen Trieben. »Spiel ist« nach dieser Theorie »die instinktive Selbstausbildung keimender Anlagen«, wie Groos' Parteigänger Stern in seiner »Psychologie der frühen Kindheit«[89]) sagt, oder eine »unabsichtliche Selbstausbildung«, wie Groos selbst noch in seinem »Seelenleben des Kindes«[90]) bestimmt. Das ist unhaltbar. Schon Muthesius bezweifelte in seinem »Spiele der Menschen«[91]), die das gleichnamige Buch von Groos behandeln, den Übungswert der Liebesspiele, des Spielens mit Unlust und der Zerstörungslust. Aber bei den meisten Fällen dieser Art handelt es sich überhaupt nicht um Spiele, wenn der Sinn des Begriffs streng innegehalten wird.

Es ist kein Spiel, wenn der junge Goethe — Groos und andere führen dies Beispiel an — das Geschirr seiner Mutter durch Hinauswerfen aus dem Fenster zertöpfert, sondern es ist dies eine böse Ungezogenheit aus Langeweile und zwar eine Ungezogenheit ohne Spielcharakter. Wenn Goethe an jener Stelle in »Dichtung und Wahrheit« berichtete, daß er es getan hätte, nicht weil das Poltern und der Applaus ihm Spaß machten, sondern weil er auf Pflastersteine zielte und sich als Artillerist dachte, dann wäre es ein Spiel gewesen. Nach Claparède übt auch der Erwachsene, zumal — wie er in seiner »Kinderpsychologie und experimentelle Pädagogik«[92]) sagt — »jeder Erwachsene ein Junger in Hinsicht auf die Erwachsenen der nachkommenden Geschlechter« ist. Worin aber sollte die

86) (Wien 1883.)
87) Wesen der Kunst II, 8.
88) (Jena 1899) S. 485.
89) (Leipzig 1914.)
90) (Berlin 1923, 6. Aufl.) S. 85.
91) (Langensalza 1899.)
92) (deutsch Leipzig 1911.)

Übung durch die vielen Spiele bestehen, mit deren Hilfe sich abends die geistig Geübtesten die Sorgenstimmung verscheuchen? Was wird im Hasard, dem Spiel par excellence und im spielmäßigen Hinnehmen des Lebensernstes tatsächlich geübt? Wenn man die eigentümliche Erfahrung gemacht hat, daß preußische Offiziere, die wegen Spielschulden verabschiedet und an die Grenzen der Kultur geschickt wurden, sich häufig als besonders tüchtige Kolonisatoren erwiesen haben, so darf wohl kaum hieraus auf eine besondere Schulung der Willenskräfte durch das Hasard geschlossen werden — wie gelegentlich geschehen ist —, sondern es ist dieser Umstand vielmehr daraus zu erklären, daß diejenigen Charaktere, die es lieben und verstehen, auf Chancen zu achten, gleichermaßen zum Hasard wie zum Urwaldroden veranlagt sind.

Das Spiel kann aber unter Umständen einen bedeutenden Übungswert haben, und es ist Aufgabe des Jugenderziehers, das Spiel in den Plan der Erziehung einzubeziehen. Kein Alter spielt so gern und so viel und so vielerlei wie das Kind. Und nach dem, was in dieser Abhandlung als Wesen und Voraussetzung des Spiels erkannt wurde, ist diese Tatsache leicht erklärbar. Im Kinde, das gemeinhin noch nicht in eine bestimmte Richtung eingestellt ist, liegen für die verschiedenen Scheinrollen mehr Kräfte bereit, harren mehrerlei Kräfte einer Beschäftigung. Beim Kinde, das nicht so scharf in seiner Gewohnheitstägkeit bestimmt ist, sind aber auch die Grenzen zwischen den Tätigkeiten noch unschärfer, und das Kind ist, ehe es spielen gelernt hat, weniger fähig zu Bewußtseinsteilungen. Darum fließen bei ihm lange Zeit Spiel und realistische Arbeit ineinander über. Das kleine Kind »kann noch nicht spielen«, kann »Phantasie und Wirklichkeit noch nicht unterscheiden«, sagt mit Recht Moller[93]). Daß auch das Spielen erst gelernt werden muß, haben Groos, Götting und Stern übersehen. Für Groos ist das »Experimentieren« der Glieder des noch nicht Einjährigen, ja das Schauen nach dem Licht beim kaum Geborenen ein Spiel[94]). Diese Überdehnung des Begriffsumfanges geht aber auf Kant zurück, der das Spazierengehen, bei dem »das Spazierengehen selbst die Absicht« sei, als Spiel ansah und zugleich auf den Übungswert solcher Beschäftigungen hinwies[95]).

93) In Schmidts Encyclopädie.
94) Die Spiele der Menschen, S. 61/62.
95) Vorlesungen über Pädagogik, § 66.

Unzweifelhaft bedeutet die Arbeit des Kindes in einem Spiel, das einen Erwachsenenberuf nachahmt, eine Vorübung für dessen spätere Ausübung. Auch bedeutet etwa ein Bilderrätsel eine Anregung des Vorstellungsvermögens und des Scharfsinns und die Schulung geduldiger Willensanspannung. Jede Tätigkeit übt die in ihr gebrauchten Muskel- und Gehirnpartien, wenn auch nicht ausschließlich für eine immer gleiche Funktion. Fast alle namhaften Pädagogen und pädagogischen Schriftsteller haben auf den schulenden, übenden Wert des Kinderspiels hingewiesen und ihm eine Rolle in ihren idealen Erziehungsplänen eingeräumt. Plato, Quinctillian, .Vittorino, da Feltre, Rabelais, Montaigne, Ratke, Comenius, Locke, Flattich, Basedow, Gutsmuths, Kant, Pestalozzi, Fröbel, Goethe und Schiller und besonders auch die zeitgenössischen Pädagogen erkennen den erziehlischen Wert des Spiels. Waitz, Preyer, Guyau, Colozza, Montessori und andere betonen die geistige Übung, teilweise auch die sensorische Übung, Sikorski betont die Eignung des Spiels zur Bildung abstrakter Ideen und Erinnerungsvorstellungen, Jean Paul, Fröbel, Ambros, Péréz und Schaller heben die Erziehung zur Kameradschaftlichkeit durch das Spiel hervor. Nur wenige Pädagogen haben gegen das Spiel Bedenken geäußert, unter den neueren allein J. Franke, der das Pfänderspiel insbesondere erotisch bedenklich fand, und Buisson, der das viele Spielen in der englischen Schule tadelte. Einen alten Streitpunkt bildet in den pädagogischen Auseinandersetzungen die Rolle des Spielzeugs beim Kinde. Während die Mehrzahl von Plato an die Kultur des Spielzeugs befürwortet, Hildebrandt[96]) die Wichtigkeit des reichen Spielzeugs gerade bei phantasieschwachen Kindern betont, sind einige Neuere gegen kompliziertes Spielzeug als phantasieverarmend aufgetreten. Jedenfalls lernt das Kind im Spiel und lernt im Spiel, das es es freiwillig betreibt, in einiger Hinsicht eindringlicher als in der Schule.

Trotz der allgemeinen Anerkennung einer erzieherischen Bedeutung des Spiels, die der Selbsterziehung aller Kinder aller Völker eine nachträgliche gelehrte Bestätigung schafft, scheint dem Verfasser das grundlegende Moment hierbei außer acht gelassen zu sein. Gerade dieses würde die von Groos vertretene Einübungstheorie, wenn auch umdeutend, und ähnlich die

96) Das Spielzeug im Leben des Kindes (Berlin 1904).

Rakićsche Variationstheorie in gewissem Sinne rechtfertigen. Jeder seelische Akt besteht in einem symbolischen Besitzergreifen von dem jeweiligen Objekt, jedes Urteil besteht aus einer Synthese, das logische Urteil — mit Sigwart zu sprechen — aus einer bewußten Synthese von Vorstellungen, und zwar immer von einer gesetzten Einheit mit Eigenschaften, grammatisch des Subjekts mit dem Prädikat. Diese Einheit aber ist immer der Urteilende selbst als Symbol. Der Erlebende paßt immerfort sich selbst dem Strom des Erlebens auf. Ein vorkategoriales Chaos gibt es sujektiv nicht, noch im Atheismus könnte man von einem Atheos sprechen; das Nichts ist subjektiv entweder Negation oder ein nicht ganz leeres Ich. Spielen aber bedeutet, eine versuchsweise Synthese in die Umwelt legen, und ist insofern schlechthin die Form erster Subjektivität. Das Kind, das zuerst bewußt die Fingerbewegung probiert, spielt gewissermaßen: es versucht eine Synthese zwischen seinem aufsteigendem Ichbewußtsein und der Entdeckung des Fingers. Ähnlich die sich balgenden Knaben: sie suchen sich an einander in Gemeinschaftsformen hinein. Nun aber handelt es sich bei diesen Vorgängen nicht nur um Spiel, anders würde tatsächlich das Leben zu einer Häufung von Spielen und Spielerfahrungen und deren Anwendungen, sondern es handelt sich hier um ganz reale Erfahrungen und Versuche, und das Moment des Spiels ist nur in sie miteingeschlossen. Das aber ist es. Und das ganze Spiel der Kinder durchzieht der biologische Wert, daß durch dieses Sichversuchen des Geistes die Umwelt symbolisch zu eigen gewonnen, vertraut wird. Die Lebensform des spielenden Kindes, die aber keinen festen Typ nach Art von Sprangers[97]) »Lebensformen« darstellt, ist der große Mittler zur Welterfahrung. Des Kindes Psyche wird durch das Spiel in ihrer virtuellen Kraft bereichert, indem es durch Angewöhnung vielfältigerer Bewußtseinsteilung sich immer mehr in neue Lebensbedingungen produktiv einfühlen lernt, indem seine Intuitionskraft geweckt, in gleichzeitiger Entspannung vom oft lustwidrigen Müssen sein Geist und Körper in tatsächlich realen Anreizen, Aufgaben und Erfolgen geübt wird, sich dabei kräftigt und befriedigt.

Die Groossche Einübungstheorie hat trotz vieler Einwendungen gegen sie in der Psychologenwelt im allgemeinen eine freundliche Aufnahme gefunden. Auch Wundt, der Groos

97) Lebensformen (4. Aufl., Halle 1924).

bekämpft, gibt zu, daß »die Wirkungen bestimmter Anlagen selber wieder fördernd auf die Anlagen zurückwirken« [98]). Hingegen bezeichnet G. Stanley Hall in seinem »Adolescence« [99]) die Groosschen Gedanken als »mistaken and misleading«, »partial, superficial, and perverse«, bekennt sich aber selbst zu einer Art Übungstheorie. Nur will Hall den Wert des Spiels nicht in einer Vorübung, sondern gemäß seiner Auffassung über die Herkunft des Spieles in einer Art Nachübung sehen. Er meint, daß gerade durch die Ausbildung praktisch wertloser Anlagen, wohl in einer gewissen Heterogonie, die praktikabeln Fähigkeiten geweckt werden. »True play never practise what is phylatically new, and this, industrial life often calls for. It exercises many atavistic and rudimentary functions, a number of which will abort before maturity, but which live themselves out in play like the tadpoles tail, that must be both developed and used as a stimulus to the growth of legs which will otherwise never mature. — — The pain of toil died with our forebears; its vestiges in our plays give pure delight«. Der Gedanke hat etwas Bestechendes, da, wie schon Rousseau bemerkt, man niemals einen tüchtigen Mann bilden könne, wenn man nicht zuvor einen rechten Gassenjungen hat; das Leben geht in Metamorphosen seinen Weg. Aber die Hallsche Theorie fällt, wie schon oben bemerkt wurde, durch ihre kausale Unzulänglichkeit, indem alle Tage gerade von Kindern neue Spiele erfunden werden, die ersichtlich nichts mit der Vergangenheit zu tun haben, und durch die alte pädagogische Erfahrung, daß die Lieblingsspiele der Kinder oft Hindeutungen auf Berufsneigungen geben. Aber es verbirgt sich in dem verkehrten Gedanken eine richtige Beobachtung, denn manche Spiele bedeuten wirklich eine Art Nachübung und mit dieser eine Befreiung. Starke Erlebnisse zwingen, worauf im vorigen Kapitel hingewiesen wurde, zur Nachahmung, besonders aber dann, wenn die beobachteten Handlungen der ererbten Anlage kongenial sind, und indem der Spielende diesen inneren Zwang im Schein erfüllt, macht er sich frei von der Lockung zu weitergehender, vielleicht verwerflicher Nachahmung im Realen, und diese Erfüllung gibt erfahrungsgemäß in der Tat »pure delight«. Es liegt hierin ein charakteristischer Wert vieler Spiele.

---

98) Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele (3. Aufl.) S. 409/10.
99) (New-York 1922.)

Die intellektuelle Befriedigung, nicht das Lustempfinden des Spiels als solches, sondern eine Befriedigung der Ruhmsucht, ist eine weitere mittelbare Wirkung vieler Spiele. Das reale Leben verschließt der Mehrzahl der Menschen den krönenden Lebenserfolg. Da bietet sich in fast allen Spielen eine Gelegenheit zu tröstendem Sieg. Der tiefste Grund, daß die Fabrikjugend sportbegeistert ist, liegt vielleicht in dem Vermögen der Sportspiele, hier neben dem dumpfen Alltag, im sonntäglichen Anderssein dem geistig Unbedeutenden Erfolge erreichbar zu machen, Ruhm und Beifall zu gewähren. Das bedeutet eine gewisse Ergänzung. Hierin liegt auch ein besonderer erzieherischer Wert vieler Spiele, auf den neuere Pädagogen wie Dewey, Hall, Johnson, Giese, Böhme und Sohnrey, zum Teil unter Einschluß der vorstehenden Hallschen Gedanken, hingewiesen haben; Johnson, der im ganzen sechs »fundamental« und sechs »incidental« Werte des Spiels aufzuzählen weiß, spricht diesbezüglich von der »cathartic« Eigenschaft des Unterhaltungs- und Sportspiels, zwar nicht nach Annahme des Aristoteles die Leidenschaften zu »purge away«, aber die primitiven Instinkte zu »train to a higher and nobler expression«[100]). Im Kampfspiel werden jene Bedürfnisse nach freier Betätigung, nach Machtbezeigung, nach Vernichtung eines Gegners abgeleitet und in einer Welt harmlosen Scheins ausgetobt, die anders vielleicht das bürgerliche Leben überstürmen und die wirtschaftliche Gegnerschaft gegen den Fabrikherrn in revolutionäre Wut wandeln möchten. Gerade der junge Mensch braucht in Sehnsucht nach Anerkennung, in Bedürfnis nach irgendwelcher Produktivität sichtbare Erfolge, und diesem Drängen kommt das Spiel als Unterhaltungsmittel heilsamer entgegen als die darstellenden Künste, in denen das produktive Element wenigen Auserlesenen vorbehalten ist und die in ihrem formalen Wesen auch fast nie vom Jugendlichen verstanden werden. Beim alten Spieler stellt sich hingegen das Moment der intellektuellen Befriedigung in einer stilleren Art ein, es braucht nicht die vorwärtsdrängende Kraft des Jugendlichen zu spiegeln, sondern wird als Deckmantel für Verluste empfunden, so daß die intellektuelle Befriedigung hier weniger der Ergänzung als der Erholung ähnelt. Blaise Pascal behauptet geradezu, daß die Spiele dazu dienten, um in der Zeit der Muße dem sonst unvermeidlichen Bewußtsein menschlichen Elends zu entrinnen.

100) In der Cyclopedia of Education (New-York 1913).

So lassen sich als mittelbare Wirkung des Spiels die mannigfach verschiedenen Momente aufführen, die den älteren Forschern einzeln oder nebeneinander den charakteristischen Wert und in einigen Fällen mit dem Wert zugleich das Wesen des Spiels zu bedeuten scheinen. Die Liste der mittelbaren Wirkungen ließe sich noch fortsetzen, denn jeder mit einem Spiel als Ganzes angestrebte und erreichte Zweck bedeutet einen spezifischen Wert des Spiels, und viele Spiele tragen neben der Absicht auf Zeitvertreib, Auffrischung und Übung oder ohne sie den Willen auf ein materielles Ziel, dessen realer Wert alsdann dem Spielwert des Ziels für das spielende Subjekt übergeordnet ist, oder sie werden im Hinblick auf einen dem Spiele selbst fremden Zweck unternommen. Es sei für jene Fälle auf das Börsenspiel und das Liebesspiel, für diese auf die Gesellschaftsspiele, die zu Gefallen eines anderen unternommen werden, hingewiesen. Aber haben nicht alle diese mittelbaren Werte, wertigen Wirkungen des Spiels vielleicht ein Gemeinsames, das ihnen das Charakteristikum eines Spielwertes anheftet? Es wurde am Eingang dieses Kapitels von der Lustwirkung des Spiels gesprochen, die allein als unmittelbare Spielwirkung, als unmittelbarer Spielwert erkannt werden könne, und es wurde dort diese Lust des Spiels als Selbstbestätigung tätiger Kraft näher umschrieben. Eben diese Selbstbestätigung tätiger Kraft findet sich aber in den mittelbaren Spielwerten wieder. Alle diese mittelbaren Werte der Erholung, der Ergänzung, der Vorübung und Nachübung, der Ruhmsuchtsbefriedigung und der durch Spiel erlangten materiellen Erfolge sind ja nur Spiegelungen, Abschattungen der lustvollen Selbstbestätigung der Kraft. Daraus läßt sich auch die innere Verwandtschaft aller einzelnen Spielwerte verstehen, die eine strenge Abgrenzung der Werte und übrigens der sie hervorhebenden einseitigen Theorien verbietet .Wenn man dem Problem der Erholung durch das Spiel auf den Grund geht, so erhält man entweder einen subjektiven oder einen objektiven Ausgleich, der an die Ergänzung rührt, oder eine Spannungsverschiebung, durch diese aber eine Ablenkung und mit ihr im Diapositiv eine intellektuelle Befriedigung, oder auch — mit Schaller — unmittelbar diese Eitelkeitserfüllung, in allen Fällen Lust und Persönlichkeitsbestätigung. Darauf führt aber auch die Ergänzung als solche und die ihr wesenhaft verwandte Übung. Bei der intellektuellen Befriedigung, mit und ohne kathartisch-erziehenden Nutzen, liegt die lustvolle Selbstbestätigung auf der Hand, ebenso beim materiellen Erfolg, dessen Erlangung ungeachtet

seiner Materialität doch stets durch das Mittel des Spiels seiner nackten Stofflichkeit enthoben und ästhetisch nüanziert wird. Nun aber darf und muß die Selbstbestätigung tätiger Kraft näher bestimmt werden. Denn die mittelbaren Spielwerte, innerhalb derer die Lust als Wert sich auswirkt, lehren übereinstimmend eine besondere Eigenschaft. Und ohne eine nähere Bestimmung fehlt das Unterscheidungsmoment gegenüber jener allgemeinen Selbstbestätigung tätiger Kraft, die alles erfolgreiche Wirken gewährt, gegenüber der Lust am Leben. Das Übereinstimmende in allen Spielwerten ist aber die subjektive Färbung, die der Subjektivität des Spielwesens entspricht. Schon bei Betrachtung des Übungswertes vieler Spiele wurde, nach der Betonung der Subjektivität im Wesen und in der Entstehung des Spiels, auf den Kern aller Übung durch das Spiel hingewiesen, auf die Angewöhnung vielfältigerer Bewußtseinsteilung, also wieder auf Momente tätiger Subjektivität. Subjektivität ist die Grundlage des Spiels, als Schein seine Gestalt, als Bewußtseinsteilung seine Voraussetzung, in Rückwendung seine Lust. Jenes eigentümliche Lustempfinden, das aus dem Überschuß an Kraft durch ein Erleben im Schein erfolgt, ist allerdings objektiv vorhanden im Subjekt, aber doch subjektivbedingt. Real- und Scheingefühl, wie Eduard v. Hartmann[101]) sie nennt, spielen hier ineinander über, und diese Subjektivität der Grundlage bleibt auch der objektiven Lust anhaften. Darum ja bleibt der Spielerfolg immer relativ minderwertig auch für das Gefühl. Darum aber auch bedeutet die Übung durch das Spiel nicht unbedingt eine tatsächliche Übung, sondern kann, sogar als ausentwickelnde Nachübung, in andere Formen umschlagen und als Lebensersatz befreien statt präformieren, darum auch ist, wie gleichfalls schon oben bemerkt wurde, die Ergänzung durch Spiel so leicht zugänglich. Die Wirkung des Spiels ist die Betonung tätiger Subjektivität, also Steigerung der Subjektivität, und diese Steigerung bedeutet als subjektiver Wert die bewußte Selbstbestätigung wirkender Kraft.

## Die Ordnung der Spiele.

Wissenschaftliche Arbeit ist schöpferischer Art. Wenn der Gelehrte eine Erscheinung zu wissenschaftlicher Erforschung aufgreift, so will er sie nicht nach vorübergehender Prüfung ihrer Wesenszüge unverändert wieder in das Gemenge seiner Vorstellungen

101) Philosophie des Schönen (Berlin 1887).

zurücktauchen lassen, sondern ist bestrebt, sie zu klassifizieren, in ein größeres Inventar aufzunehmen und in sich selbst zu rubrizieren. Wissenschaftliches Arbeiten ist, von dieser Seite her betrachtet, ein theoretisches Ordnen und Beherrschen, gewissermaßen ein Akt ideeller Bürokratie, während sich der Dilettantimus mit einem oberflächlichen Hin- und Fortsehen begnügt und als Theoretiker der Welt des Seins ähnlich anders gegenübersteht wie das Spielen dem Realhandeln.

So haben auch die Psychologen des Spiels sich bemüht, die Masse der einzelnen Spiele in ein System zu bringen, und je nach ihrer Auffassung verschiedene Ordnungsprinzipien aufgestellt und den Umfang näher oder weiter bestimmt. Immerhin haben nicht alle Psychologen des Spiels eine ausdrückliche Einteilung des Spiels gegeben, sondern nur diejenigen, bei denen sich die Gedanken der Forschung zu künstlerischer Rundung vollendeten oder der beschreibende Gesichtspunkt im Vordergrunde stand. Dies ist vorzugsweise bei jenen Autoren der Fall, die mit ihrer Darstellung praktische Tendenzen verbinden, also — der Natur der Sache gemäß — sich auf Spiele beschränken, die einen charakteristischen ethischen Wert im Sinne der betreffenden Autoren aufweisen. Das aber tun lediglich Spiele zum Zweck der fruchtbaren Erholung und zum Zweck der erziehenden Übung. Da nun die Erholung ein negatives Moment darstellt und daher aus sich keinen Anreiz zur Systembildung abgibt, bestehen die meisten durchgeformten Systeme der Spiele in einer Gliederung gemäß den Gebieten der Übung. Und da die Übung fast allein die Pädagogen interessiert, werden hierbei stofflich beinah ausschließlich die Spieltätigkeiten der Kinder und Jugendlichen berücksichtigt.

So teilt Gutsmuths[102]) die Spiele in zwei »Klassen«, je nachdem sich der Trieb zu spielen ganz geistig oder mehr durch den Körper äußere und dementsprechend die Übung nur den Geist oder mehr den Körper betreffe, und nennt diese zwei »Klassen« die »Bewegungsspiele« und die »Ruhespiele«. Jede Klasse zerfällt nach ihm wieder in »Ordnungen«, und zwar unterscheidet er als solche: »Spiele des Beobachtungsgeistes und des sinnlichen Beurteilungsvermögens« (das sind etwa Ballspiele beziehentlich neckende »Vexierspiele«), »Spiele der Aufmerksamkeit« (wie Drittenabschlagen beziehentlich Alle-Vögel-fliegen-hoch), »Spiele

102) Spiele zur Übung und Erholung des Körpers und Geistes (Schnepfenthal 1796).

des Gedächtnisses« (diese nur in der geistigen Klasse, etwa ein Reisespiel), »Spiele der Phantasie und des Witzes« (wie Handwerksspiele beziehentlich Pantomimen), »Spiele des Verstandes« diese nur in der geistigen Klasse, etwa Rätsel und Brettspiele) und »Spiele des Geschmacks« (auch nur in der geistigen Klasse, die Bauspiele). Die einzelnen »Ordnungen« aber werden von Gutsmuths je nach dem »Materiale« des Spiels weiter in »Arten« gegliedert; bei den Gesellschaftsspielen betrachtet er die Personen selbst als das Materiale.

Demgegenüber geht Jean Pauls[103]) Einteilung der Spiele mehr nach inneren Gesichtspunkten vor, nach der subjektiven Einstellung des Spielenden. Er unterscheidet im Spiel des Kindes drei Gruppen: Spiele der »auffassenden, lernenden Kraft«, und zwar solche mit den »Sinnesnerven« und solche mit den »Bewegungsnerven«, sowohl »theoretische« wie »praktische«, dann Spiele der »handelnden, gestaltenden Kraft«, und zwar solche mit Spielsachen und solche mit »Spielmenschen«, schließlich das Zuschauen, Zuhören.

Gleichfalls nach einem inneren Gesichtspunkt unterscheidet C. V. Stoy[104]) »Kopien, Originale, Traditionen« im Spiel der Kinder.

Jean Pauls unterscheidende Stellung zum Objekt findet sich hingegen wieder bei Grasberger[105]), der sehr skeptisch von der Möglichkeit einer stichhaltigen Einteilung urteilt, jedoch im Kinderspiel Spiele mit seinesgleichen und Spiele mit Spielsachen unterscheidet, und später bei Fr. M. Böhme[106]), der eine Einteilung gemäß dem Charakter der Spiele, die Umgebung zu bewegen oder abzuändern — wozu er das Vernichten zählt — oder neu zu schaffen, befürwortet, vorzüglich ausgebildet aber bei Groos.

Groos[107]), der das Spiel grundsätzlich als Übung versteht, teilt entsprechend die Spiele in solche, die zur »Herrschaft über den eigenen psychophysischen Organismus« führen, und in solche, die auf »das Verhalten des Lebewesens zu anderen Lebewesen« hinzielen, und unterwirft sich damit Gesichtspunkten, deren Tendenz gleichfalls auf die Spiele der Jugend eingestellt ist. In der ersten Gruppe, die er auch das »spielende Experimentieren« nennt, unterscheidet er die sensorische Übung, die motorische

103) Levana (zuerst 1804).
104) Hauspädagogik (Leipzig 1855).
105) Erziehung und Unterricht im klassischen Altertum (Würzburg 1875).
106) Deutsches Kinderlied und Kinderspiel (Leipzig 1897).
107) Die Spiele der Menschen (Jena 1899).

Übung (wobei die der eigenen Organe von jener an fremden Objekten zu trennen sei) und die Übung höherer seelischer Fähigkeiten. In der zweiten Gruppe, die »die Triebe zweiter Ordnung« betreffe, unterscheidet er Kampfspiele, zu denen auch das gesellige Zerreißen abwesender Bekannter rechnet, Liebesspiele, Nachahmungsspiele, die neben eigentlichen Spielen auch die ästhetische innere Nachahmung umgreifen, und soziale Spiele, worunter er alle Geselligkeit versteht, so daß er auch den Tanz hierzu rechnet.

Die subjektive Seite des Groosschen Einteilungsprinzips findet sich wieder bei Max Reischle[108]), der Sinnes- und Bewegungsspiele wie Blasen, Schlittschuhlaufen, Kochen, spielendes Zerstören von der »Übung der höheren seelischen Anlagen« und den die Beziehungen zu den Nebenmenschen pflegenden Gemeinschaftsspielen unterscheidet, und bei Claparède. Claparède[109]) gruppiert gegeneinander solche Spiele, die zur Übung der allgemeinen Prozesse des Geisteslebens dienen, und solche, die speziellere Funktionen üben. In der ersten Gruppe führt er Sensorische Spiele, Bewegungsspiele, wozu für ihn auch das Turnen gehört, und Psychische Spiele auf. In der zweiten Gruppe nennt er als unterschiedlich Kampfspiele, Jagdspiele, Gesellschaftsspiele, Familienspiele — das ist das Spielen mit Puppen — und Nachahmungsspiele. Diese letzten sondert er in die »spielende Nachahmung« — etwa Gesichterschneiden — und »Nachahmungsspiele«, unter denen er Kriegsspiele versteht.

Den vorstehenden Leitgedanken von Jean Paul und Groos folgen sehr viele Autoren in der umfangreichen Spielliteratur, soweit sich diese nicht auf bestimmte Spiele beschränkt.

Eine andersartige Gruppierung der Spiele ist bei Colozza angedeutet. Colozza[110]) glaubt die verschiedenen Formen des Spiels als »Äquivalente der besonderen Spezifizierungen der Energie, der verschiedenen Elemente« (nämlich der Psyche) »und der verschiedenen Tätigkeiten« verstehen zu sollen, wenn er ohne strenge Gruppierung die Klasse der Nachahmungsspiele von den Spielen aus »vererbten Tendenzen« und »organischen Dispositionen«, wozu er die Kampfspiele rechnet, unterscheidet und weiter Spiele aus »schöpferischer Phantasie«, die das Dramatische und Komische

108) Das Spiel, in dem Encyclop. Handbuch der Pädagogik (Langensalza 1908).

109) Kinderpsychologie und experimentelle Pädagogik (deutsch Leipzig 1911).

110) Psychologie und Pädagogik des Kinderspiels (deutsch Altenburg 1900).

pflegt, von solchen zur Befriedigung musikalisch-ästhetischer Gefühle trennt und daneben eine Einteilung nach Kenntnissen und Fertigkeiten und nach der klimatischen, sozialen und historischen Umgebung andeutet.

Eine klarere, freilich ärmere Berücksichtigung der verschiedenen Momente gibt Moller[111]), der nach Art der Tätigkeit, nach Art des Interesses, nach Bedeutung des Spielzeugs und nach Zahl der Spieler vier Gruppierungen für das Spiel anerkennt. Nach der ersten unterscheidet er Bewegungs- oder Vollspiele, Verstandesspiele, die Witze, Spiele der Phantasie und Spiele der Spannung. Nach der zweiten unterscheidet er »Wettspiele«, bei denen es sich um einen Sieg handelt, von »Darstellungsspielen«. Nach der dritten trennt er solche Spiele, in denen das Spielzeug nur Hilfsmittel ist und es sich um eine »selbständig erfaßte Spielregel« handelt, von solchen, in denen die Spiele »in nuce« im Spielzeug begriffen seien. Nach der vierten trennt er die geselligen von den einsamen Spielen.

Sikorski[112]) endlich geht unabhängig von den eben genannten Autoren vor, wenn er gemäß der von ihm angenommenen durchgängig abstrahierenden, aber doch in sich unterschiedlichen Wirkung drei Arten Spiele beim Kinde unterscheidet: solche zur Gewinnung abstrakter Ideen von Körpern, solche zur Ausbildung des Selbstbewußtseins und solche zur Weckung des Erinnerungsvermögens.

Alle diese Einteilungen betreffen, wie vorausgeschickt wurde, nur einen engen Bezirk im Reich des Spielens. Sie erlauben aber auch nicht, wie hinzugesetzt sei, eine Erweiterung auf das Gesamtgebiet, denn das mehr oder weniger dabei maßgebliche Moment der Übung läßt sich nicht, wie im vorigen Kapitel dargestellt wurde, allen Spielen zusprechen. Aber auch die allgemeineren Ordnungen der Spiele sind unzureichend, da sie sich in ihrer Willkürlichlich neben einander behaupten können, zumeist auch nur oberflächkeit entworfen sind.

Kant[113]) trennt das Spiel in den schönen Künsten, in denen er ein »Spiel der Empfindungen« bei Malerei und Musik aufführt, vom Spiel in den angenehmen Künsten und unterscheidet hierin

111) Das Spiel, in Schmidts Encyclop. des gesamten Erziehungs- u. Unterrichtswesens (Halle 1887).

112) Le développement psychique de l'enfant, in der Revue philosophique 19 (Paris 1885).

113) Kritik der Urteilskraft, Ausgabe von Kehrbach, S. 190 u. 195/96.

ausdrücklich das »Glücksspiel« vom »Tonspiel«, als dem sinnlichen Anteil an der Musik, und dem »Gedankenspiele«, zu dem er den Witz rechnet.

Schaller[114]) unterscheidet Kindesspiele, gymnastische Spiele, Verstandesspiele, Glücksspiele (als »Affektspiele« charakterisiert) und Gesellschaftsspiele (mit Einschluß von Geselligkeit und Gespräch, in denen das Individuum »sich selbst« spielt, »die Spielenden zusammen eine Reise durch die Welt ihrer Vorstellungen« machen).

Spencer[115]) unterscheidet als »play« dreierlei: das Spielen der Sinnes- und Bewegungsorgane, »games« — das sind Regelspiele — und Spiele von kunst-ästhetischem Charakter.

Wundt[116]) berührt neben der Benennung von Kampfspielen und Liebesspielen, deren Auftreten bei Tieren er für Täuschung hält, die Möglichkeit einer Einteilung in »erfinderische Spiele«, »in denen planmäßig und von einer einheitlichen Gesamtvorstellung aus der Verlauf des Spiels geregelt wird«, und »Assoziationsspiele«, bei denen »die Neigung zu jener lusterregenden Betätigung« erwacht, wie sie dem Spieler »aus dem Kampf mit seinesgleichen geläufig ist«.

Lyon[117]) unterscheidet das »vague« Spiel der Sinnesorgane von dem nachahmenden Spiel mit bestimmtem Inhalt und dem Glücksspiel.

Lazarus[118]) unterscheidet »Zufall- und Verstandesspiele«, »Übungsspiele« und »Idealspiele«. Die Verstandesspiele sind bei ihm dadurch gekennzeichnet, daß der Zufall nebensächlich wird; die Übungsspiele sollen sowohl die leibliche Übung wie die geistige, in den Gesellschaftsspielen, umgreifen, die Idealspiele sind die Künste.

Lange[119]) unterscheidet Verstandesspiele, Hasardspiele, Geschicklichkeitsspiele, Sinnesspiele, Bewegungsspiele und Illusionsspiele. Zur Gruppe der Illusionsspiele rechnet Lange sowohl die Tierspiele der Kinder und Erwachsenen, die Kampfspiele, Liebesspiele, Pflegespiele, das Schule-Spielen wie auch das Bilderbuchbesehen und Geschichtenerzählen der Kinder.

---

114) Das Spiel und die Spiele (Weimar 1861).
115) The Principles of Psychology (2. ed., London 1872) II, 647/48.
116) Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele (3. Aufl.) S. 406.
117) Grande Encyclopédie: jeu.
118) Die Reize des Spiels (2. Aufl., Berlin 1907).
119) Das Wesen der Kunst (Berlin 1901) II, 8 ff.

Dessoir[120]) deutet eine Einteilung der Spiele gemäß dem Objekt des Spielwillens an, wenn er die Kampf- und Liebesspiele als Spiele an lebenden Wesen von den Sinnes- und Bauspielen als Spielen an leblosen Dingen unterscheidet.

Alle diese bisherigen Gruppierungsversuche stützen sich auf das spielende Subjekt und auf den materialen Inhalt der Spiele und suchen nicht aus der Struktur der Spiele selbst eine Ordnung zu gewinnen. Einzig Leibniz hat einen Einteilungsentwurf nach inneren Spielelementen gegeben. Er unterscheidet in seinem Brief an Remond vom 17. Januar 1716[121]) »les jeux qui dépendent uniquement des nombres« (das sind Hasard und Kartenspiele), die Spiele, in denen neben dem Moment der Zahl »entre encor la situation« (wie bei den Brettspielen), und die Spiele, in denen zu Zahl und Stellung noch »entre le mouvement« (wie im Billard). Aber dieser mathematische Gedanke erfaßt nur die unterhaltenden Regelspiele.

Der Verfasser meint, daß man zupassender und erschöpfend die Spiele in solche der Freiheit und in solche der Regeln, als in zwei große Gruppen, gliedern könne. In den letzteren ist ein bestimmter Erlebnisablauf vorgezeichnet, und es beschränkt sich die Aktivität des Spielers wesentlich auf die tatsächliche und schauspielerische Erfüllung einer in ihren Grenzen bestimmten Rolle, in den ersteren ist die Rolle des Spielers auch formal frei und nur thematisch durch den Charakter des Spiels und der Spielobjekte bestimmt. Im Wettlauf etwa oder im Lotto kommt es nicht so sehr auf Erfindung als auf geschickte oder glückliche Lösung der Aufgaben an, im Puppenstubenspiel und im Spiel mit dem Ernst hingegen auf schöpferische Phantasie. Die freien Spiele verbrauchen demgemäß zu ihrer Inbetriebsetzung ein höheres Maß von Energie als die vorgezeichneten, sie nehmen in breiterem Maße eine Bewußtseinsteilung in Anspruch. Die vorgezeichneten Spiele hingegen erfordern ausgleichsweise in ihrer Entwicklung eine stärkere Anspannung, indem sie ein Interesse für einen bestimmten Hergang verlangen, in der Entwicklung spannen und im Gewinnergebnis lösen wollen. Die Spiele der Freiheit betonen die Rolle, die Spiele der Regel den Ablauf, jene wirken mehr zur Verkleidung und

120) Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft (2. Aufl., Berlin 1923) S. 250.

121) Abgedruckt in den Philosophischen Schriften, herausgegeben von C. I. Gerhardt (Berlin 1887), Bd. 3.

zum Gefallen, diese mehr zur Tat und zur Spannung; es sind in jedem Spiel beide Momente gegeben, nur tritt das eine oder das andere jeweilig mehr oder weniger vor oder zurück.

Ebensowohl könnte man vielleicht nach der Bedeutung, die der Rolle des Spielers in jedem Spiele zukommt, eine Einteilung der Spiele bestimmen. Alsdann ließen sich vier Gruppen bilden: erstens Spiele, in denen der Spieler die Rolle persönlich erfüllt und keine spezifischen Spielwerkzeuge braucht: das Spieltreiben mit dem Nebenmenschen, das Liebesspiel; zweitens Spiele, in denen gleichfalls der Spieler die Rolle persönlich erfüllt, aber von besonderen Werkzeugen abhängt: das Spiel mit Musikinstrumenten, die Spielerei, das übliche Kinderspiel und den Sport; drittens Spiele, in denen der Spieler durch ein sichtbares Symbol spielt: die Gesellschaftsspiele wie Karten, Halma, Einzelspiele wie Kopfzerbrecher, das Hasard; viertens Spiele der Phantasie ohne Symbole: die Gedankenspielerei.

Schließlich lassen sich die Spiele unter dem Gesichtspunkt einteilen, ob die Kraft des Gegners ausgeschaltet oder gewonnen werden soll. Die eine Gruppe würde von den eigentlichen Kampfspielen, die andere von den Liebesspielen bestimmt werden, und Erscheinungen wie Aufbauspiele und musikalisches Spiel würden teils je nach Einzelfall hierhin oder dorthin zu stellen sein, teils als übertragene Wortanwendung ausfallen.

Stichhaltig sind auch diese Einteilungen nicht. Alle systematischen Einteilungen, auch die durchdachtesten, wirken erkünstelt, führen zu Restbeträgen, denn letzten Endes ist ja das Spiel nicht etwas Konkretes, sondern eine Erlebensform — in weiterem Sinne noch, als Dessoir die Kunst »eine Form des geistigen und gesellschaftlichen Lebens«[122]) nennt —, und die Spiele, die sich als konkrete Unterhaltungsmittel neben einander ordnen lassen, sind einzelne, verfestigte Formen des Spiels als solchen und lassen sich dennoch nicht etwa in einer enger umgrenzten Ästhetik des Spiels für sich behandeln — wie der Verfasser bekennt, früher, unter Annahme einer Metaphorie für manche Erscheinungen des Spiels geglaubt zu haben —, weil ihre Struktur mit der des Spiels in der bloßen Phantasie oder des Spiels im ernsten Leben identisch ist. Man kann absolut stichhaltig nur die verschiedenen Anwendungsgebiete des Spiels unterscheiden und die Spiele selbst als komplexe Individuen in

122) Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft (2. Aufl., Berlin 1923) S. 231.

ihrer zufälligen formalen Verwandtschaft neben einander stellen. Die Anwendungsgebiete und die formalen Verwandtschaften führen aber zu gewissen Zusammenklängen, weil der Zweck des Spiels mit seinem Inhalt und seiner Form notwendig korrespondieren muß. Die Gruppen der Praxis sind zugleich Gruppen von Spielen ähnlicher Struktur. So läßt sich jene Ordnung der Spiele auch als innerlich berechtigt bestätigen, die die Praxis gebildet hat, sie unterscheidet:

das Kinderspiel,
das Gesellschaftsspiel,
die Spielerei,
das Spiel im Sport,
das Liebesspiel,
das darstellende Spiel,
das Glücksspiel,
das Spiel mit dem Ernst.

Diesen acht Gruppen ordnen sich zwanglos alle Spiele ein, und wo ein Spiel aus der einen Gruppe in eine andere versetzt wird, verändert es seinen Charakter.

## Das Kinderspiel.

Das Kinderspiel ist lustvolle Beschäftigung. Das Kind spielt zwar seine Spiele nicht eigentlich zur Erholung gegen die Arbeit, sondern zur Beschäftigung schlechthin und wird durch die Arbeit im Sinne des Erwachsenen nur darin gestört, während der alte Mensch, der an die Unlust der Arbeit gewöhnt ist, nur ab und an sich ein Spiel ähnlicher Art leistet. Aber das Kind findet dennoch im Spiel eine fortdauernde Lust, die der Erholung des spielenden Erwachsenen entspricht und auch für das Kind Erholung nach Schule und Zwang bedeutet. Im Grunde erscheint dem Kinde sein Spiel so sehr als Arbeit, daß es von seinem Spielen gelegentlich ernsthaft bemerkt, es habe ‚viel zu tun'. Das ist auch nicht etwa Spiel mit ‚Arbeit' oder eine Lüge, sondern das Kind ist umgekehrt gekränkt, wenn sein Spiel vom Erwachsenen nicht als Arbeit aufgefaßt wird. Auch Natorp bemerkt, daß dem Kinde sein Spiel »durchaus etwas wie Arbeit ist«[122a]). Arbeitsunlust darf besonders beim Kinde nicht immer als Faulheit, Tätigkeitsunlust betrachtet werden, sondern bedeutet oft positive Lust auf die Tätigkeitsform des Spiels. »Im Spiel schafft sich das

122a) Sozialpädagogik (Stuttgart 1899), S. 247.

Kind eine eigene Welt, die ihm gehört«, sagt Clara Zinn in »Kinderspiel und Spielzeug«[123]), und Fröbel sagt in »Die Menschenerziehung«[124]); »Spiel, spielen ist die höchste Stufe der Kindesentwicklung, der Menschenentwicklung dieser Zeit«. Des Kindes Spiel im Sinne einer bewußt unnützlichen Unterhaltung ist nur alles Scherzen, worauf schon Jean Paul hingewiesen hat. Aber nichtsdestoweniger findet das Spiel der Kinder sein Charakteristisches in einem Gegensatz zu dem, was dem Erwachsenen Ernst und Arbeit und Realität dünkt. Die ganze eigene Welt des Kindes ist für den Erwachsenen notwendig ein Schein und, wo gespielt wird, ein ästhetisch in sich geschlossener Schein. Ein Kind ist in den Augen des Erwachsenen niemals fähig, seine eigene Welt mit der Welt der Großen verstehend zu verschmelzen, wie auch niemals ganz verantwortlich, und es ist die ungeheure Schwierigkeit aller praktischen Erziehungskunst, in der fremden Welt des Kindes die Motive des Handelns richtig zu verstehen, gerade auch im Spiel der Kinder festzustellen, wann sie mit Unterscheidung der objektiven Dingwerte harmlos spielen und wann sie, in ihrer subjektiven Auffassung, mit wertigen Dingen ein böses Spiel treiben. Diese Schwierigkeit ist um so größer, als das Kind in seiner schwächeren Fähigkeit zu Bewußtseinsteilungen die reale und spielmäßige Wertung der Dinge oft ineinander übergehen läßt, teils unbewußt spielt, teils gutes und böses Spiel nicht unterscheiden kann.

Allen spielenden Kinderrollen ist eine große innere Freiheit und auch bei einer oft weitgehenden Berufsnachahmung eine lose Charakteristik eigen, zugleich eine hohe Aktivität, Farbigkeit, Plastizität. Seelische Kompliziertheit und abstrakte Personalität bleiben dem Kinderspiel fern. Die stärkere Aktivität und eine mehr zielhafte Energie verlangen vergleichsweise die Spiele der Knaben, die im allgemeinen weniger Phantasie und Verkleidungsfähigkeit als die Mädchen besitzen. Diese bevorzugen an sich ruhende Spielsachen, die sie beleben: Puppen, Puppenstuben, Küchen, Nähzeug, und die kleine Puppenhütterin, die Mutter und Tante spielt, bringt es oft zu einer virtuosen Scheidung ihrer Real- und Imaginärrolle, wenn sie ihre Puppe an den Mahlzeiten teilnehmen läßt, ohne durch ihren ledernen Magen im ästhetischen Verdauungsgenuß gestört zu werden. Knaben bevorzugen das schon an sich Bewegte, das ihrer Phantasie zu

123) (Leipzig 1910.)
124) (Keilhau 1826) S. 69.

Hilfe kommt und einen kräftigeren, ästhetisch müheloseren Anfangschwung erlaubt: Eisenbahn, Reifen, elektrische Maschinen, gefangene Tiere. Nehmen die Mädchen bewegte Spielsachen, so beobachten sie leicht außerästhetisch. Nehmen die Knaben an sich ruhende Dinge (Baukasten, Handwerkszeug, Festungen, Soldaten), so beschäftigen sie sich zumeist nach vorgezeichnetem Rahmen oder legen doch ihre Energie in eine Zweckspannung hinein. Im Austausch verlieren also die Neigungsspiele der Geschlechter an Aktivität. Die Ungebundenheit und das Verkleidungsmoment des Kinderspiels zeigen sich besonders deutlich in der Fähigkeit des Kindes, Spiele mit Rollen zu improvisieren, es entspricht das merkwürdig der künstlerischen Improvisationsphantasie in ihrer Kraft, Selbstentäußerung und Formlosigkeit. Hier zeigen nun gegensätzlich zum Spiel an Spielsachen die Knaben häufig mehr Phantasie, jedoch nur scheinbar, da die Phantasie von der ihnen gemäßen Aktivität getragen wird. Die Mädchen verkleiden sich gern zu älteren Frauen unter imitatorischen Tendenzen, die Knaben machen sich zu Soldaten und Rittern und verrichten Heldentaten oder überbieten sich gegenseitig im Lügen. Die Lüge ist überhaupt zuweilen ein spielmäßiges Phänomen und Ausdruck eines künstlerischen Talents. Auch Compayré[125]) weist auf das Spielen mit Worten hin, Guyau[126]) nennt das Lügen geradezu eine Übung der Imagination. Es ist deshalb, wie nebenbei bemerkt sei, ein pädagogischer Fehler, das Lügen immer durch ein Unterdrücken zu bekämpfen, nur als Zeichen der Entartung zu Feigheit und Bosheit oder intellektual-biologisch als unreife Schlauheitsform zu werten, das Lügen ist vielmehr durch Veredelung zum Künstlerischen hin möglichst auszunutzen.

Wenn mehrere Kinder zusammen ihre Eisenbahn aufbauen, um sie Dritten zu zeigen, so genießen sie vorzüglich die Freude des Besitzerstolzes, die eigene Lust des Spiels wird für sie dadurch verdunkelt. Wenn sie sich aber in ihre Eisenbahn recht hineinspielen, ihre Umgebung vergessen, wenn sie träumen, Weichensteller und Zugführer und Brückenwärter zu sein, dann genießen sie in ihrer Bewußtseinsteilung, in ihrer seelischen Verkleidung ausgesprochen ästhetisch. Hildebrandt nennt das Eisenbahnspiel geradezu »diabolisch«[127]). Kinder, die sich nicht derart

125) L'Evolution intellectuelle et morale de l'enfant (Paris 1893) S. 309.
126) Education et Héridité (deutsch Leipzig 1913).
127) Das Spielzeug im Leben des Kindes (Berlin 1904).

in ihre Spielsachen zu verspielen vermögen, denen die Nummer Null der Spielwarenfabrik die Nummer Null bleibt, die mit dem Aufbau der Eisenbahn einen Zweck verfolgen, etwa den, daß ein mitspielender Erwachsener auf den Waggons Kekse und Mandarinen zu ihrem Mundgenuß verladet, verstehen nicht, jene ästhetische Bewustseinsteilung vollständig in sich vorzunehmen, sind künstlerisch unbegabt. Künstlerisch unbegabte Kinder verstehen es auch nicht, allein zu spielen, in ihren Regimentern Soldaten und in ihren Ausschnittfiguren die vielfältigen Personalideen zu erwecken, sie lernen nicht, für sich allein Ball spielen, wobei sie die Wand oder die Schwerkraft als imaginären Gegenspieler benutzen müssen, sie haben auch an den Witzspielen, bei denen es auf ein Achtgeben gegenüber der Übereilung in sich selbst ankommt, wie bei Alle-Vögel-fliegen-hoch, wenig Gefallen und genießen an den Bewegungsmaschinen wie Roller und Karussell mehr die sinnliche Anspannung als geistige Spannung. Es sind dieselben Kinder, die im Balgen fast nur dann rechte Freude finden, wenn es ihnen damit ernst ist. Sie lernen erst in den ausdrücklichen Rollenspielen die seelische Verkleidung, die allen Spielen eigen ist.

In den Rollenspielen wie Drittenabschlagen, Fangen bedarf es an sich realer Gegenspieler, die sich in den komplizierteren Spielen wie Räuber und Gendarm zu theatralischer Rundung auswachsen. Mit der Notwendigkeit realer Mitspieler entstehen zugleich Spielaufgaben für die Beziehungen der Spieler zueinander und damit zwangsweise Ablaufsspannungen. Die Spiele gewinnen eine Richtung und ein beschließendes Ziel: die Beziehungen der Spieler sollen geordnet werden. Ist dies erfolgt, d. h. hat einer über die anderen obgesiegt, ist also gewissermaßen die Kristallisation beendet, so ist auch das Spiel vorbei.

Das kleine Kind kann ähnlich dem Tiere noch nicht sein Bewußtsein künstlerisch-projizierend über sich selbst hinaus teilen und läßt Spiel und Arbeit noch in einander übergehen, es braucht etwa für sein Ballspiel immer einen lebendigen Gegenspieler, der ihm den entrollten Ball wieder zukugelt, ohne daß ihm dieser Mitspieler von seiner Realperson geschieden ist. Ähnlich gehen Reales und Ästhetisches in der kindlichen Ungezogenheit neben einander her. Das ungezogene Kind spielt mit dem Erwachsenen, gegen den es frech wird. Es ist ein Wettlaufen mit dem Stärkeren und dem Gebieter zur Artigkeit, der gefürchtet und, wenn er nicht straft, im Siegestriumph verhöhnt

wird. Die Strafe aber wird zwar als gerecht, jedoch als Spielverderb empfunden, denn die Frechheit, mit dem begleitenden, spannenden Unterton der Angst vor einem schrecklichen Ende, machte sportlichen Spaß, und das gestrafte Kind ist mit dem Bestrafer böse. Die Ungezogenheit ist indessen für die Mehrzahl der Kinder doch nicht wesentlich Spiel, sondern nur spielhaft; für die Mehrzahl liegt das Wesen des Lebens so tief im Spielen, daß sie umgekehrt das überlegte Realhandeln mit seiner langweiligen guten Sitte und seinen lästigen Pflichten als ein Fremdes empfinden. Nur für die reiferen und künstlerisch besser begabten Kinder ist die Ungezogenheit voll bewußtem und harmlosem Spielreiz, hebt sich für sie von ihrem ernsten Verhältnis zum gekränkten Erwachsenen ästhetisch ab. Im Hinblick auf diese Form darf die Ungezogenheit weithin nicht als unreife Machtäußerung, muß vielmehr oft als ein bewußt scherzhaftes Necken des Stärkeren, der Gefahr, als eine Herausforderung zum spielhaften Kampf ohne ernste Folgen aufgefaßt werden, als ein versuchsweises Anlegen dieser kunsthaften Synthese. Auch Groos spricht bei der kindlichen Unart von einem »spielenden Kampf gegen die Autorität«[128]). Dieses versuchsweise Anlegen einer ästhetischen Synthese ist auch der Inhalt aller ausdrücklichen Scherze, die Kinder mit Erwachsenen treiben. Wenn Kinder sich beispielsweise hinter Gardinen verstecken und aus dem Hinterhalt Geister- und Tierstimmen erschallen lassen, um vom überraschten Erwachsenen gesucht und gegriffen zu werden, so ist dies ein Verkleidungsspiel mit dramatischer Machtprobe gegenüber der ästhetischen Einbeziehbarkeit des Großen und mit dem Spannungsziel der Entdeckung. Der durchaus ästhetische Charakter vieler Ungezogenheiten beweist sich indirekt darin, daß sie für das künstlerisch begabte Kind reizlos werden, sobald der Angegriffene nicht darauf reagiert, jener der ausdrücklichen Scherze ebenso darin, daß eine Strafe dafür von den Kindern als Ungerechtigkeit empfunden wird. In diesen keimhaften Geselligkeitsspielen, in denen Ästhetisches und Reales noch so nahe beieinander liegen, zeigt sich entsprechend erkennbarer als in den höheren Spielen jener allgemeinere Hintergrund von Künsten und Spiel, auch vom Spiel der Tiere, der allgemeine Wille zur Gesellung, der allem unserem Handeln und Denken zugrunde liegt und dessen einer Spezialfall neben der Welt des Ästhetischen auch das Sexuelle ist, das in seinen geistigen Vorbereitungsstufen dem Gefallen an Kunst und

128) Die Spiele der Menschen, S. 234.

Spiel tief verwandt bleibt. Eine Annäherung beider im Reiche der Kinder bedeutet das auf Berliner Straßen häufige Braut- und Bräutigamsverhältnis und das zärtliche Balgen der Knaben.

Eine andere Art des Anlegens einer ästhetischen Synthese an die materiale Wirklichkeit als im Spielversuch mit dem Erwachsenen ist die bildende Kinderkunst, der Schneemann und die Spottzeichnung. Andere Kinderkunst als Spiel gibt es nicht, andere sogenannte Kinderkunst ist wesenloses Substrat für ein Künstlerspielen oder ist Arbeit. Dies Wenige aber ist auch kindliche Vorstufe der bildenden Kunst; für ein Kind gibt es bewußt noch nicht den Unterschied zwischen bildender Kunst und Spiel, wie es für das kleine Kind noch nicht den Unterschied zwischen Spiel und Arbeit gibt. Wesentlich ist diese Kinderkunst jedoch Spiel, denn ungeachtet ihrer tatsächlichen Objektivation liegt der Ton auf dem Bilden, nicht auf dem Bildwerk: der Verlust des Werkes schmerzt im allgemeinen nicht, und der Lust am Bilden ist die Schauspielerei des Künstlertums auch hier häufig beigesellt, wie etwa der Scharwerkerei die Lust am Handwerkerspielen.

Wenn Erwachsene mit Kindern zusammen ein Kinderspiel spielen, so entsteht eine eigenartig komplizierte Situation, denn Kind und Erwachsener spielen neben einander verschiedene Spiele, der Erwachsene das Spiel des Kindes und das Spiel Kind, das Kind das ausdrückliche Spiel und das Spiel der Synthese mit dem Erwachsenen oder zuweilen statt dessen oder auch zugleich das Spiel Erwachsener.

## Das Gesellschaftsspiel.

Den Gegensatz zu den aktiven, lebendigen und unfesten Rollen des Kinderspiels bilden die abstrakten und starren Figuren des häuslichen Gesellschaftsspiels. Der Halma- und Damenspieler differenziert sich in einen zentralen Figurenhändler und eine Anzahl vorher festgelegter Figuren, ähnlich der Kartenspieler, dessen Rollen von vorzüglich unterschiedlicher Charakteristik sind. Je reicher die Bewußtseinsteilung, je relativ objektivierter die ästhetischen Rollen sind, um so nebensächlicher ist im Spiel das körperliche Geschick. Vom Kegel- und Billardspiel, den ästhetisch armseligsten, die am undeutlichsten Mensch und Spieler trennen und am stärksten auf die materielle Leistung angewiesen sind, bis zum Schach, das ebenso stark in sich

ästhetisch differenziert und vorbestimmt wie in den Kombinationsmöglichkeiten wahlreich ist, läuft eine Reihe von zunehmender Abstraktion und Objektivation. Und gerade diese starre Vorbestimmtheit der Rollen, ihre unwirkliche Schattenhaftigkeit gibt dieser spezifisch dem Erholungszweck dienenden Gruppe der Spiele ihre eigentümliche Wirkung. Die Gesellschaftsspiele negieren das reale Leben, während sie es gleichzeitig in seiner Gesamtanlage mikrokosmisch spiegeln. Die lebendige Fülle des Lebens, wie sie als Schein im Kinderspiel widerleuchtet, wird hier mit einer bewußten Abkehr von seinem ermüdenden Reichtum und seinen schreienden Sorgen und bindenden Pflichten in eine Welt relativer Blaßheit und Klarheit und fester Geregeltheit verkehrt. Entsprechend ist das Gesellschaftsspiel in seinen strengsten Formen weniger ein Spiel der Jugend als ein Spiel des Alters und wird nicht so in den geselligen Gemeinschaften des Tages als vielmehr in denen des kühleren, müderen Abends gepflegt. Um nichts weniger besteht das Gesellschaftsspiel wie alles Spiel in Handlung. Der Wille zur Handlung wird nur aus der Breite in die Zielrichtung übertragen, er verschiebt sich, beengt durch die Festigkeit der Gesetze, in die Spannung. Die Stärke der Zielerwartung ersetzt den Tätigkeitsreiz, der durch die Erstarrung der Rollen gemindert ist. In allen Gesellschaftsspielen ist das Beziehungsmoment betont. Es kommt ausdrücklich auf einen Sieg an. Aber dieser Sieg ordnet sich auch in seiner Form der Gesetzmäßigkeit des Spieles unter, er gewinnt den Anschein, durch rechnerische Kombination — auch, wo das körperliche Geschick mitspielt, — voraussehbar gewesen zu sein, und ein ausdrücklicher Gewinn nimmt stilgemäß die trockene Gestalt der Auszahlbarkeit an. Wenn aber ursächlich um Geld gespielt wird, so bedeutet dies einen ästhetischen Verstoß, ein Nachgeben gegen das künstlerische Unvermögen jener Spieler, die sich nicht im Spiel von ihrem bürgerlichen Leben abzuheben vermögen. Es wird dann eben um Geld und nicht um den Spielsieg gespielt, das Spiel ist ein anderes.

Eine Abart des Gesellschaftsspiels bildet das Geduldsspiel mit unbewußt gedachtem Gegenspieler in dem erwarteten abstrakten Ziel. Etwa beim Kopfzerbrecher findet in weiser Don-Quixoterie ein Wettkampf zwischen dem Spieler und einem imaginären Meister statt, der die Aufgabe zu lösen weiß, bei der Patience ein Kampf gegen das Fatum, das sich gegen das Aufgehen sträubt. Wenn praktische Zweckvorstellungen dabei hineingenommen wer-

den, der Gedanke der Kombinationsübung oder eine abergläubische Frage an das Schicksal, so verschwindet die Frische des Reizes.

## Die Spielerei.

Die Spielerei hat keine ausdrücklichen Spielgesetze und keine äußerlich erkennbaren Rollen, aber auch keine festen Ziele. Schon der Name bezeichnet ja etwas Unordentliches und Halbes. Der Akzent liegt hierbei auf der Rolle und der Harmonie des Scheins. Wenn man etwa die Uhrkette abwechselnd rechts und links herum um den Finger dreht oder die Gedanken ein leuchtendes Zukunftsschloß aufbauen läßt, um es gleich darauf als haltlose ‚Spielerei' wieder einzureißen, so liegt der Reiz in dem Schönen und Blendenden des geschaffenen Bildes, also im harmonischen Schein des glitzernden Kettenrings beziehentlich in dem reichen Gefühlsglanz der vorgenossenen, unerreichbaren Zukunft, und das Wachsen und Schwinden der ästhetischen Reize kann man an der gewirbelten Kette durch vorübergehendes Einbeziehen von Lichtquelle und personifizierenden Gefühlsübertragungen leicht beobachten. Stärker aber ist hier die Lust durch das ursächliche Erschaffen des Scheins bestimmt, der bestimmende Anreiz liegt in dem Selbstgefallen an der eigenen Unnützigkeit, sei es auch negativ, indem man nur der gerade überflüssigen Handkraft wie einem quälenden Kinde ihren Willen läßt. Und die mannigfachen Geschäftsunternehmungen, um die verschiedenerlei Spielereien in einem spannenden Zusammenhang zu systematisieren und die Lust hieran auszubeuten, würden nicht so vorzüglich florieren, wenn nicht das Bedürfnis nach Dalbern und Albernsein das Entscheidende wäre und sich bereitwillig in jede Form einfangen ließe. Etwa ein Jahrmarkt oder ein Vergnügungspark, diese moderne Form ständiger Jahrmärkte, stellt sich, wie der Verfasser in einer Publikation ausgeführt hat, als »ein konstant bereitstehendes Fest dar«, das den »willigen Besucher« »zu dem sonntäglichen Genuß eines von Sorgen und Ablenkungen befreiten, erregten, innerlich freiwilligen Anderssein« geleitet, »in eine Scheinexistenz, in der alles wohlklingend und effektvoll, voll Spannung und Gehobenheit miteinander verbunden ist. Von Attraktion zu Attraktion führt die stets eindringliche, doch mannigfache Anpreisung jeder einzelnen, fortdauernd in Spannung erhaltend, zugleich durch das überschießende Maß von Spannung über die Spannung jeder einzelnen Attraktion eine rauschartige Erwartung

immer neuer Reize erzeugend. Bald wird zum Versuch der Geschicklichkeit gelockt, deren Sieg mit Preisen gekrönt wird, bald zum inneren Kampf gegen die harmlose Gefahr des Fallens, Erschreckens, Sich-Blamierens usw., oft durch einen besonderen Kitzel gewürzt, der aus der bedrohten äußeren Anständigkeit beim Verlieren des körperlichen oder seelischen Gleichgewichts und beim Gegeneinanderprallen der Teilnehmer, in das Ästhetische des Spiels erhoben, sexuell resultiert; bald auch wird die Spannung als solche oder in Verbindung mit der außerästhetischen Habgier, die hier im Spiel auf das Unvernünftige abgetönt ist, durch Lotterie und Würfelspiel erregt«, die jedoch hier nicht als solche, sondern im Rahmen der tonangebenden großen Spielerei wirken. »In die Pausen aber zwischen den aktiven Genüssen tritt das Zuschauen an den Spielen der anderen, ein geistiges Einfühlen in die Kämpfe dieser gegen die Geschicklichkeits- und Anständigkeits- und Mutesaufgaben, in diese letzteren wenigstens, soweit sie äußerlich sichtbar werden, und dazu tritt dann das lachende Überlegenheitsgefühl, wenn dieser oder jener Sich-Versuchende recht ungeschickt ist, oder die höhnische Siegesfreude der berauschten Ungezogenheit, wenn die Vorschriften der Kleidersitte an der rücklings strauchelnden Dame auf einer Vexiertreppe zunichte werden, ein 'Automatismus zerschellt', um mit dem Philosophen Bergson zu reden. Alles klingt zu einem Rausch zusammen, der ohne innere Mühen genossen werden kann, weil keine Nummer so ganz gefangen nimmt, daß sie eine wirkliche Konzentration erforderte, und in dem dennoch immerfort das Bewußtsein der freien Wahl und weithin der eigenen Tätigkeit nebenher bestehen bleiben. Dabei wird die psychische Stimmung und physische Leistungsfähigkeit durch die nur halb bewußt genossene, keine Anspannung für sich erfordernde Musik einer zentralen Kapelle gleichmäßig wie bei der Oper vom Orchester angeregt, während umgekehrt alle intellektuellen Bedenken in einer eigentümlichen Färbung dieses ästhetischen Erlebnisses vernichtet werden, das damit eine besondere Erholung vom Ernstsein darstellt und einem weit vertretenen Bedürfnis Raum gibt«: eben »im selbstbewußten Albernsein, im Zurücktauchen in die Kindeswelt«.

Man könnte auch Maskerade und Tanz als Spielereien aufführen, aber so häufig sie als solche anzusprechen sind, ihrem Wesen nach sind sie es nicht. Sie werden nicht anders als jede sonstige Unterhaltungsform zur Spielerei verwandt. Ganz entsprechend

liegt es beim Dilettantismus in den Wissenschaften und Künsten, der gern als ‚Spielerei' bezeichnet wird. Der Dilettant ist an sich kein Spieler, aber er betreibt diese Dinge häufig zur ‚Spielerei', niemals übrigens ‚zum Spiel'. Auch das Fest, das Schaller und Groos zu den Spielen rechnen und dem gegebenenfalls die Vereine mit ihren spielerigen Ritus beigesellt werden sollten, ist kein Spiel.

Hingegen scheint dem Verfasser im Rauchen, das nach Groos vorzüglich ein Spiel mit Berührungsempfindungen[129]) darstellt, während Ebbinghaus[130]) ein Spiel hierin leugnet, ein ähnlicher Versuch zur Systematisierung der Spielerei vorzuliegen wie beim Vergnügungspark. Es handelt sich um eine körperliche Teilbeschäftigung ohne bewußte Rollenführung noch Spielregel. Der spielende Genuß besteht wie bei jeglicher Spielerei in der seelischen Entspannung durch Ableitung eines Bewußtseinskomplexes, hier in die Rolle des Rauchers, und in der kunsthaft gleichmäßigen Schwebung dieser Tätigkeit, deren monoton geordnete Rhythmen auf die Gesamtperson zurückwirken. Das Rauchen ist eine sehr bescheidene Beschäftigung, aber dennoch birgt es jenes unfreiwillige darstellerische Moment aller körperlichen Spiele, daß es bei graziöser Vollendung in seiner subjektiven Kunstform prädestiniert zu naturschöner Erscheinung ist. Die einzelnen Methoden des Rauchens bedeuten stilistische Spielunterschiede, während das Rauchmaterial nur insofern und indirekt eine ästhetische Bedeutung hat, als es geeignet erscheint, den Rauchprozeß ohne sinnliche Störung vollziehen zu lassen. Die Schokoladenzigarre des Kindes ist nur deshalb untauglich, weil sie nicht brennt; beim Kinderrauchen tritt übrigens das besondere Spiel, sich als erwachsenen Raucher vorzustellen, als weiteres ästhetisches Element hinzu. Beim narkotischen Rauchen ist das Spiel oft zugunsten realer Zwecke getrübt, während das Spucken von Sonnenblumenkernen, das Betelkauen und Bonbonlutschen und ähnliches als gleichartig angesehen werden müssen.

### Das Spiel im Sport.

Das Spiel im Sport steht nach seiner Form der Spielerei am nächsten, während es zugleich seinem Inhalte nach als das Kinderspiel der Erwachsenen bezeichnet werden kann, es ist die Durch-

129) Spiele der Menschen, S. 13/14.
130) Grundzüge der Psychologie II, 685.

dringung der Spielerei mit einem zu Anfang festgesetzten ästhetischen körperlichen Zwang. Es tritt sowohl als einfaches Bewegungsspiel wie als Regelspiel, Turnspiel auf. Das Turnspiel fordert die Erfüllung einer eindeutigen Rolle und erwirkt wie das Gesellschaftsspiel eine dramatische Spannung vor dem Gewinnen. Das freie Bewegungsspiel bedeutet ein Spiel mit Lust an der freien Ausformung der körperlichen Leistung und läßt mit einem imaginären Gegenspieler ringen, der in der Gefahr graziös besiegt werden muß oder sich in einer mit Spannung vorgestellten Aufgabe darstellt, die gelöst werden soll, wie im Ziel einer Wanderung; dieses kann aber auch die ästhetische Ausformung beklemmen und oft vielmehr ein entschuldigender Anreiz für gelangweilte, nicht spielend empfindende Personen sein. Überhaupt ist das freie Bewegungsspiel im Sport nicht so scharf zu umreißen. Das Moment des Spiels liegt nicht notwendig im Sport drin, aber haftet ihm fast immer an, und der Sport ist als solcher dem Spiel verwandt. Benary[131]) sieht das Charakteristische des Sports im Aufstellen von Rekorden, im »Kampf mit dem idealen Gegner«, der immer nur annäherungsweise zu schlagen sei, wohingegen der Kampf um den Sieg nur als Turnspiel bezeichnet werden dürfe. Das ist für den spielenden Sport richtig, wenn man den Rekord gegenüber sich selbst einbegreift. Aber es heften sich auch dann immer Momente des körperlichen Wohlbehagens hinein, ebenso Vorstellungen der Naturfreude und der werbenden oder exhibitionistischen Sexualität, sowie Zweckgedanken der Beruflichkeit oder, wie bei der Jagd, der unmittelbaren Nahrungsbeschaffung. Andererseits ist der Sport gerade durch einen gewissen Gegensatz gegen die Realität als ein Mittel des nicht nicht nur körperlichen, sondern frei-rhythmischen Ausgleichs gegen mechanische geistige Berufe besonders scharf bezeichnet. Darum auch gibt es keinen eigentlicheu Kindersport. Das Kind kann nicht die Schärfe der bewußten Abgrenzung gegen die Berufsarbeit, durch die erst das unmittelbare Hineinnehmen der natürlichen Realität in das Sportspiel ästhetisch tragbar wird, vollziehen. Der Sport treibende Erwachsene nimmt wohl im Sinne der intensiven Anstrengung den Sport zuweilen weit ernster, arbeitet vor allem ausdauernder, als ein Kind es vermöchte, aber er nimmt im ästhetischen Sinne seine Sache nicht so ernst, so scheinbar real, er unterscheidet im gesell-

131) Der Sport als Individual- und Sozialerscheinung (Berlin 1913).

schaftlichen Moment sehr scharf zwischen Sportsmann und Mensch und lächelt wohl auch zuweilen, mit einer plötzlichen Verschiebung der Aufmerksamkeit ins Reale, über seine kindlich-widerberufliche, lebensheitere Rolle, wenngleich er vielleicht eben im Schein des Kampfes seine Leidenschaften erhitzen ließ. Etwa der Radfahrer spielt so, wie der Verfasser schon an anderem Ort ausgeführt hat, »das Spiel einer außerberuflichen Rolle«, er ist nicht mehr »Bankbeamter oder Zahnärztin oder Bibliothekar oder Former oder Postassistent«, er ist »Radfahrer« und lacht wohl ein bißchen über sich selber, »zumal wenn ein gealtert aussehender Körper nicht mehr so ganz geschmackvoll auf den jugendlichen Kraftaufwand zupaßt«. Dem radelnden Kinde hingegen erscheint das Vergnügen des Radfahrens »umgekehrt erwachsenenhaft. Für das Kind steht das Rad zwar wesentlich neben dem Roller, dazu aber hat es auch ein wenig den Geschmack der Zigarre. Mittelgroße Jungens zerren sich lieber alle Glieder auf einem zu großen Rad, als daß sie ein Kinderrad besteigen«.

Sportliche Schauspiele mit wettenden Zuschauern sind häufig weniger Turnspiele als gespielte Darstellungen und fallen als solche aus dem Rahmen eines Spiels im Sport heraus.

### Das Liebesspiel.

Im Liebesspiel zeigt sich besonders deutlich jenes Schwanken zwischen Wirklichkeit und Schein, das nach Ansicht einiger Psychologen den inneren Charakter des Spiels bestimmen soll. Hier wird nicht geradezu versucht, die Wirklichkeit unter das Gesetz des Scheins zu beugen, sondern es wird vielmehr defensiv mit der Kraft der Wirklichkeit gespielt, es wird die Wirklichkeit im Spiegel einzufangen und doch zurückzustoßen gesucht. Der zu besiegende Gegner bleibt der Gegenspieler. Aber auch dieser ist hier besonders abgestimmt. Denn beide Spieler nehmen hier tiefer an einander Anteil als in allen anderen Spielen. Sie suchen sich gar nicht feindlich zu besiegen, sondern wechselseitig einzubeziehen. Auch die Sprödigkeit ist nur ein Mittel dazu. Und das natürliche Ende dieses Spiels ist ein weiterer Widerspruch: nicht der Sieg des einen oder des anderen, sondern der Sieg beider, in den eine gemeinschaftliche Niederlage einbegriffen ist. Dies folgt aber aus der Eigentümlichkeit, daß Gegner und Gewinn identisch sind. Der Reiz des Spiels liegt weniger in der Rolle und im Schein als in der Spannung, in

der Gefahr, in dem Spiel mit dem Feuer der Echtheit und mit dem guten Willen des Gegners. Aber die Rolle ist darum nicht nebensächlich und hat auch eine eigene Note, indem sie nicht aus dem Spielherkommen bestimmt wird, sondern eine Steigerung gewisser Seiten der eigenen realen Person verlangt. Doch gibt es auch ein stillschweigendes Spielherkommen, wie die immer ähnlichen Sitten aller Liebenden — die sich nicht nur aus dem Sexuellen erklären lassen — beweisen. Das Sexuelle aber ist im Spiele von bestimmendem Einfluß. Ohne die sehr realen Momente, die das Liebesspiel immerfort in die Sphäre des Scheins zu erheben trachtet, wäre das Liebesspiel vielmehr ein Spiel mit der Liebe. Das Liebesspiel geht Hand in Hand mit der Realität, es umbrämt das Reale. Wie es die Rolle nicht aus einem Gesetz herleitet, sondern lebendig aus der Person des Spielenden selbst gewinnt, so durchdringt das ganze Liebesspiel ungeachtet seiner formalen Verneinung des Wirklichen freudige Bejahung der Welt. Die Scherze, Übertreibungen und Täuschungen, die inhaltlich das Liebesspiel erfüllen, bedeuten nicht so sehr ein Hinübergleiten in die Welt des Scheins als — aus einem wahrhaftigen Kraftüberschuß — die sprühenden Funken einer Wohlbehäbigkeit am Realen. Das Liebesspiel setzt sich dadurch in einen gewissermaßen moralischen Gegensatz zu allen anderen Spielen, ausgenommen das gleichfalls die Körperlichkeit pflegende Spiel im Sport, wie das Liebesspiel durch seine eigentümliche Paradoxie des Siegs allen Kampfspielen der anderen Spielgruppen gegenübersteht. In gewissem Sinne ist aber das formale Moment des Ziels im Liebesspiel, dieses eigentümliche Besiegtseinwollen im Siege allen Kampfspielen eigen, wie umgekehrt auch das Liebesspiel mit seinem Kampf der Liebenden ein Kampfspiel ist. Denn jeder Kampf sieht ein Ziel, das sich mit dem Sieger im Sieg verschmelzen soll, auch der abstrakte Erfolg sucht gern ein äußeres Ehrenzeichen. Speziell der negative Sieg, der im Liebesspiel so deutlich erscheint, findet sich aber andeutungsweise auch in jenen Kinderspielen, deren teilweises Ziel ein Gegriffenwerden ist, so daß Gegner und Gewinn zusammenfallen, während der indirekte Sieg durch Verlust, der in manchen Kartenspielen erstrebt wird, übrigens nicht hiermit verglichen werden kann, da dort der Sieg jenseits des Verlustes steht.

Das gesellschaftliche Liebesspiel, das unterhaltende Umflirten in der Geselligkeit und das Liebesspiel als Inhalt von Tanz-

figuren, kann nicht immer als Liebesspiel gelten, es bleibt häufig auf seine nachgemachten Formen beschränkt. Nur ist es eine alte Erfahrung, daß gemimtes Liebesspiel sehr leicht in echtes umschlägt. Ebensowenig vermag der Verfasser, wie Groos[132]) es tut, das sinnliche Tändeln und Kosen, das äußerlich mit dem Liebesspiel im strengeren Sinne zusammenfällt, diesem gleichzurechnen. Gerade das ästhetische Element, die personale Dezentralisation aller Spiele, und das spezifische Paradoxe des Liebesspiels fehlen ihm völlig.

## Das darstellende Spiel.

Auf der Grenze zwischen Spiel und Kunst stehen jene Fälle des Spiels, in denen die Darstellung scheinbar Absicht ist. Die Aufbauspiele der Kinder, vom Steinbaukasten und der Handwerkerei bis zur Spottzeichnung und zum Kindergemälde enthalten in sich ein spezifisch nachahmendes oder doch gestaltendes Moment, ebenso jene Rollenspiele der Kinder, in denen sie eine Person aus ihrer Umgebung oder nach den Eindrücken ihrer Bücher und Bilder wiedergeben, sie stellen also tatsächlich dar. Aber die Darstellung ist in allen diesen Fällen, wie schon oben bemerkt wurde, unabsichtlich, denn sie bleibt im Rahmen des Spiels. Erst wenn das Kind ausdrücklich seine Leistung zeigen will, tritt ein anderes Moment hinzu, wird die tatsächliche Darstellung zur Absicht. Beim Kind, das ‚Papa' spielt, nicht nur vor sich, sondern um es zu zeigen, liegt aber das Zeigenwollen ganz außerhalb der nachahmenden Rolle, es will zeigen, daß und wie es spielt, spielt dann, um es zu zeigen, aber zeigt nicht, wie es das macht — dann würde es eben nicht spielen —, sondern es zeigt die Gesamtleistung des für sich bestehenden Spiels, es spielt vor. Des weiteren wird zumeist das Zeigen der Leistung sogleich in ein neues Spiel, das Künstlerspielen einbegriffen. Hingegen ist beim darstellenden Künstler, der beruflich spielt, die Absicht auf eine Darstellung über das Spiel hinaus grundsätzlich an sein Spielen angeheftet. So spielt der Schauspieler, so spielt der Konzertant, so ‚spielt' auch das automatische Musikinstrument. Es handelt sich um Kunstleistungen oder doch um Leistungen, die zur Kunst hinstreben. Dennoch handelt es sich hier auch um Spiel. Vom Dichter sagen wir nicht, daß er

132) Spiele der Menschen, S. 325, 330.

‚spielt', obwohl er gerade nicht sichtbar darstellt. Auch vom Dirigenten der Musikkapelle sagen wir nicht, daß er ‚spielt'. Das Spiel reicht nur so weit in die Kunst hinein, als das Werk in einer subjektiven Darstellung seiner selbst besteht und den Schöpfer in sich einbegreift, die »Darstellung mit dem Dargestellten zusammenfällt«, wie Moller[133]) beinahe richtig sagt. Das eben geschieht bei jedem Spiel: einmalige Darstellung unter Einschluß des Spielers, nur ist das Spiel durch Unabsichtlichkeit der Darstellung gekennzeichnet. Das ist nun aber ursprünglich auch bei dem scheinbar ganz absichtlich darstellenden Spiel der Fall. Denn die Darstellung liegt auch beim beruflich spielenden Künstler letzthin außerhalb des Spielens selbst, ist nur ein grundsätzlich angehefteter, das Gesamtspiel bedingender Teil. Der Geiger spielt nicht mit der Geige und mit der Sonate, sondern spielt Geige und die bestimmte Sonate und spielt gleich, ob mit oder ohne Zuhörer, und die bezahlende Zuhörerschaft hört von außen seinem Spielphänomen zu. Der Schauspieler spielt ‚Cäsar', d. h.: er spielt eben ‚Cäsar' und läßt andere zusehen. Wenn er ein rechter Künstler ist, wird er sich zeitweise im ‚Cäsar', wenigstens in den ersten Darstellungen, ganz vergessen; sonst spielt er schlecht, mimt ihn nur. Aber der darstellende Künstler erhebt dennoch gleichzeitig das Phänomen seines Spiels zum Kunstwerk. Denn sobald er vorspielt, stellt er sich außerhalb seines eigenen Spiels, wiederholt die ursprüngliche Spielleistung in einer Kopie, die subjektiv kein volles Spiel mehr ist, sondern auch Darstellung, und diese Kopie ist weiter wiederholbar. Das darstellende Spiel schafft also, über eine weitere Bewußtseinsteilung fort und im Gegensatz zu allen anderen Arten des Spielens, aus grundsätzlicher Absicht ein Werk. Das Moment der Darstellung, der Nachdruck auf den Effekt der Imitation wirkt in Richtung auf eine Verfestigung. Indessen bleibt auch das darstellende Spiel gleichzeitig ein werkloses Spiel. Nicht nur die erste spielende Darstellung ist in ihrer Subjektivität und Versuchsmäßigkeit durchaus Spiel, sondern auch die vorgespielten Wiederholungen bedeuten jede für sich zugleich wieder etwas Subjektives, aus dem die Wirkung nur beiläufig erfolgt, so daß im darstellenden Spiel Spiel und Darstellung parallel gehen und für den Außenstehenden, den Zuschauer nicht unberechtigt fortdauernd die Illusion besteht, daß jedes darstellende

133) In Schmidts Encyclopädie.

Spiel ganz für sich selbständig und ganz Spiel ist. Sobald aber das Spiel des Künstlers nicht auf diese Art, einschauend zugänglich erscheint, sondern bewußt eine beabsichtigte Wirkung empfangen wird, wie im Lichtspiel und an der Sendespielbühne des Rundfunks, widerstrebt es, von einem Spiel des Künstlers zu sprechen: er stellt anscheinend nur dar. Das Spiel des Musikvirtuosen hingegen, das im Akustischen wurzelt, bleibt in diesem Sinne dasselbe, ob es zugleich gesehen oder nur durch das Telephon gehört wird. Der Musikdirigent hat nichts zu spielen, er überwacht das Spiel der anderen. Ebensowenig spielt gemeinhin der Tänzer, er tanzt mit seinem Körper, wie der Geiger mit dem Bogen geigt. Wenn ein Tänzer tanzen ‚spielt', dann tanzt er nur annäherungsweise, bewegt sich in Richtung auf das Tanzen. Zuweilen aber bedeutet der Tanz als Kunsttanz zugleich eine Darstellung, und der Kunsttänzer, der mit und in seinem Tanz eine Rolle verlebendigt, spielt allerdings, doch liegt dieses Spiel als schauspielerische Darstellung nur in dem konkreten Einzelfall eingeschlossen und haftet nicht der Tätigkeit des Tanzens als solcher an.

Zu den darstellenden Spielen darf aber im wesentlichen das Spiel mit Worten und Begriffen gezählt werden. Das Spiel in der Sprache, in dem sich die symbolisierende Funktion des Spielens eines bereits symbolhaften Spielmittels bedient, bietet zwar originär nichts Eigentümliches — wie kein Spiel aus den Spielwerkzeugen an sich, den Holzstückchen, Farben, Vorstellungen, bestimmt wird —, es kann in mannigfache Arten Spiel eingehen, doch neigt das Spiel in der Sprache vermöge seiner Einstellung auf die Wirkung einer Verbindung von inhaltlich aus sich selbst bestimmten toten Objekten zur Wiederholung und also zur Darstellung und wird in solcher alsdann vorzüglich oft zum Witz. Der Witz selbst aber darf schon nicht mehr als Spiel angesehen werden, denn er ist unabhängig von einem spielenden Subjekt und besteht als sprachliches Werk.

## Das Glücksspiel.

Das Glücksspiel bedeutet den Versuch, sich den Zufall durch untaugliche Mittel dienstbar zu machen. Wenn ein kühner Unternehmer .ein gewagtes Spiel spielt', glaubt er sich nicht ohnmächtig gegenüber dem Zufall, sondern traut auf seine Kunst trotz eines Bewußtseins ihrer Unzulänglichkeit. »Glück ist Talent«,

wie Groos diese Vorstellung formuliert. Jedes Spiel wird zum Glückspiel, wenn der Akzent auf die reale Seite des Spielgewinns gelegt wird, so daß eine Verbindung von Spielregeln mit unwillkürlichem Siegwetten eintritt. Grundsätzlich findet dies statt beim Hasard und den ihm verwandten Gewinnspielen.

Das Hasard ist das Spiel par excellence, der Spieler im Hasard ist der typische Spieler. Das hat manche Theoretiker nicht gehindert, gerade das Hasard als uneigentliches Spiel aus ihrem System der Spiele auszuschließen, weil es ihren Vorstellungen vom Zweck der Spiele nicht genügte. Im Hasard ist das Moment des Scheins verdunkelt, ebenso der Gegenspieler versteckt, und alles scheint von der Spannung und den durch sie hervorgerufenen Affekten der Furcht und Hoffnung abzuhängen. Furcht und Hoffnung sind übrigens innigst verwandt jenem anderen Gefühlspaar des Mitleids und der Furcht und zugleich nur eine genauere Ausformung der Spannung, und die Behauptung des Aristoteles, die Tragödie solle durch Objektivation von Mitleid und Furcht in ihrer Einstellung auf das Ewige den Zuschauer vom Übermaß dieser Affekte reinigen, läßt sich unter Ausschaltung der ethischen Tendenz zutreffender dahin umstellen, daß die Tragödie vorzüglich die Spannung kultiviert, womit übrigens ihr Wesen durchaus nicht erschöpft ist, und dem Bedürfnis nach Spannung Genüge leistet. Manche Psychologen sehen freilich gerade in der Gegensätzlichkeit der Affekte der Furcht und der Hoffnung den Reiz des Hasards, so Bouiller, so Lange und Lazarus. Letzterer bezeichnet dabei Lotterie und Hasard als »Spiele des Hoffens«, weil dieses die Triebkraft hier sei, während zugleich die Möglichkeit des Verlustes den Reiz der Gefahr besitze. Spiel und Zufall ständen hier gegen Notwendigkeit und Pflicht, und der Spieler erhebe in seiner Phantasie den Zufall zum gewaltigen Geschick, und je dunkler die Vorstellung sei, um so stärker sei das lockende Gefühl[134]). Auch Spinoza und Hume haben auf den Reiz in der Ungewißheit des Schicksals hingewiesen, und Cournot spricht — damit an die Gegensätzlichkeit von Furcht und Hoffnung erinnernd — von dem Widerspiel der »deux séries causales indépendentes«, der »liberté« gegen den »déterminisme«. Lyon bestätigt dies, indem er ähnlich wie Lazarus betont, daß nicht eigentlich um das materielle Geld gespielt werde, sondern das Geld nur Substrat des

134) Die Reize des Spiels.

Spielens sei: »On joue avec l'intérêt comme on joue avec ses. muscles[135]).« Deshalb dürfe der Spieler, so bemerkt Lazarus lebensweise, in einer Spielstunde nicht mehr ausgeben, als ihm eine Arbeitsstunde einbringt, wenn es »Spiel« bleiben soll, das Geld zu verlieren.

Gegenspieler und Schein bezeichnen auch das Hasard. Der Gegenspieler ist das Schicksal wie beim Kopfzerbrecher und der Patience, mit dem immerfort eine siegreiche Synthese gesucht wird, und der Schein liegt in der Hypostasierung der heroischen Wundermannrolle, die sich der Spieler als scheinbarer Herr des Schicksals anlegt. Gerade aus der Outriertheit und Blaßheit dieser Rolle und des Gegners erwächst die Kraft der Spannung. Das Unwahrscheinliche des Siegs reizt hier gerade, weil er trotz seiner Unwahrscheinlichkeit hoffenswürdig erscheint. Immerhin ist das Spiel um Geld nicht so blaß, wie es an sich erscheint. Es wird von dem Zauber der Luftschlösser umgaukelt, die sich an den Gewinn heften, und der Vorgenuß der zu erreichenden Freuden gibt an die spannende Erwartung des Gewinns ihre bunten Farben ab.

Wesensverwandt dem Hasard sind Lotterie und Börsenspiel. Die Lotterie ist ein retardiertes Hasard. Zuweilen setzt sie schillernde Objekte an Stelle des nüchternen Geldes und belebt damit eine sonst vielleicht flügellahme Luftschlösserphantasie. Neben ihrem unmittelbaren Lustwert haben die Lotterien damit auch eine eigene Sozialbedeutsamkeit, indem sie einerseits zwar zu unproduktiven Ausgaben verlocken und oft dem Unwürdigen lohnen, anderseits aber als Erwecker der Hoffnung den Mutlosen trösten und, wie Eduard v. Hartmann betont, die oft ruinöse Lust zum Hasard in ungefährlichere Bahnen lenken. Das Börsenspiel geht mit dem Mantel beruflichen Ernstes um. Die Börse ist eine sehr verschieden wertbare Einrichtung. Man kann zugeben, daß sie ein notwendiges Glied der Volkswirtschaft und Weltwirtschaft im Zeitalter des Kredites ist, aber dann darf man auch sagen, daß alle kaufmännische Spekulation Spiel ist. Und man kann ebenso die Börse als ethisch unberechtigten Schauplatz arbeitsloser Geschäftemacherei verurteilen. Jedenfalls ist das Festsetzen der Kurse ohne das Moment der Spekulation nicht auszudenken. Spekulation in jeglichen Wertpapieren, in Effekten oder Wechseln oder Noten, ist aber nichts anderes als

135) In der Grande Encyclopédie.

ein Hasard, das durch die vielfach bindenden Verpflichtungen in abgemessene Grenzen gezogen und durch die Verbindung mit errechenbaren Kombinationen auf die Bahn kalkulierenden Ratens verschoben ist.

## Das Spiel mit dem Ernst.

Einen gewissen Gegensatz zum Spieler um Geld bildet der Verspötter und Verächter, der den Ernst des Lebens zum Spiele macht. Wird dort alles unter der Spannung, so wird hier alles unter der Rolle bestimmt. Liegt dort der Spielgenuß im Eingefangenwerden unter ein Spielgesetz, so liegt hier die Lust im Überlegensein über alles Gesetz. Das Spiel mit dem Ernst steht dem Glücksspiel ähnlich konträr gegenüber wie das Kinderspiel dem Gesellschaftsspiel. Wer über bindende soziale oder religiöse Einrichtungen spottet, indem er sie ‚zum Spiel' erfüllt und ihre Vertreter zum besten hält oder ausdrücklich mit seinem Nächsten ‚sein Spiel treibt', sieht wohl dem Ausgang des Spieles mit Spannung entgegen, aber der Hauptreiz seiner Handlung liegt in der Täuschung, die er durch das Vorspielen einer Rolle an seinem Opfer versucht. Der Lebensüberdrüssige, der dennoch nicht das Leben von sich wirft, spielt ähnlich mit ihm, er nimmt nichts, das in den Kreis seiner Erfahrung tritt, mehr ernst und kommt schließlich dazu, sich selbst nicht mehr ernst zu nehmen, nur ‚zum Spiel' und ‚zum Sport' noch zu arbeiten und seine eigene Person in Rollen aufzulösen, deren keine ihm die echte Realität dünkt. Wer mit dem Leben spielt, wird ohne Leidenschaft ebenso das Opfer des Spiels wie der leidenschaftliche Spieler anderer Spiele. Gerade das Spiel mit dem ernsten Leben, das Spieltreiben am Nächsten wie das spielende Leben, macht aber auch zuweilen für den Verächter des Lebens das Leben selbst wieder reizvoll. Denn mit dem Rest von Spannung, der diesem Spiele innewohnt, gibt es dem Leben eine Würze, die es ohne den Reiz des Spiels für ihn nicht mehr besitzen kann.

Das Spiel mit dem Ernst ist die Aufgipfelung alles Spielens, die Vollendung. Jener Versuch einer Synthese zwischen Phantasie und Wirklichkeit, Subjektivität und Objektivität, der im Spiel gegeben ist, umgreift hier das ganze Leben. Das Leben selbst wird zum Spiel. Zugleich aber zeigt sich hierin die Unlösbarkeit der Aufgabe, die sich das Spiel setzt. Das Leben läßt sich nicht zum Spiele machen. Wie die Schwerkraft

des Kreisels, den das Kind nach seiner Laune tanzen lassen will, schließlich das Spiel beendet, so zwingt hier die Allmacht natürlicher Gesetzlichkeit zur Aufgabe des Spiels. Das physische Leben duldet keinen Schein. Und nicht nur äußerlich geht das Leben über den Spieler vernichtend fort, sondern auch innen, in der Brust des Spielers selbst klafft ein Widerspruch zwischen dem Willen zum subjektiven Spiel und dem unfreiwilligen Gehorsam unter die Gesetze seines objektiven Daseins, unter den beugenden Willen zum Leben, dem der Spieler bereits mit dem Wunsche zu spielen genügt. Das Spiel zielt auf ein Unmögliches. Geboren aus der Subjektivität des Individuums, zerschellt es an eben dieser Subjektivität wie alles Mühen dieses Lebens und wird so, ungeachtet seiner Harmonie, zum Symbol der Tragik, die aller Heiterkeit dieser Welt des sehnenden Glaubens einen düsteren Hintergrund leiht.

(Eingegangen am 4. April 1925.)

# Über Toposynopsien.

Von

**Paul Popoff.**

(Mit einer Figur im Text.)

---

Im diagrammatischen Vorstellen[1]) sind zwei Seiten zu unterscheiden. Erstens haben wir mit Erscheinungen zu tun, die sich in Diagrammen darstellen. Wenn z. B. eine Person an den Sonnabend der bevorstehenden Woche denkt, so kann sie sich einen bestimmten Punkt der Figur ihres Diagramms vorstellen. Dieser Sonnabend ist ein zufällig gegebenes Datum, das das Schema hervorruft. Flournoy[2]) und Peillaube[3]) nennen diese Erscheinungen l'inducteur — d. h. der Induktor. Andererseits unterscheiden wir das Diagramm selbst, sofern es unserem Vorstellen gegeben ist, wenn wir an konkrete Erscheinungen denken, von den letzteren. Das Diagramm ist das Induzierte (Kreise, Ovale und dergl.), das reproduziert wird, wenn wir entsprechende Wahrnehmungen oder Gedanken haben (einzelne Zahlen, Tage usw.). Es ist zu beachten, daß die Figuren der Diagramme im großen und ganzen gewöhnlichen oder auffälligen Wahrnehmungen entnommen sind, sofern diese Formen uns vertraut sind. Wir wollen nun unsere Aufmerksamkeit auf diejenigen Figuren richten, die der Anordnung der Zimmer, der Gebäude oder überhaupt der Umgebung der betreffenden Person entlehnt sind. Solche Fälle kannten schon Galton und Flournoy. Um die Sache klar vor Augen zu stellen, gebe ich hier ein Diagramm wieder, das ich aus Leningrad bekommen habe nach einem Vortrag über das diagrammatische Sehen, den ich auf dem Psychoneurologischen

---

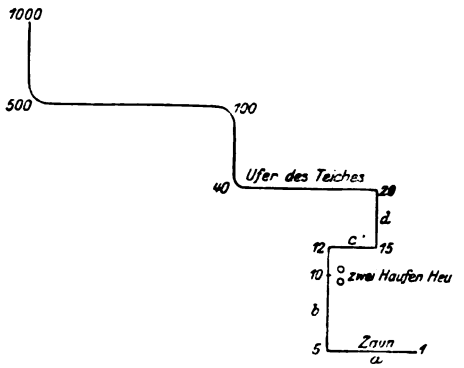
1) Vgl. z. B. das einschlägige Material im Buche Flournoys: Des phénomènes de synopsie, 1893, p. 139—218.

2) Des phénomènes de synopsie p. 6.

3) Les images p. 216.

Kongreß im Jahre 1924 hielt. In diesem Schema sind die Merkmale klar angegeben, die uns eben interessieren. Es handelt sich um ein Zahlendiagramm. Die Vp. schrieb uns: »Das Zickzack entspricht sehr genau der Richtung eines Zaunes (1—20) und dem Ufer eines Teiches (20—100 usw.), wo ich als Kind zu spielen pflegte. Das wechselseitige Verhältnis der Strecken (der Teile der gebrochenen Linie) in bezug auf ihre Länge entspricht nicht ganz den angegebenen Zahlen. Eigentlich ist a = c, und **b** ist viel kürzer als **d**. Die Zahlen, die in den Ecken stehen, treten sehr klar hervor.«

Hier bedient sich das Gedächtnis der Anordnung der Gegend, um eine Ziffernreihe vorzustellen. Das Material ist hier also ganz verschiedenartig: Was haben denn Zahlen mit einem Zaun und einem Ufer zu tun? Viel natürlicher wäre es, wenn der Induktor und das Induzierte verwandt wären, wenn also das Schema und die entsprechenden Erscheinungen demselben Erscheinungsgebiete entnommen wären. So ist es oft der Fall bei den Ziffernschemata, wo z. B. das Bewußtsein in der Vorstellung eines Ziffernblattes Unterstützung findet. Es war natürlich a priori denkbar, daß sich Fälle finden können, wo die Formen der Gegenden, der Häuser, der Zimmer usw. einzelnen Gegenständen derselben Art entsprechen. Unter dieser Voraussetzung stellte ich in meinem Fragebogen, dessen ich mich beim




Sammeln des Materials zu meiner Arbeit über das diagrammatische Vorstellen bediente, eine besondere Frage auf, die folgendermaßen formuliert war: »Bemerkten Sie nicht, daß Sie beim Lesen etwa einer Erzählung oder einer Novelle eine Tendenz spüren, die einzelnen Ereignisse der Erzählung an bestimmten Orten

(in Häusern, Wohnungen), die Ihnen vertraut sind, vorgehen zu lassen? Beschreiben Sie, wie dies vor sich geht, beim Lesen welcher Kunstwerke und ob beständig?« Es erwies sich, daß aus 93 Personen, die keine Diagramme hatten, nur 8 eine Tendenz spürten, die Ereignisse der Erzählungen und Geschichten in ihnen bekannten Häusern zu lokalisieren; ungefähr dieselbe Zahl ergibt sich für Fälle, wo Diagramme vorhanden sind, wo aber die angedeutete Tendenz nicht stattfindet. Also sind die beiden Tendenzen oder Fähigkeiten miteinander eng verbunden.

Die vorliegende Aufgabe besteht darin, sich in der Mannigfaltigkeit und Eigentümlichkeit dieser Fälle zu orientieren; wie geschieht dieses »Unterschieben der Bilder« der Gegenden beim Lesen und Begreifen verschiedener Ereignisse und Beschreibungen, die ein Schriftsteller gibt?

Vor allem ist zu bemerken, daß wir auf diesem Gebiet Vorstellungen und Eindrücke der Kindheit finden. Darüber schreiben fast alle.

»Wenn die Handlung im Garten vor sich geht, so lasse ich sich diese entweder im Garten eines Hauses, wo ich aufwuchs, oder auch in einem anderen Garten abspielen, dessen Urbild mir nicht sehr klar ist. Wahrscheinlich ist es der Garten eines Hauses, wo ich während der frühesten Kindheit lebte« (M.).

»Immer, wenn ich eine Erzählung oder eine Novelle lese, so stelle ich mir vor, daß die in diesem Werke geschilderten Ereignisse in dem Hause vorgehen, wo ich seit meinem achten Lebensjahre aufwuchs, oder in einem Dorf, wo ich lebte. Die Ereignisse einer Erzählung in der gegenwärtigen Umgebung mir vorzustellen ist für mich beinahe unmöglich« (D.).

»Wenn ich in der Kindheit Erzählungen las, lokalisierte ich die Ereignisse immer in irgendeiner bekannten Gegend einer Stadt oder eines Gutes; im Laufe der Zeit habe ich diese Fähigkeit verloren« (S.).

»Meist stelle ich mir einige Örtlichkeiten (sie sind nicht zahlreich) vor, die mir größtenteils von Kindheit an bekannt sind; mit ihnen verbinde ich Handlungen vieler literarischer Werke; so stelle ich mir, wenn von einem Speisezimmer die Rede ist, immer das Speisezimmer vor, wo ich meine Kindheit verbrachte, wenn es sich ferner etwa um ein Gutsgebäude handelt, so stelle ich mir ein Gut vor, das ich von frühester Kindheit an kenne,

obgleich ich es in letzter Zeit sehr selten besuchte und viel öfter andere Güter sah« (T.).

»Wenn ich etwas Geschichtliches lese: Romane, Novellen, wissenschaftliche Werke — immer stelle ich mir vor, daß ich auf einem hohen Turm oder Kirchturm, der unserem 'Ivan dem Großen' ähnlich ist, stehe und von dort aus das Bild, das mir der Autor entwirft, betrachte. Dabei stelle ich mir alles, was zur Geschichte Rußlands gehört, klar und nahestehend vor, besonders, wenn von Moskau die Rede ist; alles, was Beziehung zur ausländischen Geschichte hat, liegt weit hinter dem Horizont, der sich sozusagen unendlich ausdehnt. Auf dem Glockenturm 'Ivan dem Großen' war ich nur einmal, als ich 5 Jahre alt war. Wenn ich wissenschaftliche, ernste Bücher lese, so stelle ich mir eine große Bibliothek eines alten herrschaftlichen Hauses in der Gegend von Moskau vor, wo ich während langer Kindheits- und Jugendjahre mit Büchern zu tun hatte« (F.).

»In der Kindheit stellte ich mir beim Lesen einer Erzählung die Ereignisse so vor, als ob sie in dem Zimmer vorgingen, wo ich mich selber befand. Jetzt aber beobachte ich in mir das Gegenteil, wie sonderbar es auch erscheinen mag« (Z.).

So werden wir unser erstes Ergebnis folgendermaßen formulieren: Um belletristische Werke anschaulich klar zu machen, reproduziert unsere Einbildungskraft gewöhnlich die Bilder der frühesten Kindheit; allgemein stellen wir uns die Einrichtung und die Ansichten der Gegenden und der Häuser vor, wo wir unsere Kindheit und Jugend verbrachten oder die wir oft vor Augen hatten und oft besuchten. Dieses Unterschieben der Vorstellungen kann von zweierlei Art sein. Entweder haben wir mit Wohnungen, Straßen und Häusern zu tun, wo sich die Ereignisse der Werke abspielen, oder wir stellen uns anstatt einer etwa geschilderten Heldin eines Romanes anschaulich bestimmte Personen vor. Wie geschieht aber dieses Klarwerden, diese Verdeutlichung des Gelesenen mit Hilfe bestimmter visueller Gebilde? Hier kann man drei Fälle, drei verschiedene Typen finden:

1. Das freie Einbilden.
2. Konstruktive Kombinationen.
3. Zwangsmäßige Bilder.

Ich hatte nicht die Möglichkeit, statistisch auszurechnen, wieviel Tatsachen zur ersten, wieviel zur zweiten und dritten Reihe

zu zählen seien; meine Frage im Fragebogen war so gestellt, daß ich eigentlich nur die Fälle der dritten Reihe beabsichtigte (das heißt, wenn wir bestimmte Häuser und stabile Pläne bei der Vorstellung vor Augen haben). Aber in Beziehung auf diese Frage gab man mir auch Aussagen über andere parallele Fälle, so daß ich die Möglichkeit habe, alle drei Kategorien zu charakterisieren.

**Freies Einbilden.**

»Indem ich belletristische Werke lese, stelle ich mir die eine oder die andere innerliche Einrichtung, die aber gar keine Beziehung zu für mich bekannten Orten besitzt, vor (größtenteils)« (B.).

»Die Tendenz, die Sie erwähnen, findet bei mir selten statt. Meistenteils versetze ich mich in Gedanken in Wohnungen, wie sie durch den Autor geschildert werden und stelle sie mir nach den gegebenen Beschreibungen vor« (G.).

»Solch eine Erscheinung beim Lesen der Bücher beobachte ich bei mir, aber mit dem Unterschiede, daß ich die Ereignisse der gelesenen Erzählungen sich nicht in irgendeiner bekannten Gegend abspielen lasse, sondern mir im Gegenteil jedesmal ein neues Bild vorstelle« (W. M.).

**Abwechselnde Fälle.**

»Meistenteils lasse ich die gelesenen Ereignisse an bestimmten Orten vorgehen, zuweilen aber findet das nicht statt, und durch die Einbildungskraft werden neue unbekannte Vorstellungen erzeugt« (W.).

»Beim Lesen wähle ich willkürlich aus dem Vorrat meiner Phantasievorstellungen ein Bild, das im gegebenen Fall paßt, es wird bloß in den Details verändert« (A.).

**Konstruktive Kombinationen.**

»Wenn ich irgendeine Erzählung lese, so zeichne ich mir in meiner Einbildung schon früher bekannte Vorstellungen. Gewöhnlich geschieht dies folgendermaßen: die Beschreibung irgend einer Gegend gibt mir die Möglichkeit, durch die Einbildung die mir bekannten Orte zu reproduzieren. Wenn dann die Beschreibung komplizierter wird, so gebe ich zu meiner ersten Vorstellung noch andere hinzu, so daß ich das Bild der beschriebenen Gegend, von welcher ich in der Erzählung las, nicht aus einer bekannten Vorstellung, sondern aus der Kombination einiger Vorstellungen produziere« (P.).

Zuweilen finden wir beim Vorstellen bloß einzelne Stücke, die dem realen Leben entnommen sind. Alles andere ist Produkt der freien Einbildung (1. Fall).

So schrieb eine Vp.: »Eine sehr klare Vorstellung habe ich von dem 'weißen Hause' der Douglas aus Frau Sorge, es ist grell von der Sonne beschienen und liegt auf einer Anhöhe. Am Fuße der Anhöhe liegt das lange, schmale, düstere Haus der Meyhöfers, und in einem seiner mittleren

Zimmer steht die Wiege meiner kleinen Geschwister. Beide Häuser sind reine Phantasiegebilde, die sich aber jedesmal, wenn ich den Roman lese, gleich klar und unverändert wiederholen. Wie aber unsere Wiege in das fremde Haus geraten konnte, erkläre ich nur dadurch, daß ich in Frau Meyhöfer viel Ähnlichkeit mit meiner eigenen Mutter fand und sie mir an der Wiege ihrer Kinder vorstellte, ganz so, wie ich meine Mutter stets um meine kleinen Geschwister bemüht gesehen hatte« (D.).

Das wichtigste für uns sind die Tatsachen der dritten Kategorie — der Bilder, die in gewissem Maße zudringlich sind; gerade diese Bilder, diese Schemata sind den Diagrammen verwandt. Hier müssen wir ausführlich die Fälle untersuchen.

### Bekannte zwangsmäßige Bilder.

»Wenn ich ein Drama oder ein Lustspiel vorlese, stelle ich mir die Bühne vom Neslobinschen Theater vor, dabei ist es sehr schwer, nicht an diese Bühne zu denken. Beim Lesen eines Romanes oder einer Erzählung lasse ich die Handlung sich in verschiedenen bekannten Wohnungen abspielen, manchmal in der Wohnung, wo ich heranwuchs« (M.).

»Ja, beinahe immer, wie beim Lesen der Beschreibungen, so auch bei Novellen. In Novellen wird durch die Phantasie über das bekannte Material willkürlich verfügt. Bei Beschreibungen werden notwendigerweise Korrektionen gemacht. Dies geschieht vollkommen unabsichtlich. Manchmal bemerke ich eine Unangemessenheit, nachdem das Bild schon erzeugt ist. So entwickelte sich für mich der Inhalt eines italienischen Romans («Das Leben fängt morgen an«) auf dem Hof der Moskauer Universität, bei der Pforte Nikitskaja usw.« (S.).

So bekommen wir drei Kategorien psychologischer Illustrationen — einer freien Einbildung, konstruktiver Gebilde und zwangsmäßiger Vorstellungen; nur die letzte Gruppe kann als diagrammatisches Vorstellen verstanden werden. Dadurch, daß die Autoren, die die Diagramme untersuchten und Synopsien sammelten, nicht strenge Theoretiker der Pschologie waren, wurden viele Fälle für Diagramme gehalten, obgleich es keine wirklichen Schemata waren und diese nun mehr oder weniger den Gebilden ähnlich sind. Müller war es, der als erster strenge Grenzen für die Erscheinungen stellte, welche man Diagramme im eigentlichen Sinne nennen kann.

G. E. Müller schrieb: »Ferner muß bemerkt werden, daß man zuweilen als ein Diagramm anführt oder mitrechnet, was tatsächlich nicht als solches zu bezeichnen ist. . . Ein Diagramm liegt noch nicht vor, wenn beim Einprägen eines Lernstückes bestimmte Stellen eines räumlichen Schemas mit verschiedenen

Worten oder Wortkomplexen dieses Lernstückes assoziiert worden sind, so daß bei einer Reproduktion des letzteren das Schema in seinen verschiedenen Teilen auftaucht, sondern erst dann, wenn Assoziationen, die zu irgendwelchen Zeiten zwischen Stellen eines räumlichen Schemas und Termen von gewisser Art hergestellt worden sind, bei den verschiedensten Gelegenheiten, wo Termen dieser Art oder Reihen solcher Termen gegeben werden, dazu dienen, sich die selben in Gestalt von räumlichen Stellen oder von Reihen räumlicher Stellen zu vergegenwärtigen und einzuprägen usw.« [1]).

Diese Erwägungen sind sehr wichtig. Man kann nicht die Bedeutung des Terminus Diagramm schrankenlos ausdehnen. Jede Assoziationsverbindung gegebener Tatsachen mit bestimmten Stellen als Diagramm darzustellen, wäre falsch. Es sind zwei Bedingungen zu fixieren, die notwendig sind, damit ein Diagramm wirklich als Diagramm im eigentlichen Sinn angesehen werden kann. Erstens müssen wir eine stabile, streng in der Einbildung fixierte Schablone haben. Zweitens ist es erforderlich, daß beliebige und mannigfaltigste Termina einer bestimmten Reihe, unabhängig von der Ordnung und der Aufeinanderfolge, immer in dem entsprechenden Schema Platz finden, immer in das Diagramm eingeprägt sind. Daher sind allgemein alle unsere Gebilde von Häusern, Wohnungen und Gegenden, die eben besprochen wurden, noch nicht solche Pläne, die man unbedingt Diagramme nennen könnte. Wenn diese Pläne beweglich oder vergänglich sind, wenn sie sich bloß im Maß ihrer Übereinstimmung und Analogie unterschieben, indem sie sich der Erzählung und den Ereignissen gemäß ändern, so sind es eigentlich keine Diagramme. Es ist notwendig, daß der Plan der Wohnung oder der Gegend erstens fest beharre und zweitens die einzige Schablone für alle Erzählungen und Ereignisse beliebiger Weise sei. Solche Fälle bekommen wir bloß in Tatsachen der dritten Kategorie, d. h. wo keine produktive Einbildung stattfindet. Man kann folgende Beispiele erwähnen: In den Fällen, wo sich alle Ereignisse, die in der russischen schönen Literatur zu finden sind, in dem Garten oder Haus eines Dorfes bei Moskau abspielen (wenn das Leben der Provinz beschrieben wird) oder wo alles

---

1) Zur Analyse der Gedächtnistätigkeit und des Vorstellungsverlaufes, III. Teil, S. 75—76.

seinen Wohnsitz in einem bestimmten Hause (des Großvaters der Vp.) in Moskau findet (in dem Falle, wenn die Handlung in einer großen Stadt oder in einem reichen Hause stattfindet), sind dieses betreffende Landhaus und das Haus in Moskau echte Schablonen, die der Vp. als Diagramme dienen. In anderen Fällen wurde z. B. jede Handlung beliebiger dramatischer Stücke immer auf die Szene eines bestimmten Theaters projiziert. Bei Herrn N. werden alle Ereignisse aus Romanen, in denen das herrschaftliche Leben in irgendeinem Landhaus geschildert wird, in ein bestimmtes herrschaftliches Gutsgebäude übertragen. Bei Herrn T. werden alle durch Schriftsteller beschriebenen Speisezimmer immer mit dem Speisezimmer des Hauses, wo H. T. aufwuchs, assoziiert.

Beinahe alle Personen der letzteren Kategorie betonen, daß diese modellartigen Bilder der bekannten Gegenden und Häuser im Bewußtsein ganz unwillkürlich und unabsichtlich auftauchen und unterschoben werden. »Es drängt sich von selbst«, »gegen meinen Willen«, »es nötigt mich«, »dringen Elemente selber hinein«, so drücken alle diese Personen die Zudringlichkeit der Bilder aus. Aber dieses Merkmal ist gerade für Diagramme sehr bezeichnend. Schon Galton wies darauf hin, daß Schemata (forms, wie sie Galton nannte) »ganz unabhängig vom Wollen anschaulich werden« (quite independently of the will) und daß ihre Figur und ihre Stellung fast ganz unveränderlich bleiben (invariable)[1]). Es ist auch für Schemata sehr bemerkenswert, daß Diagramme sehr selten sich verändern und keine Verbesserungen zulassen. Darum sind sie oft für das Gedächtnis nutzlos, wie z. B. beim Zählen (obwohl Hennig das Gegenteil meint). Diagramme sind oft ganz stabil und sozusagen eingewurzelt und können daher in den wenigsten Fällen korrigiert werden. Auch in unseren Fällen geschieht es oft, daß die von einer Wohnung oder Gegend hervorgerufenen Vorstellungen den beschriebenen Ereignissen wenig entsprechen, manchmal sogar ganz und gar heterogen sind, und doch unterschiebt die Einbildungskraft hartnäckig dieses nicht passende Gebilde. Viele Personen schrieben in meinem Fragebogen von einer vollkommenen Absurdität ihrer Illustrationen. (O. P.: »Wenn auch diese Orte manchmal gar nicht der Erzählung selbst entsprechen«; T.:

1) Galton, Inquiries p. 116.

»Manchmal ist solch eine Übertragung an bekannte Orte ganz und gar absurd, meistenteils bei Werken, die ich zum erstenmal in der Kindheit gelesen habe«.)

So finden wir auch bei unseren Phänomenen typische Merkmale der Diagramme.

Aber unsere Phänomene sind dazu auch sehr lehrreich und werfen neues Licht auf das diagrammatische Vorstellen im ganzen. Es ist sehr schwer, den Sinn und die Entstehung der gewöhnlichen Diagramme zu entdecken und zu erklären, und man fühlt sich veranlaßt, verschiedene Hypothesen aufzustellen. Wir erinnern uns fast gar nicht, wie und unter welchen Umständen diese Formen bei uns entstanden sind. Auf unsere Frage über die Entstehung der Diagramme bekamen wir selten eine positive Antwort — das ist im Unbewußten begraben. Aber die Fälle, die wir hier analysieren, geben uns einen Einblick in die Bedingungen und Umstände, welche dabei Platz haben. Diese Fälle traten bei einem passiven, schläfrigen, halbträumenden Bewußtsein ein; oft erzeugen sich beim aktiven, wachen Bewußtsein die Vorstellungen der Gegenden, der inneren Einrichtung usw. selbständig; dagegen stützt sich unsere Phantasie auf bekannte, im voraus gegebene Bilder, wenn wir in Müdigkeit geraten.

G. P. schreibt: »Dies (das heißt ein Unterschieben der bekannten Vorstellungen) tritt ein, wenn man müde ist oder wenn man Werke zweifelhaften künstlerischen Wertes liest. Gewöhnlich lege ich *selbst* die innere Einrichtung, in welcher die Handlung sich entwickelt, in meine Vorstellung fest.« Eine andere Person schrieb: »Wenn ich *Viktoria* von Knut Hamsun lese (es ist in Betracht zu ziehen, daß in diesem Werke keine Beschreibungen der Gegenden, Häuser usw. vorkommen), so stelle ich mir ein Schloß vor nach dem Vorbild eines alten Schlosses, das ich einst in der Schweiz gesehen habe. Die Mühle war einer Mühle ähnlich, die ich irgendwo im Kaukasus gesehen habe, und der Müller war ganz und gar dem Müller von Puschkin (aus seiner Wassernymphe) gleich — die letztere Vorstellung ist bei mir sehr vollständig. Die Ursache davon liegt darin, daß ich Viktoria *nachts* gelesen habe und dabei die Phantasie schlaff arbeitete. Wenn ich am Tage mit frischem Kopf lese, so entwickelt sich der angegebene Prozeß etwas anders. Es ist wahr, daß auch in diesem Fall der Inhalt des Gelesenen an bestimmten Stellen usw. lokalisiert wird, aber das unbewußte Bewußtsein wählt sozusagen mit Bewußtsein (man verzeihe mir das Wortspiel) für das neuzuschaffende Bild bloß einzelne Elemente, die im Gedächtnis bewahrt werden und die wenig bekannt sind. Stets entsteht das Ganze, das Neue aus bekannten Teilen und sehr selten nur aus einer bekannten Ganzheit. Das letzte findet z. B. bei Müdigkeit statt.«

Herr K. schildert sehr ausdrücklich die Passivität der Phantasie, wenn Bilder von bekannten Gegenden auftauchen. »Wozu werde ich ein neues unbekanntes Bild erschaffen, wenn ich ein solches mit viel wenigerem Aufwand und mit viel größerer Klarheit aus dem Archiv fertiger, mir mehr oder weniger bekannter Vorstellungen bekommen kann?« Eine andere Vp., bei welcher alle Vorstellungen immer von neuem konstruiert werden, setzt eine charakteristische Bemerkung hinzu: »Eine Realisation und eine Verkörperung in bekannte Gestalten und Formen beobachte ich sicher in Träumen.«

Man darf also sagen, daß ein Unterschieben bekannter Vorstellungen bei passiver, träumender Bewußtseinslage unserer Einbildungskraft stattfindet. Das ist eine Tatsache unseres unbewußten Seelenlebens und eine unwillkürliche Tendenz unseres unterbewußten »Ichs«. Gerade in Träumen beobachten wir solch ein Unterschieben und Auftauchen von Vorstellungen: an der Stelle komplizierter und mannigfaltiger Beziehungen oder sogar abstrakter Ideen erscheinen uns im Traume ganz gewöhnliche elementare Vorstellungen und sogar materielle Gegenstände.

Einer Vp., die zugleich ein sehr feiner Psychologe ist, stellte ich folgende Frage, nachdem ich bemerkte, daß die Tatsachen, die ich untersuchte, mit dem Spiel der unbewußten Kräfte unseres psychischen Lebens eng verbunden sind. »Haben Sie nicht bemerkt, daß in einem halbträumerischen Zustande sich manche komplizierten Verhältnisse zuweilen in nicht adäquat vereinfachte Formen, manchmal in materielle Gegenstände auflösen?« Ich bekam Folgendes zur Antwort: »Wenn ich im Schlummerzustande ein Buch mit abstraktem und kompliziertem Inhalt lese und vergebens die ausgeführten Gedanken zu verstehen strebe, und wenn ich in derselben Zeit fremdes Gespräch oder ein lautes Vorlesen höre, so geschieht zuweilen Folgendes. Zuerst stören die Worte, die ich höre, meinen Gedankengang, aber nachher verbinden sich auf einmal in eigentümlicher und unverständlicher Weise einige mit dem Text, den man vorliest, und dabei entsteht ein sehr angenehmes Gefühl der Verständlichkeit. Die ausgeführten Gedanken werden jetzt verständlich, und das weitere Lesen geht schnell und leicht. Die Bewußtseinslage dauert bis zu dem Moment, wo das schlummernde Bewußtsein sich auf einmal zerstreut; da wird es klar, daß man eigentlich vorher nichts verstanden hatte; es bleibt ein unangenehmes Gefühl von einem erlebten Unsinn« (Sch.).

Aus diesen Beobachtungen könnte man schließen, daß dies unwillkürliche, automatische Unterschieben in einen komplizierten Inhalt und dieses Vorstellen der Situationen in der Erzählung mit bekannten Gegenden und Plänen verbunden eine Tatsache des passiven, träumerischen Bewußtseins ist; hier findet irgendein innerlicher Drang statt, ein Impuls ohne Reflexion und Wille; die angeführten parallelen Tatsachen im Traume bekräftigen unsere Charakteristik.

Bei ganz einfachen Diagrammen hat Müller sehr scharfsinnig einen Zug beobachtet, der das diagrammatische Sehen mit den Tatsachen der Träume verbindet. Z. B. bemerkt man in Zifferndiagrammen, daß bei der Fixation eines bestimmten Teils des Schemas an dieser Stelle im Felde unseres geistigen Sehens neue Teilungen und andere Eigentümlichkeiten erscheinen; es werden Tage eines Monats dem Jahresdiagramm einverleibt dem Zahlendiagramm gemäß, oder es findet irgendeine Biegung statt, die aus dem ersten Zehner genommen ist, weil der erste Zehner immer viel konkreter vorgestellt wird. Solche Einschaltungen vergrößern den entsprechenden Teil des Diagrammes und nähern ihn dem Zuschauer. Diese Vorstellungsmetamorphosen sind nach Müller ein bekannter Vorgang im psychischen Leben. Wir finden sonderbare Vorstellungsmetamorphosen im Traume. Hier kann man leicht verschiedenartige Mischungen und Wechsel beobachten. Bald scheint es einem Träumenden, daß er auf einem Pferde reitet, bald wird dieses Pferd zum Bock, der Bock verwandelt sich in ein Kalb, da erscheint eine Katze an der Stelle des Kalbes usw., entweder wächst irgendein Gegenstand oder wird immer kleiner und kleiner und verschwindet zuletzt [1]). Alles dies geschieht unwillkürlich. Diese Täuschungen und zuweilen ungeschickte Vorstellungsveränderungen sind unseren Tatsachen ähnlich.

Die Ursache liegt darin, daß das Bewußtsein nach Erläuterung strebt; wir streben nach Anschaulichkeit, mag auch die Einbildungskraft passiv sein, dennoch greift sie nach allem, was zuerst in den Wurf kommt, alle Illustrationen und Bilder können uns dienen.

Aber ist das nicht eine bloße Unvollkommenheit der Phantasie? Vielleicht ist es eine Dürftigkeit, ein Mangel der Vorstellungsfähigkeit? Kann man nicht daraus schließen, daß diese Personen der Plumpheit ihrer Einbildungskraft wegen denen entgegengesetzt sind, die genau in adäquater Form den wahrgenommenen Inhalt immer mit neuen konstruktiven Vorstellungen konkretisieren, die speziell zum vorliegenden Fall erzeugt werden? Es wäre ein Fehler, so zu denken. Wir haben zwar in den Aussagen gefunden, daß dieselbe Person bei frischem Kopf und tätigem Bewußtsein sich leicht ganz neue Situationen, Zimmeranordnungen

1) Zur Analyse, III, S. 133.

und Bilder vorstellt, aber es scheint, daß hier die Art und Weise, wie wir das Material wahrnehmen, Einfluß besitzt; die Schnelligkeit und Gewandtheit muß man in Betracht ziehen. Man darf nicht sagen, daß die Einbildungskraft hier plump, schwach, blöde und passiv erscheine, tatsächlich ist es für die Phantasie sehr schwer, rechtzeitig dem entsprechenden Inhalte nachzukommen. Kants berühmte Formel lautet: »Begriffe ohne Anschauungen sind leer.« Der Philosoph betrachtete dabei seine Lehre vom Standpunkt der Erkenntnistheorie. Aber in dieser Formel finden wir auch eine große psychologische Wahrheit. Die Einbildung muß immer anschauliche Elemente hinzufügen und sie in den Inhalt einschalten; der Text ohne Illustrationen bleibt dunkel; immer sind Anschauungen und Intuitionen nötig, widrigenfalls bleibt der Gedankengang stehen; das Verstehen stockt, wenn der Gedanke nicht konkret abläuft. Hier liegt eine große Schwierigkeit für das Bewußtsein. Zuweilen ist der Inhalt so kompliziert und verwickelt, daß das Bewußtsein in Verlegenheit gerät. Es ist in Betracht zu ziehen, wie die Jugend so große Romane, wie die Werke von Tolstoj, Dostojewsky und Turgeneff während einer Nacht oder in einigen Stunden, ohne vom Stuhl aufzustehen, in einem Zug durchlesen kann. So kolossale Werke dem Inhalt und dem Umfang nach wie »Krieg und Frieden« werden in ein paar Tagen gelesen. Wie verhält sich dabei die Vorstellungsfähigkeit? Ihre Arbeit wird recht schwierig, zuweilen unerträglich. Man muß die Bilder im Fluge greifen, hier tanzen unsere Vorstellungen bewußtlos rund herum; hier findet ein wahrer Wirbelwind statt. Unter solchen Umständen kann das Bewußtsein sich kaum umsehen, es ist unmöglich, dabei wählerisch zu sein; man packt aus dem Vorrat der Vorstellungen, was am nächsten liegt, hier ist an Auswahl und Genauigkeit nicht zu denken; es genügt, den Gedanken irgenwie zu illustrieren. Darum entstehen auch Ungereimtheiten, unter solchen Umständen sind auch alte, sogar unpassende Gebilde genügend. Aber wenn die Einbildung bei einer Vorstellung stehen geblieben ist, wenn sie vielleicht übereilt sich mit etwas begnügt hat, so ist nichts dabei zu machen — die Vorstellung wird manchmal für immer eingeprägt, sie bleibt fest stecken; es ist unmöglich, sie hinwegzudenken. Daraus erklärt sich eine unangenehme Zudringlichkeit einiger illustrierender Bilder[1]).

1) Ähnliches, aber in viel intensiverem Grade fand Hans Henning

Solche Beobachtungen sind bei dem vorliegenden Enquêtenmaterial zu machen. Diese Tatsachen waren in der Literatur nicht bekannt; darum zögerte ich und konnte nicht entscheiden, wie sie fixierbar wären und welche Terminologie die passendste sein würde. Zufällig fand ich aber einige, zwar sehr geringe Bemerkungen über unser Gebiet bei Flournoy. Es ist eigentlich nur ein Fingerzeig, aber Flournoy zieht dieselben Konsequenzen, die auch ich in meiner Arbeit zog. Es handelt sich um einen kleinen Artikel Flournoys Un cas de personnification, den der Autor im ersten Buch »L'année psychologique« vom Jahre 1894 veröffentlichte.

Flournoy untersucht hier einen Personifikationsfall. Um die Entstehung dieser Erscheinung zu erklären, wurde Flournoy auf eine Eigentümlichkeit aufmerksam, die uns allen bekannt ist. Wenn man in unserer Anwesenheit von jemandem spricht, den man nicht kennt, oder wenn ein Autor in seinen Romanen eine neue Person einführt, so erzeugen wir uns unwillkürlich eine Idee über deren physische und moralische Natur; diese Idee stützt sich nicht ausschließlich auf die Mitteilungen, die man uns macht, sondern auch unsere Phantasie arbeitet unwillkürlich mit. Hier offenbart sich bei der Vp. von Flournoy eine außerordentliche Geschwindigkeit bei dem Entstehen der Vorstellung und eine Zähigkeit derselben; man kann von einer gewissen Beharrlichkeit sprechen. Von den ersten Zeilen an sieht die Vp. Flournoys, wie im Felde ihrer geistigen Vorstellung eine Figur entsteht, die zuweilen von der Beschreibung des Autors sich stark unterscheidet, so wird ein Blonder braun vorgestellt, und dieses Bild bleibt unverändert. Beim Wiederlesen — nach einigen Monaten — bleiben die Personifikationen

---

auf dem Gebiet seiner Untersuchungen. Er schrieb: »Mehreren Vpn. war es nicht möglich, sich an bestimmten Büchern zu erfreuen: sobald sie sich an die Lektüre machten, hörten sie — und das stets im ganzen Verlauf — den Stoff von einem unbeliebten früheren Lehrer, von einem sich ehemals stets hervordrängenden Schüler, von einem affektierten Schauspieler vorgelesen, so daß sie auf solche Bücher ganz resignieren mußten. Obwohl hier gerade bewegte eidetische Bilder in Frage kommen, war der Eindruck »unerträglich wirklich«, »peinigend«, »er quält mich«, ich suchte es vergeblich loszuwerden«, »scheußliches Gefühl«. (Henning, Starre eidetische Klang- und Schmerzbilder und die eidetische Konstellation. Zeitschrift für Psychologie Bd. 92 Heft 3 und 4, 1923, S. 144—145)

dieselben. Mit den Vorstellungen der Orte geht es anders; diese Vorstellungen sind nicht permanent, sondern leicht variabel. Flournoy fügt eine Anmerkung hinzu, die für uns großen Wert hat: »Ich werde noch auf diese Erscheinungen zurückkommen; sie sind wenig untersucht, obwohl sie nicht selten sind, man könnte sie Toposynopsien nennen; sie bestehen in einer unwillkürlichen und fortwährenden Assoziation bestimmter und bekannter Orte mit Ideen oder Komplexen von Ideen, welche gar keine bestimmbare Ähnlichkeit mit diesen Stellen haben« [1]). Nehmen wir die Definition der Synopsien bei Lemaître: »Unter diesem Namen bezeichnet man Assoziationen zwischen verschiedenartigen Empfindungen, aus welchen bloß eine objektiver Natur ist« [2]), so wird die Benennung Flournoys Toposynopsien sehr verständlich und adäquat erscheinen. Es ist nur zu bedauern, daß diese Erscheinungen auf die Flournoy zuerst hinwies und die er terminologisch als Toposynopsien fixierte, nicht ausführlicher von ihm untersucht wurden.

Allein im betreffenden Artikel sind für mich noch zwei weitere Bemerkungen von Wert. Erstens vergleicht Flournoy solch eine Art der Einbildung sehr scharfsinnig mit Eigenschaften eines Siegels: eine außerordentliche Folgsamkeit beim Einprägen und einige Augenblicke darauf ein starker Widerstand gegen jeglichen Versuch, das Gepräge zu ändern. Bei meinen Beobachtungen ist auch die erste Erscheinung einer Synopsie zuweilen ganz zufällig, und nachher wird das Gebilde permanent zwangsmäßig.

Ein anderer Hinweis bei Flournoy ist nicht weniger wertvoll. Er deutet auf den Zusammenhang seiner Erscheinungen mit den Traumvorstellungen hin. Flournoy betont, daß die Gebilde seiner Vp. mit Traumfragmenten zu vergleichen sind; diese Bilder bleiben, wie wenn sie plötzlich registriert werden mit den entsprechenden Wörtern vernietet, mit welchen sie der Eigensinn der nächtlichen Träume zusammengesetzt hat. Solch eine Trennung der Worte von ihrem gewöhnlichen Sinn findet tatsächlich sehr oft im Traume statt; dies geschieht infolge der Verbindung, die der Schlafende sehr gut fühlt und für sehr

---

1) »L'année psychologique« t. I., p. 195.

2) Lemaître. La vie mentale, p. 15.

natürlich hält, aber die bei dem Erwachen verschwindet und einem entgegengesetzten Gefühl — dem eines vollen Mangels an Zusammenhang — Platz macht.

Diese Bemerkungen sind ganz unseren Beobachtungen gemäß.

Was könnte man zum Schluß über Toposynopsien im allgemeinen sagen und vor allem, wie verhalten sie sich zu Diagrammen überhaupt? Gewöhnlich sind Synopsien — Diagramme mit sehr abstrakten und schematischen Figuren — so gegeben, daß ihr Entstehen ganz unklar ist und das Urbild nicht deutlich angezeigt werden kann. Die Toposynopsien sind bei viel günstigeren Umständen vorhanden. Sie stehen in der Mitte zwischen Diagrammen im echten, eigentlichen Sinne und Formen einer gewöhnlichen intensiven visuellen Einbildungskraft. Die Toposynopsien liegen in solch einer Zwischenschicht. Deshalb tragen sie Spuren ihrer Genese in sich und geben Licht und Erklärung für diagrammatisches Vorstellen überhaupt.

Es sind folgende typische Merkmale zu fixieren:

1) Toposynopsien entstehen in der Kindheit oder sind wenigstens mit Erinnerungen an die Kinder- und Jugendjahre zu verbinden. Dasselbe gilt auch für Diagramme.

2) Toposynopsien sind Produkte des Lebens unseres unbewußten seelischen Tuns. Sie entstehen infolge einer passiven, träumerischen Bewußtseinslage; hier kommen Urbilder unwillkürlich von außen an uns heran; das Vorstellen begnügt sich mit dem, was zufällig vorhanden ist. Hier ist unsere Vorstellungsfähigkeit anspruchslos. Das bestätigt unsere Hypothese, daß jedes Schema Wahrnehmungen entnommen ist, somit die Vererbung der diagrammatischen Formen ausgeschlossen ist. Daraus geht auch klar hervor, warum die Diagramme zuweilen gar nichts leisten, wenn man sie als mnemonisches Mittel nimmt. Der Nutzen ist sehr beschränkt. Andererseits bleiben die Toposynopsien, wenn sie einmal enstanden sind, stabil und permanent; man kann das Vorstellungsgebilde nicht mehr abschaffen.

3) Unter anderem Material fanden wir bei uns einen eigentümlichen Fall, wo ein Jahresdiagramm einerseits ganz schematisch gegeben war, aber manchmal erschien es in individueller Form, als Kalendertabelle mit braunen Lettern, mit konkreten Abteilungen usw. Parallel zu diesem Fall haben die gewöhnlichen Toposynopsien nicht ihre eigentümlichen, individuellen Merkmale verloren, wie

unser Jahresschema in Form der Kalendertabelle; aber gewiß schließen sich die Toposynopsien den Diagrammen an, dadurch, daß sie ihrerseits manche Merkmale offenbaren, die für die Untersuchung der diagrammatischen Vorstellung überhaupt sehr lehrreich sind.

(Eingegangen am 20. April 1925).

# Grundfragen der Ästhetik.

## (Im Anschluss an die Theorien Johannes Volkelts erörtert.)

Von

**W. Wirth.**

---

## Inhaltsübersicht.

Seite

Einleitung: **Das Verhältnis der empirisch psychologischen Methode zur normativen und zur Metaphysik bei Johannes Volkelt** . . . . . 190

1. Die Bewußtseinsbeschreibung und ihre Ergänzung durch Dispositions- und Entwickelungshypothesen 190
   a) Die neue ästhetische Abhandlung Volkelts (S. 190). — b) Der Begriff des Bewußtseinsaktes (S. 190). — c) Die Dispositions- und Entwickelungshypothesen (S. 192).
2. Die ästhetischen Grundnormen und ihre gemeinsame Erfüllung . . . . . 193
   a) Die normative ästhetische Lust der vier Volkeltschen Grundnormen (S. 193). — b) Die gemeinsame Erfüllung aller Grundnormen als vereinheitlichendes Ziel (S. 194). — c) Der Begriff des Gebildes und des Implizite-Bewußten bei der Analyse des ästhetischen Selbstwertes im 3. Band des Volkeltschen Systemes (S. 196).
3. Die Fortsetzung und Erweiterung der Tendenz des 3. Bandes des Systemes in der neuen Schrift . . . . 199
   a) Die stärkere Betonung des Gegenständlichen in der neuen Schrift (S. 199). — b) Die Beibehaltung des alten Standpunktes bezüglich der empirisch psychologischen Methode (S. 199). — c) Zur Kritik des Volkeltschen Systemes (S. 202).

Überleitung: **Der Plan der folgenden Abhandlung und ihr Verhältnis zu Volkelt** . . . . . 204

**I. Volkelts Stellung zur experimentellen Ästhetik** . . . . . 207

1. Volkelts Haupteinwand gegen die ästhetische Verwertung des Experimentes . . . . . 207
2. Die tatsächliche Beteiligung der Einfühlung bei ästhetischen Experimenten . . . . . 209

Seite

3. Der Nachweis der Einfühlung bei ästhetischen Experimenten mit kurzdauernder Exposition . . . . 211
4. Die Möglichkeit einer besonderen Betonung des Ästhetischen, insbesondere der Einfühlung in der Einstellung der Versuchspersonen . . . . . 213
5. Das ästhetische Experiment in der tatsächlichen Kunstübung und der Kunstpädagogik . . . . . 214

**II. Volkelts Analyse der allgemeinen Struktur des ästhetischen Bewußtseins** . . . . . 215

1. Die Verwendung des Aktbegriffes . . . . . 215
   a) Der Begriff der Bewußtseinsdialektik (S. 215). — b) Das Prinzip unserer inhaltlichen Zurückführung der Akte im engeren Sinne (S. 216). — c) Kritik einer zu weitgehenden Statuierung einer Tätigkeit des Ich im Bewußtsein und im Unbewußten (S. 217).
2. Die Konsequenzen der Bewußtseinsdialektik für Volkelts Formulierung der Grundnormen und der Gefühlswirkung ihrer Befriedigung . . . . . 219
3. Die Bedeutung der Abstufung der Bewußtheitsgrade für das ästhetische Erlebnis . . . . . 220
   a) Die weitgehende Verwendung der Begriffe des Implizite-Bewußten und der Gestaltqualität bei Volkelt im allgemeinen (S. 220). — b) Die logische Bedeutung des Implizite-Bewußten und seiner Klärung durch die Selbstbesinnung (S. 223). — c) Volkelts Vermeidung einer Einmischung der Dispositionsbegriffe in die Beschreibung des Bewußtseins (S. 225). — d) Zur Kritik der speziellen Form der metaphysischen Deutung des Unbewußten bei Volkelt (S. 226).

**III. Die Einfühlung und die Vergegenwärtigung fremden Seelenlebens** . . . . . 228

1. Kritische Betrachtungen zu Volkelts Gegenüberstellung einer rein gegenständlichen Hauptform der Einfühlung und einer gefühlsbetonten Nebenentwickelung . . . . . 228
   a) Volkelts neue Beschreibung der rein gegenständlichen und der gefühlsbetonten Einfühlung (S. 228). — b) Unsere Unterscheidung der Einfühlung in das Innere dargestellter Ausdrucksformen von der Einfühlung in einen Standpunkt oder eine Stellungnahme innerhalb der Darstellungswelt (innere und äußere Einfühlung (S. 230). — c) Die Zusammengehörigkeit beider Arten der Einfühlung zum vollkommenen ästhetischen Genuß in allen Kunstgattungen (S. 233). — d) Die Gefahr einer zu schroffen Gegenüberstellung der eigentlichen und der uneigentlichen Einfühlung für die Einschätzung der Verbreitung der echten Einfühlung (S. 238). — e) Die Unzulänglichkeit der Gewißheit einer bloßen Möglichkeit des eigenen Fühlens zur Ersetzung wirklicher Eigengefühle (S. 239).

Seite

2. Der psychologische Mechanismus bei der Vergegenwärtigung seelischer Vorgänge in einer wahrgenommenen wirklichen oder dargestellten Person 245

a) Volkelts Zurückführung des seelischen Ausdruckes auf eine intuitive Einschmelzung (S. 245). — b) Die Zurückführbarkeit der Verbindung zwischen Form und Gehalt als solcher auf einen hinreichend psychologischen Begriff der Assoziation lokalisierbarer Inhalte (S. 246). — c) Nicht der Unterschied der Wahrnehmung von der bloßen Vorstellung, sondern die räumliche Differenzierung ist die wesentliche sinnliche Grundlage der Vergegenständlichung von Gefühlen (S. 249). — d) Die phänomenologische und darum auch genetische Unzurückführbarkeit der Du-Gewißheit (S. 251). — e) Erläuterung des Begriffes der Intuition des Fremdseelischen durch seinen Vergleich mit der intuitiven Erfassung der Außenwelt (S. 254).

3. Die entwickelungspsychologische Ableitung des Verständnisses für den Ausdruck fremden Seelenlebens . . . . . 255

a) Volkelts Akzeptierung einer modifizierten Nachahmungstheorie zur Erklärung des frühzeitigen Verständnisses fremder Seelenzustände (S. 255). — b) Die theoretische Verwertbarkeit von Ähnlichkeiten zwischen den optischen Raumbildern fremder Haltungen mit den taktilen der eigenen gleichgestimmten des Kindes (S. 256). — c) Die Übereinstimmung der psychologischen Entstehungsweisen des kindlichen Verständnisses für Zustandsgefühle und für Teilnahmegefühle, sowie die Beteiligung der niederen und der höheren Sinne hierbei (S. 258). — d) Die ursprüngliche Vermischung der Beseelung lebloser und lebendiger Wesen und die allmähliche Herausbildung des Gegensatzes der eigentlichen und der uneigentlichen Beseelung durch die Konzentration der Motive bei wirklich Lebendigem und Menschlichem (S. 263). — e) Die Gliederung des Bewußtseins in relativ selbständige Inhalte als hinreichende Voraussetzung zur Vergegenwärtigung eines Fremdseelischen (S. 268). — f) Die Rückbeziehung des fremden Ich auf das eigene als Voraussetzung, um die indifferente Vergegenwärtigung eines Seelischen in der »dritten« Person zu derjenigen des »Du« zu ergänzen (S. 270).

**IV. Die ästhetische Illusion** . . . . . 273

1. Volkelts Beschreibung der Gestaltqualität des Kunstscheines und sein Versuch ihrer Unterscheidung von der Illusion und der Phantasie . . . 273

2. Die Anwendbarkeit des Illusionsbegriffes auf höhere Grade der kritischen Hineinversetzung in die Kunstwelt . . . . . 278

a) Nur unser Begriff der Einfühlung, nicht der Volkeltsche ist dem Begriff der Illusion aufs engste verwandt (S. 278). —

Seite

b) Kritik der Einschränkung des psychologischen Begriffes der Illusion bei Volkelt, insbesondere die Unabhängigkeit der Illusion von dem Durchschauen der Täuschung bei der partiellen Illusion (S. 279). — c) Verschiedene Stufen der Illusion. Die ästhetische Verwertbarkeit kräftiger Tiefen- und Bewegungstäuschungen (Lektüre, Gemälde, Plastik, Spiegelung, Stereoskop, Kino, stereoskopischer und sprechender Film) (S. 283). — d) Die ästhetische Verwertbarkeit des reinen Panoramas (Rundgemäldes) (S. 285).

3. Der unvergleichliche Einfühlungs- und Illusionswert des lebendigen Schauspieles . . . . . 288

a) Die Eigenart der psychologisch ästhetischen Wirkung der Darstellung durch die »miteingefühlten« lebenden Personen (S. 288). — b) Das Schauspiel auf einer passenden Naturbühne als eine selbständige Kunstgattung mit einem Maximum ästhetischer Wirkung (S. 293).

4. Ein wahrnehmendes Phantasieren als Grundzug der Hineinversetzung in die künstlerisch dargestellte Welt . . . . . 299

**V. Die psychologische Begründung allgemeingültiger ästhetischer Wertungen (Die empirische Ableitung des ästhetischen Selbstwertes)** . . . . . 305

1. Der allgemeine Zusammenhang der Bewertung von Gegenständen mit den Bedürfnissen und deren Befriedigung . . . . . 305

a) Volkelts Anerkennung einer Mithilfe der empirisch-psychologischen Methode an der Begründung der ästhetischen Normen (S. 305). — b) Einschränkung der Korrelation zwischen Wert und Lustgefühl und Anerkennung eines voluntarischen Apriorismus (S. 307). — c) Die lustvolle Befriedigung als Stärkung der Triebe (S. 309). — d) Die unmittelbare Bedeutung des passiven Lustgefühles für die Wertung fertiger Gegenstände (S. 310). — e) Die Übereinstimmung des Begriffes der Gesetzmäßigkeit im Wertbegriff mit anderen empirischen Verallgemeinerungen (S. 310).

2. Das unmittelbare Gefühl für die seelische Tiefe der Wertung . . . . . 311

a) Die Beschreibung des Gefühles für den Umfang der Beteiligung der Seele an einer Wertung nach Theodor Lipps (S. 311). — b) Die völlige Übereinstimmung des Prinzipes der empirisch kontrollierbaren Deutung des Wert(tiefen)-Gefühles mit der Deutung aller Bewußtseinsinhalte (S. 313).

3. Die fundamentale Bedeutung der Persönlichkeitswerte für die Verallgemeinerung aller Werte . . 315

Seite

a) Die Untrennbarkeit der objektiven Beurteilung einer Wertung von der Bewertung ihrer seelischen Grundlage (S. 315). — b) Die Möglichkeit einer asymptotischen Annäherung an die Allgemeingültigkeit empirischer Wertungen (S. 315).

4. Die Vereinbarkeit der seelischen Entwickelung mit der Endgültigkeit ethischer und ästhetischer Wertungen auf der Grundlage eines gesunden Persönlichkeitsideales . . . . . 317

5. Die innere Einheitlichkeit der seelischen Ursachen einer harmonischen Erfüllung aller ästhetischen Grundnormen (Die Struktur des ästhetischen Werterlebnisses) . . . . . 321

a) Volkelts Versuch empirisch-psychologischer Vorbereitungen seiner metaphysisch-ästhetischen Welt-Teleologie (S. 321). — b) Kritik der Volkeltschen Konstruktion eines Gegensatzes zwischen der Vielheit der ästhetischen Grundnormen und der Einheit ihres Zweckes (S. 322). — c) Die Zurückführung der seelischen Einheitsbildungen auf ihre psychophysischen Ursachen im allgemeinen (S. 324), — d) Die Einfühlung in die Welt des ästhetischen Scheines als einheitliche Erfüllung aller Volkeltschen Grundnormen (S. 326).

6. Die Unnötigkeit und Unmöglichkeit einer verstandesmäßig-metaphysischen Sicherung der Allgemeingültigkeit ästhetischer und anderer Wertungen . . . . . 331

a) Die Endgültigkeit der empirisch begründeten Wertung des Ästhetischen überhaupt (S. 331). — b) Die autonome und erlösende Kraft der empirischen ästhetischen und ethischen Wertungen (S. 331). — c) Volkelts Ausstattung seines metaphysischen Ideales mit dem Inbegriff empirischer Werte (S. 333). — d) Die ästhetische Bedeutung einer wertvollen religiösen Überzeugung (S. 333). — e) Die Unmöglichkeit eines strengen Beweises für den Wert des letzten Weltgrundes (S. 334).

Schluß: Die Festigung der religiösen Überzeugung durch einen empirisch-wertwissenschaftlich motivierten Glaubenswillen und die Wichtigkeit seiner ästhetischen Belebung . . . . . 335

## Einleitung.

### Das Verhältnis der empirisch-psychologischen Methode zur »normativen« und zur Metaphysik in der Ästhetik Johannes Volkelts.

#### 1. Die Beschreibung des Bewußtseins und ihre Ergänzung durch Dispositions- und Entwicklungshypothesen.

a) Die neue ästhetische Schrift Volkelts. Bei dem Abschlusse seines Systems der Ästhetik, des inhaltreichsten nach Friedrich Th. Vischer, sagte Johannes Volkelt in der Vorrede zum dritten Bande dieses Werkes, daß er seine weitere Lebensarbeit ganz der Erkenntnistheorie und Metaphysik widmen wolle, in die er sich ja schon in dem letzten Abschnitt des Ganzen vertieft hat. Es scheint aber, daß gerade die neue Bearbeitung seiner Erkenntnistheorie in dem Buche »Gewißheit und Wahrheit«, mit der er uns zu seinem siebzigsten Geburtstag 1918 beschenkt hat, ihn sehr bald zu den methodischen und psychologischen Fragen des ersten Bandes seiner Ästhetik zurückgelenkt hat. Denn schon im Jahre 1920 überraschte er uns wieder durch eine umfangreiche, fein durchgearbeitete Behandlung von »Prinzipienfragen der Ästhetik« unter dem Haupttitel »Das ästhetische Bewußtsein«[1]).

b) Der Begriff des Bewußtseinsaktes. Das Wort »Bewußtsein« bleibt bekanntlich bei der Hinzufügung einer näheren Bestimmung seinem volkstümlichen Sinne näher, d. h. es bedeutet dann nicht, wie bei seiner wissenschaftlichen Verwendung ohne weiteren Zusatz, den Gesamtbestand aller gleichzeitig erlebten Bewußtseinsinhalte eines Individuums oder dessen ganze bewußte Innenwelt, sondern nur einen Teil dieses Ganzen, der in sich selbst einen sinnvollen Zusammenhang bildet, dessen Inhalt eben durch jene nähere Bestimmung bezeichnet wird, wie z. B. »Pflichtbewußtsein«, »Schuldbewußtsein« u. ä. Die Einheitlichkeit eines solchen Teilprozesses, die in ihm selbst während seines ganzen Ablaufes irgendwie be-

---

1) C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck), München 1920. Auch der erste Band des »Systems der Ästhetik« von J. Volkelt erscheint dort demnächst in neuer Auflage.

wußt bleibt, beruht hierbei stets auf einer noch umfassenderen und in ihrer Art ebenso realen Teileinheit des gesamten seelischen Geschehens einschließlich des Bereiches der außerbewußten psychophysischen Dispositionen des Individuums, deren hypothetischer Begriff das »unmittelbar erlebte« Bewußtsein zu dem Ganzen eines gesetzmäßig verlaufenden Seelenlebens ergänzt. In diesen engeren Einheiten gehören stets Vorstellungs-, Gefühls- und Willenselemente in einer natürlichen Funktion zusammen, und das Ganze bezeichnet man gewöhnlich als einen »Bewußtseinsakt«[2]). Man kann daher auch sagen, Volkelt analysiert in dieser neuen Schrift den ästhetischen Bewußtseinsakt, wobei er sich ebenso wie im ersten Bande

---

2) Dieser Begriff des Bewußtseinsaktes ist offenbar so speziell, daß er zu dem viel allgemeineren des Teilinhaltes des Bewußtseins (oder der »Erscheinung« bzw. des »Phänomens«) in dem auch oben bereits verwendeten Sinne nicht in Gegensatz gebracht werden kann. Vielmehr müssen alle wirklich unmittelbar erlebten Seiten der seelischen »Akte« restlos auf inhaltliche Bestimmungen oder Erscheinungen in jenem Sinne zurückgeführt werden können. Eine phänomenologische Analyse des Bewußtseins hätte gerade dessen wertvollsten und charakteristischen »Inhalt« verloren gehen lassen, wenn sie es auf die Elemente der primären Sinneswahrnehmungen und Gefühle mit ihren Reproduktionen reduziert darstellen würde, in deren Begriff von den wechselnden Beziehungen, in welche sie stets verwoben sind, abstrahiert wird. Ebenso, wie zu den »Elementen« der Sprache und Schrift als Ausdruck eines solchen sinnvollen inneren Zusammenhanges nicht nur die Buchstaben, sondern auch die Mittel zur äußeren Abgrenzung des innerlich Zusammengehörigen und zur Bezeichnung gewisser »Einstellungen« und Richtungen, wie Interpunktionen, Fragezeichen usw. hinzugehören, so bildet auch alles, was in der absoluten Einheit des individuellen Bewußtseins im Ganzen und in den relativen Einheiten jener sinnvollen Teilakte des Denkens, Wertens und Wollens zu jenen »untersten« Elementen der Empfindungen usw. hinzukommt, im vollsten Sinne des Wortes eine in gewissem Sinne ebenfalls elementare*) inhaltliche Bestimmung des Bewußtseins. (Vgl. S. 17 meiner Schrift »Die experimentelle Analyse der Bewußtseinsphänomene«, 1908, sowie meinen Vortrag auf dem 8. Psychologenkongreß in Leipzig 1923: »Zur Zurückführung der seelischen Akte auf Bewußtseinsinhalte und psychische Dispositionen«, Bericht 1924, S. 208 f.) Für die sogenannten »Apperzeptionsakte«, deren »Funktion« in der willkürlichen oder unwillkürlichen Klärung irgendeiner Region oder Seite des Bewußtseins oder einer Relation zwischen Elementen besteht, habe ich diese inhaltliche Analyse im 5. Kapitel der zitierten Schrift mit dem Untertitel »Die Tätigkeit und der Erfolg des sogen. inneren Willens oder die Apperzeption«, aber auch an vielen anderen Stellen des Buches versucht.

*) So bezeichnet z. B. Quintilian auch die Kategorien des Aristoteles als »Elementa« (3, 6, 23).

des Systems namentlich auf die Betrachtung des ästhetischen Genusses eines fertigen Kunstwerkes beschränkt: »Das dem ästhetischen Anschauen hingegebene Bewußtsein soll in seiner wesenhaften Verfassung beschrieben werden« (Vorrede).

c) Die Dispositions- und Entwicklungshypothesen. Da aber, wie gesagt, zur wissenschaftlichen Beschreibung der Gesetzmäßigkeiten, die in diesen seelischen Akten zutage treten, die Voraussetzung unbewußter Dispositionen unerläßlich ist, so erscheint es als selbstverständlich, daß Volkelt der ästhetischen Wirkung der gegebenen Sinneswahrnehmung des Kunstwerks nicht in einer rein phänomenologischen Analyse des zu erklärenden Bewußtseinserlebnisses auf den Grund kommen kann. Er hat vielmehr überall den innigen Zusammenhang desselben mit jenen hypothetischen Faktoren klar vor Augen, deren Würdigung ihm auch als Interpreten Schopenhauers von jeher vor anderen Psychologen geläufig war.

Schon in der Naturwissenschaft werden aber außer solchen eindeutigen Hypothesen, wie z. B. von der Kugelgestalt der Erde, welche jener Voraussetzung unbewußter seelischer Faktoren überhaupt hinsichtlich der Denknotwendigkeit gleichstehen, auch viel weniger streng beweisbare Annahmen eingeführt, die man jedoch infolge ihrer ausschließlichen Herleitung aus gegebenen Beobachtungen noch zur Erfahrungswissenschaft zu rechnen pflegt. Hierfür geben ja die Astrophysik und Mikrophysik, die Geologie, Prähistorie und Entwicklungsgeschichte der Organismen Beispiele genug an die Hand. Ebenso gehören auch zur »empirischen« Psychologie noch speziellere Hypothesen über die Art und Gliederung jener unbewußten Dispositionen und vor allem über ihre onto- und phylogenetische Entwicklung. Seit der transzendentalphilosophischen Befruchtung der Sinnesphysiologie zur Zeit Johannes Müllers besitzt die Psychologie z. B. über die Entstehung unserer Raumanschauung und über die spezifischen Sinnesenergien, namentlich über die Substrate der Farbenempfindung, sogar eine Fülle solcher mehr oder weniger phantasievoller Substrat- und Entwicklungstheorien. Ihre wissenschaftliche Bedeutung liegt freilich einstweilen vor allem darin, daß sie durch ihre gegenseitigen Widersprüche eine noch etwas genauere Erforschung der zu erklärenden Bewußtseinserscheinungen und Entwicklungsprodukte anregten, als sie

ihnen selbst zur Grundlage gedient hatte. Auch Volkelt bringt in seiner neuen ästhetischen Schrift noch Hypothesen dieser freieren, tiefer greifenden Art, welche die Tatsache der »Einfühlung« entwicklungsgeschichtlich »unterbauen und bis in ihre ersten Anfänge hinab verfolgen sollen«.

Sein Standpunkt in diesen genetischen Fragen bleibt unveränderlich von seinem bekannten Eintreten für die Apriorität der ästhetischen Anlage in der Menschenseele beherrscht, die »als unentwickelte Gesamttendenz in der Wesensgesetzlichkeit des menschlichen Geistes liegt« (Ä. Bew. S. 224) und bei ihrer Bewußtwerdung dem ästhetischen Erlebnis das Gefühl des inneren Wertes, des »Selbstwertes« verleiht. Dessen volle Bedeutung kann dann weiterhin philosophisch bis zu einem mehr oder weniger systematischen Überblick über die einzelnen ästhetischen »Grundnormen« und deren einheitliche »Zweckgesetzlichkeit« geklärt werden.

## 2. Die ästhetischen Grundnormen und ihre gemeinsame Erfüllung.

a) Die normative ästhetische Lust der vier Volkeltschen Grundnormen. Die Befriedigung eines solchen »Grundbedürfnisses« des menschlichen Geistes stimmt natürlich mit derjenigen eines oberflächlicher bedingten Strebens in der Erzeugung eines Lustgefühls überein. Aber Volkelt unterscheidet auch diese allgemeingültigen Lustwirkungen des Kunstwerks bei der psychologischen Grundlegung im ersten Band des »Systemes« ausdrücklich als »normative Lust« von anderen Elementen »der vielgestaltigen ästhetischen Lust«, die weniger in ihrem Mittelpunkte stehen: »Diese durch die Verwirklichung der ästhetischen Grundnormen unmittelbar gegebenen Lustformen werden ohne Zweifel als am meisten charakteristisch für das ästhetische Verhalten, als am eigentümlichlichsten ästhetisch betrachtet werden dürfen« (Bd. 1, S. 344). Schon in seinen beliebten Vorträgen über »Ästhetische Zeitfragen« (1896) begegnen uns einzeln und in ihrer organischen Verbindung vier solcher Grundnormen, die dann im »System« in der strengeren, dieses Namens würdigen Ordnung einer geschlossenen Theorie entwickelt werden. Dementsprechend gibt es auch vier Arten der »normativen« Lust: Voran steht die

»Lust der Einfühlung« als die Freude an der »Einheit von Form und Gehalt«. Auf diese ist unsere sinnlich-geistige Natur im tiefsten Grunde angelegt, wie eben auch in der schon genannten genetischen Untersuchung der neuen Schrift nachgewiesen wird. Daher muß auch die Befriedigung dieser ersten Grundnorm ein besonders starkes Gefühl erzeugen (Bd. 1, S. 351f.). Eine weitere hochwichtige Quelle der ästhetischen Lust ist »das Erfordernis, daß in den Vorstellungen, durch die der ästhetische Gegenstand seinen Sinn erhält, menschliches Leben und Streben, menschliches Schicksal und menschliche Entwicklung nach wesentlichen und charakteristischen Seiten zum Ausdruck kommt«, kurz die Erfüllung der zweiten Grundnorm des Menschlich-Bedeutungsvollen (S. 349f.). Schon in den »Zeitfragen« trat dieser Gesichtspunkt an erster Stelle als spezifisch ästhetischer dem moralischen gegenüber, und Volkelt berief sich dort interessanterweise auf eine Stelle der ersten Auflage des Wundtschen Systemes der Philosophie (Zeitfr. Anm. 10, S. 227). Diese Möglichkeit, daß menschlich Bedeutungsvolles mittels der Einfühlung unser Gemüt so intensiv erregen kann, weckt aber zugleich das Bedürfnis nach Entfernung vom praktischen Leben der wirklichen Welt, nach Entlastung vom Stofflichen: »Der Künstler führt uns den Lebens- und Weltinhalt in überwältigender, herzerschütternder Weise vor, und doch berühren wir dabei die Welt gleichsam nur mit leisem und zartem Flügelschlag. Dies ist nur möglich, weil uns die Kunst im Reiche des Scheines schweben läßt« (Zeitfr., 3. Vortr.: Die Kunst als Schöpferin einer zweiten Welt, S. 98f.). Diesem alten Prinzip des »interesselosen Wohlgefallens« entspricht im »System« die normative ästhetische »Lust der Entlastung« als Äußerung der dritten Grundnorm der Willen- und Stofflosigkeit (S. 354f.). Bei vielen Betrachtern und gerade bei Kennern stehe aber, namentlich in Bau- und Tonkunst und im Kunsthandwerk, die Lust an Gliederung und Einheit an erster Stelle, in der sich eine vierte wesentliche Seite unserer ästhetischen Naturanlage zu erkennen gebe.

b) Die gleichzeitige Erfüllung aller vier Grundnormen als vereinheitlichendes Ziel. Die Einheit des ästhetischen Erlebnisses selbst in seiner Totalität ist jedoch durch seine Verwirklichung eines noch höheren Zweckes bedingt, auf den die menschliche Seele im tiefsten Grunde angelegt ist

und der nur durch die gemeinsame Erfüllung aller vier Grundnormen in den vollkommenen Kunstwerken zu erreichen ist, was dann das höchste ästhetische Glücksgefühl, die »Lust der ästhetischen Gesamtwirkung« (Bd. 1, S. 587) erzeugt. Ähnlich wie Jean Paul in seiner Levana[3]) den »Idealmenschen«, den wir »heimlich von Jugend auf« aus uns zu machen streben, als »harmonisches Maximum aller individuellen Anlagen zusammengenommen« bezeichnet, läßt Volkelt auch die ästhetischen Grundbedürfnisse in ihrer Gesamtheit auf eine solche »Harmonisierung des menschlichen Seelenlebens« hinwirken, die der wahren ästhetischen Befriedigung, zumal den wertvolleren Kunstwerken gegenüber, auch eine spezifisch gefärbte »Einheitsqualität« mit auf den Weg gibt. Für Volkelt ist dies zugleich der einzige Gesichtspunkt, unter dem sich jene Grundnormen zu einer Einheit zusammenfinden, die somit nur eine Einheit des Zieles ist. Durch die Realisierung dieses Zieles besitzt das ästhetische Verhalten »Selbstwert«, d. h. eben einen im tiefsten Wesen des Menschengeistes begründeten Wert, der über alle Zufälligkeiten seiner Stimmungen und wechselnden Zustände erhaben ist (Bd. 3, S. 454). Nach der Betrachtung der vier Grundnormen und ihrer wechselseitigen Ergänzung im ersten Bande wird dieser Selbstwert des Ästhetischen erst am Schlusse des dritten Bandes endgültig begründet und dem absoluten Werte der drei anderen großen Kulturgebiete der Menschheit, der Wissenschaft, Sittlichkeit und Religion, als gleichberechtigt an die Seite gestellt. Von den verschiedenen Seiten, die Volkelt an dieser »Harmonisierung« unterscheidet, erinnert wohl vor allem die »psychologische« an jenes Jean Paulsche Ideal. Sie besage, daß die großen Grundrichtungen des Seelenlebens — sinnliches Anschauen, Phantasietätigkeit, Fühlen, Wollen, Intelligenz — an keiner anderen Werttätigkeit so gleichmäßig beteiligt sind wie an der ästhetischen, bei der sie sämtlich zu reicher, wesentlich mitbestimmender Entfaltung gelangen (Bd. 3, S. 448). Hiermit harmoniert auch Volkelts Abneigung gegen jedes einseitige Vereinheitlichungsstreben bei der Aufstellung seiner Grundnormen, worin er sich mit Fechner ver-

3) Jean Pauls Werke, herausgeg. von K. Freye und E. Berend (Bongs Verlag), VIII. Teil, S. 50 u. 55.

wandt fühlt (Bd. 1, S. 374). Die zweite Norm vom Menschlich-Bedeutungsvollen läßt zunächst den ganzen Umfang der Vorstellungsobjekte ermessen, auf den sich diese allseitige Betätigung beziehen kann, während in der ersten Norm der »Einheit von Form und Gehalt« und der letzten der »Gliederung und Einheit« das in der Harmonisierung erstrebte Ziel der Vereinheitlichung bereits selbst direkt von einer bestimmten Seite her ins Auge gefaßt wird. Menschlich am nächsten aber kommt uns das hohe Ziel einer gleichgewichtsvollen Harmonie zwischen Geistigem und Sinnlichem wohl in der Befriedigung der dritten Grundnorm, als Harmonie zwischen »Belebung und Entlastung«, zwischen »Lebensdrang und Erlösungsbedürfnis«. Auf diese Seite der Harmonisierung trifft auch am meisten zu, was Volkelt zuletzt auf das Ganze bezieht, daß sie »unzählige Male von Denkern, Dichtern, Künstlern verkündet wurde« (Bd. 1, S. 557; Bd. 3, S. 443).

c) Der Begriff des »Gebildes« und des »Implizite-Bewußten« bei der Analyse des ästhetischen Selbstwertes im 3. Bande des Systemes. Die Beschreibung des ästhetischen Selbstwertes im dritten Bande des Systemes läßt aber in phänomenologischer Hinsicht bereits eine ähnliche Entwicklung erkennen, wie sie nunmehr in der neueren Schrift über das ästhetische Bewußtsein auch für die psychologische Einzelbetrachtung zweier Grundnormen, der ersten und dritten, nachgeholt wird, d. h. für die Analyse der »Einfühlung« und des »ästhetischen Scheines«. Die nächste Veranlassung gab seinerzeit im 3. Bande die Betrachtung der seelischen Struktur aller zweck- und sinnvollen »Akte« in der schon S. 190 eingeführten Bedeutung, die Volkelt mit einem Terminus Stumpfs (aus dessen Unterscheidung der seelischen »Funktionen« von den »Erscheinungen«[4]) als »Gebilde« bezeichnet (Bd. 3, S. 438). In der Hervorhebung der Bedeutung, den die zielvolle Einheit dieser »Gebilde« für den absoluten Selbstwert der Geisteserzeugnisse besitzt, weiß er sich namentlich auch mit der Psychologie der Diltheyschen Schule in Übereinstimmung. Dabei unterscheidet er die innere Einheitlichkeit dieser Akte, deren Reich gleichsam eine obere Bewußtseinsschicht bildet, nicht

4) C. Stumpf, Erscheinungen und psychische Funktionen. S.-A. aus den Schriften der K. Preuß. Akad. der Wiss. 1907, S. 28 ff.

nur von der einfachen Aneinanderreihung unserer Empfindungen und Wahrnehmungen und den Einfällen der Erinnerung, sondern auch von den vergleichenden Verknüpfungen, denen wir in dem allgemeinsten, S. 190 gemeinten Sinne bereits eine innere, aktartige Bindung zuerkennen würden (Bd. 3, S. 439). Die phänomenologische Haupttatsache ist aber nun für Volkelt dies, daß der Sinn und Wert, von dem wir auf Grund des apriorischen »Vernunftcharakters« des Menschen in dieser »höheren Schicht« durchdrungen sind, im allgemeinen nicht klar und deutlich, sondern nur gefühlsmäßig oder implizite bewußt ist. Nur »wenn wir uns über uns selbst klar werden, uns verstehen, uns auf uns besinnen wollen, können wir nicht anders urteilen, daß wir in unserem Fühlen und Erleben eine zielvolle Einheit meinen« (Bd. 3, S. 439). Jene Harmonisierung aller Seelenfunktionen im ästhetischen Erlebnis kommt uns daher als sein alle Grundnormen einheitlich befriedigendes Ziel »nicht als eine Zusammensetzung aus verschiedenen Qualitäten, sondern als eine Einheitsqualität, als eine Gesamtqualität neben der Befriedigung der einzelnen Normen als solcher zum Bewußtsein. Ja Volkelt verwendet ausdrücklich auch die Ehrenfelssche Bezeichnung »Gestaltqualität« und veranschaulicht jenes Merkmal durch die bekannte Einheitsqualität eines Dreiklanges neben den Qualitäten der einzelnen Töne.

Nun wird aber ja von Volkelt genauer angegeben, »was das für eine Art Einheit ist«, obgleich sie als solche zunächst ebensowenig wie die Empfindung Rot oder Süß eine unmittelbare Beschreibung zulasse. Es handelt sich dabei eben um die Herausarbeitung des bereits genannten Endzweckes der ästhetischen Gebilde, der »Harmonisierung« unseres Seelenlebens. Auch dieser tiefere Sinn kann jedoch in begrifflicher Klarheit schließlich nur durch wissenschaftliches Nachdenken über das System der absoluten Werte gewonnen werden, das in den letzten Kapiteln des Systems nach dieser Methode behandelt ist. Im allgemeinen aber wird er im ästhetischen Akte als eine gefühlsmäßige Gewißheit erlebt, die als unmittelbare Erfassung ohne Erfahrung im gewöhnlichen Sinne bei Volkelt bekanntlich Intuition heißt. Ihr eigentlicher Inhalt jener Harmonisierung ist hierbei ebenfalls nur implizite bewußt, ebenso wie die rein formale Einheitsqualität, was namentlich in einer Stelle des Schlußabschnittes der neuen

Schrift zum Ausdruck kommt, in dem diese Strukturprobleme unter dem Titel: »Der Gebildcharakter des ästhetischen Verhaltens« in einer kurzen Rekapitulation der Schlußkapitel des 3. Systembandes behandelt sind: Nur »wenn wir uns auf uns selbst besinnen, werden wir des Ästhetischen als eines inneren Wertes inne«. Und »nur wer, mindestens in dem Sinne des Implizite-Bewußten*), in seinem ästhetischen Verhalten des Ästhetischen als eines der großen Lebens- und Kulturwerte, als eines zum vollen Menschentum gehörenden Wertes gewiß ist, befindet sich wahrhaft auf der Stufe des ästhetischen Erlebens« (Ä. B. S. 223). Dabei wird aber die begriffliche Fassung des ästhetischen Selbstwertes nicht nur direkt durch die Selbstbesinnung erreicht, sondern namentlich auch indirekt nach dem Kontrastprinzip »herausgereizt« (Bd. 3, S. 462), indem man sich möglichst lebhaft in eine gegenteilige Auffassung hineinzuversetzen sucht: »Je stärker und ungeteilter wir uns der Gesamtqualität des ästhetischen Eindrucks hingeben, um so unwiderstehlicher bemächtigt sich unser die Gewißheit: es gehöre zum Sinn des menschlichen Lebens und Strebens, daß in der Natur des Menschen Kräfte und Mittel liegen, um die Dualismen zu versöhnen und die Mißklänge in Einklang aufzulösen . . . Je mehr wir uns in das Beglückende und Heilbringende dieser Harmonisierung hineinversetzen, um so mehr lehnt sich in uns ein starkes Etwas gegen die Annahme auf, daß dazu nur eine zufällige glückliche Anlage einiger Individuen führe, das Menschliche in seinem Grunde aber damit nichts zu tun habe« (Bd. 3, S. 460). Freilich wird zugleich zugestanden, daß diese »Gefühlsgewißheit« des ästhetischen Selbstwertes schwächer sei als etwa beim ethischen und religiösen Selbstwert. Denn der Gedanke, daß diese inneren Wirkungen nur für eine Schar von Auserwählten da seien, mache dieses Gefühl nicht so illusorisch, wie etwa das Pflichtbewußtsein oder die Religiosität es werden müßten, wenn man die hierbei gefühlsmäßig erfaßte Allgemeingültigkeit aufgehoben dächte.

---

*) Mit diesem Stern deute ich bei Zitaten wieder an, daß die Sperrung erst hier erfolgt ist.

5) Wohl aber wieder Ästh. Bew., Schlußabschnitt.

3. Die Fortsetzung und Erweiterung der Tendenz des 3. Systembandes in der neuen Schrift.

a) Die stärkere Betonung des Gegenständlichen. Man versteht, daß Volkelt von der Sphäre des dunkel oder implizite Bewußten nunmehr in seiner neuen Schrift auch bei der psychologischen Detailanalyse der einzelnen Seiten des ästhetischen Erlebnisses gern einen umfassenderen Gebrauch machte als im ersten Systemband, nachdem ihm dieser Gesichtspunkt bei der Beschreibung jenes noch viel schwerer nachweisbaren Gefühles des Selbstwertes im Sinne jener Harmonisierung so gute Dienste geleistet hatte. Doch ist hierbei die scharfe begriffliche Unterscheidung zwischen dem implizite Bewußten und dem völlig außerbewußt Dispositionellen, wie wir später sehen werden, keineswegs verloren gegangen.

Da aber die äußere Sinneswahrnehmung des Kunstwerkes gerade durch die Berücksichtigung dieser unentwickelten Bewußtheit mit ihrer impliziten ästhetischen Wirkung viel inniger »verschmolzen« erscheint, so hängt mit dieser ersten Umbildung der psychologischen Beschreibung auch die weitere Modifikation zusammen, daß das Ästhetische, wie der Verf. sagt, »bedeutend mehr« als nach der früheren Darstellung im ersten Systemband »auf die Seite des Gegenständlichen fällt (ohne daß doch damit die Psychologie verlassen würde)«. Dadurch soll offenbar auch der objektive Charakter der ästhetischen Normen noch mehr betont werden, der »die ästhetische Befriedigung als sachlich wertvoll, gleichsam als Ausstrahlung eines menschlich-bedeutungsvollen Wertes« (Ä. B. S. 224) erscheinen läßt. Umgekehrt soll die inhaltliche Grundlage dieses »Selbstwertes« von ihrer subjektivsten Auswirkung im persönlichen Gefühl der »ästhetischen Lust« schon rein phänomenologisch noch weiter abgerückt werden, so daß nicht etwa diese persönliche Reaktion, die nach Volkelt sehr verwickelt und variabel bedingt ist, als das Primäre und Wesentliche erscheint. Denn hieraus entspränge nach seiner Meinung unausbleiblich ein skeptischer Individualismus und Relativismus ohne die Möglichkeit allgemeingültiger Normen oder gar eines absoluten Selbstwertes.

b) Die Beibehaltung des alten Standpunktes bezüglich der empirisch-psychologischen Methode. Soweit aber diese »normativen« Fragen am Schlusse

der neueren Schrift überhaupt in Betracht gezogen werden, scheint auf den ersten Blick die kurze Andeutung ihrer Lösung im Sinne des dritten Systembandes jetzt mit der Psychologie als Erfahrungswissenschaft in engerer Fühlung zu bleiben, als dies früher der Fall war. So wird das Problem, wie der Selbstwert aus der apriorischen Bedingtheit in den tiefsten Dispositionen des ästhetischen Bewußtseins abzuleiten ist, jetzt einfach der Psychologie im allgemeinen zugeschrieben. Die »Psychologie«, so heißt es jetzt zum Schlusse, »kann bei der bloßen Bewußtseinserscheinung des Selbstwertes nicht stehen bleiben«. Die »Psychologie« wird auf das ästhetische Apriori hingeführt, wenn sie hierbei auch an einem besonders schwierigen Punkte angelangt erscheint. Psychologisch muß zu dieser Herauslösung der apriorischen, selbstwerterzeugenden Grundtendenz aus den empirisch gegebenen Erlebnissen insbesondere das spezielle Problem zu beantworten sein, wie man sich »die unübersehbaren individuellen Unterschiede« in der konkreten Verwirklichung dieser Grundanlage des menschlichen Geistes zu denken habe. Wir werden auch hier wiederum an jenes Ideal der Harmonisierung in Jean Pauls »Levana« erinnert, das in den Einzelwesen »ungeachtet aller Ähnlichkeit des Wohllautes« doch immer nur in verschiedenen »Tonarten« verwirklicht werden könne[6]). Gerade die Anwendung der empirischen Psychologie auf die Geisteswissenschaften in der Diltheyschen Schule, mit der Volkelt bei der gemeinsamen Abhängigkeit von Hegel ohne Preisgabe eigener Prinzipien seine Darstellung leicht in Einklang bringen konnte, betrachtet es als eine ihrer Hauptaufgaben, den Aufbau der verschiedenen lebensmöglichen Typen aus einzelnen Grundrichtungen zu verstehen, also von der im engsten Sinne empirischen Induktion und Analyse zur theoretischen Deduktion und Synthese überzugehen. Man hat bei der Verfolgung dieses Zieles auch die Gesichtspunkte der neueren differentiellen Psychologie so weit als möglich zu berücksichtigen gesucht, die sich ihrerseits durch die Hineinnahme alles Pathologischen und Entarteten von den allgemeingültigen Normen teilweise am weitesten entfernt, soweit solche Anomalien nicht in einseitigen Steigerungen wertvoller Seiten der Persönlichkeit bestehen. Volkelt hat sich in diese charakterologischen Probleme bezüglich des

6) A. S. 195 zit. O. S. 55.

Künstlers selbst im dritten Systemband vertieft und die typischen Kombinationsmöglichkeiten künstlerisch dargestellter Personen namentlich im zweiten Band seines Systemes geordnet, bei der Analyse der »ästhetischen Grundgestalten«. Gerade Jean Pauls Romane stellten ihm hierfür durch ihre eigenartigen, von ihm aber als durchaus echt anerkannten Charaktere interessante Aufgaben, die er bekanntlich schon in einer Vorarbeit, seinem Beitrag zur Haym-Gedenkschrift »Die Kunst des Individualisierens bei Jean Paul« zu Ehren unseres heimischen Dichters gelöst hat.

So führt also die rein empirisch-psychologische Betrachtung des konkreten Bewußtseinsverlaufes durch solche Analysen und Synthesen der individuellen Kombinationen der elementarsten Triebkräfte des Geisteslebens und ihrer in sich harmonischen Typen völlig stetig zu der Ergründung dieser letzten Elemente selbst und der Aufstellung einer ganz allgemeinen, höchsten ästhetischen Zieleinheit ihrer allseitigen harmonischen Betätigung. Deshalb dürfte aber Volkelt auch die normative Betrachtung in der Ästhetik wie in der allgemeinen philosophischen Wertlehre zu der psychologischen Betrachtung nicht mehr in Gegensatz bringen. Sieht man aber genauer zu, so hat die Verfeinerung und Vertiefung der psychologischen Grundlegung in Volkelts neuerer Schrift in dieser Hinsicht doch keine greifbare Änderung seines bisherigen Standpunktes herbeizuführen vermocht. Er hält vielmehr erstens nach wie vor an der scharfen Trennungslinie fest, die er in seiner von ihm ausdrücklich als »normativ« bezeichneten Ästhetik schon immer zwischen der psychologischen und normativen Methode gezogen hat, und zweitens glaubt er zur endgültigen Sicherung des ästhetischen Selbstwertes der Metaphysik nicht entraten zu können: »Freilich muß diese (psychologisch-ästhetische) Methode«, so heißt es auch jetzt wieder in dem einleitenden Abschnitt (Ä. B. S. 42), »eine wesentliche Ergänzung erfahren: sie muß durch normative, werttheoretische und schließlich durch metaphysische Erwägungen über sich hinausgeführt werden.« Doch will er dieser Synthese in dem neuen Buche eben wegen seiner spezifisch psychologischen Aufgabe nicht weiter nachgehen. Es schließt vielmehr nach der Erreichung jener höchsten Fragen unter Hinweis auf sein »System« an dem Punkte, wo nach seiner Grundauffassung die psychologische in die normative Ästhetik übergeht.

Man kann also zwar nicht energischer, als es Volkelt schon immer und auch in dieser Schrift wieder getan hat, für die Notwendigkeit einer »psychologischen Grundlegung« der Ästhetik eintreten, welche die tatsächlichen ästhetischen Erlebnisse festzustellen, zu zergliedern und zu verknüpfen hat. Auch sagte er schon in den »Ästhetischen Zeitfragen«, daß die Ästhetik nicht in einem Teile psychologisch, in einem anderen normgebend sei, sondern »beides, Analysieren und normatives Verhalten, gehe Hand in Hand« (S. 208). Volkelt sucht also spezifisch ästhetische Normen überall psychologisch klar zu machen. Indessen soll die normative Grundlegung ganz allgemein, also schon in ihrem empirischen Teil des 1. Systembandes, der psychologischen Grundlegung gegenüber nicht nur völlig selbständig sein, sondern sie bleibt ihr nach Volkelt in der Ästhetik insofern übergeordnet, als die psychologische Analyse »keine Gewähr dafür zu bieten vermag, daß das ihr Vorgelegte ein bestimmtes menschliches Wertgebiet und nichts anderes umfasse«. Denn »die Psychologie komme mit ihren Mitteln niemals über Feststellung, Zergliederung, Verknüpfung des Tatsächlichen hinaus« (Bd. 1, S. 368).

c) Zur Kritik des Volkeltschen Standpunktes. Soll aber in den ästhetischen Grundnormen wirklich »nichts Geheimnisvolles oder Mystisches liegen« (Bd. 1, S. 368), dann darf man in ihnen wohl nur eine praktische Wendung der Konstatierung solcher Verknüpfungstatsachen sehen, in denen bestimmte Voraussetzungen mit wertvollen Folgen verbunden erscheinen. In gewissem Sinne handelt es sich also für uns einfach um angewandte Psychologie solcher höherer Verbindungen und Verlaufsformen, die eine in sich zweckmäßige, wertvolle Entwicklung darstellen. Sie unterscheidet sich allerdings von der relativistischen, gewissermaßen »sophistischen« Anwendung im Sinne des Platonischen Gorgias, die z. B. ein mit dem Publikum experimentierender Künstler von seinen Erfahrungen über die zufälligen, beliebig minderwertigen Geschmacksrichtungen seiner Kunden zu machen sucht, durch die Stellung der hierbei verwerteten Erfahrungstatsachen, d. h. der zu befriedigende Bedürfnisse, in dem Ganzen der menschlichen Persönlichkeit. Das sind aber doch Abstufungen, die in dem Umfange, in welchem sie für die ästhetischen Werte und Normen in Betracht kommen, durchaus in den Bereich einer empirisch-psycho-

logischen Analyse der vollkommenen Kunstwerke fallen.

Die werttheoretisch wichtigste Bruchstelle in der Anwendung empirisch-psychologischer Methoden liegt bei Volkelt denn auch an dieser Stelle, wo die hypothetischen Dispositionsbegriffe in die tieferen Quellen unseres Wertens und Wollens hinabführen, aus denen neben anderen Kulturzielen auch jene »Harmonisierung« des Seelenlebens als spezielle Aufgabe der ästhetischen Kultur entspringt, die im 1. Systembande auch bereits rein empirisch in ihrem hohen unersetzlichen Werte vollinhaltlich erfaßt ist. Volkelt glaubt diese höhere Normierung erst durch einen neuen absoluten Wertgesichtspunkt endgültig begründen zu können und hält es für die Anerkennung eines ästhetischen »Selbstwertes« für entscheidend, daß jenes vereinheitlichende Ziel der Harmonisierung als eine höchste Aufgabe der göttlichen Weltordnung erfaßt wird. Zu einer absoluten Normierung in diesem Sinne reicht aber natürlich die Erfahrung keines Gebietes mehr aus. Volkelt sucht sie seinerseits mit klarem Bewußtsein auf die Metaphysik im strengen Sinne des Wortes zu gründen, d. h. auf die verstandesmäßige Beantwortung der höchsten Fragen, die ihrem Wesen nach zu einer empirischen Behandlung eine unendliche Erfahrung voraussetzen würden. Auch in den oben zitierten Formulierungen höchster psychologischer Aufgaben am Schlusse der neuen Schrift (s. S. 200f.) dachte er also wohl nur an eine metaphysische Psychologie, welche die Grundbedürfnisse in verschiedenen Kombinationstypen in die göttliche Weltordnung eingefügt denkt.

Nun ist gewiß zuzugestehen, daß auch unsere ästhetischen Erlebnisse von unserer Überzeugung bezüglich der letzten Dinge nicht unabhängig bleiben können, wenn diese ihren Namen verdient und keine bloße Fiktion, kein »Als ob« ist. Denn als ein subjektiv festes Wirklichkeitsbewußtsein muß unsere metaphysische Weltanschauung mit unserem ganzen Leben vor allem auch das ästhetische Verhalten durchdringen, in dem wie in keinem anderen alle Seiten der Persönlichkeit gleichmäßig zur Geltung kommen, und sie wird je nach der Art des Glaubensinhaltes fördernd oder störend und entartend wirken. Für das System der normativen Ästhetik in seiner Gesamtheit handelt es sich jedoch zunächst darum, ob nicht doch schon vom rein empirischen Standpunkt aus festere Wertgesichtspunkte zu

gewinnen sind, als es Volkelt anzunehmen scheint. Schließlich wird sich aber auch noch ergeben, daß umgekehrt die empirischen Wertungen bereits ihrerseits für die Befestigung einer wertvollen Überzeugung in den höchsten Fragen unerläßlich sind.

## Überleitung.

### Der Plan der folgenden Abhandlung und ihr Verhältnis zu Volkelt.

Die hiermit begonnene Kritik des Volkeltschen Standpunktes in diesen erkenntnistheoretischen Grundfragen der allgemeinen und speziell der ästhetischen Werttheorie soll aber erst im letzten Abschnitt dieser Untersuchung fortgesetzt werden. In den drei vorangehenden Abschnitten prüfen wir dagegen im engen Anschluß an seine neue, hier im Vordergrund des Interesses stehende Schrift über das ästhetische Bewußtsein seine psychologische Analyse des ästhetischen Bewußtseins im allgemeinen und der beiden Hauptfaktoren des ästhetischen Erlebnisses der »Einfühlung« und des »ästhetischen Scheines«, denen diese Schrift vor allem gewidmet ist. Denn unsere normative Schlußbetrachtung braucht auch in ihren höchsten, vereinheitlichenden Zielen den empirischen »Grundnormen«, die Volkelt zugleich unter objektivster Berücksichtigung der Ergebnisse seiner Vorgänger und seiner Zeitgenossen Th. Lipps, Conrad Lange, Karl Groos, Dessoir u. a. gesammelt hat, keinen neuen Wertgesichtspunkt hinzuzufügen. Sie hat vielmehr nur den inneren empirisch-psychologischen Zusammenhang jener vier Grundnormen selbst etwas weiter zu verfolgen und auf den Zusammenhang ihrer einheitlichen Erfüllung mit den Grundlagen aller Wertungen überhaupt hinzuweisen. Hierdurch versuchen wir also einen gewissen Relativismus und Skeptizismus zu überwinden, dem Volkelt selbst sich ausgesetzt sieht, solange er sich nach psychologisch-empirischer Methode in die überwältigende Fülle der tatsächlichen Gestaltungen des Ästhetischen versenkt. Durch unsere Beibehaltung des Volkeltschen Fortschreitens vom Einzelnen zum Allgemeinen soll uns aber sein der Münsterbergschen Wertphilosophie gemachter Vorwurf erspart bleiben, daß wir durch unklare Einmischung von Wert-Intuitionen, deren Inhalt nur durch die Meta-

physik verstandesmäßig geklärt und gesichert werden könne, unsererseits einfach kritiklos eine Metaphysik »errafft« hätten (Bd. 3, S. 463), anstatt Werterfahrungen zu relativ allgemeingültigen wissenschaftlichen Werturteilen zu verarbeiten.

In der Auffassung des ästhetischen Erlebnisses und dessen, was es für uns wertvoll macht, werden also auch die kritischen Betrachtungen des Schlußabschnitts mit dem System Volkelts in engster Fühlung bleiben können. Hat ja doch auch seine ästhetische Metaphysik, weil ihre »Weltteleologie« ähnlich wie das Wundtsche System der Philosophie sich enge an die Erfahrung anschließen will, in methodischer Hinsicht teilweise ähnliche Gegner wie die empirische Psychologie selbst. So bekämpft Volkelts neue Schrift vor allem auch wieder die transzendental-philosophische Richtung, wie er es schon im 3. Bande S. 479ff. getan hatte, nachdem er neun Jahre zuvor, im 1. Bande, noch nicht zu der Untersuchung genötigt gewesen sei, »ob die normative Ästhetik durch eine nichtpsychologische und trotzdem keineswegs metaphysische Methode begründet sein könne« (Fiedler, Konnerth, Cohen, Leonore Kühn, Krystal, Jonas Cohn). Dabei unterscheidet er einen synthetischen oder progressiven transzendentalen Weg, der ästhetische Normen aus allgemeineren Geltungen des Bewußtseins rein gedankenmäßig zu deduzieren sucht, von einem analytisch-regressiven, der nach dem Vorbild der Kantschen Fragestellung, wie mathematische und naturwissenschaftliche synthetische Urteile a priori möglich seien, aus der Geltung apriorischer ästhetischer Werturteile selbst deren transzendentale Voraussetzungen ableiten will (S. 31—42). Der positive Teil dieser Kritik charakterisiert sein eigenes Ideal der Aufsuchung der Normen — um mit Fechner zu sprechen — eigentlich ganz als eine normative Ästhetik »von unten«: »Die ästhetischen Normen und Geltungen können nur so gewonnen werden, daß der Ästhetiker erstens sein Bewußtsein auf die ästhetischen Normen hin einstellt und zweitens seiner so gerichteten Aufmerksamkeit die jeweils geeigneten ästhetischen Erfahrungen als Anreiz zu der Frage vorlegt, welche Normen sich darin erfüllt zeigen. Und zweckmäßigerweise wird er sich mit diesen Erfahrungen nicht in ihrem rohen, unverarbeiteten Zustande, sondern mit den psychologisch gesichteten, psychologisch analysierten ästhetischen Erfahrungen in enge Berührung setzen« (Ä. B. S. 36), »aus dem psychologisch durchgearbeiteten Er-

fahrungsstoff (werden sich) die prinzipiellsten, allgemeinsten ästhetischen Normen herausheben«. In seinem »System« habe er diesen Weg eingeschlagen (S. 37), der heutige Transzendentalismus scheint ihm dagegen »die Philosophie, in schroffem Gegensatz zu Kant, in die äußerste Wirklichkeitsferne rücken zu wollen ... (Der Kulturphilosoph) soll das, was nur aus tausendfältig verschlungenen Erfahrungen herausgearbeitet werden kann, auf dem Wege der sich vornehmer dünkenden Begriffsdialektik erzeugen ... Aber auch ... der dürftige Inhalt, den (seine Formel) in sich schließt, stammt aus dem Zusammenhang, in dem sich der Transzendentalphilosoph beim Aufstellen der Formel insgeheim mit der Kulturerfahrung befunden hat«[7]). Volkelt will also durch seine Metaphysik seiner im wesentlichen empirischen Ästhetik sozusagen nur eine besondere Sanktion erteilen.

In der Allgemeingültigkeit, die unser Schlußkapitel auch schon diesen Werterfahrungen nach einer wissenschaftlichen Verarbeitung zugesteht, wie sie bei keiner Erfahrungswissenschaft

---

7) Auch die phänomenologische Methode Husserls (vgl. dieses Archiv Bd. 34, 1915, S. 565) und die Meinongsche gegenstandstheoretische Analyse des schönen Gegenstandes bei Witasek, die ebenfalls vom ästhetischen Urteil ausgeht, bleibe dem ursprünglichen Erleben des ästhetischen Bewußtseins ferne. — Im übrigen dürfte freilich gerade von diesen Philosophen die Umbildung des Systems in der einen der beiden schon genannten Richtungen wesentlich mit angeregt sein, wonach das Ästhetische ihm nunmehr bedeutend mehr auf der Seite des Gegenständlichen zu liegen scheine. Hatte doch Volkelt schon im System für eine Gruppe der Einfühlung Witasek ihre Auffassung als Vorstellung zugestanden, indem er bereits damals die unten (III, 1, a) genannte »Gewißheit der Möglichkeit des Fühlens« hinzufügte, und ihm eingeräumt, daß der eingefühlten Regung auch da, wo sie wirkliches Gefühl sei, »ein gewisser abschwächender Vorstellungszusatz« beigemischt sei (I, S. 187). Einen ähnlichen Einfluß scheinen auf diese Umbildung die von ihm wiederholt gelobten Aufsätze Moritz Geigers über das Einfühlungsproblem ausgeübt zu haben, der wohl auch gerade durch seine Synthese von Th. Lipps und Husserl hierzu ganz besonders befähigt war. Dennoch betont Volkelt sowohl gegen die schon genannten Richtungen als auch namentlich gegen die »reine Kunstwissenschaft«, daß die beschreibende Analyse dieser nur im Erlebnis der ästhetischen Betrachtung vorkommenden Gegenständlichkeit durchaus in die Psychologie gehöre. Auch die Behandlung der Wahrnehmungsinhalte als solcher, d. h. der reinsten Gegenständlichkeit, abgesehen von jedem ästhetischen Ausdruck, die von manchen Phänomenologen bisweilen als »physisch« aufgefaßt wird, weist Volkelt mit Recht einer »objektiven Psychologie im weitesten Sinne« zu.

fehlen darf, wird der Kundige namentlich den Einfluß meines verehrten Lehrers Theodor Lipps erkennen, dessen Hauptwerk »Die Grundtatsachen des Seelenlebens« (1883) nicht nur bezüglich der Annahme eines wissenschaftlichen Dispositions- und Seelenbegriffs, sondern auch durch Erforschung philosophisch wichtiger Grundtatsachen des Wertbewußtseins für die heutige Psychologie maßgebend geblieben ist (vgl. V, 2). Auch dies bleibt ein Berührungspunkt unserer Ausführungen mit dem Standpunkt Volkelts, der diesem selbständigen und feinfühligen Denker einen wesentlichen Einfluß auf sein System eingeräumt hat.

Bevor wir uns aber der psychologischen Analyse im einzelnen zuwenden, wollen wir erst noch kritisch zu der speziellen Frage Stellung nehmen, was Volkelt bisher von der experimentellen Behandlung psychologisch-ästhetischer Fragen hielt. Da das Wesen aller wissenschaftlich brauchbaren Erfahrung durch das Experiment besonders unmittelbar veranschaulicht wird, so kann diese Vorbetrachtung dem starken methodischen Einschlag unserer späteren Diskussionen in der von uns gewünschten Richtung eines kritischen Empirismus am besten vorarbeiten.

## I. Volkelts Stellung zur experimentellen Ästhetik.

### 1. Volkelts Haupteinwand gegen die spezifisch ästhetische Verwertbarkeit des Experimentes.

Die psychologische Grundlegung, die Volkelt in seinem System der normativen Betrachtung vorausgeschickt hat, erscheint in methodischer Hinsicht dadurch nicht unwesentlich eingeschränkt, daß er die experimentelle Analyse wenigstens dem vollwertigen ästhetischen Erlebnis gegenüber für unzulänglich erachtet. Die experimentelle Psychologie, so heißt es schon im Anfang (Bd. 1, S. 36f.), könne »immer nur ästhetische Vorfragen einfachster Art« lösen. Die ausführlichere Begründung dieser Einschränkung gibt er dann nach seiner psychologischen Analyse der ersten Grundnorm, der Einfühlung, im dritten Abschnitt (Bd. 1, S. 436f.) bei der Ablehnung der »formalistischen Ästhetik«: »Wenn alle Farben, Töne, Gestalten ihren ästhetischen Wert erst durch die Ein-

fühlung erhalten«, so dürfen experimentelle Untersuchungen über die Lust und Unlust, die sich an die Wahrnehmung der Kombinationen von Farben oder Tönen, von rhythmischen Reihen der Taktschläge eines Schallhammers, von Rechtecken mit bestimmten Seitenverhältnissen u. ä. »unter Absehen von den eingefühlten Stimmungen und Regungen« zu knüpfen pflegten, nicht eigentlich als ästhetische bezeichnet werden. Diese »sogenannten experimentellen ästhetischen Untersuchungen« könne er daher nur »als Untersuchungen über gewisse feinere Formen des Angenehmen« und somit als »vorästhetisch« gelten lassen, wie er auch die »ästhetischen Elementargefühle«, die bei jenen Wahrnehmungskombinationen nach der Wundtschen Terminologie erlebt werden, nur »unterästhetisch« nennt.

Selbst wenn man aber bei der Instruktion eines Beobachters von Ton- und Farben-Akkorden zunächst wirklich Wert darauf legen wollte, daß er »grundsätzlich von aller symbolischen Stimmungsbeseelung abzusehen« habe, und glauben würde, daß die korrekte Befolgung dieser Instruktion psychologisch überhaupt möglich sei, so hätte man ein solches Experiment als ein »ästhetisches« schlechthin zu bezeichnen, soweit es methodisch aus einer rein ästhetischen Fragestellung entspringt und zu dem Verständnis des vollwertigen ästhetischen Erlebnisses einen direkten Beitrag zu leisten hat. Unsere Überzeugung, daß ein ästhetisches Verhalten, und sei es auch noch so vorübergehend, stets einen Einfühlungsakt in irgendeiner Form in sich birgt, ist doch schließlich nur eine Theorie. Ihre Kritiker können den experimentellen Nachweis versuchen, ob nicht doch entscheidende Gefühlserlebnisse des vollwertigen ästhetischen Erlebens übrig bleiben, wenn es ihnen wirklich durch eine willkürliche Einstellung gelingen sollte, einem in irgendeiner Hinsicht schönen Objekt gegenüber alles Einfühlungsartige zu unterdrücken. Ja ich könnte mir auch zur Sicherung unserer Theorie nichts Wirksameres denken als das experimentelle Ergebnis, daß mit der tatsächlichen Ausschaltung der Einfühlung gegenüber der Auslösungsursache eines jener sogenannten »ästhetischen Elementargefühle« das Charakteristische dahinschwindet, das wir von wirklichen Kunstwerken her als das eigentlich Ästhetische kennen und schätzen gelernt haben, — falls nur eine solche willkürliche Elimination alles Einfühlungsartigen so leicht möglich wäre. Keinesfalls dürfte aber ein experimentum crucis von

so entscheidender Bedeutung für zentralste ästhetische Fragen als ein nur »vorästhetisches« bezeichnet werden.

## 2. Die tatsächliche Beteiligung der Einfühlung bei ästhetischen Experimenten.

Der Erfolg von psychologischen Experimenten über Gefühle ist ganz davon abhängig, ob die Versuchsperson diese in vielen Richtungen unklaren Bewußtseinsinhalte in der Art und Stärke, wie sie für die Untersuchung in Frage kommen, mit ihrer Selbstbeobachtung hinreichend genau zu erfassen vermag, um sie in das System verwandter Regungen begrifflich richtig einzuordnen und das Ganze richtig wiederzugeben. Wenn also Einfühlungsakte auch in ihren weniger auffälligen Graden in dieser Weise sichergestellt werden sollen, so genügt es nicht, daß nur gewisse Hauptqualitäten, wie Lust, Unlust, Erregtheit, Spannung usw. richtig wiedererkannt werden, sondern es ist ein ganzer Komplex feinerer Regungen mit seinen inneren Beziehungen und Gegenüberstellungen zu analysieren. Ist man sich aber in dieser Weise über das allgemeinste Wesen der Objektivierung gefühls- und willensartiger Tatbestände einmal hinreichend klar geworden, so wird man wohl überhaupt keine Wahrnehmungsgegenstände mehr ausfindig machen können, denen gegenüber man bei der praktisch »interesselosen« Hingabe an das »Schauen« oder »Wahrnehmen« als solches, wie es gerade im ästhetischen Experiment am nächsten liegt, nicht eine solche »Einfühlung« erleben würde. Auch kenne ich keine willkürliche Einstellung, durch die wir uns bei dieser Hingabe an die einfache Wahrnehmung selbständiger Dinge so »apathisch« verhalten könnten, daß wir uns nicht nur der Vergegenwärtigung von Zustandsgefühlen, sondern auch von impulsiven Elementen in ihnen prinzipiell entschlagen könnten. Eine dahingehende Instruktion müßte von einer Versuchsperson, welche sie wirklich in ihrer ganzen Tragweite erfaßt, sehr bald als ebenso unausführbar erkannt werden wie etwa die Aufgabe, überhaupt keine Bewußtseinsinhalte mehr zu haben. Auch alle Mittel, welche den ästhetischen Einschlag in allen unseren Wahrnehmungserlebnissen sozusagen zu dosieren vermögen, wie es z. B. neulich E. Jaensch in seinem Vortrage auf dem Münchener Psychologenkongreß von der Einschaltung eines gewissen dioptrischen Mediums behauptete, vermögen doch niemals dahin zu

wirken, daß die uns umgebenden Kräfte in gar keiner Weise mehr unmittelbar impulsiv vergegenwärtigt werden. Denn der vielfältige Reflex unserer emotionalen Erfahrung an der sinnlich-räumlichen »Oberfläche« der Wahrnehmungs- und Vorstellungsinhalte unseres Bewußtseins könnte nur mit diesem selbst zum Erlöschen gebracht werden.

Diese Allgegenwart der Einfühlung in der einfachen Sinneswahrnehmung als solcher werden wir in unseren späteren theoretischen Betrachtungen namentlich im Anschluß an Volkelts genetische Analyse in der allgemeinen Struktur und Gliederung des Bewußtseins tief begründet finden. Hier handelt es sich uns zunächst nur um die methodische Konsequenz dieser Tatsache für die Möglichkeit vollwertiger ästhetisch-psychologischer Experimente, bei denen gerade das Wesentlichste, die ästhetische Einfühlung, nicht zu kurz kommt. Daß wir uns auch den einfachsten Farben- und Ton-Kombinationen, den einfachsten Raum- und Zeitformen gegenüber bei der experimentellen Gefühlsanalyse ohne besondere Störungen bereits wirklich ästhetisch verhalten können, beruht eben auf der nämlichen Durchdringung unseres gesamten Seelenlebens mit dem ästhetischen Gesichtspunkt, die sich auch schon bei der Herstellung solcher einfachster Wahrnehmungsobjekte, also in jeder werktätigen Beschäftigung auch außerhalb des eigentlichen Kunstgewerbes, und dann auch in jeder Anordnung und Handhabung lebloser Gegenstände äußert. Auch hier ist der Kontrast das allbekannte psychologische Prinzip, durch das diese ästhetischen Faktoren zu einer leichteren Erfassung in der Selbstbeobachtung »herausgereizt« werden, um wieder den anschaulichen Ausdruck zu gebrauchen, den Volkelt an der oben S. 198 erwähnten Stelle sogar für die Ausdehnung dieser Methode auf die höchsten ästhetischen Werte angewandt hat. Es braucht einem solchen, vermeintlich ganz ohne Innenseite vergegenwärtigten Objekt unserer Umgebung nur irgend etwas zu »widerfahren«, durch Stoß, Verschiebung, Zerstücklung, oder irgendeine wesentliche Verschlechterung seines Zustandes, und sofort fühlen wir, daß wir soeben auch schon vorher innerlich noch anderen Anteil an ihm genommen haben als bei einem bloßen Dasein seiner sinnlichen Oberfläche in unserem Bewußtsein. Alles sogenannte »Elementar-Ästhetische« ist also nur ein Ästhetisches von ge-

ringerem Gehalt und Wert, dessen Erfassung aber auch bei ihm stets in einer spezifisch ästhetischen Einstellung geschieht, die ihres Kernes, der Einfühlung, niemals ganz entbehrt.

Wenn wir aber gar bereits an so wertvolles experimentell-statistisches Material denken, wie die Ermittlung der Bedeutung, die dem »goldenen Schnitt« bei dem ästhetischen Eindruck von Rechtecken und anderen Flächenformen zukommt, so liegt hier schon ein ganz spezifischer Erfolg der Einfühlung vor. Denn bei der bevorzugten Form stehen die vergegenwärtigten Kräfte in den zueinander senkrechten Richtungen in einem gewissen Verhältnis, dessen Wert Th. Lipps im einzelnen zu ergründen versucht hat. (Vgl. Volkelts System Bd. 2 S. 33 ff.)

### 3. Der Nachweis der Einfühlung bei ästhetischen Experimenten mit kurzdauernden Expositionen.

Es muß aber freilich der Volkeltschen Einschätzung des Experimentes für die Ästhetik zugute gehalten werden, daß man es bisher zum Teil als seine Hauptaufgabe betrachtete, diesen wichtigen Faktor des ästhetischen Eindrucks ausdrücklich als nebensächlich hinzustellen. Wer also nicht die Art der Verwertung dieser Experimente einer einschneidenden Kritik unterziehen wollte, konnte vom Standpunkte der Einfühlungsästhetik aus wirklich leicht versucht sein, sich dieser Einwände einfach durch die Annahme zu erwehren, daß die experimentelle Methode als solche an dieses Problem überhaupt nicht heranreiche. Hat doch kein Geringerer als O. Külpe seinerzeit gemeint, aus Selbstbeobachtungen seiner Versuchspersonen nach kurzdauernder Exposition von Bildern die Th. Lippssche Theorie widerlegen zu können, daß spezifisch ästhetische Erlebnisse stets eine Einfühlung enthalten. Der negative Befund dieser Vpn., die z. B. Landschaften hierbei als »schön« bezeichneten, ohne sich bei der Erinnerung an den momentanen Genuß irgendwelcher Einfühlungsfaktoren entsinnen zu können, ist aber natürlich für denjenigen, der die Schwierigkeit der Erfassung unklarer Gefühlselemente sogar bei gleichzeitigem Genuß eines Kunstwerkes kennt, noch keineswegs mit dem wirklichen Fehlen der Einfühlung im Bewußtseinsakte der kurzdauernden Betrachtung identisch. Kann ja doch auch nur der allergeringste Teil der optischen Wahrnehmungselemente, soweit er maximal klar erlebt wurde, nachträglich richtig und sicher wiedergegeben werden. Ich ließ denn auch die

Deutung, die Külpe seinen Versuchen bei seinem glänzenden Sammelreferate über den damaligen Stand der experimentellen Ästhetik auf dem Würzburger Psychologenkongreß gab, nicht unwidersprochen. Leider stellte Külpe in seiner Erwiderung meinen Einwand so dar, als ob ich mit jener Verteidigung meines Lehrers Th. Lipps der nichtexperimentellen Analyse in der Psychologie schlechthin ein Vorrecht einräumen wollte, während ich mich doch nur gegen die Anlage und Verwertung des speziellen Versuches gewendet hatte[8]). Bei wie überaus kurzen Expositionszeiten solche tachistoskopische Darbietungen ästhetischer Objekte unverkennbare Einfühlungseffekte wachrufen können, läßt sich natürlich an dem spezifischen Material der Personendarstellung viel besser erkennen als bei rein symbolischer Beseelung. Zumal wenn man wieder Bilder mit kontrastierenden Stimmungen nacheinander exponiert, kommt durch die Verschiedenheit der »Grundgestalten« schon bei dem oberflächlichsten Gesamteindruck ein ziemlich hoher Grad gefühlsmäßiger Anteilnahme deutlich zum Bewußtsein. Dies erhielt ich schon bei ganz einfachen Vorlesungsexperimenten mit sukzessiver Momentanbeleuchtung größerer Reproduktionen kontrastierender Stimmungsbilder, z. B. von E. Lauffers »Chriemhild an Siegfrieds Bahre« und F. Defreggers »Antritt zum Tanze« von meinen Hörern jederzeit bestätigt. Ist doch auch die Assoziations- und Gefühlsentwicklung bei solchen Versuchen niemals etwa auf die Expositionszeit des Bildes eingeschränkt, sondern sie setzt sich an dem Anschauungs- und Erinnerungsbilde fort[9]), das sich hierbei selbst noch eine Zeitlang weiter herausgestaltet. Eben deshalb wird man aber auch bei kurzdauernden Wahrnehmungen von Ornamenten, Bauwerken, Landschaften usw. den Einfühlungsfaktor mit Sicherheit erkennen, wenn man nur wiederum durch die Vergleichsmethode, mittels deren wir ganz allgemein auch die dunkleren Regionen des Bewußtseins begrifflich erfassen können, entgegengesetzte Stimmungen sich voneinander abheben läßt. Die Versuchsperson wird bei dieser Variation der Art des Schönen ihre Wiedergabe hinsichtlich der Einfühlungserlebnisse bald konkreter gestalten.

8) Vgl. den Bericht über den 2. Kongreß der Gesellschaft für experimentelle Psychologie in Würzburg 1906, S. 57. (Auch Am. Journ. of Psych. XIV, 479 ff.)

9) Vgl. meine Schrift »Exper. Anal. der Bew. Phän.« 1908, S. 63 f. und 67 ff.

### 4. Die Möglichkeit einer ausdrücklichen Betonung des Ästhetischen, insbesondere der Einfühlung, in der Einstellung der Versuchspersonen.

Handelt es sich bei den soeben genannten Versuchen in der Tat nur um gewisse Grenzfälle des eigentlichen ästhetischen Erlebens, die trotz bestimmter Einschränkungen der natürlichen Betrachtungsweise noch möglich sind, so kommt die ganze Fülle dessen, was in der Analyse des künstlerischen Genießens mit »künstlichen« Beobachtungsbedingungen überhaupt geleistet werden kann, selbstverständlich erst bei der ausdrücklichen Einstellung der Versuchsperson auf das ästhetische Erleben zur Geltung. Daß dieses Erlebnis mit geeigneten Mitteln gelegentlich einmal nur zum Zweck des Studiums seiner Eigenart herbeigeführt wird, macht die von Volkelt geforderte »Unbefangenheit, Unwillkürlichkeit, Sicherheit und Lebendigkeit« der ästhetischen Betrachtung (Bd. 1, S. 438), bei welcher wirklich die ganze Persönlichkeit in richtiger Stimmung dabei ist, nicht unmöglich. Hat es doch die »künstliche« Regulierung der Versuchsbedingungen gerade bei den psychologischen Experimenten, namentlich bei solchen über umfassender fundierte Bewußtseinsphänomene, mit der Kunst gemeinsam, daß sie weite Sphären des Bewußtseins durch eine geschickte »Regie« willkürlich mit einer eigenen Vorstellungswelt zu erfüllen strebt, von der bestimmte tiefere Wirkungen nach psychologischen Gesetzen abhängig sind. Ähnlich wie das gerahmte Bild, die Bühne oder andere Abgrenzungen des Kunstwerkes, schafft auch die »Anordnung« des psychologischen Laboratoriums einen gewissen Ausschnitt, auf den man das Bewußtsein der Versuchsperson unter möglichster Abstraktion von allem, was nicht zur Anordnung gehört, zu konzentrieren pflegt. Deshalb ist aber andrerseits auch wiederum der volle Kunstgenuß um seiner selbst willen aus dem Museum, dem Konzertsaal oder Theater ohne prinzipielle Einbuße seiner Tiefe in das Laboratorium zur wissenschaftlichen Analyse seiner einzelnen Seiten übertragbar, wenn nur außer den Gegenständen dieser Wertung auch die zu ihrem Erfassen notwendige Einstellung des Gemütes mitkommt. Ebenso wie z. B. bei der experimentellen Analyse der Auffassung und des Gedächtnisses nicht alles dem »äußeren Reiz« überlassen werden darf, sondern bestimmte willkürliche äußere und innere »Haltungen« der Ver-

suchsperson durch die Instruktion als integrierender Bestandteil zu den künstlichen Bedingungen hinzugehören[10]), so müssen bei dem ästhetisch-psychologischen Experiment alle jene formal-subjektiven Voraussetzungen des vollwertigen ästhetischen Erlebens hinzutreten, die Volkelt auch wieder in seiner Schrift über »Das ästhetische Bewußtsein« am Schlusse (S. 221 f.) kurz hervorgehoben hat. Hierbei ist aber vor allem auch eine willkürliche Hingabe an die Tendenzen zur Einfühlung, eine ungehemmt freie Versenkung in die von der Darstellung in uns angeregte Phantasiewelt erforderlich.

### 5. Das ästhetische Experiment in der tatsächlichen Kunstübung und Kunstpädagogik.

Schließlich können überhaupt alle inhaltlichen Züge der objektiven künstlerischen Darstellung selbst sozusagen als Optima einer experimentierenden Variation aller beteiligten Elemente aufgefaßt werden, gleichgültig wie unmittelbar sie in einzelnen glücklichen Fällen als ein fertiges Ganze dem Genie des Künstlers entsprungen sein mögen. Je konkreter die Darstellungsmittel sind, um so weniger läßt sich insbesondere die Wirkung der vollen Wahrnehmungswirklichkeit des realen Kunstwerkes schon in der bloßen Phantasie beurteilen, so daß der Künstler die endgültige Form überall erst durch eine Art von Experimentieren herausfindet. Ja selbst an den auf die bloße Lektüre berechneten Kompositionen »feilt« der Schriftsteller, indem er sich »prüfend« auf den Standpunkt des genießenden Lesers stellt, dessen Eindruck bei der Komposition in der bloßen Vorstellung des Textes zumal bei einseitiger Konzentration nicht in allen Einzelheiten erfaßt werden konnte. Ohne die »Probe« ist bei keinem Bühnenwerk, bei keinem Konzertstück ein Erfolg des sinnlich-lebendigen Kunstwerkes sicher vorauszusagen. Ja alle die Einzelheiten der technischen Grundsätze, aus deren Befolgung sich die erstrebte Totalwirkung nach allgemeinen Gesetzen der psychologischen Wertsynthese in einer harmonischen Verbindung zahlloser Elemente aufbaut, sind natürlich in der »phylogenetischen« und »ontogenetischen« Entwicklung der Künste aus einer

10) Näheres hierüber vgl. in meiner »Psychophysik« 1912, S. 4 ff. (Die Willkürtätigkeit der Versuchsperson als innere Hauptbedingung aller psychologischen Versuche).

dem psychologischen Experiment aufs engste verwandten Praxis hervorgegangen. Durch sie brachte der Maler die Bildwirkung von Formen und Farben, der Tonkünstler die Klangwirkung der Instrumente, kurz jeder Künstler den Eindruck seiner Darstellungsmittel auf den verständnisvoll Genießenden in Erfahrung, so daß ein Lionardo neben Bacon als der Begründer der neuen, autonom bewußt auf das Experiment gegründeten Kultur bezeichnet werden konnte. (Vgl. auch unten III,1 c, Anm. 16 und IV, 2 c.)

Natürlich erscheint deshalb auch vor allem der Künstler zum ästhetisch-psychologischen Experiment berufen, der auch die Elemente umfassenderer, höherwertiger Kunstwerke, ähnlich wie die sie einst vorbereitenden Skizzen und Studien, gewissermaßen als ein kleines Kunstwerk herauszugestalten vermag. In dieser Weise muß namentlich die Kunstpädagogik des vollendeten Künstlers dem Schüler eine Stufenleiter künstlerischer Werte und Geschmacksrichtungen veranschaulichen können, und sei es auch nur durch ordnende Auswahl aus dem historischen Bestand der gegebenen Kunstwerke. Methodisch gehören jedenfalls alle diese Möglichkeiten, wie bestimmte ästhetische Erlebnisse bis hinauf zu der eigentlich erstrebten Maximalwirkung systematisch erzeugt werden können, in das Gebiet des ästhetischen Experimentes. Gerade dieser Zweig der allgemeinen experimentellen Psychologie wird die heute noch allzu häufige Einseitigkeit der Auffassung ihres Wesens und ihrer philosophischen Bedeutung am erfolgreichsten korrigieren können.

## II. Volkelts Analyse der allgemeinen Struktur des ästhetischen Bewußtseins.

### 1. Die Verwendung des Aktbegriffes.

a) Der Begriff der Bewußtseinsdialektik. Wenn auch Volkelt methodisch den rein logischen Ausgangspunkt bei Hegel bekämpft, so knüpft er doch sachlich nicht nur in seiner teleologischen Metaphysik an diesen Philosophen an, sondern er entnimmt seiner »Dialektik« auch in seiner neuen Schrift das Ergebnis der empirisch-psychologischen Gestalt der Analyse unserer allgemeinsten Bewußtseinsstruktur, die Spaltungen und Differenzierungen, an die er erst kurz zuvor in dem Schluß seiner Erkenntnistheorie (S. 569) erinnert hatte. Dort sprach

Volkelt zunächst von der »Bewußtseinsdialektik« des Erkenntnisvorganges als von einer psychologischen Phänomenologie seiner »Bewußtseinsform«, die nicht mit einer »intuitiven Wesenserschauung«, sondern »mit den gewöhnlichen empirisch-logischen Mitteln« arbeitet. Nunmehr wollte er aber für »das dem ästhetischen Anschauen hingegebene Bewußtsein« eine solche »Dialektik« geben, welche dieses »in eine verwickelte Mannigfaltigkeit von eigenartigen Zusammengehörigkeiten und Gegenstellungen auseinanderlegt«, und dabei die »Bewußtseinsintimitäten« zutage treten läßt, »wie das Subjekt das Objekt von sich fernhält und dabei doch ihm zugeordnet bleibt« (Vorrede). So wird also die Diskussion vom Ende des 1. Systembandes in einer faktisch nur wenig veränderten Einstellung wieder aufgenommen, wo es geheißen hatte: »Das ästhetische Betrachten und Genießen hat sich uns in eine Fülle von Funktionen und höchstverwickelten Beziehungen zwischen ihnen zerlegt ... Und nun gar die Einfühlung zeigte sich als ein fast undurchsichtig vielseitiger, fast verzwickter Vorgang« (Bd. 1, S. 589).

b) Das Prinzip unserer inhaltlichen Zurückführung der Akte im engeren Sinne. Das Gerüste für den bei dieser Analyse gefundenen Aufbau gibt die sogenannte Akt- oder Funktionspsychologie ab, zu der sich Volkelt auch jetzt wiederholt bekennt, insbesondere S. 94 (ähnlich wie in »Gew. und Wahrh.« S. 116): »Es gibt keinen Bewußtseinsinhalt, dem nicht ein eigentümlich geartetes Hingewendetsein des Bewußtseins entspräche. Zu jedem Bewußtseinsinhalt gehört ein entsprechendes Innewerden, ein eigentümliches Erfassen.« Man sieht, daß hier weder mit dem »Bewußtsein« der jeweilige Gesamtbestand alles wirklich bewußt Erlebten gemeint ist, noch der »Inhalt« einfach einen durch abstrahierende Analyse herauslösbaren Bestandteil dieses Ganzen bedeutet, wie in unserem Gebrauch oben S. 190 (mit Anm. 2). Denn das Ganze wendet sich seinen Teilen nicht zu, und »Inhalt« in unserem allgemeinsten phänomenologischen Sinne wäre auch die hier gemeinte bewußte Tätigkeit selbst, die sich als Aufmerksamkeit, Besinnen usw. auf Inhalte richtet, die ihrer Natur nach dieser Tätigkeit zu ihrer Erhaltung und Klärung bedürfen. Dieser Tätigkeitsinhalt, d. h. die sogenannte »Apperzeptionstätigkeit«, darf aber doch seinerseits zur vollwertigen Existenz in unserer Innenwelt nicht erst selbst wiederum eine solche Zuwendung voraussetzen. Um also den berechtigten Kern der Aktpsycho-

logie in unserer Terminologie auszudrücken, wird man innerhalb des Bewußtseins zweierlei Arten von Inhalten zu unterscheiden haben: »subjektive«, zum Ich-Begriff führende und gehörende Inhalte und »objektive« oder im engeren Sinne gegenständliche Inhalte, die von der »Funktionspsychologie« allein »Inhalte« genannt zu werden pflegen. Der Urtypus dieser Differenzierung ist die gefühlsbetonte Sinneswahrnehmung eines erstrebten oder sich aufdrängenden Gegenstandes der Außenwelt, bei der diese beiden »Seiten« des Bewußtseins (im Sinne des Gesamtbestandes der Inhalte) auch räumlich unterschieden zu sein pflegen. Volkelt hat speziell die subjektive »Seite« schon im 1. Systemband beim »Anteil der Gefühle am ästhetischen Verhalten« (S. 181ff.) in ähnlicher Weise wie Th. Lipps beschrieben, wobei er von einem subjektiven Grundbestandteil des Selbst- oder Lebensgefühles dessen spezielle lust- oder unlustvolle »Betonungen« und von diesen wiederum das bewußte Willenserlebnis, das Verwirklichungsstreben, unterscheidet.

c) Kritik der zu weit gehenden Statuierung einer Tätigkeit des Ich im Bewußtsein und im Unbewußten. Eine der allgemeinsten Arten dieses Verwirklichungsstrebens ist die schon genannte Apperzeptionstätigkeit, deren Endziel in einer klaren Gliederung von Inhalten besteht. Die Aktpsychologie wird aber freilich nicht immer genügend der Tatsache gerecht, daß eine besondere »Tätigkeit«, die als Willenserlebnis auf der Ich-Seite irgendwie bewußt ist, bei stärkeren Kontrasten der Inhalte zu ihrer klaren Gliederung überhaupt nicht erforderlich ist. Auch Volkelt betrachtet die Gliederung sogar in solchen Fällen, in denen sie sich aufdrängt, als Ergebnis einer besonderen Ich-Tätigkeit, die nur eben bei dieser »objektiv-immanenten« Gliederung im Unbewußten vollzogen werde. Wir haben indessen keinen Grund, jene Unterscheidung der subjektiven und der gegenständlichen Seite, die im Bewußtsein bei all ihrer innigen Wechselbeziehung als fertige Erlebnisinhalte koordiniert sind, im Unbewußten wieder aufzuheben und hier alles Geschehen als eine Ich-Betätigung aufzufassen. Der Versuch, die Seele als das einheitliche System aller individuellen Dispositionen mit dem Ich als spezieller Grundlage der Gemütsbewegungen zu identifizieren, würde vielmehr die nächstliegende Erklärung des phänomenalen Dualismus der bewußten Subjekt-Objekt-Differenzierung aus einer dispositionellen Gliederung ganz unnötig außer acht lassen[11]).

Hiervon wird die vierte Volkeltsche Grundnorm des ästhetischen Wertes, die möglichste Steigerung der beziehenden Tätigkeit, der Verknüpfung des Mannigfaltigen zur Einheit, der Gliederung, des Über-, Neben- und Unterordnens, des Heraus- und Zurücktreten-Lassens in keiner Weise berührt. Denn auch in den Fällen der aufdringlichen Kontraste, in denen die Gliederung wohl auch im Unbewußten primär schon auf der objektiven Seite zustande kommt, wird doch namentlich beim ästhetischen Verhalten sekundär tatsächlich auch die Willensseite zu jenen Tätigkeitsformen angeregt oder geradezu mitgerissen, welche dann eben infolge ihrer objektiven Herkunft die besondere Färbung erlangen, auf die wir bei der »Einfühlung« zu sprechen kommen.

Auch die Volkeltsche Auffassung von Lust und Unlust als einer »rein formalen Gefühlsbetonung« (Bd. 1, ebenda), die außer den Gefühlen auch den Wahrnehmungen, Erinnerungen usw. zukommen könne, dürfte im letzten Grunde einer solchen zu weit gehenden Ich-Zentrierung des dispositionellen Geschehens entspringen. Zunächst mutet sie ja allerdings innerhalb der Funktionspsychologie eher wie ein Fremdkörper an, da doch eine ähnliche Formulierung des Wesens der Lust und Unlust in der sogenannten »Gefühlston«-Theorie vorkommt, deren Vertreter Th. Ziehen gegen die Funktionspsychologie polemisiert und anscheinend nur eine Zurückführung der Akte auf die Einfügung aller Inhalte in Teileinheiten mit bestimmten Zielvorstellungen annehmen würde. Indessen könnte ja vom Verf. der »Gefühlston« als eine »formale« Bestimmung eines Wahrnehmungsinhaltes oder anderer im engeren Sinne »gegenständlicher« Inhalte wieder auf eine solche unbewußte Ich-Betätigung zurückgeführt werden wie die »immanente« Gliederung kontrastierender Wahrnehmungen.

---

11) Indessen könnte die voluntaristische Form dieser Dispositionshypothesen ruhig beibehalten werden. Nur muß eben zugestanden werden, daß es auch peripherere Ausgangspunkte dieser biologisch zweckmäßigen Velleitäten in der Seele gibt als die zentraleren Regionen, welche für bestimmte Bewußtseinsinhalte die Ichfärbung der Gemütsbewegungen bedingen. Vgl. hierüber meine Exp. Anal. der Bewußtseinsphän. 1908, S. 15.

## 2. Die Konsequenzen der Bewußtseinsdialektik für Volkelts Formulierung der Grundnormen und der Gefühlswirkung ihrer Befriedigung.

Volkelt bezeichnet Lust und Unlust auch als »allersubjektivste« Bewußtseinsbetonung und bringt hiermit, wie schon S. 217 erwähnt, mit Th. Lipps ganz richtig die materiale Bewußtseinsqualität des Ich-Zentrums als entscheidende Eigenschaft jener Gefühlstöne zum Ausdruck. Es ist nur schade, daß er sich — teilweise vielleicht durch den ganz unberechtigten Vorwurf einer »gefühligen Art« seines Systems — auch bezüglich der Grundnormen so weit von der Forderung lustvoller Gefühlsbetonung abdrängen ließ, daß er sie bei der »Einfühlung« nicht einmal mehr wie früher wenigstens als eine Hauptform gelten läßt, sondern sie geradezu als einen störenden Auswuchs betrachtet (s. u.). Zu dem Ganzen des ästhetischen Erlebnisses rechnet er aber natürlich auch jetzt noch eine überwiegende Lustbetonung hinzu, namentlich die Befriedigung über die Erfüllung der Grundnormen, zugleich als Grundlage des Werturteiles bei Reflexion auf dieses gegenständlich bedingte Erleben, wie er schon früher gesagt hatte: »Alles ästhetische Betrachten hat gleichsam einen objektiven und einen subjektiven Pol: Von einem Gegenstande geht der Vorgang aus, und er findet in der subjektiven Erregung des Selbstgefühls seinen Abschluß, seinen Ausklang« (Bd. 1, S. 159). Wo solche Gefühle in ausdrücklicher Gestalt erlebt werden, d. h. wo es klar und sicher ist, daß unser Ich zu dem ästhetischen Gegenstand irgendwie Stellung nimmt, da spricht Volkelt von »persönlichen« Gefühlen, oder von »Gegenwirkungen« (Reaktionen) des Ich auf die Gegenstände. Außer jener entscheidenden lustvollen Totalwirkung gehören hierzu auch die häufig sie vermittelnden Teilnehmungsgefühle der eigenen Sympathie mit den dargestellten seelischen Regungen, sowie die Zustandsgefühle der Befreiung, Erhebung oder Bedrücktheit.

Diese ganze Sphäre der ausdrücklichen Subjektivität des ästhetischen Bewußtseins bleibt nun freilich in seinem neuen Buche bis auf das kurze, schon S. 199ff. genannte Schlußkapitel »abseits liegen« (Ä. B. S. 191), wenn wir von jener negativen Seite seiner Ablehnung für das ideale Einfühlungserlebnis absehen.

Aber natürlich muß die subjektive Seite des Bewußtseins in der ästhetischen Betrachtung auch abgesehen von diesen Endwirkungen am subjektivsten Pol bei der Erfüllung aller Grundnormen entscheidend beteiligt sein. Bei ihnen allen hat er schon im System zwischen einer objektiven und subjektiven Formulierung unterschieden. Dabei hatte er die zweite auch »psychologisch« genannt. Doch vermeidet er dies jetzt zur Beseitigung des im ganzen ersten Abschnitt bekämpften Mißverständnisses, daß die gegenständliche Seite des Erlebnisses nicht zur Psychologie gehöre (s. o. Anm. 7 S. 206). Die erste Grundnorm lautet in gegenständlicher Fassung: »Einheit von Form und Gehalt«, in subjektiver: »gefühlserfülltes Schauen«. Sie besagt, daß die allgemeine »Einfühlung« auf ästhetischem Boden ihre vollendete Ausgestaltung erfährt. Das Angeschaute soll in allen seinen Teilen und Seiten so beseelt als nur möglich erscheinen (Ä. B. S. 45f.). Die zweite Grundnorm lasse sich allerdings nur in ihrer gegenständlichen Form als »menschlich-bedeutungsvoller Gehalt« schärfer umschreiben, in der sie Volkelt schon im ersten Vortrag der »Zeitfragen« als spezifisch ästhetische von der moralischen Wertung unterschied (vgl. S. 194). Auf der subjektiven Seite entspreche dieser Norm nichts Charakteristisches, höchstens ganz im allgemeinen die »Ausweitung unseres fühlenden Vorstellens« (Bd. 1, S. 458, 475; Ä. B. S. 46f.). Die dritte Grundnorm fordert subjektiv das Sichwegwenden der Wahrnehmung von Stofflichem mit Herabsetzung des Wirklichkeitsgefühles zu beschaulicher Stimmung, das Entlastungsgefühl der Willenlosigkeit. Objektiv entspricht dieser Haltung der Scheincharakter der ästhetischen Wirklichkeit, die Stofflosigkeit (Bd. 1, S. 488; Ä. B. S. 47 u. 217). Von der vierten Norm der »möglichsten Steigerung der beziehenden Tätigkeit« war schon vorhin die Rede. In gegenständlicher Fassung lautet sie: »organische Einheit des ästhetischen Gegenstandes« (Bd. 1, S. 559; Ä. B. S. 46).

### 3. Die Bedeutung der Abstufung der Bewußtheitsgrade für das ästhetische Erlebnis.

a) Die weitgehende Verwendung der Begriffe des Implizite-Bewußten und der Gestaltqualität bei Volkelt im allgemeinen. Für alle Grundnormen, bei denen überhaupt die subjektive Seite eine charakteristische

Bedeutung besitzt, wird aber in der neuen Schrift, wie schon in der Einleitung kurz erwähnt wurde, mehr als früher betont, daß diese Seite im vollwertigen ästhetischen Erleben nicht »ausdrücklich«, sondern nur eingewickelt oder »implizite« bewußt zu sein brauche, in einer Form, die Volkelt schon seit langem als Bewußtsein der Möglichkeit beschrieben hat. Dies sei die zweite Haupttendenz der Umbildung des Systems: »Die subjektive Seite des ästhetischen Bewußtseins fällt umfassender und entwickelter in die Sphäre des Implizite-Bewußten« (Ä. B. S. 190). Freilich hatte er diese reduzierte Form der Bewußtheit bei der psychologischen Analyse der Einfühlung im System (Bd. 1, S. 187, 199—203) bereits in der nämlichen Weise verwertet. Schon damals hieß es, daß ohne Anerkennung dieser viel zu »wenig beachteten« Bewußtseinsfunktion »zahlreiche wichtige seelische Vorgänge unverstanden bleiben würden«[11a]). Die ausführlichste Darstellung findet sich in »Gewißheit und Wahrheit« S. 116 f., 233 und 523 ff. Indem er die Begriffe »Bewußtsein« und »Inhalt« wieder in jenem funktionspsychologischen Sinne verwendet (s. o. S. 216), unterscheidet er dort (S. 117 f.) zwei Stellungen des Bewußtseins zu seinen Inhalten hinsichtlich der Art, wie ein Inhalt dem Bewußtsein gegenwärtig ist: Das unmittelbare Gegenwärtighaben und das Meinen oder Intendieren eines Inhaltes. Bei diesem »Im-Sinn-Haben« liege »der Besitzstand des Bewußtseins nicht so klar ausgebreitet vor ihm wie beim Wahrnehmen oder Vorstellen«, es sei »ein nur implizite, nicht explizite vorhandenes Haben«. An einer späteren Stelle und namentlich bei der Frage nach dem Verhältnis von Urteil und Begriff S. 520 ff. erläutert er dann diese Bewußtheitsart durch den klaren Inhalt, der sich aus ihr bei genauerem Besinnen als vollwertiges Urteil entwickelt, als eine implizite »Gewißheit der Möglichkeit«. Da es sich namentlich bei der subjektiven Kehrseite des gegenständlichen ästhetischen Bewußtseins nur um die Gewißheit der Möglichkeit von Bewußtseinsinhalten (Gefühlen) handelt, so können wir uns hier zunächst auf das »bewußtseinsimmanente« Intendieren (im Unterschiede vom transsubjektiven Meinen z. B. eines Dinges der Außenwelt) beschränken. Für dieses gilt seine Charakterisierung

11a) Die verwandte »Gewißheit der Erinnerungsmöglichkeit« hat er noch früher in seinen »Beiträgen zur Analyse des Bewußtseins, 2. Die Erinnerungsgewißheit« beschrieben (Zeitschr. f. Philos. u. phil. Kritik Bd. 118, S. 32 ff.).

S. 523: »Besinne ich mich auf das, was ich in der Weise der Gewißheit der Möglichkeit weiß, so ist hiermit die Gewißheit der Möglichkeit zur Gewißheit der vollen Verwirklichung im Bewußtsein erhoben.«

In der Schule Brentanos, welche diesen intentionalen Erlebnissen von jeher die meiste Beachtung geschenkt hat, entstand bekanntlich auch der Begriff der »Gestaltqualität«, der von Volkelt weiterhin zur Bezeichnung der Charakterisierung verwendet wird, die aus diesem begleitenden »Bewußtsein der Möglichkeit« für den hierbei beachteten Gesamtinhalt resultiert. Die »Gestaltqualität« hat zwar nach Ehrenfels an und für sich keinerlei Unklarheit der Form-Elemente, z. B. der Töne einer Melodie, der Punkte oder Linien einer Raumgestalt, zur Voraussetzung. Jedenfalls kann sie aber als Eigentümlichkeit des Ganzen noch relativ bestimmt wiedererkannt und unterschieden werden, wenn auch die Elemente im einzelnen nur dunkel bewußt sind, wie bei der Klangfarbe ohne Analyse der Teiltöne. Volkelt hat dieses oft benützte Beispiel auch schon im 3. Bande seines Systems (S. 440) beigezogen, um die resultierende Gesamtqualität des Erlebnisses bei gleichzeitiger Erfüllung mehrerer Grundnormen zu beschreiben. Das hierbei vor allem seit Herbart übliche Bild der »Verschmelzung« ersetzt Volkelt bei dessen anderweitiger Verwertung (s. u. III, 2a) durch »Verdichtung« u. dgl. Der schwarz-weißen Zeichnung des Baumes hafte z. B. eine »Gestaltqualität« an, die nichts anderes sei als die »gleichsam in sich zusammengegangene« Gewißheit, sich das Grün des Baumes vorstellen zu können (Ä. B. S. 186). Cornelius hat bekanntlich die Tatsache, daß dunkle Vorstellungsbestände »gefühlsähnlich« sind (vgl. auch Ä. B. S. 69) oder, genauer gesagt, hinter ihrer auf breiterer seelischer Grundlage stehenden und daher zuerst hervortretenden Gefühlssphäre zurücktreten, zu der Gefühlstheorie verallgemeinert, daß alle Gefühle »Gestaltqualitäten« des Gesamtbewußtseins seien. Volkelt zeigt dagegen, daß die Gestaltqualität umgekehrt sogar bei implizite bewußten Gefühlen gegenständlichen Charakter erlangen kann, wenn sie in Wahrnehmungen eingeschmolzen oder »mitwahrgenommen« werden.

Laut des sorgfältigen Sachregisters ist nun in der neuen Schrift von diesem Begriffe des Implizite-Bewußten an mindestens vierzehn Stellen in einigermaßen stereotyper Form Gebrauch gemacht, namentlich S. 21ff., 53, 94 und 115. Schon

im ersten Abschnitt heißt es von diesem »Hintergrunds-Bewußtsein« (S. 23): »Ich könnte von der Bewußtseinsschicht oder Bewußtseinssphäre des Implizite-Bewußten reden ... Der Aufbau des ästhetischen Bewußtseins ist ohne diesen Grundbegriff der Psychologie nicht zu verstehen.« Mit Recht wird es als ein prinzipieller Mangel der Phänomenologie bei Th. Lipps getadelt, daß er ohne diesen Begriff auskommen wollte (Ä. B. S. 63). In der Tat glaubte ja Lipps schon in den »Grundtatsachen« den Begriff verschiedener Grade des Bewußtseins prinzipiell ablehnen zu müssen, da er die scharfe begriffliche Unterscheidung des Bewußtseins von den völlig unbewußten seelischen Dispositionen in Gefahr bringe. Wir werden indessen gerade bei Volkelt sehen, daß man dieser Gefahr einigermaßen entgehen kann. Bei seiner vorbildlichen Berücksichtigung verwandter Bestrebungen hat er gelegentlich auch eine Parallele dieser Tendenz seines Buches zu derjenigen meiner Schrift »Die experimentelle Analyse der Bewußtseinsphänomene« anerkannt. Was ich dort für das Bewußtsein im ganzen durch Berücksichtigung der verschiedenen Grade des Bewußtseins anstrebte, daß ihm wieder allgemeiner ein größerer Ausschnitt aus dem gesamten Verlauf der seelischen Vorgänge zugestanden wird, das erhoffe er als Wirkung seiner Schrift bezüglich des ästhetischen Bewußtseins (S. 115, Anm.).

b) Die logische Bedeutung des Implizite-Bewußten und seiner Klärung durch die Selbstbesinnung. Da die »Besinnung« die einzige Methode ist, um aus der Gestaltqualität der Gewißheit einer bestimmten Möglichkeit ihren ausdrücklichen Inhalt zu entwickeln, so muß für Volkelt natürlich alles darauf ankommen, daß durch diese Reflexion, die bei Gefühlsmöglichkeiten zur Selbstbesinnung im eigentlichen Sinne wird, keine Verfälschung der Bedeutung des vorher nur implizite Bewußten eintreten kann. Er hält diese Voraussetzung für sicher erfüllt. Denn die Selbstbesinnung tue hier nichts, als daß sie das, was im ästhetischen Verhalten ein wesentliches Bestandstück bildet, aber nicht von Aufmerksamkeit begleitet zu sein braucht, unter den Blick der Aufmerksamkeit rücke (S. 21). Wer diese Selbstbesinnung prinzipiell fernhalten wolle, wie Landmann-Kalischer, »beschreibe tatsächlich den Kindlichkeitsstandpunkt des aller Selbstbesinnung noch unfähigen Menschen« (S. 27). Deshalb verstehe ich freilich nicht ganz, warum Verf. an einer

anderen Stelle (S. 53) einen besonderen Unterschied zwischen dem Implizite-Bewußten und dem Unklaren, aber durch Selbstbesinnung Klärbaren statuieren zu müssen glaubt. Mit dem Unterschiede des Klärheitsgrades sei noch zu wenig gesagt. »Der Unterschied von Geradezu und Implizite-Bewußt betreffe vielmehr das wahrhafte Gefüge des Bewußtseins und greife somit weit tiefer als die Gradunterschiede von Hell und Dunkel.« Indessen scheint mir doch auch der Gegensatz des Klar und Unklar für die Struktur des Bewußtseins in dieser Weise entscheidend zu sein. Nur muß man natürlich alles dazu nehmen, was phänomenologisch und funktionell von dem Zustand des Klarheitsgrades untrennbar ist, also vor allem die größere oder geringere Differenziertheit der inhaltlichen Bestände, die mit dem Grundphänomen der Differenzierung von Subjekt und Prädikat im Urteil identisch erscheint[12]). Auch eine modale Färbung, wie sie Volkelt in seiner Beschreibung des Impliziten als Bewußtsein der (bewußtseinsimmanenten) Möglichkeit hinzubringt, dürfte ebenso wie die Gewißheit des bewußten Daseins bei der »Evidenz« des maximal Klaren einen phänomenal integrierenden Bestandteil des Unklaren ausmachen. Doch sind hiervon alle qualitativen Änderungen der Inhalte selbst zu unterscheiden, die der Verwirklichung dieser vollen Klarheit nur unter gewissen Bedingungen parallel gehen.

Daß in der seelischen Disposition zu jedem Inhalt die Voraussetzung für eine ganze Stufenleiter bewußter logischer Modalitäten gegeben ist, wurde vor allem von Th. Lipps zur Grundlage seiner psychologischen Theorie des Wirklichkeitsbewußtseins im Denken, im Traum und in der Hypnose gemacht. Er nahm an, daß alle Dispositionen auf die höchstmögliche Stufe des Wahrnehmungscharakters in voller Lebhaftigkeit und Frische angelegt sind. Volkelt schließt sich Lipps hierin völlig an, insofern für ihn auch die Dispositionen zu Gemütsbewegungen, aus denen wir den Verlauf des Bewußtseinsvorganges der Einfühlung kausal erklären, nicht ein »ruhendes, einfach daliegendes Sein« bilden. »Vielmehr sind diese Dispositionen lebendiges Gerichtetsein auf die Betätigung des Fühlens, Begehrens, Wollens. Sie haben es in sich, zu wirklichen Ge-

12) Vgl. meinen Beitrag zur Volkelt-Festschrift »Zur Orientierung der Philosophie am Bewußtseinsbegriff«, auch als Sonderausg. München, C. H. Beck, 1919, S. 10ff.

fühlen, ... zu werden ... Etwas von der Bereitschaft ... dem Auf-dem-Sprunge-Stehen Verwandtes wohnt in ihnen.« »Solche beharrende Gefühls- und Strebungsdispositionen bilden die Vermittlung zwischen dem ehemaligen Bewußtseinserwerb und der gegenwärtigen Einfühlung« (Ä. B. S. 83). Im nächsten Abschnitt (vgl. namentlich III, 1 e) werden wir freilich sehen, daß diese Unterschiede der Modalität, die funktionell von den bloßen Klarheitsunterschieden relativ unabhängig sind, für die seelische Wirkung eine entscheidende Bedeutung besitzen. Wenn wir z. B. bestimmte als »möglich« vergegenwärtigte Gefühle doch nicht wirklich erleben, so beruht dies ja oft auf tiefgreifenden seelischen Ursachen, deren normale Funktion in jenen Fällen einer hemmungslosen Steigerung der Gefühlsmodalität zum wirklichen Erleben, die jener Hypothese von Th. Lipps zugrunde liegen, erst irgendwie gehemmt sein muß. Das nur als »möglich« implizite bewußte Gefühl ist also dem wirklich erlebten keineswegs so äquivalent, wie es nach jenem Zitat scheinen könnte.

c) Volkelts Vermeidung einer Einmischung der Dispositionsbegriffe in die Beschreibung des Bewußtseins. Infolge des inneren seelischen Kausalzusammenhanges kann freilich bei der kausalen Erklärung sowohl Bewußtes als auch rein Dispositionelles in Frage kommen. Bei dem allmählichen Verklingen des klaren Bewußtseins in eine dunkle Randzone sind daher stets phänomenologische Hypothesen möglich, welche eine reine Disposition durch einen »unbemerkten« Teilinhalt ersetzen. Volkelt wendet sich mit aller wünschenswerten Schärfe gegen die prinzipielle Ausdehnung dieser Bewußtseinshypothesen auf sämtliche Dispositionen, die stets von der »Uferlosigkeit« der Leibnizschen Perzeptionstheorie bedroht werde. Auf der anderen Seite kann jedoch die kausale Bedeutung des Dispositionellen dazu verleiten, die ihrem Wesen nach als unbewußt gedachten Vorgänge zur Erklärung von Vergleichsurteilen beizuziehen, welche ihrerseits die Grundlage der Phänomenologie bilden. So nahm auch Th. Lipps an, daß eine unbewußte seelische Regung ohne jedes bewußte Fundament direkt im Vergleichsurteil zur Geltung kommen könne, was jedoch schon vor 25 Jahren innerhalb seiner eigenen Schule zu einer Diskussion geführt hat[13]). Volkelt

13) Meinen von Th. Lipps abweichenden Standpunkt in dieser Frage habe ich schon in der Abhandlung »Zur Theorie des Bewußtseinsumfangs und seiner Messung«, Phil. Stud. Bd. 20 (Wundt-Festschrift), 1902, S. 567,

berücksichtigt auch hiervon die methodischen Bemerkungen in den Schriften M. Geigers, weil sie sich speziell auf die Einfühlung beziehen. Von seinem Kongreßreferat »Über das Wesen und die Bedeutung der Einfühlung«[14]) sagt Volkelt S. 80, daß hier die verschiedenen Seiten dieses Problems, d. h. namentlich die Bewußtseinsbeschreibung und die kausale Erklärung mit Einbeziehung des rein Dispositionellen, so scharf auseinandergehalten seien wie sonst nirgends. Die nämliche Tendenz ist übrigens schon im 3. Bande des Systemes bei der rein phänomenologischen Analyse der Einheit der vier ästhetischen Grundwerte S. 438 zu erkennen.

d) Zur Kritik der speziellen Form der metaphysischen Deutung des Unbewußten bei Volkelt. So scharf jedoch der Verf. für das individuelle Bewußtsein zwischen Bewußtsein und unbewußten Dispositionen unterscheidet, so ist doch diese Trennung keine absolute. Er bezeichnet nämlich das Unbewußt-Seelische zugleich als ein Unbewußt-Innerliches (S. 86) und versucht eine Beantwortung der »offenen Frage«, »ob diese Innerlichkeit ... in jeder Hinsicht unbewußt sei«. Zunächst wird wenigstens die Möglichkeit endlich-individueller »Unterbewußtseine« erwähnt. »Weit erwägenswerter« erscheint ihm dagegen die andere Möglichkeit, daß es »vom Weltbewußtsein des absoluten Geistes mit umfaßt wird«. Hiermit ist freilich eine rein metaphysische Betrachtung in den erfahrungswissenschaftlichen Zusammenhang eingefügt. Sehen wir aber von der Verschiedenheit der Entstehung berechtigter Überzeugungen in beiden hier verbundenen Gebieten ab, so läßt sich doch fragen, ob die hypothetischen Begriffe der unbewußten Dispositionen und die ebenfalls außerbewußten Tatsachen des biologisch-zweckmäßigen materiellen Geschehens in dem zugehörigen Zentralnervensystem voneinander nachweislich so wesensverschieden sind, daß man sie in

---

veröffentlicht. Dort betrachtete ich mit Wundt u. a. das Vergleichsurteil gerade als das einzige phänomenologische Kriterium für die Feststellung von Bewußtseinsinhalten. Das wird durch die besonders von G. E. Müller und Schumann mit Recht betonte Tatsache in keiner Weise berührt, daß der Endeffekt des Vergleichsurteiles zeitlich dem Zurücksinken eines oder gar beider zunächst bewußter Vergleichsinhalte ins Unbewußte oder implizite Bewußte nachfolgen kann.

14) Bericht über den IV. Kongreß für Psychologie in Innsbruck 1911, S. 29 ff.

einer metaphysischen Überzeugung von dem göttlichen Weltbewußtsein anders umfaßt denken müsse als diese außerbewußten leiblichen Vorgänge. »Innerlichkeit« im Sinne der »unmittelbaren Erlebtheit« in einem — stets individuellen — Bewußtsein kommt keinem von beiden zu; nur ist das unbewußt Seelische kausal dem Bewußtsein am nächsten, ohne daß jedoch bei der bloßen Erschlossenheit beider »transsubjektiver« Tatsachen die Identität des Unbewußten mit einem gleichzeitig von außen sinnlich wahrnehmbaren, also leiblichen Faktor ausgeschlossen erschiene. Nur wer alles Außerbewußte selbst mit Bewußtseinsinhalten der Gottheit identifizieren wollte[15]), was aber zu seiner Gewußtheit und Beherrschung unnötig ist, käme notwendig auch für das Unbewußt-Seelische zu dieser neuen Form einer Innerlichkeit im Sinne einer unmittelbaren Erlebtheit.

Zu einer solchen zu speziellen Charakterisierung des Unbewußten gehört freilich auch schon Volkelts bereits auf S. 217f. erwähnter Versuch, dieses dem Bewußtsein kausal zunächst liegende Geschehen als unbewußte Tätigkeit des Ich zu denken. Insbesondere die Erfüllung der ersten und vierten Grundnorm, die Einfühlung und die a. a. O. erwähnte Gliederung des ästhetischen Gegenstandes geben Volkelt zu dieser Wendung jener hypothetischen Begriffe Veranlassung. Als »Reflex« im Bewußtsein braucht freilich in beiden Fällen nur ein »eigentümlich geartetes«, mit einer gewissen Gestaltqualität erlebtes Hingewendetsein auf den Gegenstand vorhanden zu sein, wobei in dieser Gestaltqualität die implizite Bewußtheit eine der sonst bekämpften Beiziehung des »Unbemerkten« nahe verwandte Rolle spielt (S. 94). Die immanente »Gliederung« an sich klar differenzierter Kontraste entspringt hiernach einer Tätigkeit des Ich im Unbewußten, welche offenbar der aktiven Anstrengung zur Unterscheidung schwer unterscheidbarer Inhalte im Bewußtsein analog gedacht wird. Die schöpferische Tätigkeit der Einfühlung aber bestehe im letzten Grunde in einer unbewußten »Intuition«, auf die wir unten (Abschn. III, 2a) zurückkommen werden.

---

15) Über die Unnötigkeit dieser Annahme vgl. meine Schrift »Zur Orientierung der Philosophie am Bewußtseinsbegriff«, 1919 (C. H. Beck, München), S. 50.

## III. Die Einfühlung und die Vergegenwärtigung fremden Seelenlebens.

### 1. Kritische Betrachtungen zu Volkelts Gegenüberstellung einer rein gegenständlichen Hauptform der Einfühlung und einer gefühlsbetonten Nebenentwicklung.

#### a) Volkelts neue Beschreibung der rein gegenständlichen und der gefühlsbetonten Einfühlung.

Wie in der Einleitung unserer Abhandlung S. 193 u. 204 angedeutet wurde, hat Volkelt dem Problem der Einfühlung den Hauptteil der neuen Schrift, namentlich ihren II. bis IV. Abschnitt gewidmet, nachdem er die vorhin betrachtete Verwertung des implizite Bewußten bei ihrer Beschreibung schon im I. Abschn. vorbereitete. Zur Charakterisierung seines gegenwärtigen Standpunktes ist hier vor allem herauszuarbeiten, wie er in den S. 199 f. betrachteten Abweichungen vom »System« mit sich selbst um eine erneute Präzisierung seines alten, vorübergehend etwas gemilderten Gegensatzes zu Th. Lipps ringt. Dieser fand bekanntlich ebenso wie Groos das Wesen und den Wert der ästhetischen Einfühlung in dem wirklichen Fühlen des Betrachters, der sich in den ästhetischen Gegenstand in eigentümlicher Weise hineinversetzt[15a]), also z. B. beim Anblick des Akrobaten in der Phantasie selbst mitturnt und dieses eigene Tun genießt. Volkelt will dagegen bereits einen Zustand, bei welchem das dargestellte Gefühl nicht als eigenes erlebt, sondern rein gegenständlich als ein fremdes der dargestellten Person oder ihres Analogons vergegenwärtigt wird, als »Einfühlung« bezeichnen. Ja er hält dieses Erlebnis sogar für die »ungetrübteste« Form der Einfühlung und erkennt ihr vollen ästhetischen Wert zu. Dagegen betrachtet er das eigene Gefühl bei der Hineinversetzung in die dargestellte oder die »subjektive Betonung« der Einfühlung nur noch als eine bloße Nebenentwicklung des Prozesses der ästhetischen Einfühlung, während sie im System noch als gleichwertige Repräsentantin neben der dort als »einfach« oder »reproduktiv« bezeichneten Einfühlung mit rein gegenständlicher Einstellung anerkannt war. Sie umfasse ja auch nur eine »verhältnismäßig kleine Minderheit von Fällen«, insbesondere die

15a) Vgl. auch K. Groos, Beiträge zur Ästhetik I, 1924 S. 38 f.

Lyrik und die Tonkunst, während sie bei der bildenden Kunst zurücktrete. Während wir selbst mit den Worten des Gedichtes, mit den gehörten Tönen der Musik klagen und jubeln, trete in der Betrachtung des Bildes, z. B. eines sehnsuchtsvollen Menschen, unser eigenes gleichartiges Gefühl mehr neben das rein Gegenständliche. Das Gefühl sei also in gewissem Sinne doppelt da. Nur das »klarere, reinlichere Gegenüber« erscheint aber nunmehr Volkelt geradezu als das Ideal der ästhetischen Einfühlung: »Die Gegenständlichkeit des Ausdruckes erscheint uns als dermaßen wesentlich und charakteristisch für das ästhetische Betrachten, daß es sachgemäß ist, das Wesen der ästhetischen Einfühlung dort als erfüllt zu finden, wo die Gegenständlichkeit des Ausdruckes in ungetrübter, ungeschmälerter, rein entwickelter Form vorhanden ist.« Bei der Betonung des eigenen Ich trete der Gegenständlichkeit eine hemmende Tendenz entgegen.

Es dürfte aber fürs erste mindestens der bisher üblichen Terminologie widersprechen, daß man die rein gegenständliche Vergegenwärtigung fremder Gefühle ohne eigenes gleichartiges Gefühl als »Einfühlung« bezeichnet. Bei dieser dachte man bisher gerade stets an die eigene Hineinversetzung in eine Situation, die von unserer gegenwärtig vorhandenen unterscheidbar ist. Die stärkste Wirkung dieser Art würde sich natürlich ergeben, wenn jemand die Wahrnehmungen der eigenen Lage völlig vergäße und die andere Lage wie im Traum mit voller Lebhaftigkeit und Frische als eigene wirklich »wahrnähme«. Aber eine ähnliche Wirkung tatsächlicher eigener Gefühle resultiert doch auch schon, wenn neben dieser Hineinversetzung in der Phantasie die eigene Situation noch als solche gegenwärtig ist, also die Bewußtheit des »ästhetischen Scheins« gewahrt bleibt.

Völlig fehlt aber natürlich bei Volkelt auch jetzt nicht die Beziehung der rein gegenständlichen »Einfühlung« auf das eigene Fühlen des Beschauers. Sie sei zwar »kein eigentliches Fühlen, aber auch kein bloßes Vorstellen von Gefühlen«. Ein richtiges Bild könne eben nur unter Verwendung des Begriffes der impliziten Bewußtheit gegeben werden. Dem Vorstellen sei implizite »die Gewißheit des Fühlenkönnens« als »fühlende Miterregtheit« des eigenen Ich zugesellt (Ä. B. S. 55).

Weiterhin erkennt aber sogar Volkelt selbst auch jetzt noch die subjektive Betonung, obgleich er sie als eine relativ

seltene Nebenentwicklung ansieht, als eine spezifisch ästhetische an. Von dieser Auswirkung des ästhetischen Aktes im »persönlichen« Gefühl des »Selbsterlebens« sagt er sogar: »Die gefühlsbetonte Einfühlung hat jedenfalls einen gewissen ästhetischen Vorzug. Denn zum Wesen des ästhetischen Betrachtens gehört auch Zusammenschluß des Ich mit dem Gegenstande«, und dieser trete in ihr »besonders intim« hervor. »Alles ästhetische Betrachten ist zugleich Selbsterleben« (Ä. B. S. 57).

b) Unsere Unterscheidung der Einfühlung in das Innere dargestellter Ausdrucksformen von der Einfühlung in einen Standpunkt oder eine Stellungnahme innerhalb der Darstellungswelt (»innere« und »äußere« Einfühlung).

Die Bedeutung, die man irgendwelchen seelischen Akten für die Vollwertigkeit des ästhetischen Genusses zuerkennt, ist natürlich ganz davon abhängig, worin man die Grundlage des ästhetischen Selbstwertes findet und wie man sich den psychologischen Aufbau der Befriedigung aller Grundnormen denkt. So werden wir also auch bei der Erörterung, welche Arten von Einfühlung zu dem ästhetischen Genuß beitragen müssen, bereits den empirisch-psychologischen Wertbetrachtungen unseres letzten Kapitels vorzuarbeiten haben. Wer den ästhetischen Genuß einer Darstellung auf das rein intellektuelle Vergnügen an dem richtigen objektiven Ausdruck bestimmter Gemütsbewegungen oder gar auf direkte Lustwirkungen der sinnlichen Elemente und ihrer Verhältnisse zurückführen würde, für den wäre natürlich keine Einfühlung in unserem Sinne erforderlich; ebensowenig, wenn man mit der ästhetischen »Entlastung« nur irgendwelche Abkehr von der wirklichen Welt überhaupt erstrebte, wie sie auch in jenem rein intellektuellen Genusse der ausdrucksvollen Darstellung erreichbar wäre. Wir sehen jedoch die wesentlichste Grundlage des ästhetischen Wertes in einer einheitlichen Struktur von lust- und wertvollen Eigengefühlen des Beschauers, die sich aus einer geistig regen Hingabe an das Kunstwerk, aus einer phantasievollen Hineinversetzung in die Welt der Darstellung ergeben. Diesen Akt der Heraushebung des unmittelbar erlebten Ich aus der Welt des Alltages unter Abstraktion von einem weiten Bezirk der realen Persönlichkeit betrachtet auch Volkelt als ein Hauptziel alles ästhetischen Erlebens, mit dessen Erreichung ohne weiteres seiner Grundnorm

der »Entlastung« entsprochen wird. Ihr Bewußtseinseffekt ist der »Kunstschein«, dessen Struktur wir im nächsten Kapitel ebenfalls im Anschluß an Volkelt weiter nachgehen wollen.

Es erscheint mir nun von entscheidender theoretischer Bedeutung für die Überbrückung des jetzigen Gegensatzes Volkelts zu Th. Lipps und Groos in der Einfühlungsfrage, daß man jede tatsächliche Modifikation des eigenen Lebensgefühles des Beschauers, die sich aus einem solchen Akt der phantasievollen Erhebung aus der realen Wirklichkeit in die Kunstwelt ergibt, als »Einfühlung« bezeichne. Wie schon oben erwähnt, bleibt dann zwar die Vergegenwärtigung von wirklichen oder dargestellten Fremdgefühlen ohne eigenes Nacherleben, die Volkelt gerade als die ungetrübteste, weil rein gegenständliche »Einfühlung« betrachtet, noch ebenso vollständig außerhalb unseres Begriffes der »Einfühlung« wie etwa die Erinnerungen an frühere eigene Gefühle oder sonstige Vorstellungen von Gefühlen mit anderen Modalitäten als deren tatsächliches gegenwärtiges Erleben im eigenen Bewußtsein. Dafür betrachten aber auch wir unsererseits das Nacherleben eines seelischen Vorganges, der in der Darstellung konkret zum Ausdruck gebracht ist, in einem parallelen Eigengefühl des Beschauers, der sich in eine dargestellte Person oder irgendeine beseelt gedachte Erscheinung hineinversetzt, nur als die eine Grundform der Einfühlung, die sich direkt von der Darstellung leiten läßt. Und wie Volkelt ganz richtig sagt, sind diese Parallelgefühle, wie wir sie weiterhin kurz nennen können, keineswegs die einzige Grundlage des ästhetischen Genusses, ja nicht einmal überall die nächstliegende Grundform des Verhaltens zum Kunstwerk. Das dargestellte Innenleben kann uns vielmehr gerade bei sehr ausdrucks- und lebensvollen Gestalten genau so als ein fremdes gegenüber bleiben, wie wenn wir überhaupt nicht mit der Person sympathisieren, sondern nur mit dem entgegengesetzten Eigengefühl reagieren können, also z. B. gegenüber einem Intriganten, dessen Inneres wir zwar völlig erfassen, aber durchaus verabscheuen. Denn auch wo uns der andere freundlich anblickt, können wir gerade auf Grund der besonderen Deutlichkeit dieser fremden Gesinnung andere Eigengefühle der Reaktion darauf erleben, die in unserem Inneren nur durch die Gegenüberstellung unserer eigenen unmittelbar erlebten Regungen und der rein gegenständlich erfaßten fremden möglich sind. Auf die

nämliche Weise werden alle Werte ästhetisch erfaßt, die uns durch die Hineinversetzung in die Welt der Darstellung von außen entgegentreten, wie z. B. der Genuß des Schattens einer gemalten Laube. Am mächtigsten wirkt aber natürlich auch diese Art der Einfühlung durch die tief wurzelnden geselligen Instinkte, die von der gegenständlichen Wahrnehmung fremder Innerlichkeit unmittelbar angeregt werden.

Volkelt hat diese »Reaktionen« des Subjektes in der neuen Schrift überhaupt nicht ins Auge gefaßt und dafür ganz auf das System verwiesen. Nur bei seiner in Absatz 3 dieses Kapitels betrachteten Entwicklungstheorie geht er auch auf sie ein. Zu diesen Reaktionen gehören namentlich auch Gefühle der »Teilnahme« mit den dargestellten Personen. Es bedarf jedoch gar nicht der speziellen Zurückbeziehung auf das Ergehen der fremden Person, welche die »Teilnahme« charakterisiert, sondern es genügt zu der ästhetisch wertvollen Modifikation unseres Lebensgefühles schon der »Zustand«, daß man sich die fremde Person überhaupt gegenüber weiß oder die Gewißheit eines irgendwie charakteristischen, interessanten »Du« genießt. Während aber für einen solchen inneren Beziehungszustand oder eine bestimmtere Stellungnahme gegenüber einer als wirklich wahrgenommenen Person überhaupt keine »Hineinversetzung« erforderlich ist als eben ihre Erkennung, ist dagegen eine solche Modifikation unseres Eigengefühles gegenüber einer dargestellten Innerlichkeit erst durch einen Akt der Hineinnahme unseres unmittelbar fühlenden Ich in die Welt der Darstellung möglich. Dieser Bewußtseinsträger des gegenwärtigen Eigengefühles muß mit der dargestellten Person auf die gleiche Basis der künstlerischen Phantasiewelt kommen, wenn überhaupt ein solcher Genuß unserer persönlichen Beziehung zu ihm möglich sein soll. Insofern ist also das wirkliche Gefühl des ästhetischen Genusses eines freundlichen Gesichtes mit ähnlichen Regungen, wie wir sie einem wirklichen freundlichen Gesicht gegenüber erleben, jederzeit bereits das sichere psychologische Kriterium dafür, daß uns die Vortrefflichkeit der ausdrucksvollen Darstellung in eine besondere Phantasiewelt hineinversetzt und unser Lebensgefühl ebenso wesentlich modifiziert hat, wie es in ganz anderer Richtung geschieht, wenn wir uns speziell mit einer dargestellten Innenwelt selbst identifizieren. Wir haben es also hierbei wirklich mit einer

zweiten Hauptform des Einfühlungserlebnisses zu tun, bei der allerdings der Standpunkt, in den wir uns hineinversetzen, vom Künstler nicht so genau vorgeschrieben ist wie bei jenem Nacherleben eines dargestellten Gefühles, sondern von uns freier gewählt werden kann. Wer eine kurze Bezeichnung für diesen Unterschied wünscht, könnte jene erste Form vielleicht auch als »innere Einfühlung« und diese zweite als »äußere« bezeichnen, da man dort das Innere eines dargestellten Seelenträgers selbst nacherlebt, während man hier sozusagen von außen her zu ihm eine fühlende Stellung nimmt.

### c) Die Zusammengehörigkeit beider Arten der Einfühlung zum vollkommenen ästhetischen Genuß in allen Kunstgattungen.

Die wirklichen Gefühlsregungen der zweiten Hauptform auf Grund der eigenen Stellungnahme des Beschauers innerhalb der Kunstwelt liegen tatsächlich gerade in der bildenden Kunst besonders nahe, in der Volkelt die »gefühlsbetonte« Einfühlung in seinem Sinne etwas mehr zurücktreten läßt. Wir glauben freilich gerade hier bei allen hochwertigen Schöpfungen auch für die innere Einfühlung reichste Anregung zu finden. Man wird höchstens sagen können, daß hier wesentliche »Parallelgefühle« zu einem wirklichen Genuß wenigstens nicht unbedingt mitzuwirken brauchen. Naturgemäß springt aber die Möglichkeit des Genusses dieser zweiten Hauptform der echten Einfühlung, die den seelischen Gehalt der dargestellten Person ruhig in ihrer Gegenständlichkeit belassen kann, vor solchen Bildern am meisten in die Augen, bei denen die Motive zur Entstehung eigener Parallelgefühle in der Tat mehr zurücktreten. Das formal-künstlerisch vollkommene Porträt eines Unbekannten z. B., mit dessen Ausdruck wir nicht weiter sympathisieren können, regt unser Lebensgefühl, wie namentlich bei einsamer Betrachtung merklich wird, wenigstens ähnlich an, wie wir es bei der Begegnung mit einer wirklichen fremden Person erfahren würden. Diese zweite Art der Einfühlung gegenüber Kunst- und Naturgegenständen ist auch schon oft poetisch dargestellt worden, wie z. B. in Goethes Mignonlied: »Und Marmorbilden stehn und sehn mich an.« Hier beschränkt sich die Beziehung sogar auf die teilnehmende Frage der dargestellten Personen. Oft tritt auch die Antwort hinzu bis zur eigentlichen Zwiesprache, wobei innerhalb der poetischen Sphäre die ganze

Individualität des dargestellten Betrachtens in das dargestellte ästhetische Erlebnis hineingenommen sein kann, wie z. B. in dem Liede von Hans Sachs an den Fliederbaum im zweiten Akt der »Meistersinger« von Richard Wagner[15a]):

Mir löst es weich die Glieder,
Will, daß ich was sagen soll.
Was gilt's, was ich dir sagen kann,
Bin gar ein arm einfältig Mann!

Mit der in solchen Liedern dargestellten Einfühlung der zweiten Art ist natürlich nicht die Einfühlung der Leser in die Stimmung des lyrischen Dichters zu verwechseln, der durch die Eindeutigkeit der Sprache optimale Voraussetzungen für die Einfühlung unserer ersten Art schafft.

Aber schon in der Kunstgattung, bei deren Genuß ebenfalls das Nacherleben dargestellter Gemütsbewegungen, also unsere erste Form der Einfühlung, sicher noch im Vordergrund steht, in der reinen Musik, werden namentlich von dem vielstimmigen Satz, zumal beim Orchester, neben oder noch vor etwaigen Vorstellungen einer konkreten Bedeutung fortwährend auch wertvolle Gefühle der Stellungnahme zu gegenständlich uns entgegentretenden Gefühlen angeregt. So mutet z. B. in einer kräftigen, aus dem bisherigen Satz nachwirkenden Stimmung die zu ihr kontrastierende Schalmei zunächst unmittelbar wie eine liebliche, dem Zuhörer objektiv gegenübertretende Erscheinung an, bis sie ihn ganz in ihren Bann gezogen und seine eigene Stimmung zu einer Einfühlung in sie selbst verändert hat. Folgen dann wieder imposantere Klänge und Rhythmen, so dringen diese wie »von außen« auf ihn ein, ihn wie fremde erhabene Gewalten mit sich fortreißend, bis sie ihn selbst zur gleichen Gemütslage ermutigt haben usw. In der simultanen Differenzierung der Stimmen aber liegen ebenfalls unausgesetzt neue Motive für beide Arten der Einführung, indem die nähere Verfolgung der einen Stimme die anderen als mehr gegenständliche, fremde »Begleitungen« genießen läßt. Hier in der Musik ist der »Einfühlungscharakter« der fühlenden »Stellungnahme« von außen her sogar ganz besonders deutlich,

15a) Ich entnehme dieses Beispiel Artur Prüfers bekannter Schrift »Die Meistersinger von Nürnberg«, Leipzig 1924, S. 45, der es nach R. Peschs Buch über dieses Wagnersche Werk für die Einfühlung überhaupt anführt.

weil sich eine Einfühlung der ersten Art zugleich als unmittelbare Grundlage für die spezifische Modifikation des eigenen Lebensgefühles erweist, die aus der frischen Beziehung zu dem hierbei zunächst als gegenständlich und fremd eintretenden Neuen resultiert und sich daher als Einfühlungskomponente der zweiten Art dokumentiert. Der Ausgangs-»Standpunkt« braucht freilich noch keine solche »Einfühlung« zu sein, wenn wir die Musik unmittelbar aus dem Alltagsleben heraus hören. Aber wer z. B. zum musikalischen Genuß in ein Konzert geht, ist innerlich in Erwartung des Gebotenen schon vor der sinnlichen Darstellung in eine andere Sphäre gerückt, wenn auch die volle Höhe der Erhebung in eine besondere Kunstwelt mit der ganzen Fülle der eigenartigen neuen Einfühlungsmöglichkeiten erster und zweiter Art erst mit dem Beginn der musikalischen Darbietung selbst in raschem Aufschwunge der Stimmung erreicht wird.

Gerade aus dieser organischen Verbindung der beiden Arten der Einfühlung, die hier wie zwei Seiten des nämlichen Prozesses zum vollen ästhetischen Genuß zusammengehören, ersieht man am besten die Unmöglichkeit, eine feste ästhetische Rangordnung zwischen ihnen zu statuieren. Beide bilden für den ästhetisch Genießenden die Voraussetzungen zur allgemeingültigeren Erschöpfung des Gehaltes einer Darstellung und entsprechen analogen Seiten in dem Bewußtsein des schaffenden Künstlers, der nicht nur in und mit seinen Gestaltungen lebt, sondern sie auch stets aus bestimmten »Standpunkten« betrachtet. Besonders konkret und simultan wird diese Wechselbeziehung zwischen »innen« und »außen« durch die Darstellung von Vorgängen angeregt, die sich zwischen mehreren Personen abspielen, wie bei Liebes- und Kampfszenen[16]). Hierbei wird, ganz ähnlich wie bei jenen musikalisch erzeugten Stimmungen, die Hineinversetzung in das Innere des einen Partners mit entsprechenden Parallelgefühlen ohne weiteres zugleich der ideelle Standpunkt sein, von dem aus das Lebensgefühl durch die Wahrnehmung des Gegenspieles eine neue Einfühlungskomponente der zweiten Art in sich aufnimmt. Bei

16) Die Unterschiede der Wirkung dieser Standpunkte sind so deutlich, daß hierüber nach sorgfältiger Analyse der nächstliegenden Möglichkeiten für gegebene Bilder wohl auch wieder experimentelle Kontrollen der hierfür gültigen Gesetzmäßigkeiten mit verschiedenen Versuchspersonen durchführbar sein werden. (Vgl. Abschnitt I, S. 211 ff.)

Voraussetzungen zur Antipathie gegen den Gegenspieler bleibt die Einstellung konstanter, während z. B. bei der Betrachtung gleich sympathischer Partner, wie etwa in Liebesszenen, der Standpunkt zum vollen Genuß des Kunstwertes naturgemäß wechseln wird[17]). Der ästhetische Genuß eines wertvollen Bühnenwerkes endlich beruht sogar auf einer langen Folge organisch gegliederter Einfühlungsakte beider Arten gegenüber allen beteiligten Personen.

Deshalb ist aber auch die obige Charakterisierung der »äußeren« Einfühlung, daß sich der Beschauer hierbei seinen Standpunkt frei wählen könne, nur cum grano salis zu verstehen. Zum vollwertigen Genusse jedes Kunstwerkes sind nur bestimmte »Standpunkte« dieser Art die geeignetsten, und wo eine Mehrheit derselben in Betracht kommt, schließlich auch eine gewisse Ordnung und Gliederung ihrer sukzessiven und eventuell auch simultanen Einnahme, die namentlich auch die Gesetze der psychologischen Energetik zu berücksichtigen hat. Dabei wird natürlich bei Bildwerken auch der Raum *vor* ihnen ohne scharfe Grenzen in die Phantasiewelt mit hineingenommen, innerhalb deren sich der Beschauer überall in ideeller Gemeinschaft mit den vergegenwärtigten Personen und beseelt gedachten Wesen denken kann, und die nach Art aller relativ selbständigen Teilbestände des aktuellen Seelenlebens allseitig ins Dunkelbewußte und schließlich ins psychisch Wirkungslose verklingt. In diesem Vorderraum liegt stets die Möglichkeit eines möglichst unparteiischen Überblickes, wie er aber eben z. B. zum Vollgenusse von dargestellten seelischen Wechselbeziehungen nicht ausreichen würde. Bei diesen können übrigens auch individuelle Neigungen des Beschauers nach einer Seite gegen die Allgemeingültigkeit verstoßen, wenn z. B. die beiden Geschlechter in der Verteilung ihres Interesses zu verschiedenen Einseitigkeiten neigen. Andrerseits gibt die Wahl von Standpunkten, die dem Künstler nicht kongenial sind, oft Anlaß zur Kritik, die so lange ungerecht ist, als sie nicht wirklich alle genußreichen Standpunkte im eigenen Einfühlungserlebnis erprobt hat.

17) Über diese wechselseitige Durchdringung der Einfühlungen beider Gattungen finden sich auch in *Jean Pauls* Vorschule der Ästhetik, 2. Abt., XIV. Programm (Werke hrsgeg. von *Freye* und *Berend* 7. Teil, S. 250), feine Bemerkungen, u. a.: »*Herder* malt in den ‚Horen' einen Liebenden, der seine Geliebte vor dem Kalifen malt — man führt nur eine kranke, blasse Gestalt daher —, aber er fordert nur, mit *seinen* Augen schaue man sie, — und so gibt er uns seine Augen.«

Bei dieser Einnahme der fühlenden Standpunkte innerhalb der Kunstwelt handelt es sich um eine gewisse Ergänzung der objektiven Darstellung des Künstlers durch ein passendes Verhalten des Beschauers, das eben nicht immer durch einen Akt der Einfühlung erster Art in eine dargestellte Gefühlsregung gefesselt bleiben kann. Daher wird auch der Künstler und Kunstkenner den Beschauer gerade in dieser Hinsicht erst zu dem sinngemäßesten Verhalten heranzubilden haben, was bei der Intimität seiner Durchführung freilich niemals ohne Anlage und Selbststudium von Erfolg sein kann. So ist in diesem Zusammenhang vornehmlich auf die feinsinnigen Schilderungen solcher Einfühlungen der zweiten Art bei Adolf Hildebrand[18]), Schmarsow u. a. zu verweisen. Dabei kommen vor allem die Einstellungen in Betracht, durch die sich der Beschauer in den leeren Raum im Bilde selbst einfühlt, indem er die Bewegungsmöglichkeit in die Tiefe in wirklichen Phantasie-Haltungen und Bewegungen mit entsprechenden wirklichen Eigengefühlen genießt. Doch ist bei der objektiven Beseelung aller Räume auch hier stets zugleich die Einfühlung erster Art mit im Spiele. Auch Volkelt ist sich natürlich darüber klar, daß es »schließlich immer Strebungen sind, sei es gehemmter, sei es gelingender Art, was sich in den Gliederungen, ihren Kontrasten und Harmonien ausspricht«. Aber fürs erste findet er hier das Wesentliche dieser Norm der organischen Gliederung »nicht in dem Einfühlen, sondern in dem Verknüpfen und Trennen, dem Gruppieren und Gliedern als solchem«, als ob sich dieses nach der phantasievollen Erfüllung des wirklich leeren oder bereits anderweitig erfüllten Raumes mit unserer eigenen Person in seiner ästhetischen Wirkung noch von der Einfühlung abtrennen ließe. Weiterhin denkt er aber ja bei der Einfühlung in der Betrachtung von Werken der bildenden Kunst oder dem analogen Naturgenuß an die Einfühlung in seinem Sinne, d. h. an einen Mangel des wirk-

18) Das Problem der Form, 1. Aufl., 1893, S. 56: »In bezug auf diese Bewegungsanregung gibt es natürlich eine Menge Variationen der Anordnung, die für die Gesamtwirkung des Bildes ausschlaggebend sind und auf immer andere Weise uns in die Welt des Räumlichen einführen*. Es handelt sich da um eine künstlerische Psychologie, um eine deutliche Empfindung für die Wirkung solcher angeregter Bewegung auf das Gesamtgefühl. Ob es einem weit um die Brust wird oder nicht.« Von diesen Bewegungen des ideellen Standpunktes von einem realen aus sind natürlich die Reflexionen zur optimalen Auswahl des realen scharf zu unterscheiden.

lichen eigenen Gefühles, wie es in der gefühlsbetonten Einfühlung vorliegt. Soweit aber die Tiefe uns im Bilde durch jene einheitlich wirkende, von Hildebrand gemeinte Anordnung eindrucksvoll entgegentritt, ist es stets das unmittelbar erlebte Ich des Betrachters selbst, das von ihr in die unbegrenzte Ferne getragen wird oder sich bis zum Himmel emporschwingt.

### d) Die Gefahr einer zu schroffen Gegenüberstellung der »eigentlichen« und der »uneigentlichen« Einfühlung für die Einschätzung der Verbreitung der echten Einfühlung.

Die ganze Verbreitung dieser Einfühlung in unserem Sinne im Gebiete des Ästhetischen, und zwar namentlich die Einfühlung der ersten Hauptart in »Parallelgefühlen«, wäre freilich noch deutlicher herausgetreten, wenn Volkelt nicht in seiner ganzen Analyse die von ihm als »eigentlich« bezeichnete Einfühlung in menschliche Gestalten so scharf von der »uneigentlichen«, »stimmungssymbolischen« in untermenschliche Gestalten abzutrennen versucht hätte, zu welcher doch der gesamte wirkliche oder dargestellte Raum mit seiner ganzen Ausfüllung außer den lebenden Wesen hinzugehört. (In der neuen Schrift hat er diese uneigentliche Einfühlung überhaupt nicht weiter behandelt, sondern dafür ganz auf das System verwiesen.) Vom Standpunkte der Erkenntnistheorie aus mag es berechtigt erscheinen, die Gelegenheiten, in denen sich unsere stets »sprungbereite« Disposition zur Beseelung unserer Umgebung tatsächlich auswirkt, nach der Annäherung der dargestellten Formen an diejenigen der wirklichen physiologischen Grundlagen des Seelenlebens einzuteilen und gesondert zu betrachten. Das ästhetische Verhalten ist dagegen seinem ganzen Wesen nach ein phantasievolles Hinausgehen der Einfühlung über die Gründe, bei deren Geltung sie Erkenntniswert besitzt, zu dem ästhetischen Schein, dem die späteren Abschnitte der neuen Schrift Volkelts gewidmet sind[19]). Hiermit steht unsere

19) Ist doch die Einfühlung in die dargestellten menschlichen Gestalten sogar da, wo sie in der größten, künstlerisch noch möglichen Konkretheit geschieht, also bei dem ästhetisch vollwertigen Genuß des Schauspieles, mit der Gewißheit der Nichtwirklichkeit des vorgestellten Affektes im Gemüte des Schauspielers verbunden und insofern genau so »symbolisch« oder »uneigentlich«, wie wenn man die Säule ästhetisch als aktiv emporstrebend auf-

eigene spätere Betonung des großen Unterschiedes, der hinsichtlich der Illusionskraft zwischen den leblosen Mitteln der konkreten Darstellung menschlichen Lebens und dem lebendigen Schauspiel besteht (vgl. IV, 3 u. 4), nicht im Widerspruch.

Volkelt hat im System Bd. 1 S. 161 mit Recht noch hervorgehoben, daß »die Gefühle der Teilnahme auffallend herabsinken, sobald der Gegenstand untermenschlicher Art ist. Einem Berge oder Bache, einer Säule oder Kanne, einer Melodie oder Harmonie gegenüber entwickelt sich die Teilnahme ungleich spärlicher als gegenüber einem lebendigen, strebenden, leidenden, genießenden Menschen« und, soweit sie ausgelöst wird, ist sie »zumeist nur Freude an dem Gegenstande, die nun bald zärtlich, bald ehrfürchtig oder anderswie gefärbt sein kann«. Dies ist aber nach S. 229 gerade die gleichzeitige Voraussetzung dafür, daß sich die primäre Tendenz zur eigenen Hineinversetzung in die dargestellten Räume und ihre Krafterfüllung nur um so freier, ungehemmter entwickeln und die resultierende ästhetische Befriedigung direkt vermitteln kann, wie namentlich Th. Lipps in seiner Schrift »Ästhetische Faktoren der Raumanschauung« vielseitig dargelegt hat. Hat sich doch auch historisch der ganze Begriff der »Einfühlung« in der metaphysischen Ästhetik der Romantik gerade aus dieser nachfühlenden Beseelung der gesamten »untermenschlichen« Natur entwickelt.

### e) Die Unzulänglichkeit der Gewißheit einer bloßen Möglichkeit des eigenen Fühlens zur Ersetzung wirklicher Eigengefühle.

Obgleich wir den ästhetischen Genuß soeben auf lauter wirkliche Eigengefühle des Beschauers gründeten, die aus einer Hineinversetzung in die Kunstwelt entspringen, dürfte sich übrigens

---

faßt. Die Breite der assoziativ wirksamen Elemente kann hieran nichts Prinzipielles ändern. Von Volkelt selbst sind übrigens die zahlreichen Motive der von ihm als »uneigentlich« bezeichneten Einfühlung im Gebiete seiner »eigentlichen« sorgfältig gesammelt worden (Bd. 1, S. 284 ff.). Die Konkretheit oder Abstraktheit des Bildes, das dem Beschauer von der leiblichen Grundlage der vorgestellten Gefühle jeweils vorschwebt, erscheint somit als ein durchaus sekundäres Moment. Eine imponierende Strebung oder beglückende Ruhe, die bei der Betrachtung eines Bauwerkes oder Ornamentes uns als »mitwahrgenommener« Kunstschein entgegentritt, kann ja in ihnen künstlerisch in viel wertvollerer Weise vergegenwärtigt sein als in einem schlechten Bilde eines tätigen oder ruhenden Menschen.

unsere Zurückführung des ästhetischen Wertes auf diese Eigengefühle infolge unserer Trennung der beiden Arten der Einfühlung viel prinzipieller als Volkelts Theorie hierüber von der ausschließlichen Berücksichtigung der ersten Art der Einfühlung unterscheiden, wonach alle Freude an Kunstwerken nur auf der nachfühlenden Hineinversetzung in eine sinnlich zum Ausdruck gebrachte Gemütsbewegung beruhen soll. Denn wenn auch nach Volkelt diese Hineinversetzung oder die von ihm als »gefühlsbetont« bezeichnete Einfühlung zum vollkommenen ästhetischen Genuß gar nicht notwendig ist, so hält er doch, wie S. 229 erwähnt wurde, die implizite bewußte parallele Miterregtheit des eigenen Ich, in der Form einer Gewißheit der Möglichkeit der nämlichen Gemütsbewegung wie das als gegenständlich bewußte Fremdgefühl, für den wichsten Faktor, dessen Berücksichtigung an dieser Stelle ihm geradezu die Glanzleistung dieses Begriffes der impliziten Bewußtheit für das Verständnis des ästhetischen Bewußtseins überhaupt zu sein scheint[20]). Es gewinnt also durchaus den Anschein, als ob man doch auch nach seiner Meinung bei der Beschreibung des idealen ästhetischen Erlebens ausschließlich mit dieser parallelen Erregtheit des Ich auskommen könne und als ob die inhaltlich neuen Reaktionsgefühle des Ich, das sich in der Kunstwelt einem Du gegenüber fühlt, hierzu wenigstens nicht so prinzipiell gehören, wie wir unserseits darzutun suchten. Hinsichtlich der Aktualisierung des ästhetischen Apriori mit ihrer Begründung des ästhetischen Selbstwertes will somit Volkelt offenbar dem Unterschied der vollen Verwirklichung einer Gemütsbewegung (d. h. der gefühlsbetonten Einfühlung) von ihrer bloß impliziten Bewußtheit (als einer Gewißheit unseres eigenen gleichgerichteten Könnens), also gewissermaßen dem

20) Die Selbstbesinnung sage uns, daß in dem scheinbar völlig gegenständlichen mitwahrgenommenen Ausdruck der fremden Mienen und Gebärden für das Bewußtsein ein »Mitschwingen des eigenen Ich enthalten sei«. »Ich fühle mich dabei, sobald mir eine Gebärde z. B. als trotzig erscheint, mein Subjekt ist miterregt.« Ja, Volkelt sagt geradezu, ich sei »fühlend« auf die Ausdrucksqualität hingewandt. Und doch ist das eigene Gefühl für ihn nur »implizite« dabei: »Sobald ich mich darauf besinne, was in dieser Bewußtseinshaltung vorliegt, sage ich mir: in ihr ist mit dem Vorstellen die Gewißheit des Fühlenkönnens verbunden«, z. B. der Möglichkeit, daß ich selbst trotzig sein kann. Implizite sei ich meiner selbst als desjenigen Mediums gewiß, durch dessen gefühlsmäßige Erregung der Ausdruck für mich möglich wird (A. B. S. 19 ff. und S. 53 ff.).

Unterschied zweier Modalitäten der Daseinsweise dieser Gemütsbewegung im Bewußtsein, nur eine sekundäre Bedeutung zuerkennen. Der »Gegensatz« soll daher wohl im wesentlichen nur einen Schein darstellen, den die wahre »Dialektik des Bewußtseins« aufzulösen vermag, indem sie die Allgegenwart des dispositionellen Ich im Unbewußten als den wahren tieferen Grund des Gefühlslebens aufzeigt, zumal eine genauere Selbstbeobachtung ihre Spuren schon im Implizite-Bewußten zu erkennen vermag. So gilt schon für das System (Bd. 1, S. 158) sogar der weitere Zusammenhang persönlicher Teilnahmegefühle mit einem rein gegenständlichen Gefühle als etwas Selbstverständliches, weil wir das Gefühlsleben, von welchem die dargestellten Personen erfüllt vor uns stehen, ausschließlich aus unseren eigenen Gefühlserlebnissen hervorbringen. »Was uns gegenständlich als Gefühlsleben Romeos und Julias gegenübertritt, sind unsere eigenen Gefühlserlebnisse.« In der Vorrede zur neuen Schrift ist dann die jetzige Wendung dieses Gedankens bereits kurz angedeutet: »In den verschiedenen Arten und Weisen, wie das Subjekt das Objekt von sich fernhält und dabei doch ihm zugeordnet bleibt (hier gesperrt!), treten so recht die Bewußtseinsintimitäten zutage.« Und gerade die schärfere Einschränkung seines Begriffes der »Einfühlung« auf die gegenständliche Vorstellung fremden Gefühles und den hierdurch erlangten Gegensatz zu Th. Lipps sucht nun Volkelt dadurch wieder auszugleichen, daß er phänomenologisch auf das Implizite-Bewußte das Hauptgewicht legt, das dem wirklichen eigenen Erleben des dargestellten Gefühls bis auf den genannten Modalitätsunterschied nahekommt.

Demgegenüber ist aber nun freilich fürs erste darauf zu verweisen, daß doch auch bloße Vorstellungen fremder Gemütsbewegungen, von denen Volkelt die Einfühlung noch prinzipiell getrennt halten will, und die Erinnerungen an frühere eigene Gefühle stets mehr oder weniger dunkel bewußt irgendeine Modalität ihrer vollen Erneuerungsmöglichkeit erleben lassen, ohne daß sie deshalb den wirklich erlebten Gefühlen phänomenologisch oder in ihrer psychologischen Wirkung einen Schritt näher kämen. Ja in dieser modalen Abwandlung des unmittelbaren Erlebens zu der Vergegenwärtigung einer bloßen Möglichkeit liegt gerade der prinzipielle Unterschied, der allerdings viele Gradabstufungen zuläßt, aber doch in allen diesen Graden nicht an das augenblicklich wirkliche eigene Ge-

fühl heranreicht. Das »Medium« des Ich zerlegt sich eben in eine breite und tief geschichtete Region von Dispositionen, in welcher das augenblicklich wirklich aktuelle Gefühlsleben (gleichgültig, ob es durch die Wahrnehmung der wahren Lage des empirischen Ich oder eine phantasievolle Hineinversetzung in eine irgendwie vor- oder dargestellte erzeugt ist) jeweils nur einen ganz geringen Bruchteil ausmacht. Dabei können die Gründe, durch die es bei der Vorstellung der bloßen Möglichkeit verbleibt, mehr sekundär in dem äußeren Zeitverlauf liegen, wie wenn sich der Satte an das Gefühl des Hungers erinnert, oder in tiefergreifenden bleibenden Unterschieden der Stellung der in den Gefühlen sich auswirkenden Bedürfnisse zu dem Kern der Persönlichkeit begründet sein. Hierauf werden wir im letzten Kapitel ausführlicher zurückkommen. Wenn also z. B. jemand das Fühlen und Wollen des ausdrucksvoll dargestellten Intriganten vom ersten Moment des Verständnisses infam findet, so erregt diese Wahrnehmung in seinem Bewußtsein einen Teilakt des Nacherlebens strikte gegen das zentralste Medium dieses »Ich«, das bei normalem Verlauf als Träger unserer bewußten Willkürakte bewußt ist. Aber alle die allgemeinen Elemente und Merkmale des Fühlens und Wollens, die gegenüber dieser Bewertung der Handlung im ganzen *indifferent* bleiben und in guten wie bösen Willensrichtungen als Lust, Unlust, Liebe und Haß usw. überhaupt enthalten sind, müssen in diesem Medium einen Widerhall finden, wenn sie überhaupt als Innenleben verstanden werden sollen. Nur bleibt es eben dann bei dem Bewußtsein der bloßen *Möglichkeit* eigener gleichartiger Regungen in *anderen* eigenen Konkretisierungen.

Die Abstufung des Bewußtheitsgrades jeder einzelnen dieser verschiedenen Modalitäten als solcher bildet hierbei eine Mannigfaltigkeit für sich, die in keinem Gliede in diejenige einer anderen Modalität, z. B. einer größeren Annäherung an die Voraussetzungen des wirklichen eigenen Fühlens und Wollens, hinüberführt, so wenig wie die verschiedene Beachtung einer Farbe deren Qualität wesentlich ändert. Gerade dadurch aber, daß sich z. B. das Bewußtsein der Unfähigkeit, selbst so zu handeln, bei der Wahrnehmung des Intriganten durch eine besondere *Betonung* des Nebengedankens an das eigene Ich *maximal klärt*, kommt der *Gegensatz* des bloßen gegenständlichen Vorstellens seines Innenlebens zu einer Verwirklichung im eigenen

Inneren des Beschauers am stärksten zur Geltung. Ebenso würde aber auch die Besinnung auf das, was in der implizite bewußten Gewißheit einer bloßen Möglichkeit des eigenen Fühlens eigentlich enthalten liegt, immer auch zugleich ihren Unterschied von dem wirklichen eigenen Fühlen nur um so klarer hervortreten lassen, den Volkelt durch die Hinzufügung dieses implizite bewußten Inhaltes vermindert erscheinen lassen möchte. Somit kommt es hier überhaupt nicht weiter auf die bloße Abstufung einer bestimmten Modalität vom Klar-Bewußten durch das Implizite-Bewußte hindurch bis hinab zum völlig Unbewußten an, sondern auf die Überwindung von Scheidewänden, die vom Bewußten bis ins Unbewußte hinabreichen, ähnlich wie die schon S. 217 f. genannten Unterschiede der Subjektivität des Ich-Erlebnisses im ganzen und der Objektivität der Regungen, die uns die Umwelt repräsentieren[21]). Im ästhetischen Akt werden also bloße »Möglichkeiten« des eigenen Fühlens in Wirklichkeit überzuführen sein. Dies kann aber nur dadurch geschehen, daß die bisherigen Voraussetzungen des wirklichen eigenen Fühlens im Alltagsleben verändert und von der Darstellung in der Weise beherrscht werden, wie es eben nur bei der »gefühlsbetonten« Hineinversetzung des Beschauers in die Kunstwelt in einer der beiden von uns unterschiedenen Arten der Einfühlung tatsächlich der Fall ist: durch Hineinversetzung in die dargestellte Gemütsbewegung selbst bis zum Erleben eines parallelen

21) Es könnte allerdings jemand mit Stumpf annehmen wollen, daß alle reproduktiven Vorstellungen nur geringere Intensitätsgrade von Wahrnehmungen seien (Empfindung und Vorstellung, Abh. der K. Pr. Akad. d. W., Phil.-hist. Kl. 1918 Nr. 1), also auch die Vorstellungen eigener und fremder Gefühle nur Minimalgrade eigener, augenblicklich erlebter Gefühle. Volkelt selbst bekämpft allerdings seinerseits eine ähnliche Auffassungsweise bei A. Prandtl, bei dem sich diese besondere Art der Bewußtheit, wie er sagt, zu einem bloßen Intensitätsunterschied »abstumpfe« (A. B. S. 64, Anm.). Wie man aber auch über die Durchführbarkeit dieser Reduktion qualitativer Unterschiede denken mag, so würde durch sie an dem obigen Nachweis der Unzurückführbarkeit der wertvollen Wirkungen des eigenen Fühlens auf implizite oder klar bewußte »Möglichkeiten« nichts Wesentliches geändert. Denn alle Verschiedenheiten der Stellung des augenblicklich erlebten Ich zu einem als gegenständlich vorgestellten Gefühl würden eben, bei ihrer Zurückführbarkeit auf bloße Intensitätsabstufungen einer noch abstrakteren Qualität wirklichen Fühlens, einfach der absoluten Verschiedenheit bestimmter Intensitätsgebiete entsprechen, und die der bloßen Möglichkeit und der Wirklichkeit entsprechenden Intensitäten und ihre spezifischen Wirkungen kämen auch dann niemals zusammen.

Eigengefühles und durch eigene Stellungnahme des Beschauers, insbesondere zu den dargestellten seelischen Wesen. Wo die eine Quelle zur Modifikation des eigenen Lebensgefühles zu schwach wäre, um dieses über die Gewißheit bloßer Möglichkeiten eines Gefühles zur Wirklichkeit zu erheben, da könnte nur die Aktualisierung der anderen in einem wirklichen Eigengefühl Ersatz schaffen.

Eine Mitschwingung des Ich-Mediums in einer irgendwie abgeschwächten Modalität der dargestellten Regungen würde eben auch nicht genügen, den ästhetischen Genuß als unmittelbar erlebtes Wertgefühl zu erzeugen. Es würde in diesem Falle vielmehr ebenfalls nur bei dem Bewußtsein der bloßen »Möglichkeit« dieses Genusses verbleiben, soweit er sich wirklich unmittelbar auf den Inhalt der Einfühlung aufbaut[22]), die ja auch Volkelt im Mittelpunkt des ästhetischen Erlebnisses beläßt. Mag diese Modalität sich der Wirklichkeit noch so sehr annähern, so würde sie eben doch in allen Stufen von dem wahren ästhetischen Genuß verschieden bleiben. Nur jene mehr intellektuellen Freuden, die ähnlich wie bei Verstandesoperationen sich auf die verschiedensten Modalitäten gründen und z. B. den lebensvoll dargestellten Intriganten in gleicher Weise wie den Helden genießen können, blieben als wirkliche Wertung übrig. Bei den günstigsten Bedingungen für eine zur Darstellung parallele Gefühlsregung wird dann natürlich auch schon der schwächste Bewußtheitsgrad ein wirkliches Fühlen, also ein Minimalgrad der Einfühlung in unserem Sinne sein, nicht etwa nur die Vorstellung einer wenn auch noch so nahe liegenden Möglichkeit eines solchen Gefühles.

---

22) Es soll natürlich nicht behauptet werden, daß die »Gewißheit von Möglichkeiten«, von Kräften und Vermögen bei der Entstehung von Eigengefühlen unbeteiligt sei, zumal ja auch schon in der Darstellung selbst zum Teil nur solche Modalitäten gegenständlich enthalten sind, wie etwa in dem Bilde der kraftstrotzenden Gesundheit oder eines vor seinem Gelde sitzenden Reichen u. dgl. Nur muß eben dann auch hierbei ein wirkliches Totalgefühl durch die beiden Einfühlungsarten zustande kommen, nicht nur die Gewißheit der »Möglichkeit« eines solchen, wenn der ästhetische Genuß auch hier auf der Einfühlung beruhen soll.

## 2. Der psychologische Mechanismus bei der Vergegenwärtigung seelischer Vorgänge in einer wahrgenommenen wirklichen oder dargestellten Person.

### a) Volkelts Zurückführung des seelischen Ausdruckes auf eine intuitive Einschmelzung in seiner »Theorie der Einfühlung«.

In seiner ganzen weiteren »Theorie der ästhetischen Einfühlung« im III. und IV. Abschnitte hat es Volkelt im wesentlichen nur noch mit der Analyse und Erklärung des allgemeinen seelischen Vorganges zu tun, der sowohl in dem Alltagsleben als auch bei der Betrachtung des Kunstwerkes erlebt wird, wenn wir in dem wahrgenommenen fremden Körper das in ihm zum Ausdruck kommende Innenleben vergegenwärtigen. Es ist dies also der Prozeß, den nur er selbst bereits als »Einfühlung« bezeichnet. Ohne die Bedingung der eigenen Hineinversetzung in dieses Innenleben würden jedoch wir überhaupt nicht von Einfühlung (der ersten Art) sprechen. Unsere zweite Form der Einfühlung aber hat der Wirklichkeit und der Kunstwelt gegenüber bereits eine fertige Vergegenwärtigung des fremden Seelenlebens, zu dem wir hierbei Stellung nehmen, zur Voraussetzung. Der Begriff des »Mechanismus« in der Überschrift des Abschnittes bedeutet keine nähere Analogie zu Vorgängen der leblosen Natur, als die bei ihr am klarsten überschaubare Ordnung nach allgemeineren Gesetzen.

Im III. Abschnitt sucht Volkelt zunächst den Vorgang beim Erwachsenen als fertiges Entwicklungsprodukt auf bestimmte Dispositionen zurückzuführen. Für ihn ist der Vorgang hierbei so zu denken, daß sich die in unseren eigenen Gefühlen zuerst erregten und geübten[23]) unbewußten Gefühlsdispositionen im »Unbewußtsein« mit der Wahrnehmung des fremden Äußeren in einer besonderen Weise verbinden, die er nun noch näher zu bestimmen sucht. Der 5. Paragraph dieses Abschnittes über die Form dieser Verbindung nimmt im wesentlichen das Problem der ersten ästhetischen Schrift des Verf. auf, seiner Habilitationsschrift über den Symbolbegriff in der neueren Ästhetik (1876). Dort war der Assoziation

23) Eine »gefühlsschöpferische Synthese« läßt hierbei allerdings auch den Ausdruck neuer, von uns selbst noch nicht erlebter Gefühle zustande kommen.

der Form mit dem Bedeutungsinhalt, aus welcher man in der nach ihr benannten Assoziations-Ästhetik den Ausdruck erklärte, die »intuitive Phantasie« gegenübergestellt worden, welche die Einheit von Schauen und Beseelen des Geschauten herstelle. Schon in den »Zeitfragen« wollte er hierfür aber lieber den Begriff der »Verschmelzung« setzen (Anm. 53, S. 236), nach dem Vorbild der Verbindung des Bedeutungsausdruckes mit dem Wort. Entscheidend bleibt jedoch hierbei seine Meinung, daß die im Ausdruck unmittelbar erfaßte Verbindung der seelischen Innerlichkeit mit dem fremden Körper nicht aus der Erfahrung stammen könne, also eine Intuition im Sinne seiner Erkenntnistheorie sei, wie denn auch das System (Bd. 1, S. 245) von »intuitiver Einheit« spricht. Die letzte Erklärung liege daher in einer unbewußten Tätigkeit des Ich, durch welche »in einem sinnlichen Wahrnehmungsinhalt ein ihm entsprechendes Gefühl als darin sich offenbarend erschaut wird« (Ä. B. S. 95).

### b) Die Zurückführbarkeit der Verbindung zwischen Form und Gehalt als solcher auf einen hinreichend psychologischen Begriff der »Assoziation« lokalisierbarer Inhalte.

Alle solche Angriffe gegen den psychologischen Assoziationsbegriff, wie z. B. auch seitens der Apperzeptionspsychologie, sind freilich irgendeiner Einengung desselben und einer unpsychologischen Abtötung der in allen seinen Spezialfällen enthaltenen Lebendigkeit zuzuschreiben, da ja die funktionelle »Verbindung« oder Vergesellschaftung als solche mit keinem Grade der Innigkeit ihres Endergebnisses unvereinbar ist. Auch Volkelt versteht unter der Assoziation eine »äußerliche Verbindung« (S. 93) und sei sie auch noch so eng, und glaubt sie daher hier durch einen besonderen Prozeß der »Eininnerlichung« oder »Einschmelzung« ersetzen zu müssen, durch welchen der Gefühlsinhalt der Wahrnehmung »einverleibt« oder »immanent« wird. Die innerpsychische Kausalität, die bei der Auslösung von Gefühlsvorstellungen durch das fremde Äußere unmittelbar erlebt wird, bringt in der Tat schon rein phänomenologisch eine besondere innere Geschlossenheit des Ganzen aus Ursache und Wirkung im Bewußtsein mit sich, die jedoch mit dem Begriff der Assoziation nicht im Widerspruch steht.

Für diese Einheitlichkeit ist es weiterhin besonders wichtig, daß Gefühle und Willensimpulse lokalisierbare Inhalte sind. Die räumliche Verbindung ist aber ja eine bekannte Hauptleistung der Assoziation. Ebenso wie »meine« Gefühle in meiner Brust lokalisiert werden, so die als fremd vorgestellten Gefühle in der fremden Brust. Die »Eininnerlichung« ist also ganz konkret räumlich zu nehmen und daher mit der Erklärung aus der Assoziation so wenig im Widerspruch wie die Lokalisation unserer eigenen Gefühle. Es ist eine eigenartige Inkonsequenz, wie hier ganz unabhängig von der Kritik Volkelts gesagt sein soll, wenn bisweilen die Assoziation und ihre Lokalisationswirkung im Gebiete der eigenen und der vorgestellten fremden Gefühle so ganz verschieden behandelt wird: Die räumliche Lokalisation unserer eigenen Gefühle will man wirklich als eine »bloße Assoziation« in ihrer allzu äußerlich gefaßten Bedeutung zugestehen, weil man dadurch die Anerkennung ihrer qualitativen Verwandtschaft mit den Organempfindungen umgehen zu können glaubt, deren Lokalisation doch selbst überall von solchen Assoziationen beherrscht ist. Bei der Lokalisation des vorgestellten Fremdgefühles im fremden Körper aber soll es sich auf einmal um etwas ganz Mystisches handeln, das in keiner Weise auf Assoziation zurückführbar sein soll.

Im übrigen reicht aber ja das gesamte Bewußtsein einschließlich des hinzugedachten dispositionellen Seelenlebens unendlich weit über diesen phänomenalen Kern hinaus, der ganz nach Art der Organempfindungen »lokalisiert« wird. So werden denn auch etwaige Gedanken, die wir in den fremden Mienen zu lesen glauben[24]), kaum in dem nämlichen wörtlichen Sinne in die Wahrnehmung eingeschmolzen wie Lust und Unlust oder allerlei mehr oder weniger bestimmt lokalisierbare Erregungs- und Spannungszustände. Solche Inhalte umspielen vielmehr die äußere Erscheinung der fremden Person in den verschiedensten Raumsphären ähnlich wie unsere eigenen sonstigen Bewußtseinsinhalte den Kern unseres Ich-Gefühles allseitig umgeben. Das vergegenständlichende Band muß also hier in einer inhaltlich

24) Zu einer solchen Erweiterung der anschaulichen Beseelung ist natürlich eine spezielle Vorbereitung des Betrachters notwendig, wie sie namentlich im Verkehr mit der alltäglichen Umgebung vorliegt. Aber auch im Drama, im illustrierten Buch, in der Darstellung historischer Persönlichkeiten usw. kann die Voraussetzung für eine derartige Wirkung erfüllt sein.

ebenso eindeutigen Vergegenwärtigung einer analogen individuellen Einheit aus den fremden Empfindungen, Gefühlen und Gedanken bestehen, die uns aus unserem eigenen Bewußtsein im ganzen geläufig ist. Nichts dürfte uns aber hindern, auch diese Übertragung vom unmittelbaren Erleben auf die Erkennung oder Phantasievorstellung analoger Beziehungen als einen Fall der »Assoziation« aufzufassen.

Bei der Klassifikation der verschiedenen Mechanismen, durch welche die Wahrnehmungen mit bestimmten Gefühlsinhalten in dieser Weise verbunden werden, kommt allerdings auch für Volkelt die Assoziation in seinem engeren Sinne in Betracht. So tritt schon bei der zuerst genannten »vorstellungsreproduktiven« Verbindungsweise einer »intuitiven« im engeren Sinne eine »empirische« an die Seite. Auch bei der zweiten, der motorischen, steht neben der unmittelbaren eine reproduktive, und bei der sprachlichen ist die assoziative Grundlage selbstverständlich. Unter die vierte »unmittelbare« Verbindungsweise fallen vor allem die von Th. Lipps auf die Ähnlichkeitsassoziation und die allgemeine seelische Resonanz zurückgeführten Stimmungscharaktere der Sinneswahrnehmungen. Jedenfalls bleibt es für den Verf. bei dem Prinzip, das er schon im 32. Bande der Zeitschr. f. Psych. in der Abhandlung über »die Bedeutung der niederen Empfindungen für die ästhetische Einfühlung« zum Schlusse aussprach: »Das ästhetische Einfühlen kann, auch wenn man von seinen matteren und lässigeren Äußerungen absieht, nicht auf dieselbe Grundformel gebracht werden. Das Ziel ist überall das gleiche: Verschmelzung der sinnlichen Anschauung mit Stimmungen, Strebungen, Affekten und Leidenschaften. Die Wege dahin aber sind verschiedenartig.« Gerade vom Assoziationsprozeß dürfte aber bereits eine genügende Mannigfaltigkeit von Variationsmöglichkeiten bekannt sein, um bei dieser anerkannten Einheitlichkeit des Endzieles, der Vergegenständlichung von Gefühlen bzw. eines ganzen Seelenlebens, auch die Art ihrer Vermittlung etwas einheitlicher darzustellen. Freilich muß hierzu erst die eigenartige Stellung etwas weiter analysiert sein, welche hierbei das Ausgangsglied der Assoziationen, die Sinneswahrnehmung des fremden Leibes, innerhalb des Bewußtseins einnimmt. Hiermit kommen wir aber zu der Hauptfrage der Volkeltschen Theorie nach der Entstehung des Charakters der Objektivität der Gefühle bei der sinnlichen Wahrnehmung seelischen Ausdruckes.

c) Nicht der Unterschied der Wahrnehmung von der bloßen Vorstellung, sondern die räumliche Differenzierung ist die wesentlichste sinnliche Grundlage der Vergegenständlichung von Gefühlen.

Volkelt trennt zunächst mit Recht einen allgemeineren Faktor der Objektivierung überhaupt von der Zugehörigkeit zu einer anderen Person, zu einem Du. Nur jene erste Seite wird in seinem III. Abschnitt, und zwar relativ einfach erledigt, indem er dem Wahrnehmungscharakter diese allgemeine Wirkung zuschreibt: »Der Schein transsubjektiver Gegenständlichkeit, der dem Wahrnehmungsinhalt anhaftet, teilt sich unwillkürlich dem eingeschmolzenen Gefühl mit« (S. 97). »Das Wahrgenommene steht uns als ein von außen Gegebenes, nicht als ein erst auf dem Boden des eigenen Bewußtseins Zustandegekommenes vor Auge und Ohr, auch in der Dichtkunst, in der wir Worte hören oder lesen« (S. 96). Während ihm dieser Unterschied von der bloßen Vorstellung im System nur als fördernder Umstand erschien, ist er ihm jetzt zur Hauptsache geworden, wobei nach S. 98 A. Prandtls Darstellung mitgewirkt zu haben scheint.

So richtig aber Volkelt in der Erkenntnistheorie diesen allgemeinen Wahrnehmungscharakter gegen die »Immanenzlehre« ins Feld führt, welche die Transsubjektivität des realen Dinges verkennt, das jeder Sinneswahrnehmung als ihre außerbewußte Ursache zugeordnet werden muß, so darf es doch hier bei der Analyse einer Vergegenständlichung, die von den logischen Kategorien der Relation und Modalität unabhängig ist, keineswegs auf den Wahrnehmungscharakter als solchen ankommen. Die Differenzierungsrichtung der Objektivität als der »Fremdheit«, um die es sich hier handelt, muß vielmehr dem Bewußtsein als rein inhaltlicher Unterschied immanent sein. Sie muß also auch einem Teil der Sinneswahrnehmungen, nämlich den wahrnehmungsartigen Auffassungen unseres augenblicklichen subjektiven Zustandes fehlen. Können doch auch in der Tat unsere wirklichen eigenen Gefühle, von denen die fremdgegeständlich erkannten und gedachten hier gerade unterschieden werden sollen, sehr wohl als Wahrnehmungsinhalte angesehen werden, die hinsichtlich ihrer Lokalisation speziell mit den Organempfindungen zusammenge-

hören. Eben deshalb kann aber auch nicht dasjenige Moment für die Objektivierung anderer Gefühle entscheidend sein, das die Wahrnehmung von der bloßen Vorstellung trennt, obgleich natürlich dieser Charakter die Objektivität noch besonders färbt. Denn an und für sich kann auch schon die bloße Vorstellung z. B. eines Bildes, zumal beim schaffenden Künstler, die Objektivation von Gefühlen in höchster Klarheit mit sich führen, und bei den epischen Künsten muß diese »Projektion« sogar stets in der bloßen Vorstellung zustandekommen, wenn wir den gerade hier relativ sehr hohen Genuß in der freien Reproduktion erleben.

Es kann also für die Vergegenständlichung der Gefühle nur ein Merkmal der optischen und akustischen Wahrnehmung in Frage kommen, das diese primär von anderen gefühlsartigen Wahrnehmungen unterscheidet und das in die bloße Vorstellung herübergenommen wird. Eine solche innere Differenzierung der Wahrnehmungsinhalte selbst ergibt aber wohl einfach die schon oben genannte räumliche Ordnung, innerhalb deren das künstlerisch Betrachtete stets eine Distanz von den zu unserer Körperlichkeit gehörigen Inhalten einhält[25]). Es kommt also für die Vergegenständlichung des Gefühles fürs erste darauf an, daß die Wahrnehmung uns das Dasein einer anderen Person in ihrer äußeren Erscheinung direkt von uns entfernt zeigt oder wenigstens vorspiegelt.

Mit dieser räumlichen Abgliederung der sinnlichen Gefühlsgrundlage ist allerdings nicht die zweite Seite zu verwechseln, die Volkelt an der Objektivation heraushebt, die Gewißheit des Du. Denn diese räumlich abgetrennte »Oberfläche« oder äußere Erscheinung der fremden Person ist etwas ganz anderes als das hinter ihr lokalisierte Gefühls- und Seelenleben, an das Volkelt bei dem zweiten Punkt allein denkt. Dennoch muß dieser innerseelischen Differenzierung zwischen dem Ich und dem Du auch schon innerhalb der äußeren Sinneswahrnehmung unserer Umgebung eine bestimmte inhaltliche Differenzierung entsprechen, wenn für diese fremde Innerlichkeit überhaupt eine

25) Auch soweit ich meinen eigenen Körper direkt von außen sehe und als solchen in richtiger Lageauffassung erkenne, geht mein gleichzeitiges eigenes Fühlen durch seine innige Beziehung zu diesen sinnlichen Körperwahrnehmungen nicht seiner spezifischen Subjektivität verlustig, weil eben das Gefühl hierbei an seinem, d. h. an »meinem« Platze bleibt. Ein etwa im Spiegel gesehener eigener Affekt aber ist ein eigentümlich zwiespältiges Erlebnis.

Grundlage zu ihrer ästhetischen oder sonstigen Verselbständigung vorhanden sein soll. Dies ist wohl nichts anderes als die Wirkung der primären, schon im naivsten Bewußtsein festgewurzelten Erfahrung von der psychophysischen Grundbeziehung zwischen Seele und Leib, zwischen Innen und Außen. Für die Vergegenwärtigung eines seelischen Du, das nicht in einem bloßen Soliloquium mit dem eigenen Ich verschmilzt, ist die räumliche Abgetrenntheit seiner äußeren Erscheinung als einer unserem eigenen Körper gegenüberstehenden die natürlichste Voraussetzung, gleichgültig, wie sich diese weiterhin in der metaphysischen »Separation« der Annahme fremdseelischer Realitäten ohne materielle Grundlage sublimiert haben mag. Auch die größere räumliche Tragweite der ästhetisch hervorragenden »höheren Sinne« des Gesichtes und Gehöres weist auf diese funktionelle Bedeutung der Raumunterscheidung für die ästhetische Gegenständlichkeit hin.

Diese Basis der Vergegenständlichung unserer Gefühle wird aber dann natürlich durch die Hinzunahme geläufiger Vorstellungen von Raumverschiebungen unseres eigenen Körpers ohne weiteres zur Grundlage der »Einfühlung« unserer ersten Art (vgl. oben III, 1 c), d. h. unserer Hineinversetzung in die fremde Person, erweitert. Auch die zwar schon »an Ort« mögliche ästhetische Einfühlung zweiter Art erlangt dadurch erst die ganze Mannigfaltigkeit der Standpunkte, von denen aus das eigene Ich zum dargestellten fremden ideell Stellung nimmt. Dies alles ist schließlich nicht wunderbarer als die immanente Differenzierung unseres Raumbewußtseins überhaupt, das noch hinter den Wahrnehmungsbildern der Sterne ins Unendliche verklingt.

### d) Die phänomenologische und darum auch genetische Unzurückführbarkeit der Du-Gewißheit.

Das abstrakte Schema der »Assoziationsfunktion«, die von räumlich selbständigen Inhalten ihren Ausgang nimmt, würde aber allein für sich den Endeffekt der Vergegenständlichung des Seelischen in der Vorstellung einer fremden Person niemals zu erklären vermögen, wenn nicht eine besondere Disposition für diese neue, ganz unvergleichliche Differenzierung unseres bewußten Gesamtbestandes hinzutreten würde. Es ist ein Hauptverdienst der Volkeltschen Analyse dieser seelischen Vorgänge, auf die

Unzurückführbarkeit dieser Disposition zur Vorstellung eines fremden Bewußtseins nachdrücklich hingewiesen zu haben. Alle Dispositionen zur Reproduktion eigener früherer Gefühlserlebnisse und ihre Neubelebung durch die Hineinversetzung in die dargestellte Ausdrucksform würden eben nur zu irgendeiner Modalität dieser Vergegenwärtigung eigenen Fühlens führen — Volkelt will sogar noch eine Art von »Neutralität« zugestehen —, aber niemals dem eigenen Ich in unserem Bewußtsein selbst eine fremde Person gegenübertreten lassen. Volkelt vollendet seine Theorie der Objektivation von Gefühlen nach dieser Richtung im IV. Hauptabschnitte über den »Ursprung der Einfühlung überhaupt«. Der Hauptgesichtspunkt der Ursprünglichkeit der »Gewißheit des Du« (IV, 2) ist hierbei durchaus nativistisch, steht also zu einer genetischen Auffassung in gewöhnlichem Sinne, welche die entscheidenden Faktoren erst im Laufe der Zeit entstehen läßt, in direktem Gegensatze. Die einzig mögliche Form dieses psychologischen Apriorismus sieht aber Verf. mit Recht wieder in der Annahme ursprünglicher unbewußter Dispositionen, deren Aktualisierung im Bewußtsein schon Leibniz als das Urbild aller geistigen Entwicklung betrachtete, das sich innerhalb des Bewußtseins selbst im Klärungsprozeß der Reflexion nur auf höherer Stufe wiederhole. Volkelt bezieht sich allerdings mehr auf die Terminologie Hegels, auf dessen Unterscheidung des Für-sich-seins vom bloßen An-sich-sein.

Der Beweis für die Ursprünglichkeit der Du-Gewißheit wird nun rein phänomenologisch in der bekannten Weise geführt, daß besonders gegen Th. Lipps und A. Prandtl gezeigt wird, wie bei jedem Versuch, den Anfang dieser Gewißheit eines fremden Ich durch vermittelnde Bewußtseinsvorgänge zu erklären, die Du-Gewißheit in Wahrheit bereits vorausgesetzt ist. Von der Erinnerung an eigene Gefühle und der Vorstellung von ihnen komme man durch deren Assoziation mit Wahrnehmungsinhalten höchstens zur Neutralität der »eingeschmolzenen« Gefühle, nicht aber dazu, daß sie sich in einem fremden Ich zusammenfassen (S. 122). Ebenso kann kein Instinkt der Nachahmung von gesehenen Bewegungen die hierbei aufsteigenden Gefühle zu einem Du-Inhalt werden lassen. »Die Du-Gewißheit ist ursprünglicher als die Sympathie.« Der Mechanismus der Vergegenständlichung der Gefühle ist also nach Volkelt der, daß

die wahrgenommene fremde Gestalt auf Grund dieser Anlage zur Du-Gewißheit zunächst im allgemeinen beseelt wird und daher den in sie einzuschmelzenden Inhalt einer speziellen Gemütsbewegung als verobjektivierendes Zentrum aufzunehmen bereit ist. »Indem der Affekt in die wahrgenommene Gebärde eingeschmolzen wird, wird er zugleich auch dem zur wahrgenommenen Gebärde gehörenden fremden Ich eingeschmolzen« (S. 125). Hiermit sei »das Wunderbare der Projektion in befriedigender Weise erklärt«.

Da das fremde Bewußtsein, dessen wir uns auf Grund dieser ursprünglichen Disposition gewiß werden, nicht selbst von uns erlebt wird, also für uns als solches »unerfahrbar« ist, so rechnet Volkelt seine unmittelbare Erfassung zur Intuition in seinem Sinne (Ä. B. S. 94f., 118, 131 u. a. a. O.), wie er sie zuletzt in seinem Buche »Gewißheit und Wahrheit« S. 538ff. definiert und ausführlicher beschrieben hat. Das unmittelbare Erfassen des Seelischen im sinnlichen Ausdruck sei »ein Schauen in seelische Ferne« (S. 129). Dieser Formulierung haftet also gar nichts Mystisches an, als ob in der Einfühlung die reale Trennung zwischen dem Ich und Du aufgehoben werden könnte; denn die Anwendung des Volkeltschen Begriffes der Intuition hat ja gerade die Unmöglichkeit einer unmittelbaren Wahrnehmung des fremden Innenlebens zur Voraussetzung. Volkelt betont dies mit aller erforderlichen Schärfe in einem langen Abschnitte, der gegen Schelers Abhandlung »über den Grund zur Annahme der Existenz des fremden Ich« (im Anhange der Scheler schen Schrift »Zur Phänomenologie und Theorie der Sympathiegefühle und von Liebe und Haß«, 1913) gerichtet ist, wenn er auch einen gemeinsamen Kern anerkennt. Im fremden Innenleben werden seine leiblichen Zustände, mit denen der von außen sichtbare Ausdruck der Gemütsbewegungen nicht in Identitäts-, sondern nur in Kausalbeziehung steht, in Organempfindungen unmittelbar wahrgenommen. Von dem Betrachter wird dagegen die fremde Leiblichkeit nur optisch-akustisch wahrgenommen und daher alles Innerliche auf Grund jenes Zusammenhanges nur in einem intentionalen Denkprozeß erfaßt, der auch den Irrtum zuläßt.

e) Erläuterung des Begriffes der Intuition des Fremdseelischen durch seinen Vergleich mit der intuitiven Erfassung der Außenwelt.

Daß man unter der »Intuition« auch in diesem Falle nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig verstehe, dürfte wohl am besten durch den Vergleich mit der Erkenntnis des räumlich-materiell Außerbewußten (Transsubjektiven) gesichert werden, der allerdings von Volkelt in dieser Schrift (Ä. B.) nur ganz nebenbei (z. B. S. 127) berührt wird. Auch in der Gewißheit der körperlichen Außenwelt sieht er ja ebenfalls eine Intuition, aber freilich nur dann, wenn man sich über den Begriff des Außerbewußten als solchen einigermaßen klar ist, also nicht im naiven Realismus lebt. Denn für diesen ist die gewisse Transsubjektivität einfach mit der sicheren Auffassung der bewußtseins-immanenten Entfernung eines Körpers von dem zentralen körperlich-subjektiven Orientierungspunkt identisch. Damit eine solche Gewißheit der Außenwelt als »intuitiv« in seinem Sinne gelten kann, muß man also erstens aus einer davon unabhängigen, eigenen erkenntnistheoretischen Reflexion heraus erkennen, daß ein Gegenstand in dem »intuitiven« Wahrnehmungs- oder Denkakte irgendwie allgemeingültig gedacht ist, und außerdem muß man auch schon in diesem zu kritisierenden Akte selbst etwas jener Reflexion Verwandtes, in die außerbewußte Tiefe Strebendes wiedererkennen. Bezüglich des speziellen Inhaltes des intuitiv erkannten Gegenstandes selbst kann aber natürlich dieses kritische Selbstbewußtsein der Intuition zu einem naiven Realismus gar nichts Neues hinzubringen.

Ganz ähnlich dürfte es sich nun mit der Gewißheit über die fremden Innenwelten verhalten, zumal sie ja auch in der hier gemeinten Unmittelbarkeit und Stärke ganz und gar durch die Gewißheit ihrer ausdrucksvollen körperlichen Grundlage vermittelt ist. Auch hier enthält also schon das Stadium des »naiven Realismus« die entscheidende inhaltliche Differenzierung des Bewußtseins durch die Vorstellung der fremden Innenwelten, durch welche der bewußte Gesamtbestand über das eigene unmittelbar erlebte Gefühls- und Willensich und seine räumlich-materielle Umgebung hinaus bereichert wird. In dieser Weise sind in jedem individuellen Gesamtbestand analoge geistig-exten-

sive Repräsentanten der fremden Bewußtseine vorhanden, wie die räumlich-extensiven Repräsentanten der einzelnen Raumteile der wirklichen Körperwelt. Ja die erkenntnistheoretische Kontrolle, die auch hier wiederum allein die Einschätzung als »Intuition« ermöglicht, erkennt in diesen Vorstellungen fremder Innenwelten als das tertium comparationis zwischen ihnen und dem Vorgang außerhalb des individuellen Bewußtseins nicht nur eine gewisse abstrakte Ordnung einer Mannigfaltigkeit überhaupt wie bei der Raumvorstellung, sondern auch noch die qualitative Verwandtschaft der unmittelbar erlebten Inhalte, die somit in einem eminenten Sinne als »Abbilder« bezeichnet werden können.

### 3. Die entwicklungspsychologische Ableitung des Verständnisses für den Ausdruck fremden Seelenlebens.

#### a) Volkelts Akzeptierung einer modifizierten Nachahmungstheorie zur Erklärung des frühzeitigen Verständnisses fremder Seelenzustände.

Volkelt hat sich keineswegs damit begnügt, auf Grund der Analyse des Bewußtseins der Erwachsenen die Gewißheit der fremden Innenwelt auf eine ursprüngliche, apriorische Disposition zurückzuführen, sondern diese Hypothese bildet nur ein einziges Moment in einer wesentlich genetisch gerichteten Theorie über die Art und Reihenfolge, wie bestimmte Wirkungen dieser Disposition in der Kindheit ins Bewußtsein treten. Hierbei tauchen aber freilich sogleich alle die bekannten Schwierigkeiten der Frage auf, wie weit an den zu erklärenden Bewußtseinserscheinungen und an ihrer dispositionellen Grundlage allgemeinere und speziellere Elemente, Momente oder Merkmale unterscheidbar sind, die eventuell auch relativ unabhängig voneinander sukzessiv aktualisiert wurden, also verschieden ursprünglich sind. Bei der optischen Raumwahrnehmung ist z. B. die Anordnung innerhalb der Fläche »ursprünglicher« als die endgültige Anordnung nach der Tiefe, und doch gehören zur Dreidimensionalität der Raumauffassung überhaupt und ihrer Entwicklung im Laufe der Erfahrung bereits gewisse ursprüngliche, allgemeinere Dispositionen zu einer primitiven Tiefenauffassung.

Die volle Bedeutung des »Intuitiven« in der Disposition zur Erfassung fremdpersönlichen Innenlebens wird daher erst recht

klar, wenn wir mit Volkelt an die zweite, speziellere Frage seines Teilabschnittes über »die Gelegenheiten für die Betätigung der Du-Gewißheit« herantreten, wie »das Kind bestimmte Gefühle in bestimmte Gebärden und Gestalten einfühlt« (Ä. B. IV, 3 S. 126ff.). Hierbei ist eine Fülle primärer Spezialanlagen zu berücksichtigen, die zur Erklärung davon angenommen werden müssen, daß schon frühzeitig fremde Affektäußerungen ohne Möglichkeit eines Vergleiches mit eigenen Mienen und Gebärden im Spiegel verstanden werden. Was diese »Einfühlung« in bestimmte fremde Zustandsgefühle, wie Freude, Traurigkeit usw. anlangt, so akzeptiert hier auch Volkelt die Theorie der unwillkürlichen inneren Nachahmung des fremden Ausdruckes von Groos und Th. Lipps, natürlich unter Hinzunahme jener besonderen Disposition zur Vergegenständlichung des Nacherlebten im »Du«. Die Gesichtswahrnehmung der fremden Ausdrucksbewegung ruft hiernach instinktiv eine analoge Bewegungstendenz in uns selbst hervor, wie es z. B. aus der ansteckenden Wirkung des Gähnens bekannt ist. (Volkelt erwähnt aus W. Sterns Psychologie der frühen Kindheit einige Belege für die Wirksamkeit dieser Assoziationen aus dem dritten und siebenten Lebensmonat. Ä. B. S. 128.) Bei der akustischen Wahrnehmung von Lautäußerungen bestehen ähnliche Assoziationen mit Einstellungen der eigenen an solchen Äußerungen beteiligten Muskulatur. Mit diesen Tendenzen sind aber dann auch entsprechende eigene Stimmungen assoziiert. Uns würde natürlich nach allem, was oben über die Verschiedenheit der Vorstellung solcher Stimmungen von den eigenen wirklichen Gefühlen gesagt wurde, zur Erklärung dieses gegenständlichen Verständnisses fremder Stimmungen sogar eine oberflächlichere Wirkung dieser Assoziation genügen. Nur wird sich diese eben bei ihrer besonders ungestörten Auswirkung im Kinde naturgemäß zur »Einfühlung« in dem gewöhnlichen Sinne wirklicher eigener Gefühle vertiefen.

b) Die theoretische Verwertbarkeit von Ähnlichkeiten zwischen den optischen Raumbildern fremder Haltungen mit den taktilen der eigenen gleichgestimmten des Kindes.

Volkelt glaubt allerdings, daß sich diese Verknüpfung »nicht für das Bewußtsein, sondern nur in seinem unbewußten Seelengrunde vollziehen kann«, und daß in so früher Lebenszeit

»keine Ähnlichkeit und überhaupt keine Beziehung zwischen der gesehenen Mund- oder Augenbewegung und den ihnen entsprechenden eigenen Bewegungseinstellungen besteht« (Ä. B. S. 128f.). Indessen darf man vielleicht doch, wenn auch mit aller von Volkelt bezüglich dieses »dunkelsten Punktes« (S. 130) empfohlenen Reserve, den Versuch machen, dieses frühzeitige optische Verständnis fremden Gefühlsausdruckes und hiermit dieses ganze »Projektionswunder« auf eine bewußte Beteiligung der alle Sinnesqualitäten unter sich verbindenden Raumvorstellung zurückzuführen, wie ich es schon früher versucht habe[26]). Die Wahrnehmung der Form im eigentlichen Sinne, d. h. der räumlichen Gestalt, bildet ein ganz allgemeines Bewußtseins-»Medium«, innerhalb dessen schon das Kind unmittelbar eine Analogie der von außen gesehenen Formen fremder Körper mit rein taktil als Merkmal der eigenen Leiblichkeit bewußten Haltungs- und Bewegungsbildern zu erfassen vermag. Auch die früheste optische Wahrnehmung sieht wohl nicht nur eine Fläche, sondern erkennt die Leibesform auch dreidimensional. In taktilen Empfindungen ist aber auch dem Kinde die räumliche Gliederung seines eigenen Körpers im ganzen und seiner ausdrucksfähigen Teile, namentlich auch seiner Gesichtspartien, jederzeit in irgendeinem Klarheitsgrade gegenwärtig. Daher kann auch in einem nur optisch wahrgenommenen Objekte eine analoge Gliederung und Anordnung[27]) wenigstens so weit »wiedererkannt« werden, um den keineswegs zu übertreibenden Umfang des optischen Verständnisses fremden Gefühlsausdruckes auf Grund jener Assoziationen verstehen zu lassen. Die Ungenauigkeit des Tastbildes vom eigenen Körper im einzelnen, wie sie auch später nicht überwunden wird, steht mit dieser Vermittlung der Anregung unwillkürlicher Bewegungsreflexe durch das viel genauere optische Wahrnehmungsbild des fremden Ausdruckes keineswegs im Widerspruch. Denn es handelt sich ja überhaupt nur um eine eng begrenzte Anzahl von Reflextypen mit einem teilweise antagonistischen Aufbau ihrer Muskeleffekte, deren mittlere Lagen und Bewegungsrichtungen auch in dem unklaren Tastbilde deutlich genug unterschieden sein können. Dem dispositionellen

26) Experim. Analyse der Bewußtseinsphänomene 1908, S. 344, Anm. 1.

27) Auf die Unterschiede, welche der Aufbau dieser taktilen Vorstellung vom eigenen Körper für die einzelnen Teile aufweist, kann hier nicht weiter eingegangen werden.

Bereiche außerhalb des Bewußtseins bleibt ja deswegen immer noch eine genügende Leistung vorbehalten, da die Dispositionen zu eigenen Stimmungen, die mit den Tendenzen zu eigenen Nachahmungsbewegungen assoziiert sind, doch sofort gegenständliche Vorstellungen einer fremden Stimmung wachrufen sollen.

Da es sich bei dem Verständnis des Kindes für die Mienen und Gebärden seiner Umgebung nicht um Momentbilder, sondern um den konkreten Verlauf natürlicher Haltungen und Bewegungen handelt, so hat man unter jenem räumlichen Medium jener Analogieauffassungen stets das zeit-räumliche Weltbild zu verstehen. Diese breitere Basis von Form und Rhythmus verleiht den Assoziationen der Wahrnehmungen mit Bewegungstendenzen eine viel größere Wucht, die freilich im wesentlichen auf spezifisch menschliche Bewegungsformen beschränkt sein wird, wie Volkelt S. 127 besonders betont.

c) Die Übereinstimmung der psychologischen Entstehungsweisen des kindlichen Verständnisses für Zustandsgefühle und für Teilnahmegefühle, sowie die Beteiligung der niederen und höheren Sinne.

Volkelt glaubt aber nun die Art, wie die Dispositionen zur Gewißheit eines Du durch Nachahmungsinstinkte aktualisiert werden können, wenigstens für den ersten Anfang beim Kinde ausschließlich den Zustandsgefühlen der Freude, Trauer usw. vorbehalten zu müssen, die für das Kind nicht direkt angenehme oder unangenehme Folgen zu haben brauchen. Er bringt dies direkt mit der Tatsache in Zusammenhang, daß die Erkennung fremder Zustandsgefühle überhaupt schon »eine bedeutend weitgehendere Ablösung des fremden Ich vom eigenen, eine entwickeltere Vergegenständlichung« voraussetzt, als es für den ersten Anfang der Objektivierung fremden Seelenlebens überhaupt angenommen werden darf. In seiner endgültigen Beantwortung dieser Frage nach dem zeitlichen Ursprung der »Einfühlung« in seinem Sinne, im IV. Abschnitt über »das erstmalige Zustandekommen des Einfühlens elementarer Affekte« S. 131 ff., glaubt er daher nur dadurch Klarheit schaffen zu können, daß die soeben ausführlich geschilderte Erfassung von Zustandsgefühlen und die erstmalige Einfühlung in Teilnahmegefühle auch hinsichtlich des Mechanismus ihrer Aktualisierung auseinandergehalten werden.

Die Erkennung von Teilnahmegefühlen sei ein elementarer, der Klärung des Selbstgefühles näher stehender Akt und könne deshalb in der Tat den Anfang aller Erkenntnis fremder Gefühle überhaupt, spätestens am Beginne des zweiten Lebensjahres, bilden: Durch die angenehmen und schmerzlichen Erfahrungen, die das Kind im Verkehr mit seinen Pflegern mache, fühle es sich »in seinem ganzen Lebensgefühl entscheidend abhängig von Gestalt, Gebärde, Miene, Stimme der es umgebenden menschlichen Wesen«. Die sprungbereite Disposition zur Du-Gewißheit lasse aber aus dieser Lust und Unlust sofort die Lust- und Unlust-*Bereitung*, das Wohl- oder Übelgesinntsein im fremden Wesen vergegenständlichen, so daß das Kind von nun an diese gesehenen menschlichen Gestalten sich innerlich verwandt fühle, während die Erscheinung der leblosen Dinge es fremd anmuten. Zu dieser primitivsten Du-Gewißheit sei einstweilen das implizite bewußte, unklare Selbstgefühl ausreichend, das wir dem Kinde zu dieser Zeit bereits zugestehen müssen, wie *Volkelt* sogleich im ersten Abschnitt dieses Kapitels (Das Problem des Ich-Bewußtseins in früher Kindheit) näher ausführt.

Es entspricht nur unserer obigen Anerkennung der unmittelbaren Bedeutung, die schon im ästhetischen Verhalten der natürlichen »Stellungnahme« des Betrachters zur dargestellten Person in einer gegenständlichen Auffassung ihres Seelenlebens zukommt, wenn wir *Volkelt* auch hier zugestehen: Der ganze gefühlsbetonte Verkehr des Kindes mit seiner menschlichen Umgebung enthält tatsächlich die natürlichsten und kräftigsten Bedingungen in sich, um die Disposition zur Vorstellung von Fremdaffekten in der Form von Zu- und Abneigung ihm selbst gegenüber erstmalig ins Bewußtsein treten zu lassen, nachdem sich in diesem überhaupt einmal eine Umwelt vom unmittelbar erlebten Ich einigermaßen klar geschieden hat. Hängt doch das fremde Seelenleben bei seiner Teilnahme *mit mir* noch ganz an meinem eigenen Selbstgefühl. Indessen hat *Volkelt* selbst innerhalb des ästhetischen Verhaltens die gegenständlichen Teilnahmegefühle zu dem parallelen Nacherleben dargestellter Gefühle in der subjektiv-betonten Einfühlung in die nächste Nachbarschaft gebracht, indem er die implizite bewußten Parallelgefühle als Elemente jener gegenständlichen Teilnahme berücksichtigt, die offenbar auch in jenem Mechanismus *der inneren Nachahmung* gesehener Bewegungstendenzen eine wichtige Rolle spielen. Hier bei der entwicklungspsychologischen Be-

trachtung schafft er aber nun auf einmal eine tiefe Kluft zwischen den der gewöhnlichen »Einfühlung« nahestehenden Nachahmungstendenzen, die er der Vorstellung fremder Gefühlszustände als solcher vorbehalten will, einerseits und der Erfassung von Gefühlen der Teilnahme mit dem Kinde, des ihm Gut- oder Böse-seins, andrerseits.

Zunächst dürfte wohl hierbei mitwirken, daß er bei seinen genetischen Betrachtungen über den Ursprung der Gewißheit über Fremdgefühle, wie sie im alltäglichen Leben lange vor einem ästhetischen Verhalten auftritt, ohne Grund die enge Verbindung mit der Frage nach der rein optisch-akustischen Wirkung aus der Ästhetik beibehalten hat. Eigentlich hätte doch vorher gefragt werden müssen, ob bei diesem ersten Ursprung der Einfühlung im alltäglichen Leben die Wahrnehmung des zu beseelenden Körpers der fremden Person durch jene höheren Sinne von der taktilen gegenständlichen Wahrnehmung durch unmittelbare Berührung abgetrennt werden könne. Diese Unterlassung dürfte sich aber gerade in seiner Sonderbehandlung des Entstehungsmechanismus der Erkennung von Teilnahmegefühlen rächen. Denn es gibt hier eine Fülle von Wirkungen, durch welche sich dem Kinde die Analogie seiner menschlichen Umgebung mit ihm selbst als eines beseelten Lebewesens schon frühzeitig durch die niederen Sinne mit Gewißheit zur Geltung bringt. Diese brauchen wir nicht nach einem ganz anderen Schema der Aktualisierung dieser Du-Analogie zu behandeln, soweit wir sie auf jenes erste für die optisch-akustische Erkennung der Zustandsgefühle angegebene reduzieren können. In Wirklichkeit dürfte das Kind bei seiner innigen Berührung mit Hand, Brust oder Antlitz der Mutter, die es streichelt, herzt und küßt oder auch einmal schlägt oder zurückweist, zunächst dieser aktiven Körperteile selbst, aber dann auch des in ihnen ausgedrückten Affektes der Liebe oder des Ärgers nach ganz dem nämlichen Prinzipe gewiß werden wie bei der optisch-akustischen Wahrnehmung mehr zuständlicher Gefühle aus der Ferne. Die eigene Lust beim Geherztwerden, die Unlust bei den Schlägen sind ihrerseits nur spezielle Bewegungsziele von Handlungen, die schon bei ihrer unmittelbaren taktilen Wahrnehmung analoge Instinkthandlungen im Kinde gegen seine Umgebung wachrufen können. Volkelt nimmt also mit Recht an, daß die eigene Lust und Unlust in diesen Fällen zur Vergegenwärtigung der Bereitung

dieser Lust oder Unlust seitens des fremden Ich führe. Aber warum soll die Vorstellung von dieser fremden aktiven Gemütsregung nicht auch nach dem Prinzip der »inneren Nachahmung« in uns den Widerhall auslösen, der bei den Zustandsgefühlen erforderlich ist, wo doch bei den Teilnahmegefühlen in solchen Fällen der innigen Berührung die Anregung der eigenen Instinkte durch die fremde Lebenswärme eine noch viel intensivere sein muß? Auch bei den Zustandsgefühlen kommt ja nur ihre »aktive« Seite bzw. das Gegenstück der depressiven Innervationshemmung zum Ausdruck. — Die einmal vorhandene Disposition zur Vorstellung analoger, hierbei erst erstrebter Gefühlserlebnisse des fremden Ich kann offenbar von dem kindlichen Instinktsystem gar nicht abgetrennt werden. So wird das Kind mindestens zu der Zeit, in der Volkelt mit vollem Recht bereits ein dunkles Selbstgefühl annimmt, bei dem Geherztwerden auch selbst zu einer dunklen Liebesregung, beim Schlag zum Zorn erwachen. In diesen dunklen Akten selbst wird es aber der fremden Innerlichkeit, der es hierbei sogleich entgegentritt, wenn auch noch so dunkel bewußt werden, nachdem einmal die Disposition zur »Du-Gewißheit« in ihm besteht. Diese Disposition ist in das ganze System seiner Instinkte so tief verflochten und die Anregung dieser Instinkte nach dem Prinzipe der Nachahmung eine so allgemeine, schon mit der dunkelsten Tastwahrnehmung des fremden Leibes mögliche, daß die Volkeltsche Trennung zwischen dem Prinzip der erstmaligen Erfassung von Teilnahme- und Zustandsgefühlen kaum durchführbar erscheint. Somit schiebt sich für uns als die frühzeitigste Form, wie das Kind durch teilnehmende Einwirkungen seitens der Umgebung zur Vorstellung fremden Innenlebens angeregt wird, eine parallele Nachahmung der Zu- oder Abneigung sogar noch vor die relativ selbständige Vorstellung dieser ursächlichen Teilnahmegefühle der Liebe oder des Hasses als fremder Regungen. Das fremde Gefühlsleben nicht nur wie es jetzt ist oder soeben war, sondern vor allem auch zugleich als Beziehungsgegenstand instinktiver eigener Reaktionen wird wohl die ursprüngliche Form der tatsächlichen Auktualisierung der Du-Gewißheit bilden.

Frühzeitig beteiligen sich aber hieran wohl auch optische Anregungen der Nachahmungstendenzen, die Volkelt vor

allem den später einsetzenden Vorstellungen von fremden Zustandsgefühlen reservieren will. Ergaben sich uns doch auch bei der optischen Wahrnehmung in die Ferne taktile Elemente des eigenen Körperbewußtseins, die an anderen Stellen der Schrift von Volkelt selbst sorgfältig berücksichtigt sind, als naheliegende Vermittlung einer räumlich-zeitlichen Wiedererkennung der affektiven Einstellung, und außerdem hat ja Volkelt selbst mit Stern die überaus frühzeitige Funktionsreife der Assoziationen schon vor der Ursprungszeit der Erkennung von Teilnahmegefühlen betont, welche die rein optische Auslösung von Nachahmungstendenzen ermöglichen. Soweit also das Kind das fremde Verhalten bei der Äußerung der fremden Teilnahmegefühle auch schon optisch erfassen kann, werden sich jene taktilen Wahrnehmungen des aktiven Gegendruckes der fremden Leiblichkeit als primäre Faktoren der eigenen Liebes- und Haßinstinkte selbstverständlich mit den optisch-akustischen Auslösungen dieser Instinkte durch die fremden Mienen und Gebärden verbinden können. Das frühzeitig sehende Menschenkind wird somit in keinem Stadium die rein taktile Gewißheit des Du so bevorzugen wie etwa ein Tier, das seinen Stammesgenossen mittels der Antennen zu erkennen sucht. Besonders das bewegliche Auge funktioniert in der ganzen hiermit begabten Lebewelt schon sehr frühzeitig als ein Spiegel der Seele hinsichtlich ihrer Teilnahmegefühle, aus dem das Kind eben auf Grund jenes Mechanismus unmittelbar zu lesen vermag, der sich gleichzeitig in Nachahmungstendenzen auswirkt. Daß ein Wesen von einem fremden mit dem Blicke konzentriert erfaßt oder verfolgt wird, fühlt es besonders frühzeitig als Äußerung des fremden Innenlebens, indem es diesen Blick zugleich unwillkürlich beantwortet, insbesondere bei bedrohendem »Basiliskenblick« angstvoll zurückstarrt. Vielleicht können durch eine Erkennung der ganzen in der Blickrichtung gipfelnden Einstellung schon frühzeitig absichtliche, also eigentlich »teilnehmende«, von unabsichtlichen Einwirkungen unterschieden werden.

Kann aber von der ganzen genetischen Unterscheidung Volkelts nicht wenigstens so viel übrig behalten werden, daß die Vorstellung eines fremden Gefühlszustandes, der nicht mein Wohl oder Wehe zum Ziele hat, immer bereits eine weitere Entwicklung meines Interesses über das eigene Ich hinaus voraussetzt? Auch diese Frage wird insofern zu verneinen sein, als der Grad der Berührung der Interessen des Kindes dabei

sehr verschieden ist. Hängt doch in Wirklichkeit der anschaulich hervorbrechende Gefühlszustand faktisch, wenn auch unbeabsichtigt, mit meinem Wohl und Wehe schon sehr frühe kausal zusammen, weil eben jener Mechanismus der instinktiven Nachahmung so frühe funktioniert. Somit ist also zwischen den Zustands- und Teilnahmegefühlen faktisch nicht einmal die letzte, soeben noch geprüfte Unterscheidung zulässig, wenigstens nicht allgemein. Der stark ausgeprägte Ausdruck eines intensiven Schmerzaffektes kann für ein feinfühliges Kind auch bei rein optisch-akustischer Wahrnehmung eine stärkere innere Erschütterung bewirken als ein Stoß gegen seinen Körper ohne Ausdruck seiner Absichtlichkeit und gerade deshalb schon so frühe sein Mitgefühl anregen, wie es Volkelt selbst S. 111f. im Anschluß an das schon erwähnte Buch von Stern berichtet.

d) Die ursprüngliche Vermischung der Beseelung lebloser und lebendiger Wesen und die allmähliche Herausbildung des Gegensatzes der »eigentlichen« und »uneigentlichen« Beseelung durch die Konzentration von Motiven beim wirklich Lebendigen und Menschlichen.

Da die Disposition zur Gewißheit über ein fremdes Ich in dieser Weise je nach dem Inhalt des fremden Inneren innerhalb der verschiedensten Instinkt-Regungen aktualisiert wird, so hat Volkelt die »Intuition« dieses Einfühlungsverständnisses fremden Ausdruckes auch als eine »von Fall zu Fall geschehende« bezeichnet (Ä. B. S. 129). Keinesfalls darf aber etwa in die Bezeichnung der Du-Gewißheit als einer intuitiven die Bedeutung hineingelegt werden, als ob die Disposition zu ihr sich erstmalig nur in der richtigen Gewißheit des Du bei der Wahrnehmung wirklicher Personen und in ihrer Unterscheidung von leblosen Dingen aktualisiere. Ich weiß nicht, ob bei Volkelts schon oben S. 238 kritisierter Übersteigerung des Unterschiedes der »eigentlichen« und »uneigentlichen« Einfühlung in menschliche Wesen dergleichen Nebengedanken mitgewirkt haben, zumal bei der ganzen genetischen Betrachtung über den zeitlichen Ursprung der Einfühlung von der »uneigentlichen« in leblose Dinge überhaupt nicht mehr die Rede ist. Jedenfalls spezialisiert Volkelt die Ausgangsfrage dieses IV. Hauptabschnittes, wie im alltäglichen Leben, lange vor

einem ästhetischen Verhalten, die Einfühlung anhebe, bei dem Übergang zu den »Gelegenheiten für die Betätigung der Du-Gewißheit« S. 126 sogleich zu der Frage: »Wie geschieht es, daß das Kind gerade nur in Gebärde und Gestalt der Mutter, des Vaters, der Amme, nicht aber in den leblosen Dingen, die es umgeben, etwas ihm innerlich Verwandtes, etwas Ichartiges fühlt?«

In Wirklichkeit dürfte aber doch das Wesen des Intuitiven auf dem Gebiete der apriorischen Erkenntnis dem Instinkte auf dem Gebiete der äußeren Willenshandlung darin durchaus verwandt sein, daß die Aktualisierung der Dispositionen nicht auf denjenigen Umkreis natürlicher und häufiger Lebensbedingungen beschränkt bleibt, auf den sie »angelegt« sind und innerhalb dessen sie ihren nächstliegenden »Zweck« erfüllen. So betätigt sich z. B. der Instinkt zum Saugen von vornherein an allen möglichen Objekten, bei denen er seinen nächstliegenden Zweck nicht erreichen kann. Ähnlich wird auch die intellektuelle Anlage zur Tiefenwahrnehmung, die wir schon vorhin als Beispiel der Intuition beizogen, von gewissen normalen Bedingungen von Anfang an zu Täuschungen »verführt« werden können. Ebenso schließt aber natürlich auch bei der Du-Gewißheit ihr intuitiver Charakter die Möglichkeit ganz prinzipieller systematischer Täuschungen keineswegs aus. Genetisch betrachtet, beginnt ja die Tiefenwahrnehmung wahrscheinlich sogar mit solchen prinzipiellen Täuschungen, indem zunächst alles näher gesehen wird und die dispositionell »intuitiv« vorbereitete Ferne des Bewußtseinsraumes sozusagen erst aus der zentralen Nähe hervorwächst. In ganz ähnlicher Weise könnte aber auch die Einfühlung mit einem Zustande anheben, der zwar fremdes Gefühl irgendwie dunkel neben dem eigenen Selbst vorstellt, aber von der richtigen Unterscheidung des wirklich Menschlichen vom Leblosen noch weit entfernt ist. Natürlich könnte Volkelt, wenn er diese Möglichkeit zugeben sollte, die Notwendigkeit ihrer Erwähnung in seiner genetischen Theorie bestreiten, da er sich eben nur mit der »eigentlichen« Einfühlung beschäftigen wollte, die ja das Moment der Richtigkeit ihrer Intuition schon per definitionem in sich enthält. Es wäre eine einfache Tautologie, daß diese erst beginnt, wenn die menschliche Umgebung von ihrer leblosen Umgebung unterschieden wird, und vielleicht fragt Volkelt eben deshalb nur noch, »in welchem Lebensjahre und wie dies geschieht«. Tatsächlich spielt

aber ja die Vergegenwärtigung seelischen Lebens bei der Sinneswahrnehmung an sich lebloser Dinge, der Kunstwerke, eine für die Ästhetik so wichtige Rolle. Deshalb wäre doch bei dieser genetischen Betrachtung die Möglichkeit von besonderem Interesse, daß die nämliche Disposition zur eigentlichen Einfühlung, die später nach spezielleren Erfahrungsbedingungen zu einer im allgemeinen richtigen Beseelung führt, schon in einem Vorstadium wenigstens so weit sich auswirkt, wie es für Volkelt bei seinem Begriffe der rein gegenständlichen »Einfühlung« allein entscheidend ist, nämlich in der Vergegenwärtigung fremden Seelenlebens, gleichgültig ob es wirklich oder nicht wirklich ist.

Natürlich kann es sich bei einem solchen kindlichen Vorstadium der Einfühlung nur um einen Wirklichkeitseindruck handeln, wie er im ästhetischen Verhalten, auch bei der uneigentlichen Einfühlung, gerade nicht vorliegt. Die Bereicherung des Bewußtseins über das einsame, dunkel seiner selbst gewisse Ich hinaus würde aber doch auch schon hierbei als vollwertige Auswirkung der Du-Gewißheits-Disposition gegeben sein können. Hiermit ist also nicht etwa nur die von Volkelt Ä. B. S. 112 Anm. 2 mit Recht als selbstverständlich nicht weiter diskutierte Trivialität gemeint, daß z. B. ein Kind auf die Täuschung einer lebensgroßen bewegten und sprechenden Wachspuppe hereinfällt. Denn diese Möglichkeit bleibt ja auch in dem späteren Stadium erhalten, in welchem auch immer nur im allgemeinen das Lebendige vom Leblosen richtig unterschieden wird. Die Frage ist vielmehr die, ob sich diese von Volkelt als Anfang der Einfühlung überhaupt betrachtete Unterscheidung nicht vielleicht erst aus einer viel weiteren Ausbreitung jener Gefühlsfärbung des Ihm-innerlich-Verwandten herausdifferenziert, die vom Beginn eines dunklen Selbstgefühles an möglich erscheint. Das Kind würde also dann eine Art von ontogenetischer Analogie zur phylogenetischen Entwicklung nacherleben, die Schiller in seinem Gedicht »Die Götter Griechenlands« so rührend als eine Verödung der Außenwelt beklagt, manch anderer aber freilich auch als beglückende Befreiung vom Aberglauben gepriesen hat.

Schon die nächstliegende Möglichkeit dieser Ausdehnung des »Verwandtschaftsgefühles« ist von besonderer ästhetischer Bedeutung, daß beim Kinde mit der Vorstellung seiner Pfleger zunächst noch ein gewisser gefühlsbetonter Bereich ihrer leblosen

Umgebung zu einem Ganzen verschmolzen ist. Freilich würde hierbei das wirkliche Leben doch immer noch das entscheidende Zentrum der Beseelung bilden können, so daß keine neuen Seelenwesen in Frage kämen. Wichtiger ist es daher für die genetische Theorie, daß auffällige Gegenstände, wie elastische, rasch bewegte oder laut tönende Objekte, als selbständige, in Wirklichkeit ganz leblose Einheiten die nämlichen Instinkt-Assoziationen der »inneren Nachahmung« auslösen und dadurch dem Kinde ebenfalls innerlich verwandt erscheinen können, wie es oben als primitivste Einfühlung geschildert wurde. Der Unähnlichkeitsgrad, der hierbei assimilativ übersprungen werden kann, wäre hier gerade das genetische Problem.

In dieser Hinsicht wären Volkelts Ausführungen jedenfalls zu modifizieren, gleichgültig, ob er nur die Genese der eigentlichen Einfühlung geben wollte oder nicht. Denn er meint S. 127 f., daß es »im Kinde nur dann zu Bewegungseinstellungen kommt, wenn es menschliche Bewegungen wahrnimmt. In solchem Falle kommen die im Kinde liegenden motorischen Tendenzen den wahrgenommenen Bewegungen entgegen ... Sieht das Kind dagegen den Bettvorhang oder die Zweige und Blätter des vor dem Fenster stehenden Baumes oder den Perpendikel an der Wanduhr sich bewegen, so fehlt ein solches Zusammenstimmen: Die gesehenen Bewegungen haben das Aussehen des Fremdartigen und es kommt zu keinen entsprechenden Bewegungseinstellungen und Spannungsempfindungen. In jenen Fällen wird das Kind motorisch erregt, ... in diesen Fällen dagegen bleibt das Kind ... gleichgültig.« Ein solcher absoluter Gegensatz läßt sich wohl nicht halten, sondern höchstens die spätere Formulierung in der Rekapitulation S. 137, daß durch diesen instinktiven Zusammenhang »dem Kinde die menschlichen Gestalten als in unvergleichlich-eigentümlicher Weise verwandt« erscheinen. Es dürfte sich bei der Unterscheidung des wirklich Lebendigen, insbesondere der Mitmenschen, nur um eine besondere Vermehrung, Steigerung, Konzentration und Organisation der dunklen Vorstellungen seelischen Tuns und Leidens handeln, die beim Kinde nach dem oben Gesagten von Anfang an auch bei der Wahrnehmung lebloser Ausgangs- und Angriffspunkte irgendwelcher Kräfte auftreten, soweit nur der Schauplatz dieser Vorgänge im kindlichen Bewußtsein als eine auffällige Einheit im Raume gegenständlich heraustritt.

Auch das frühzeitige Verständnis für das Spiel mit leblosen Objekten spricht für dieses Vorstadium. Allerdings wird die dem ästhetischen Genuß verwandte Unterscheidung dieses Spieles vom Reellen erst in einem späteren Entwicklungsstadium möglich sein. Aber der beiden gemeinsame Faktor der späteren Freude am Spiel, welcher mit der Freude des Kindes an seiner eigenen Betätigung koordiniert zu sein pflegt, nämlich die Freude an gegenständlichen Wechselwirkungen seelenartiger, seinem eigenen Tun und Leiden verwandter Kräfte, ist ja von jenem nur dem entwickelteren Bewußtsein eigenen Spielfaktor des Scheinhaften unabhängig und dürfte daher auch schon im frühesten Stadium der gefühlsbetonten Bewegungswahrnehmung überhaupt möglich sein.

Volkelt hebt gelegentlich die großen individuellen Differenzen hinsichtlich dieser Disposition zur Beseelung hervor. Das poetische Gemüt ist hierin erregbarer wie der Alltagsmensch. Doch werden sich auch diese Differenzen als relative nur auf den Umfang beziehen, in welchem das vorgestellte Innenleben im einzelnen persönlich ausgestaltet und geklärt wird. In dieser Richtung übt natürlich die »erfahrungsmäßige« Konzentration, in welcher diese instinktive Beseelung durch die Erscheinung der mit uns vielseitig übereinstimmenden Mitmenschen aktualisiert wird, vom Beginn der »eigentlichen« Einfühlung Volkelts an einen ganz neuen, »unvergleichlich« steigernden Einfluß aus. Da es sich aber bei dieser Beseelung ursprünglich doch um Einschmelzungen von Qualitäten handelt, die in jenen Nachahmungsinstinkten von uns schon sämtlich vorbereitet sind, so ist auch eine gewisse Einübung auf konzentrierte Betätigung dieser Instinkte gegenüber Dingen möglich, denen in Wirklichkeit kein Leben eigen ist. So wird wohl die spätere ästhetische Betrachtung vor der Möglichkeit des ästhetischen Scheines durch eine solche »falsche« Betätigung der Belebungs-Intuition vorbereitet werden können. Die günstigsten Entwicklungsbedingungen sind also gerade auch für sie nicht die einseitige Beschäftigung mit lauter eigentlichen Einfühlungen, also nicht »zu viel Gesellschaft«, sondern ihr Wechsel mit einer gewissen Vereinsamung in einer an sich interessanten Umgebung, durch welche die Beseelungsinstinkte ohne die volle Stütze der Wahrnehmung wirklichen konkreten Menschenlebens sich entfalten lernen. Da die Kultur des häuslichen Lebens fast jeden Gegenstand der Umgebung des Kindes schon nach irgend-

welchen ästhetischen Gesichtspunkten geformt hat, so strömen ihm ja von Anfang an auch von allen leblosen Gegenständen zahllose spezielle Beseelungsmotive zu, deren Wirkung auf seine Nachahmungsinstinkte natürlich einen Hauptanteil an jenem Eindruck des Interessanten ausmacht.

Es erscheint mir daher als etwas durchaus Natürliches, daß die Betätigung aller dieser Instinkte auf breitester Basis sich schon vom ersten Anfang an neben der allmählichen Herauserkennung der spezifischen Erscheinung des vollen wirklichen Lebens entwickelt. Bekanntlich erscheint gerade diese Verallgemeinerung vom Standpunkt mancher Metaphysik aus betrachtet als die höchste Intuitionsleistung, da sie uns die Allbeseeltheit ahnen lasse. Vom Standpunkte der psychologischen Analyse aus wollen wir aber diese Seite hier lieber völlig aus dem Spiele lassen, wenn auch die ganze Einfühlungsästhetik in der Romantik von hier ausgegangen ist. Volkelt hat mit Recht jedenfalls schon in den »Zeitfragen« diese metaphysische Betrachtungsweise auch für das ästhetische Bewußtsein ganz in den Hintergrund treten lassen. Seine Metaphysik der Ästhetik, auf die wir unten zurückkommen, bezieht sich nur auf die Beantwortung seiner Wertfragen.

e) Die Gliederung des Bewußtseins in relativ selbständige Inhalte als hinreichende Voraussetzung zur Vergegenwärtigung eines Fremdseelischen.

Die elementarste Voraussetzung dafür, daß ein »Gegenstand« in dieser Weise ein Analogon zu dem Kern unseres eigenen Innenlebens, zu unserem fühlenden und wollenden Ich, in der Gestaltqualität einer gewissen inneren Verwandtschaft mit uns, in sich aufnimmt, reicht wahrscheinlich von vornherein so weit wie der Prozeß der Klärung einzelner selbständiger Bewußtseinsinhalte überhaupt, d. h. soweit wie das »Subjekt« im logischen Sinne[28]). Da im Vorstellungsleben des Kindes abstrakte Subjekte kaum eine Rolle spielen, deren Vermenschlichung übrigens auch erst durch dunkle

28) Über die innige Zusammengehörigkeit der beiden Begriffe, des psychologischen und des logischen, vgl. meinen Beitrag zur Volkelt-Festschrift 1918: Zur Orientierung der Philosophie vom Bewußtseinsbegriff (separat bei O. Beck, München 1919).

räumliche Vorstellungsschemata hindurchgehen dürfte, so kommen also als die ursprünglichen Voraussetzungen einer Einverleibung von Gemütsbewegungen nur die schon vorhin genannten selbständigen Raum- und Masseneinheiten in Frage, die dem Kinde durch irgendeinen Kontrast ihres Seins zur Umgebung, insbesondere aber durch ein »Tun« oder »Leiden« auffallen. Zu der Resonanz einer Seite unseres eigenen Ich-Gefühles, die unsere objektive Beseelung zuerst vermittelt, ist offenbar eine um so geringere Ähnlichkeit der äußeren Erscheinung dieses auffälligen Dinges mit einem zu unserem eigenen Leib »gerechneten« Massenstück erforderlich, je leichter der einzuschmelzende Charakter des Beseelten an und für sich schon auf der Gegenstandsseite des Bewußtseins auftaucht oder geradezu wie eine normale fixe Idee perseveriert. Auf die Verschiedenheit der individuellen Entwicklungsbedingungen wurde schon am Schlusse des vorigen Absatzes d) hingewiesen. Aber eine dunkle Vergegenständlichung irgendwelchen Strebens und Tuns überhaupt, wie sie in dem naiven Kraftbegriff auch später dauernd erhalten bleibt, oder eines Analogons zum spezifischen Erlebnis der eigenen Passivität in Verbindung mit allerlei besonderen Gefühlsfärbungen wird wohl bis an den allerersten Anfang einer wenn auch noch so dunklen Gegenüberstellung unseres unmittelbar erlebten Ich und eines Nicht-Ich überhaupt zurückreichen.

Auch das Nicht-Ich würde also nach dieser Auffassung im Bewußtsein von vornherein personal differenziert sein. Jeder in sich relativ geschlossene Teilinhalt bildet sozusagen eine lebendige »Zelle« in diesem Prozeß, in der sich die ursprüngliche Disposition zur psychophysischen Auffassung aller Dinge aktualisiert. Das Zellularschema ist hier natürlich zunächst weiter nichts als ein Bild, da wir auch nicht entfernt wissen, ob und wie diese funktionellen psychischen Einheiten den Elementen des materiellen Lebensprozesses im einzelnen zuzuordnen sind. Der Wert dieses Bildes dürfte aber in der Analogie zu der durchgehenden Differenzierung des Bewußtseins liegen, bei der jedes relativ selbständige Moment die Grundzüge der Vorstellung von einem lebenden Wesen an sich trägt und dabei doch der umfassenden Einheit des individuellen Bewußtseins als Voraussetzung seiner eigenen Daseinsweise untergeordnet bleibt.

Nicht dies war also der Fehler der »atomi-

stischen« Psychologie, daß sie den Verlauf des Ganzen auf elementarere Teilinhalte von relativ selbständiger Wirksamkeit zurückführen wollte, sondern daß ihre mechanistischen Konstruktionen mit dem Schema der Physik toter Körper zu arbeiten suchten, deren sterile Konstanz zu den biologischen Lebenseinheiten in direktem Gegensatz steht. In Wirklichkeit kann vielmehr jede »Stelle« unseres individuellen Bewußtseinsraumes sich zum Träger der Vorstellung eines ganzen Innenlebens gleich dem unsrigen auswachsen. Die faktische Wahrnehmung der körperlichen Erscheinung eines wirklichen Nebenmenschen an dieser Stelle macht von dieser Anlage den alltäglichsten, für uns selbstverständlichsten Gebrauch, ohne daß dieser Fall aber jemals die einzige Möglichkeit ihrer Aktualisierung wäre.

### f) Die Rückbeziehung des fremden Ich auf das eigene als die Voraussetzung, um die indifferente Vergegenwärtigung in der »dritten Person« zu derjenigen des »Du« zu ergänzen.

Wenn wir auf der Suche nach den unerläßlichen Voraussetzungen dafür, daß man sich erstmalig fremden Seelenkräften gegenüber fühlt, bereits die generellste Daseinsweise des einzelnen »Bewußtseinsaktes« (in unserem allgemeinsten, S. 190 f. erläuterten Sinne) als hierzu ausreichend anerkennen mußten, so zeigt dies wiederum, wie die Lösung so allgemeiner genetischer Fragen stets in einen phänomenologisch begründeten Nativismus ausmündet. Auch Volkelt hat ja die Ursprünglichkeit der Du-Gewißheit, wie schon oben S. 252 erwähnt wurde, nicht etwa genetisch deduziert, sondern aus der »wechselseitigen Zusammengehörigkeit als Wesenszusammenhang« abgeleitet, die dann »selbstverständlich auch für die Anfänge der Tätigkeit gelten muß« (S. 117): »Ohne die ursprüngliche Richtung auf das Du würde es keine Ich-Gewißheit geben, wie auch umgekehrt die Du-Gewißheit an das Ich-Gefühl unzertrennlich gebunden ist« (ebenda).

Unsere letzten Betrachtungen fordern aber nun zum Schlusse doch noch eine gewisse Einschränkung dieser Volkeltschen Korrelation zwischen der Ich- und der Du-Gewißheit. Denn ähnlich wie die Wahrnehmung wirklichen menschlichen Lebens nach S. 266 mehrere relativ selbständige Dispositionen, die einzeln sehr frühzeitig aktualisierbar sind, erst

in unvergleichlicher Weise vereint zur Geltung bringen dürfte, enthält auch schon die Du-Gewißheit bereits viel speziellere Momente in sich als die allgemeineren Korrelate, die der Selbstgewißheit, der Klärung des Ich-Gefühles im Bewußtsein gegenüberstehen.

Was zunächst die allerallgemeinste Vorstellung des Nicht-Ich angeht, von der sich das unmittelbar erlebte Ich in unserem Bewußtsein bereits genügend abhebt, so braucht an ihr kein anderes inhaltliches Element beteiligt zu sein als die objektiven sinnlichen Qualitäten räumlicher Massen. Freilich werden wir Volkelts Korrelation nach jenen Betrachtungen zugestehen, daß der tatsächliche Verlauf von vornherein sogleich zur Einverleibung eines gewissen Innenlebens in diese Massen führt, weil jener Instinktzusammenhang der Vergegenständlichung von Gemütsbewegungen von Anfang an von jenen Vorstellungen stets in irgendeinem Grade erregt wird. Dennoch kommen wir später im Laufe der Erfahrung wenigstens in vorübergehenden Einstellungen einer wissenschaftlichen Abstraktion zu der Vorstellung »lebloser« Dinge. Das wäre unmöglich, wenn zwischen unserem natürlich auch hierbei vorhandenen Ich-Gefühl und der Vergegenwärtigung fremden Seelenlebens ein unauflöslicher Wesenszusammenhang bestünde. Noch spezieller aber dürfte weiterhin auch die Verbindung jener ursprünglichen Ergänzungen der einzelnen Sinneswahrnehmungen zu lebensvoll vorgestellten Einheiten mit dem Eigenartigen der Du-Gewißheit sein. Denn dieser ist offenbar noch ein weiterer Bestandteil wesentlich: Wir meinen hiermit die Vergegenwärtigung von Wechselbeziehungen, die sich daraus ergibt, daß sich das individuelle Bewußtsein selbst als Gegenstand des fremden Seelenlebens fühlt. Ich glaube insbesondere auch, daß die Modalität einer bloßen Rückbeziehungs-Möglichkeit für diese Ergänzung wieder nicht ausreichen dürfte, sondern daß man sich eine wirkliche Teilnahme dieser Art im Du-Bewußtsein vergegenwärtigt.

Allerdings wird man der Volkeltschen These, daß Ich- und Du-Gewißheit sich gleichzeitig entwickeln, das Zugeständnis machen können, daß in dem tatsächlichen Verlauf des Lebens in der menschlichen Umgebung von Anfang an die Bedingungen dafür enthalten liegen, daß sich die Disposition zur Vorstellung fremden Seelenlebens von vornherein oft zugleich mit einer wenn auch noch so dunklen Vergegen-

wärtigung einer solchen Rückbeziehung des fremden Ich auf das eigene auswirken kann. Denn nach S. 258 ff. wird diese Disposition ja schon frühzeitig von Wahrnehmungen fremder Teilnahme besonders kräftig angeregt, die dem Kinde wenigstens dunkel als eine solche auf unser eigenes Fühlen gerichtete fremde Seelentätigkeit vorschweben kann[29]). Ganz unabhängig von dieser faktischen frühen Bereicherung der Beseelung in dem Wechselverkehr mit der menschlichen Umgebung erlebt aber das Kind jene allgemeineren beseelenden Vorstellungen fremden Tuns und Leidens überhaupt von Anfang an daneben auch in der Weise, daß diese Kräfte sich an seinem Ich sozusagen vorbeibewegen, und nur unter sich, nicht aber mit ihm selbst in Wechselbeziehung treten. Die Abhebung von dem eigenen Ich wird also hierbei gerade in einer Steigerung der Gegenständlichkeit, der »Sachlichkeit« erlebt, bei welcher die unser unmittelbar erlebtes Ich bildenden Inhalte im Gesamtbestand ähnlich zurücktreten wie andere nicht besonders beachtete Inhalte. Und selbst wenn bei intensiven Gefühlstönen der »Bewußtheitsgrad« dieses Ich-Gefühles auch ohne Beachtung neben jenem Gegenstand hoch genug ist, so kann eben doch hierbei jede Rückbeziehung jenes Nicht-Ich, also die Vorstellung fremder Teilnahme am eigenen Ich, fehlen. Wir haben keinen Grund zur Leugnung der Möglichkeit, daß ein auffälliger Gegenstand schon in frühester Kindheit in dieser »Neutralität« zum Ich im Bewußtsein dominiert, obgleich ihm durch die Anregung jenes Instinktzusammenhanges zugleich ein Analogon zu unseren eigenen Gemütsbewegungen einverleibt ist. Diese Gewißheit wird aber dann sinngemäß nur mit der dritten Person als Gewißheit eines personal gemeinten »Es« zu umschreiben sein, das wegen seiner Abstraktion vom Geschlecht, das mit spezielleren Gefühlsqualitäten zu-

29) Wundt hat bekanntlich darauf hingewiesen, daß dieses hier als Du-Gewißheit bezeichnete Erlebnis der Gewißheit, man werde vom anderen verstanden, ein Hauptmoment in der Entwicklung der Sprache ausmache, wie er schon bei der Gebärdensprache näher ausgeführt hat, deren ontogenetische Parallelen wohl mit den hier gemeinten Erlebnissen des Kindes zusammengehören. Vgl. Psychologische Entwicklung der Gebärdensprache, Völkerpsychologie, I., 1. Teil, 1. Aufl. 1904, S. 244. Für seine von ihm selbst als »Entwicklungstheorie« bezeichnete Auffassung vom Ursprung der Sprache (I, 2. Teil, 1904, S. 633) »liefert die Gebärdensprache ein Beispiel der Sprachentwicklung überhaupt, ausgezeichnet durch die Einfachheit und Durchsichtigkeit der Erscheinungen« (Bd. 1, 1. Teil, S. 247).

sammenhängt, vielleicht am ehesten zum Ausdruck dieses primitiven Bewußtseins eines zu uns beziehungslosen Analogons zum eigenen raumfüllenden, fühlenden und strebenden Selbst geeignet ist. Auf die interessanten Probleme der verschiedenen Konkretisierungsstufen unserer Vorstellungen persönlichen Lebens in den einzelnen Entwicklungsstadien und ihren sprachlichen und künstlerischen Ausdruck kann hier vorläufig nicht weiter eingegangen werden. Zu einer genaueren Verfolgung der »uneigentlichen« oder »symbolischen« Einfühlung in dieser Richtung würde eben der größte Teil der Sprachpsychologie und speziellen Ästhetik einbezogen werden müssen. Im »Du« dürfte aber jedenfalls stets ein Kontakt des konkreten empirischen Ich mit einem ebenso konkret vermenschlichten Innenleben zum Ausdruck kommen, wie er auch in der Kunst auf Grund unserer zweiten Art der Einfühlung (vgl. III, 1 c) als rein ästhetische Einstellung möglich ist.

## IV. Die ästhetische Illusion.

### 1. Volkelts Beschreibung der »Gestaltqualität« des »Kunstscheines« und sein Versuch ihrer Unterscheidung von der Illusion und der Phantasie.

War der vierte, soeben betrachtete Hauptabschnitt der neuen Schrift Volkelts ein rein erkenntnispsychologischer und genetischer, so führt uns der fünfte und sechste wieder um so tiefer in die Psychologie der vollentwickelten ästhetischen Einstellung hinein, in die Probleme der sogenannten ästhetischen Illusion. Volkelt sagt dafür lieber mit Schiller[30]) »ästhetischer Schein«, bzw. bei der Kunst »Kunstschein«. Er bekennt sich hier wieder zu einer Modifikation seines »Systemes«, in welchem er nach der bekannten Conrad Langeschen Definition der Kunst als »bewußter Selbsttäuschung« den Kunstschein als »schwebende Illusion« betrachtete. Aber

30) Schiller, Über die ästhetische Erziehung des Menschen (1793/94) 26. Brief: »Es versteht sich wohl von selbst, daß hier nur von dem ästhetischen Schein * die Rede ist, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterscheidet, nicht von dem logischen, den man mit derselben verwechselt... Nur der erste ist Spiel, da der letzte bloß Betrug ist.« Säkularausg. Bd. 12, S. 105. Vgl. ferner E. von Hartmann, Philosophie des Schönen, 1887 (Ästhetik II) S. 1 ff., K. Groos, Einleitung in die Ästhetik 1892, S. 31 ff. und Volkelt, System I, S. 547 ff.

schon seine Abhandlung »Illusion und ästhetische Wirklichkeit« in Bd. XIII, 4 der Zeitschr. f. Ästh. und Kunstwissensch., von welcher er S. 344—359 in die beiden Abschnitte V, 3 und 4 der neuen Schrift wörtlich herübernahm, hat sich grundsätzlich mit Külpe, Roetteken, Papp u. a. der Auffassung von Th. Lipps angeschlossen, wonach der Zustand der ästhetischen Betrachtung wenigstens im wesentlichen bezüglich der Wirklichkeitsfragen ein »durchaus bruchloses« Verhalten darstelle, »ruhig und ohne Wanken« (Ä. B. S. 170f.).

Dieser in sich einheitliche Prozeß des »ästhetischen Scheines«, in welchem sich der Betrachter die Kunstwelt vergegenwärtigt, lasse sich aber auch nicht etwa als »Illusion« schlechthin bezeichnen, wie es noch bei Papp, Heinrich Maier u. a. geschieht. Die Bewußtseinsverfassung des »künstlerisch gebildeten, gereiften, modernen Betrachters", der im ästhetischen Scheine steht, enthält trotz aller Herabsetzung unseres Wirklichkeitsgefühles dem Kunst- und Naturschönen gegenüber nichts von einer Täuschung über das Verhältnis dieses Scheines zur realen Wirklichkeit, über deren Verschiedenheit von ihm fortgesetzt volle Klarheit herrsche. Eine solche »einfache Täuschung«, die dem Vernunftcharakter, der Vernunftehre des Menschen widerspreche und stets eine »Auflösung« fordere, liege diesem »Scheine« in allen entscheidenden Zügen ebenso ferne (Ä. B. S. 177ff.), wie auch ein »Schweben« zwischen einer solchen und kritischeren Stadien (S. 153).

Immerhin gesteht Volkelt wenigstens für die Malerei einige Ausnahmen zu. Dabei geht er sogar so weit, die Tiefenwirkung und das Sehen der Bewegung bei Gemälden als »schwebende Illusion« aufzufassen, bei der man in fortgesetzten Oszillationen fortwährend kritisch aus der Täuschung heraustrete, um ihr sogleich wieder zu unterliegen. Ja, Volkelt sagt geradezu: »Solange wir flächenhaft sehen, ist das Gemälde für uns überhaupt nicht als Kunstwerk vorhanden« (Ä. B. S. 180). Einen etwas anderen Charakter als vor der gewöhnlichen Wirklichkeit hat aber das Tiefen- und Bewegungssehen vor Gemälden doch auch für ihn. »Ein leiser skeptischer Unterton fehlt auch ihm nicht« (S. 180). Wir würden aber schon damit zufrieden sein, wenn Volkelt hier nur eine »gehemmte Illusion« in seinem Sinne zugestanden hätte, bei welcher der Widerspruch mit dem Vernunftcharakter dadurch aufgelöst sei, daß man sich über die Täuschung klar ist, ohne

aus ihr herauszustreben. Diese »gehemmte Täuschungsillusion« findet dagegen Volkelt seinerseits speziell bei den bekannten Wand- und Deckengemälden Tiepolos u. a., welche den Ausblick in belebte Nebenräume oder Landschaften eröffnen. Hier ist allerdings stets Vorsicht geboten, um nicht dem unangenehmen, unkünstlerischen Extrem des Wachsfigurenkabinetts zu nahe zu kommen. Besonders gern läßt man sich diese Täuschungsillusion da gefallen, wo die vorgetäuschte Wirklichkeit tatsächlich als Leistung einer anderen Kunst real vorkommen dürfte oder sollte, wie bei gemalten Teilen einer Architektur, und namentlich bei der Bühnenmalerei. Diese letztere möchte Volkelt allerdings aus diesem Zusammenhange herausnehmen, weil sie eine dreidimensionale Wirklichkeit fortsetze, die schon ästhetische Funktionen ausübe, so daß man hier sogar ästhetisch jener »Hemmung« widerstrebe.

Durch die Beschreibung jener Illusionszustände und des ästhetischen Scheines beim Kunstwerk und Naturschönen zieht sich bereits die Auffassung hindurch, daß diese besonderen Charaktere im allgemeinen nur in einer einheitlichen »Gestaltqualität« der sinnlichen Wahrnehmung zum Bewußtsein kommen, an welcher die im wesentlichen unbewußt dispositionell zugrunde liegenden Vorstellungsverhältnisse als ein implizite Bewußtes beteiligt sind. Die rein phänomenologische Frage nach dieser »Abwandlung« oder »Umwandlung« des Wahrnehmungsinhaltes und des ganzen Bewußtseinsaktes, die als »Kunstschein«, »Entstofflichung«, »Höhenweltcharakter« usw. bezeichnet wird, ist nun im letzten VI. Hauptabschnitt über »Mit-Wahrnehmung und Phantasie im ästhetischen Betrachten« noch einmal gesondert zum Gegenstand einer eingehenden Analyse gemacht. Hierbei zeigt sich die enge Beziehung zum vorigen V. Abschnitt namentlich im letzten zusammenfassenden Paragraphen VI, 9 über den »Scheincharakter des Ästhetischen in seinem Verhältnis zur Phantasie«. Es soll sich also hier nicht um die Erklärung der Herkunft dieser Qualitäten handeln, sondern um das im Bewußtsein Gegebene, das Gesehene selbst, das durch diesen Eindruck in einer anderen Weise bewußt ist (S. 195 f.). Dabei wird das Ergebnis durchweg in Funktionsausdrücke gekleidet, weil diese ja bei der Akt-Psychologie das phänomenologische Gegenstück zu den Inhalten bilden. Der »ästhetische Schein« soll also durch eine umwandelnde »Mit-Wahrnehmung« entstehen, ebenso

wie der Gefühlsausdruck der gesehenen Mienen und Gebärden durch eine »einfühlende Mit-Wahrnehmung« (S. 191f.).

Die im »Kunstschein« bewußte Bedeutung des Kunstwerkes ist reproduktiv entstanden, und zwar in jener Unabhängigkeit von dem verstandesmäßigen Gesamtbilde der wirklichen Welt, die uns namentlich von unseren Phantasie-Vorstellungen her geläufig ist. Daher erscheint es Volkelt gerade als die Hauptaufgabe dieses Abschnittes, nachzuweisen, daß es sich dabei nicht um Phantasie-Vorstellungen handelt. Auch hier sei nämlich wieder zwischen dem Charakter der dispositionellen Vorgänge im Unbewußten und demjenigen der Bewußtseinserscheinungen scharf zu unterscheiden. Dispositionell beruhe die ganze ästhetische Wirkung der Wahrnehmung selbstverständlich auf Vorgängen, die als Phantasietätigkeit zu bezeichnen sind (vgl. z. B. S. 195, 201, 214) und zu denen eine besondere »Phantasie-Begabung« (S. 210) gehört. In der Beschreibung des Bewußtseins aber dürfe man von Phantasie nur sprechen, wo man neben den Sinneswahrnehmungen selbständige Phantasie-Anschauungen vorfinde (Vorbereitende Betrachtungen über die Phantasie, VI, 6). Solche seien aber, soweit »die ästhetischen Gegenstände selbst wahrgenommen«, also nicht selbst wie in der Dichtung nur in der Phantasie angeschaut würden (S. 208f.), nirgends neben der Sinneswahrnehmung vorhanden. Vielmehr erhalte eben »das sinnliche Wahrnehmen selbst«, wie schon gesagt, nur eine neue Qualität, »eine phantasiemäßige Färbung« (S. 216). Die Selbständigkeit der Bedeutungsvorstellungen erscheint also noch vollständiger in ein bloßes inhärierendes Merkmal aufgehoben als bei dem eingefühlten Ausdruck, der wenigstens noch als »eine durchsichtige Qualitätsschicht« gleichsam über dem Grobsinnlichen darüberliegt (S. 192f.).

Auch in diesem Punkte ist übrigens eine schon in den »Zeitfragen« (3. Vortrag: Die Kunst als Schöpferin einer zweiten Welt) aufgeworfene Frage nur etwas entschiedener als dort beantwortet. Hieß es dort von der Bedeutung des Marmor- oder Erzbildes noch: »Die Phantasie ist der Ort, wo die Gestalten der Kunst ihr Dasein führen ... Wir verlegen die abgelöste Form des sinnlich wahrgenommenen Gegenstandes gefühlsmäßig in die Phantasie als in den Ort ihres Bestehens« (Ä. Z. S. 86f.), so fand ich auch schon dort das Schema des »Ergebnisses« einer bloßen »Umbildung« unserer Wahrnehmungen: »Mit unserem

Wahrnehmen verknüpft sich die Betonung eines gewissen Fühlens und Glaubens: wir sehen und hören, als ob das Gesehene und Gehörte nur Phantasieschein wäre.« Volkelt hält diesen schon damals gebrauchten Terminus technicus bei seiner heutigen Geläufigkeit auch jetzt fest, indem er z. B. beim Tiefeneindruck des Gemäldes von einem Sehen »im Sinne des Als-Ob« spricht (S. 181). Dagegen wird der Ausdruck »Phantasieschein« ausdrücklich als mißverständlich abgelehnt, weil die sinnliche Wahrnehmung, der er als Gestaltqualität anhafte, doch nicht in die Phantasie hineinfalle (S. 217).

Immerhin bleibt es auch bezüglich der Anwendung des Phantasiebegriffes ähnlich wie bei der Illusion nicht ganz ohne Zugeständnisse. Zunächst können natürlich die Beiträge, welche die unbewußten Phantasiedispositionen zur »Umwandlung« des Wahrnehmungsprozesses leisten, ebenso wie anderes implizite Bewußte in bestimmten Fällen durch Selbstbesinnung im Bewußtsein geklärt und verselbständigt werden. Dies gilt da, wo der dispositionellen Phantasie eine besondere Funktion der Erweiterung der Vorstellungsgrundlage zum Verständnis des Bildes zukommt, wie bei der »umspielenden und ergänzenden Phantasie« (VI, 7), z. B. in der Romantik bzw. bei biblischen oder geschichtlichen Stoffen. Bei der »entrückenden Phantasie im ästhetischen Anschauen« (VI, 8) aber kommt sogar dem ganzen Wahrnehmungsakte eine der Phantasietätigkeit verwandte Färbung des gleichzeitigen Aufschauens in eine höhere Welt zu, wie etwa vor bekannten Bildern Böcklins.

Die meiste inhaltliche Selbständigkeit scheint den reproduktiv bedingten Bestandteilen der Sinneswahrnehmung noch bei dem »Mitsehen der sinnlich-ergänzenden Art« zugestanden zu werden (VI, 2), z. B. bei dem »Sehen« taktiler Qualitäten, etwa von Glätte, bei dem Hören räumlicher Bestimmungsstücke u. ä. Hier sei wirklich eine »über dem Grobsinnlichen durchsichtig schwebende Schicht« »sekundärer« Inhalte gegeben. Ähnliches gilt von dem implizite bewußten Mitsehen anderer »Seiten« des Objektes, deren eigentliche Wahrnehmung einen anderen Standpunkt erfordern würde (VI, 3). Dann wird vor allem auch wieder in der schwebenden Illusion des Tiefeneindrucks von Gemälden und der Bewegtheit ein Mitsehen besonderer Momente von »annähernd unmittelbarer Art« gefunden (VI, 4), weil hier natürlich dem Erlebnis ohne diese Illusion der Tiefe und Bewegung ganz elementare inhaltliche Bestandteile fehlen würden. Dennoch

glaubt Volkelt der Anerkennung einer Beteiligung der »Phantasie« auch in diesem Falle dadurch entgehen zu können, daß er die zweifellos viel selbständigere Daseinsweise der Tiefe im Bewußtsein seinerseits der unmittelbaren Wahrnehmung so nahe als möglich rückt. Endlich würde auch der »Stoff« des Kunstwerkes, das Erz, der Marmor, falls er überhaupt besonders auffiele, in relativ selbständigen Inhalten sozusagen hinter der Oberfläche »mitgesehen« werden (VI, 5). Aber ihm gegenüber wirkt ja die ästhetische Betrachtungsweise gerade auf eine Herabminderung seines Bewußtheitsgrades hin.

2. Die Anwendbarkeit des »Illusionsbegriffes« auf höhere Grade der kritischen Hineinversetzung in die Kunstwelt.

a) Nur unser Begriff der Einfühlung, nicht der Volkeltsche, ist dem Begriff der ästhetischen Illusion aufs engste verwandt. — Was zunächst den Begriff der »Illusion« und Volkelts Ablehnung seiner allgemeineren Deckung mit dem »ästhetischen Schein« anbelangt, so gibt schon die von ihm hier sogleich zuerst betonte Tatsache zu denken, daß das Problem der Illusion mit dem der Einfühlung »im engsten Zusammenhange« steht. Freilich kann bei dem Tatbestand, den er seinerseits als »Einfühlung« im allgemeinen bezeichnet und als ihren ungetrübtesten Idealfall betrachtet (vgl. oben III, 1, a), an keine Identifikation mit einer Illusion gedacht werden. Denn dieser umfaßt als Vergegenwärtigung fremder Gemütsbewegungen überhaupt auch die richtige Erfassung gleichzeitiger realer Seelenzustände fremder Personen durch die Wahrnehmung ihres körperlichen Ausdruckes, sowie die rein gegenständliche Vorstellung eines künstlerisch dargestellten Ausdruckes mit der ebenso korrekten impliziten Bewußtheit der Möglichkeit analoger eigener Gefühlsregungen. Anders verhält es sich dagegen mit der von uns bevorzugten Bedeutung, wonach bei der Einfühlung das wirkliche eigene Gefühl stets durch irgendeine Art der Hineinversetzung in eine andere Situation getragen sein muß, als in der sich die reale Person des sich Einfühlenden tatsächlich befindet. Da kommt wohl für beide oben (III, 1, b) unterschiedene Arten der Einfühlung eine so enge Beziehung zur Illusion in Betracht, daß uns die Volkeltsche Ablehnung des Illusionsbegriffes für den ästhetischen Zustand

doch zu weit zu gehen scheint. Denn sowohl wenn der Betrachter auf die erste Art eine ihm erinnerliche eigene Gemütsbewegung oder eine fremde wahrgenommene, dargestellte oder gedachte nach- oder miterlebt, als auch wenn er sich selbst in originalen Regungen einer dargestellten Person gegenüber fühlt, kann sich seine innere Entfernung von der realen Wirklichkeit auch bei Festhaltung ihres Unterschiedes von dem ästhetischen Schein so sehr steigern, daß wir prinzipiell von einer »gehemmten Täuschungsillusion« im vorhin erläuterten Sinne zu sprechen haben.

b) Kritik der Einschränkung des psychologischen Begriffes der Illusion bei Volkelt. Die Unabhängigkeit der »partiellen Illusion« von dem Durchschauen der Täuschung. — Volkelt hat sich die Stellung zur üblichen Terminologie wohl namentlich dadurch erschwert, daß er von vornherein die Verwendung des Illusionsbegriffes in der Psychologie, zu deren Gebiet doch diese ganze phänomenologisch-ästhetische Analyse gehört, in einer kaum berechtigten Weise einzuschränken versuchte. Dies gilt wohl schon von seiner ersten Bestimmung, daß »der Psychologe nur dort von Illusion zu sprechen« pflege, wo »eine Empfindung oder Wahrnehmung infolge einer irrigen Vorstellung eine sinnliche Änderung erfährt«. Denn erstens wird man etwas, das man sich irrigerweise auf lebhafte und psychologisch wirksame Art als Wirklichkeit vergegenwärtigt, auch in seinen rein reproduktiven Bestandteilen ohne Wahrnehmungscharakter psychologisch-wissenschaftlich noch als »Illusion« bezeichnen, wie es auch Volkelt selbst als volkstümliche und philosophische Bedeutung dieses Wortes beschreibt. Man müßte schon die allerdings zur unmittelbaren Empfindungswirklichkeit gehörigen Wirkungen auf das Lebensgefühl und die praktischen »Konsequenzen« dieser Illusionen mit zu ihr selbst rechnen, um das Volkeltsche Bestimmungsstück einer sinnlichen Änderung zu retten. Hiermit täte man aber der psychologischen Terminologie Gewalt an, da diese Wirkungen eben keine Illusionen mehr sind, sondern nur ihre realen Kriterien (vgl. S. 232 III, 1, b).

Andererseits trifft es aber auch für die Wahrnehmungsillusionen keineswegs zu, daß sie alle durch irrige Vorstellungen erzeugt würden, so daß sie nach deren Korrektur verschwinden müßten. Diese Wahrnehmungstäuschungen kommen

vielmehr großenteils dadurch zustande, daß die Einheitsbildungen, die in der Denkaufgabe, z. B. beim falschen Vergleichs-Wahrnehmungsurteil in der Vergleichsaufgabe, eigentlich »gemeint« sind, nicht genau genug durchgeführt werden können, sondern durch die engen natürlichen Beziehungen zu benachbarten Wahrnehmungsbestandteilen abgelenkt sind, gleichgültig, ob hierbei die bloße Einmischung anderer Empfindungsbestandteile für die Ablenkung des Urteiles über die eigentlich gemeinten Strecken genügt, oder ob die Empfindungsinhalte dieser Strecken durch jene Nebenbestandteile zugleich selbst wirklich modifiziert sind. Dieser Prozeß, den ich ungenaue »apperzeptive Akkommodation«[30a]) genannt habe, entspricht nur einer ungenügenden Wirksamkeit an sich richtiger reproduktiver Vorstellungen der »Aufgabe«. Dies ist wohl der Mechanismus der meisten geometrisch-optischen Täuschungen, die eben deshalb auch von bloßen Vorstellungsänderungen niemals ganz beseitigt werden können, obgleich auch bei ihnen in der Tat eine Verminderung eintritt, in dem Maße, als die Vorstellungen der »eigentlichen« Vergleichsaufgabe durch die Absicht zur schärferen apperzeptiven Abgrenzung der eigentlich gemeinten Vergleichsstrecken besser zur Geltung gebracht werden. Dies ist die bekannte, zuerst von Benussi gemessene Herabsetzung der optischen Täuschungen durch eine »analysierende« Einstellung. Umgekehrt können aber auch diese natürlichen Einheitsbildungen mit Umgebungsbestandteilen, die bei objektiv gleichen Längen beider Täuschungsfiguren verschieden sind, in der »synthetischen« Einstellung oder durch objektive Verstärkung der beiderseits verschiedenen Zusätze ausdrücklich begünstigt werden und dann die Täuschung sogar besonders steigern. Aber auch wenn durch die schärfere Betonung der eigentlich gemeinten Strecken keine wesentliche Änderung der geometrischen Täuschung erzeugt würde, wäre die von Volkelt für sie empfohlene Vorenthaltung des Namens der »Illusion« nicht berechtigt, da es bei dieser Benennung wohl nur auf die Abweichung eines lebhaften und wirksamen Inhaltes von der Wirklichkeit ankommt. Tatsächlich können aber diese Illusionen nach dem soeben Gesagten sogar als »schwebende« bezeichnet werden, wenn man bei diesem Begriff nur an die

30a) Experimentelle Analyse der Bewußtseinsphänomene, 1908, S. 160 ff.

Schwankung des Grades denkt, in welchem der Schein von der Wirklichkeit abweicht.

Nach der Art, wie aber Volkelt die schwebende Illusion bei der vorhin (IV, 1) erwähnten Tiefenwirkung von Gemälden beschreibt, die doch ebenfalls eine »optische Täuschung« ist, gewinnt es den Anschein, als ob er hierbei, im Unterschiede von der »gehemmten Täuschungsillusion«, Augenblicke für möglich und sogar wesentlich hält, in denen die Dreidimensionalität fast kritiklos hingenommen wird, also beinahe wie gegenüber den wirklichen Objekten. Gerade die geometrisch-optischen Täuschungen, denen Volkelt den Namen der »Illusion« vorenthalten will, zeigen uns aber ja, daß für die psychologisch-wissenschaftliche Verwendung dieses Namens eine dem Vernunftcharakter des Menschen widersprechende Beherrschung des Gesamt-Bewußtseins bis zur Kritiklosigkeit völlig nebensächlich ist. In dem Totaleffekte aller unserer Erkenntnismotive kann man ganz sicher wissen, daß die Müller-Lyersche Strecke mit den Innenansätzen bei einer bestimmten Einstellung um einen gewissen Mittelwert länger ist als die subjektiv gleich groß erscheinende Strecke mit den Außenschenkeln, und man spricht doch von »Täuschung« oder »Illusion«, solange das relativ anschaulichste Teilgebiet des Bewußtseins, das normalerweise die Begriffe von der Außenwelt begründet, von unwirklichen Verhältnissen beherrscht bleibt. Volkelt hat ja darin ganz recht, daß der Begriff der Täuschung im strengsten Sinne nur auf eine Irrtümlichkeit jenes logischen Totaleffektes des vermeintlichen »Wissens« um die Wirklichkeit angewandt werden kann, und da nach Cartesius in dem Gebiet des unmittelbaren Wissens um unsere Bewußtseinsinhalte als solche ein »Irrtum« überhaupt nicht in Frage kommt, so kann es sich hierbei nur um die Wirklichkeit außerhalb dieses Evidenzbereiches der gegenwärtigen Inhalte handeln. Mit Bezug auf die außerbewußten Verhältnisse der sogenannten Außenwelt wird aber dieses Wissen gerade in seiner korrektesten endgültigsten Form — trotz seiner Überlegenheit hinsichtlich der seelisch-dispositionellen Wirksamkeit und der mit ihr zusammenhängenden Stellung in der Totalstruktur des Bewußtseins — oft von sehr abstrakten Begriffen vergegenwärtigt. Deren Anschauungsfundament ist dabei meistens nur ganz dunkel bewußt,

wie etwa bei dem Verständnis der Worte: »Die scheinbar gleichen Linien sind in Wirklichkeit um 10 mm verschieden.« Für die rein phänomenologische Selbstbeobachtung kann dagegen das Verhältnis der natürlichen, von den »eigentlich gemeinten« abweichenden Einheitsbildungen, in unserem Beispiel also die Gleichheit der Strecken, viel auffälliger sein. Für diese lebhaften und frischen Partialeindrücke mit ihrer eigenartigen Selbständigkeit, die nur in ihren logischen und praktischen Konsequenzen durch jenes Totalwissen gehemmt sind, ist aber der Begriff der »Täuschung« in jenem weiteren, auch als »Illusion« bezeichneten Sinne ebenfalls noch populär und wissenschaftlich gleich üblich, ohne daß hierbei diese Kritik und Hemmung durch das Gesamtbewußtsein auch nur einen Augenblick in Frage gestellt oder auch nur wesentlichen Schwankungen ihres Bewußtheitsgrades unterworfen zu sein brauchte. Für das ästhetische Erleben aber ist es von entscheidender Bedeutung, daß diese vollkritische Vergegenwärtigung einer Phantasiewelt bei genügender Wahrnehmungsgrundlage sogar einen sehr hohen Grad von Lebhaftigkeit erlangen kann, wenn die an sich gewisse reale Welt dabei nicht weiter beachtet wird, und daß hieraus zunehmend stärkere Wirkungen auf das eigene wirkliche Lebensgefühl des ästhetisch Genießenden entspringen können. Dies und nicht mehr pflegt man wohl bei den jetzigen Anwendungen des Begriffes der »ästhetischen Illusion« zu meinen, der somit von Volkelts Begriff des allgemeinen »ästhetischen Scheines« und speziell des »Kunstscheines« kaum wesentlich abweicht. Wie weit die reale Wirklichkeit bei dieser Nichtbeachtung im einzelnen in Vergessenheit geriet, ohne als Ganzes unbewußt zu werden, kommt uns namentlich wieder beim unmittelbaren Kontrast der ästhetischen Welt mit ihr zum Bewußtsein. Ich entsinne mich z. B. des Falles, daß in der Boccaccio-Aufführung einer kleinen Stadt eine tanzende Gruppe einen Marktbrunnen umwarf. Wir sagen dann doch stets, daß uns für den Augenblick alle »Illusion« geraubt sei, selbst wenn sogar das einzelne Ausstattungsstück schon vorher für uns nur den Charakter des »Kunstscheines« hatte, weil durch diesen Kontrast die bisher zurückgetretene Realität aus dem Hintergrunde des Bewußtseins hervorgezerrt wurde. Die Freude an der Illusion und das Hineinstreben in sie arbeitet beim ästhetischen Genuß stets so wirksam auf dieses Zurücktreten des All-

tagslebens hin, daß wir bei guten Kunstwerken im Normalfalle unter den seitlichen Wahrnehmungen und abstrakten Nebenvorstellungen der außerästhetischen Realität wenig zu leiden haben.

c) Verschiedene Stufen der ästhetischen Illusion. Die ästhetische Verwertbarkeit kräftiger Tiefen- und Bewegungstäuschungen (Gemälde, Plastik, Spiegelung, Stereoskop, Kino, stereoskopischer und sprechender Film). — Schon die rein assoziativen Illusionswirkungen indirekter Darstellungsmittel, z. B. beim einfachen Lesen von Balladen, Epen, Romanen usw., dürfen nicht unterschätzt werden. Denn die Konzentration auf den objektiv gegebenen Lesestoff mit der einem Tatsachenbericht ähnlichen Suggestionskraft des guten Stiles schafft, bei gleichzeitiger Abwendung von der deutlichen Wahrnehmung der realen Welt, überaus günstige Bedingungen für die träumerische Hineinversetzung des eigenen Ich in die dargestellte, schon an sich reizvolle Situation, worin bekanntlich die Hauptgefahr der ganzen Romanliteratur für das Leben besteht. Daß gegenüber der Dunkelheit entscheidender Vorstellungen der realen Alltäglichkeit rein reproduktive Vorstellungen hierzu ausreichen, war uns ja schon oben S. 279 ein Hinweis darauf, wie wenig gerade der psychologische Begriff der »Illusion« auf Wahrnehmungswirkungen eingeschränkt werden darf.

Aber natürlich kommen die geschlossensten Analogien einer selbständigen »Scheinwelt« neben der klaren kritischen Nebenvorstellung der realen Welt erst da zustande, wo die Sinneswahrnehmungen in ähnlicher Geschlossenheit wie bei der direkten normalen Wahrnehmung der wahren Verhältnisse die Hauptgrundlage für sie abgeben. Hier wendet denn auch Volkelt selbst den Namen der »Illusion« wenigstens auf den Tiefen- und Bewegungseindruck von Tafelgemälden an. Aber abgesehen davon, daß auch hierbei dem Beschauer die Bildhaftigkeit des Eindruckes überhaupt ununterbrochen gegenwärtig bleibt, kann sich die Tiefenvorstellung wegen der Beschränkung des Malers auf die sogenannten »sekundären« Tiefenkriterien der »Perspektive« trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Motive hier doch auch wiederum in keinem Augenblicke so ungestört entfalten, als wenn auch die primären Tiefenkriterien beteiligt sind, die der wirkliche Ausgang der Strahlenbüschel von Punkten verschiedener Tiefenentfernung zumal dem Doppelauge, aber auch schon dem monokularen Beobachter darbietet.

Wirklich kräftige Tiefenillusionen, die den plastischen Eindruck vor dem wirklichen Objekt nahe kommen, gibt also nur der Spiegel oder das Stereoskop. Auch hier bleibt natürlich für den Kenner der Charakter des Scheinhaften vollständig gewahrt, ohne daß dieses »Durchschauen« in abstrakten Vorstellungen der Illusion den mindesten Abbruch tun könnte. Die spezielle Eigenschaft der Spiegelung oder einer analogen optischen Wirkung, daß sie ein ganz genaues Abbild ist, also den realen Verlauf irgendwo in nächster Nähe als gleichzeitig voraussetzt, schafft bei dieser optischen Täuschung ohne gleichzeitige direkte Sichtbarkeit des Urbildes eigenartige Auffassungsbedingungen, insbesondere die Möglichkeit, die Erscheinung direkt auf das lebende Urbild als deren wirkliche Sinneswahrnehmung zu beziehen und zu genießen, wie im Tanagra-Theater, bei dem nur noch die Verkleinerung idealisierend wie ein Sehen aus größerer Ferne hinzukommt. Das direkt betrachtete Stereoskopbild mit seiner Steigerung der Tiefenillusion wirkt jedenfalls bei Freihaltung des Vordergrundes durchaus ästhetisch.

Das nämliche gilt dann weiterhin von der Vollendung des Bewegungseindruckes im Kino, im Vergleich zu welcher die von Volkelt sogar bereits zur »schwebenden Illusion« gerechneten Ansätze in der ruhenden Tafelmalerei und Plastik wohl als verschwindend kleine Andeutungen erscheinen, selbst wenn der Maler wirklich nach Lessing einen »fruchtbarsten« Moment erfaßt hat und eine starke Phantasie des Beschauers ihm zu Hilfe kommt. Es ist aufs lebhafteste zu begrüßen, daß die Filmtechnik ihre unerschöpflichen künstlerischen Kräfte zur Erzeugung der starken Illusion einer Scheinwelt, welche mit dem mannigfaltigsten Geschehen auf rasch wechselnden, weit zu überblickenden Schauplätzen erfüllt ist, nunmehr auch den edelsten Stoffen zugute kommen läßt. Auch die Tiefenwirkung kann hier durch alle Hilfsmittel einer guten Interieur- und Landschaftsmalerei zu der höchsten, bei rein sekundären Kriterien erreichbaren Illusion gesteigert werden. Für die ästhetische Idealisierung und Stilisierung des naturalistisch gesteigerten Eindruckes ist die Musikbegleitung von besonderem, schon oft betontem Werte.

Sowohl das Stereoskop wie der Kinematograph liefern freilich nur Reproduktionen realer Vorbilder, ähnlich wie der Phonograph auf akustischem Gebiet. Nur setzen ihre

Photographien nicht, wie die bloße Spiegelung oder sonstige direkte Strahlenabbildung, die gleichzeitige Mitwirkung dieser Urbilder voraus, so daß sie naturschöne und künstlerische Objekte und Vorgänge weiteren Kreisen in der ihnen eigentümlichen Konkretisierung zugänglich machen können. Jede solche optische und akustische Illusionstechnik hat ihre besondere ästhetische Theorie, in der natürlich die rein formalen, malerischen und klanglichen Wirkungen voranstehen. Hier hat die experimentelle Ästhetik ein weites Arbeitsfeld. Gerade die Treue der Reproduktion eines ästhetisch vollkommenen Urbildes wird bei Klarheit über diese Abhängigkeit die Grenze der eben noch erträglichen Realistik hinausschieben können. Wie weit dies auch nach Gelingen der Verbindung solcher Wirkungen, z. B. gegenüber einem stereoskopischen und sprechenden Film, noch möglich wäre, könnte ebenfalls nur das Experiment unter den oben (I, 4 u. 5 S. 213ff.) betrachteten methodischen Voraussetzungen jeweils mit Sicherheit entscheiden.

d) Die ästhetische Verwertbarkeit des reinen Panoramas (Rundgemäldes). — Die Darstellungsweise der reinen Panorama-Malerei, z. B. der bekannten Schlachtenpanoramen, bleibt beim Verzicht auf jede naturalistische Plastik im Vordergrunde dem Versuche einer solchen leblosen Rekonstruktion aller äußeren Erscheinungsmerkmale der lebendigen Bühnendarstellung so prinzipiell fern, daß es kaum gerechtfertigt ist, wenn Volkelt als »Zweck des Panoramas« schlechthin die außerästhetische Illusion erklärt. Volkelt denkt augenscheinlich nur an die tatsächlich übliche Verbindung des Panoramas, d. h. des Rundgemäldes überhaupt als hochgradiger Steigerung der Raumillusion, mit einer davor gruppierten Plastik, über deren ästhetische Gefahr kein Zweifel besteht, wenn auch diese Aufgabe künstlerisch einwandfreie Lösungen gestattet. Auch v. Hartmanns Urteil, das Volkelt zitiert, bezieht sich ausschließlich auf diese »Verquickung« der Malerei mit unästhetischer Plastik, ausgestopften Tieren u. ä. im sogenannten Diorama. Dagegen war gerade Hartmann an jener Stelle seiner »Philosophie des Schönen« ausdrücklich bemüht, die rein ästhetische Verwertbarkeit des »Panoramas« darzutun, das er begrifflich vom Diorama scharf unterscheidet[31]). Der reife und gebildete Be-

31) a. a. O. 1887, S. 648ff. v. Hartmann sagt: »Es ist nicht richtig,

schauuer, den Volkelt überall voraussetzt, weiß nicht nur, daß er sich inmitten der genannten Rundgemälde nicht in einer Schlacht[32]) befindet, sondern auch, daß die gesehenen Personen gemalt sind, ja meistens sogar, daß die starke Tiefenwirkung hierbei eine »optische Täuschung« ist. Für den ästhetischen Wert kommen dabei außerdem alle rein künstlerischen Motive zur Geltung, aus den Ereignissen ein Bild zu gestalten.

Das Durchschauen jener optischen Täuschungen in allen Einzelheiten kann jedenfalls auch hier keine unerläßliche Voraussetzung der ästhetischen Betrachtungsweise sein, wenn es für den ästhetischen Charakter der Bühnendarstellung unnötig, ja wie Volkelt mit Recht sagt, im Momente des ästhetischen Genusses der Tiefenwirkung der Kulissen sogar störend erscheint. Was bei dem Bühnenmaler recht ist, wird auch bei dem Panoramenmaler gebilligt werden müssen, wenn er sich bezüglich der Erzeugung vollendeter Täuschungen auf die nämlichen Gegenstände wie der Bühnenmaler und die Räumlichkeit als solche beschränkt und nicht etwa wie das Wachsfiguren-Kabinett die Realität der dargestellten Personen und lebenden Wesen vorzutäuschen droht. Eine solche Täuschung über das Leben wäre aber ja auch bei der Bühnenmalerei ästhetisch unerträglich.

Überall, wo also über die sekundären Tiefenmerkmale des Tafelgemäldes im engen, deutlichen Kunstrahmen hinaus die Erscheinungen innerhalb des ganz oder teilweise illusionären Raumes als künstlerische Illusion aufgefaßt bleiben, hat man Fälle einer großen ästhetisch zulässigen und selbständig wert-

---

daß das Rundgemälde einer idealischen Behandlungsweise widerstrebe; dieser Irrtum ist nur aus der bisher üblichen unästhetischen Verquickung des Rundgemäldes mit einem realen Podium und realen Requisiten, kurz aus dem Streben nach außerästhetischer Täuschung entsprungen, hat aber in dem rein malerischen Panorama gar keine Begründung usw. a. a. O. S. 651.

32) Es kann also auch die Unterscheidung des Kunstscheines von der Realität nicht aufheben, wenn er die Absicht einer möglichst richtigen Nachbildung eines bestimmten historischen Ereignisses vor Augen behält, die ja nicht über den ästhetischen Wert des Darstellungsprinzipes, sondern höchstens des speziellen ästhetischen Gegenstandes entscheidet. v. Hartmann wendet sich namentlich auch gegen einen solchen Realismus (a. a. O. S. 651 f.). Indessen ist ja auch die lebendige Bühnendarstellung in ihrem speziellen Stoff tatsächlich vielfach von der reinen Historie getragen und dadurch freilich ästhetisch oft gehemmt worden, ohne daß dies die ästhetische Verwertbarkeit der Historie als solche verkennen lassen könnte.

vollen Gattung der »Illusionsmalerei« im eminenten Sinne vor sich, deren Bilder sich schließlich wohl auch mit realer Tiefenschichtung und Plastik[33]) zu einer inneren Bedeutungseinheit verbinden können. Innerhalb dieser Gattung gehören aber dann auch die schon erwähnten Wand- und Deckengemälde Tiepolos und ihre Verwertung der Fenster-Suggestion aufs engste mit der Bühnenmalerei zusammen, von der sie Volkelt als etwas »wesentlich Anderes« getrennt halten will[34]). Freilich darf man kaum sagen, daß sich ihr Eindruck dem der Bühnenwirklichkeit nähert, wenigstens soweit es sich um die ästhetische Betrachtungsweise des Kenners handelt. Denn da die Bühnenwirklichkeit lebendige Personen umfaßt, so würde hierzu eben gerade die hierbei zu vermeidende Annäherung an das Wachsfiguren-Kabinett nötig sein, bei dem man die dargestellten Personen wenigstens vorübergehend an die lebenden angleicht oder sogar mit ihnen verwechselt. Ich glaube vielmehr, daß das tertium comparationis in der Annäherung des Eindruckes jener Wandgemälde an denjenigen der reinen Panoramamalerei zu suchen ist. Dagegen müssen wir die eigentliche Schauspielkunst mit ihrer Verwendung lebender Künstler als eine ganz neue, prinzipiell verschiedene Stufe der Belebung einer ästhetischen Welt anerkennen. Die teilweise reale Schichtung der Dekorationen bleibt hierfür nebensächlich, wie wir ja auch schon vorhin betonten.

An und für sich ist übrigens für die ästhetische Leistung der leblosen Bühnenumgebung des Schauspieles auch die einseitige Abgrenzung nach Art eines Wandgemäldes nebensächlich und nur durch die Eigenart der Kunstbühne und die praktischen Anforderungen des Zuschauerraumes veranlaßt. Die Naturbühne, auf deren wichtige ästhetische Funktionen wir unten besonders zurückkommen, gestattet ja bekanntlich auch für einen größeren Zuschauerraum ein Panorama, d. h. den freien Ausblick nach allen Seiten, und selbst die gelegentliche Einbeziehung seitlicher Szenen[35]), welche auf Kunstbühnen nur durch Erweiterung des Hintergrundes zum Pano-

33) In dieser Hinsicht ist bekanntlich, wie kein Geringerer als Max Klinger zeigte, noch manches künstlerische Problem zu lösen, das aber doch auch schon in jenen von v. Hartmann absolut verpönten »Dioramen« in Angriff genommen wurde.

34) A. B. S. 165 f.

ramagemälde übertragbar wäre. Auch wenn man, wie der unglückliche, aber kunstliebende Bayernkönig Ludwig II. in Linderhof, diesen Kunstgenuß mit dem eigenen Spiel verbinden wollte, würde man ebenfalls zur Beseitigung aller Störungen der Illusion gedrängt, die der Schauspieler auf der Kunstbühne fortwährend über sich ergehen lassen muß, und käme von selbst zur Naturbühne. Dieser Vorzug derselben übt vielleicht auch auf die Dilettanten, die immer etwas mehr auf den Genuß des Schauspieles eingestellt bleiben, eine besondere Anziehungskraft aus, sich am Spiel auf der Naturbühne zu beteiligen. Auch die hohe Steigerung der Illusion, die unter diesen Bedingungen der allseitigen Umschließung durch die Kunstwelt möglich wird, kann aber natürlich für einen gesunden Geist die fortgesetzte Unterscheidung von der realen Welt niemals bedrohen, so daß sie an sich in den Grenzen der künstlerischen Illusion verbleibt.

### 3. Der unvergleichliche Einfühlungswert des lebendigen Schauspieles.

a) Die Unvergleichbarkeit der psychologisch-ästhetischen Wirkung der Darstellung durch die »miteingefühlten« lebenden Personen mit der Wirkung optischer Illusionen oder plastischer Kunstwerke. — Die direkte Belebung der Hineinversetzung des Betrachters in die Kunstwelt durch eine hierin unübertreffliche Realität ist der besondere Fortschritt, den die Schauspielkunst über alle übrigen bildenden Künste hinaus dadurch ermöglicht, daß sie als wichtigstes Darstellungsmittel das wirkliche Leben der mimischen Künstler verwertet[36]). Der ästhetische Wert dieser Darstellungsweise beruht offenbar darauf, daß von dem wirklichen Leben des

---

35) Wie die Szenen auf dem Feuerfelsen in E. Wachlers Bergtheater im Harz (vgl. unten Absatz 3, b).

36) Auch die Freude am sogenannten »lebenden Bild«, das auf alle Bewegung und Handlung verzichtet, hat an dieser Belebung teil, die durch Beschränkung auf die eine Erscheinungsform idealisiert ist. Doch entsteht bei einer Absicht zur entgegengesetzten »Illusion« des Marmors eine ästhetisch nicht sehr hochstehende, wenn auch artistisch oft sehr anerkennenswerte Varieté-Leistung. Für denjenigen aber, der die Darstellung einmal als lebendes Bild auffaßt, wäre namentlich der Gedanke einer realen Untermischung mit wirklichen Puppen höchstens noch ein komisches Motiv.

Darstellers mindestens die Gegenwart des Menschen überhaupt, meistens aber auch noch speziellerer Merkmale, in die Kunstwelt hinübergenommen werden. Diese höchste Stufe der Konkretisierung der Darstellungsmittel ist nur ein selbstverständliches Korrelat der Grundabsicht aller Kunst, durch unsere Hineinversetzung in die Kunstwelt die Begegnung unseres ideellen Ichs mit fremdem Leben zu genießen und durch Einfühlung in sein Inneres auf grund der Wahrnehmung seiner gesunden Äußerung unser Lebensgefühl zu heben. Diese beiden Formen der Einfühlung müssen natürlich durch das Gegenübertreten einer wirklichen Person unendlich erleichtert werden. Man kann diesen Akt, der bei allen Arten der persönlichen Darstellung möglich wird, gewissermaßen als ein »Mit-Einfühlen dieser wirklich wahrgenommenen Person in die Kunstwelt« im nämlichen transitiven Sinne dieses Zeitwortes wie bei der eigenen »Einfühlung« bezeichnen. Denn das vergegenwärtigte fremde reale Leben des Schauspielers ist für mich zunächst in meinem Bewußtsein ein selbständiger Erscheinungskomplex neben meinem eigenen Lebensgefühl. Während aber die fremde Person in der realen, im ästhetischen Erleben zurücktretenden Sphäre mit mir als individuellem Zuschauer so gut wie nichts zu tun haben kann, steht in der ästhetischen Scheinwelt mein reales eigenes Lebensgefühl mit der ästhetisch stilisierten Grundgestalt des realen Fremdlebens durch alle Arten der Einfühlung in inniger Beziehung.

Auch Volkelt hat die packende Lebenswirklichkeit des Schauspieles schon im System klar hervorgehoben (III, S. 424). In der neuen Schrift betonte er zunächst bezüglich des weit allgemeineren Tatbestandes der gesamten »Bühnenwirklichkeit«, daß hier »der vollkörperliche Bühnenraum mit seinen realkörperlichen Dingen selbst als Kunstwirklichkeit anzusehen« sei, und trotzdem das, was uns hier als Kunstschein gegenübersteht, eine gänzlich andere Raum- und Dingwirklichkeit sei als die jenen ästhetischen Ausschnitt enthaltende reale Welt[37]). Wenn aber

37) A. B. S. 166. Dagegen ist vielleicht zu viel gesagt, wenn es dort noch heißt, »sie schneide sich nicht mit dieser«. Denn eine so breite Deckung in der reinen Erscheinung ist doch ein zu wesentlicher Bestandteil der »Linien«, auf denen wir uns in den beiden Akten der Vergegenwärtigung der realen Welt und der Kunstwelt bewegen. Eine »Schneidung« der beiden in ihrem Gesamtverlauf getrennten Gebilde dürfte vielmehr gerade das beste Bild des beiderseitigen Trennungsverhältnisses abgeben.

dann Volkelt hierbei speziell auch die Schauspieler »in ihrem Verhältnis zur gewöhnlichen Wirklichkeit prinzipiell auf der Stufe des marmornen oder bronzenen Feldherrn« stehen läßt, so ist diese Beschreibung zum mindesten sehr mißverständlich, da eben Marmor und Bronze zwar die als real wahrgenommene Raumform, aber nicht zugleich ein reales Leben zur Belebung der ästhetisch vergegenwärtigten Kunstwelt in unserem Bewußtsein beizusteuern haben. Die Schauspieler sind für unser Bewußtsein nicht nur »Glieder eines sie räumlich umfangenden Kunstwerkes« überhaupt, sondern real lebendige Glieder der ideellen Welt, wie unser eigenes reales Lebensgefühl und unser reales Streben nach geistiger Gemeinschaft mit objektivierten ästhetischen Lebenszentren, das sich in ihrer Gegenwart viel tiefer und lebensvoller befriedigen kann als in dem bloßen Hinblick auf einen ähnlichen ästhetischen Gehalt in Stein und Erz. Wenn auch solche leblose Darstellungen in ihrer Art unersetzlich und bei den komplizierten Voraussetzungen des Schauspieles keiner ernstlichen Konkurrenz von dieser Seite ausgesetzt sind: Bei wirklicher Eignung des Stoffes hierfür wird doch eine Darstellung, in welcher die Naturschönheit des menschlichen Lebens selbst in die ideelle Welt übertragen wird, immer einen höheren Adel besitzen, der Sonderstellung vergleichbar, die schon Plato dem Leben in seiner Ideenwelt eingeräumt hat[38]). Wir würden daher auch den Eindruck, hierin getäuscht zu sein, und in Wirklichkeit leblose Puppen vor uns haben, in spezifischen, dem Grauen verwandten Reaktionsgefühlen aufs peinlichste als eine unmittelbare Abtötung der Belebungen unseres eigenen Gefühls empfinden, die dieser Beziehung zwischen Vorstellungen und Gefühlen realen Lebens entstammen. Es handelt sich also keineswegs nur um den Vorzug eines beliebigen Naturschönen.

Dies gilt, wie gesagt, für alle ästhetischen

38) Noch wichtiger als die Volkeltsche Unterscheidung zwischen der »eigentlichen« und der »uneigentlichen« Einfühlung erscheint uns also hier diese Trennungslinie innerhalb der »eigentlichen«, die von der Wirklichkeit des darstellenden Lebens gezogen wird. Die fein differenzierte Synthese der »zusammengesetzten Künste« bei E. von Hartmann (a. a. O. S. 784) wird trotz Anerkennung einer gewissen Wertsteigerung durch die Synthese überhaupt der speziellen ästhetischen Bedeutung der Darstellung durch reales Leben nicht besonders gerecht, so sehr er in den einleitenden Analysen das Leben über die leblose Natur philosophisch heraushebt.

Werte, die uns durch eine unmittelbar wahrgenommene Person als deren reale Lebensäußerung entgegengebracht werden, wobei jederzeit ein Teil dieses Lebens selbst ästhetisch mit genossen wird. So sind alle naturschönen Momente des lebendigen Gesanges ein unersetzlicher Bestandteil seiner ästhetischen Wirkung, die sich ebenso wie die einfache Deklamation mit allen übrigen Zügen der Schauspielkunst stilgerecht verbinden läßt. Ähnliches gilt selbst für die persönliche Führung des Musikinstrumentes, zumal im Solovortrag, aber auch in der Orchestermusik, deren ästhetische Wirkung daher auch durch mechanische Werke niemals völlig zu ersetzen ist[38a]). Auch das Marionettentheater kann nur durch das Herausfühlen der persönlichen Führung ästhetische Teilwirkungen erzielen.

Wie die realen Formen und Farben, die bei der Malerei in die Kunstwelt mit übertreten dürfen, ihre oben betrachteten »Illusionen« ausüben, so hängen offenbar auch an dieser Realität des Lebens ganz neue suggestive Kräfte, welche die Reaktionen des eigenen Lebensgefühls auf die assoziierten Bedeutungen des Spieles dieser Lebenden ähnlich stark anregen, wie wenn es Ernst wäre. Wieviel von der Realität der fremden Person in die Kunstwelt übertreten kann, hängt natürlich von den Umständen ab. Für die ästhetische Illusion bezüglich aller speziellen Seelenvorgänge, Handlungen und persönlichen Wechselwirkungen zwischen den Darstellern ist es aber jedenfalls am günstigsten, wenn möglichst viele Momente der augenscheinlichen realen Individualität für diesen Aufschwung in Frage kommen, und wenn der Ballast, von dem wir dabei zu abstrahieren haben, möglichst gering ist.

Schiller hat in allgemeinerem Zusammenhang (a. a. O. S. 108) Äußerungen getan, aus denen man schließen könnte, daß unser größter Dramatiker die Steigerung des Genusses, die aus der »Miteinfühlung« unserer stark gefühlsbetonten Gewißheit der Lebensrealität des Schauspielers in die Welt des Kunstwerkes entspringt, kaum als eine »ästhetische anerkannt hätte. So meint er: »insoweit eine lebende weibliche Schönheit besser gefällt als eine ebenso schöne bloß gemalte, gefällt sie nicht mehr dem rein ästhetischen Gefühl«, denn diesem dürfe »auch das Lebendige nur als

38a) Viel indirekter wie bei der Wahrnehmung des darstellenden Lebens, aber doch durch die Gewißheit eines eindeutigen Kausalzusammenhanges, belebt bei jedem Kunstwerk, also auch der bildenden Kunst, der Gedanke an den Künstler den ästhetischen Eindruck, wie ihn Volkelt im System (III, 347) und in der neuen Schrift (S. 172 f.) betont.

Erscheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen.« Es ist aber wohl klar, daß das reale Leben uns von der »Idee des Lebens«, das auch für Schiller als »Spiel« den Inhalt des ästhetischen Scheines konstituiert, mehr vergegenwärtigen kann als das bloß gemalte. Mag es auch eine geringe Kultur voraussetzen, speziell an der Malerei »das Leben zu entbehren«, so darf das Bedürfnis nach der Gegenwart darstellende Lebens überhaupt keineswegs niedrig taxiert werden. Ebenso darf Schillers andere Forderung, daß man »in dem Lebendigen selbst nur den reinen Schein empfinde« nur auf die Abstraktion von dem bezogen werden, was für den dieses Leben umfassenden Kunstschein des Dramas bedeutungslos ist, nicht auf eine Abstraktion von der Steigerung, die der Erscheinungsgrad seiner Idee durch die Gewißheit der Realität des Darstellers erlangt. Volkelt erkennt jedenfalls an, daß an unvergleichlicher Steigerung des Wirklichkeitseindruckes im Schauspiel »das Äußerste geleistet werde, was sich noch ohne Verletzung der Norm des ästhetischen Scheines leisten läßt« (III, 424). Schiller hat nachdrücklich auf die Erleichterung der Einhaltung dieser Grenze durch alle Idealisierungsmittel der Kunstsprache u. a. hingewiesen, die sich in dem Melodrama und der Oper bedeutend vermehren. Uns kommt es jedoch hier nicht auf die bloße Zulässigkeit der Lebensrealität für beliebige Stoffe an, sondern auf die Heraushebung der positiven Komponente, die zu dem ästhetischen Bewußtsein im Sinne Volkelts hinzugehört, wenn wir uns der Gegenwart realen Lebens als des Hauptträgers der Scheinwelt des Dramas besonders erfreuen.

Für den gebildeten Beschauer wird aber ja der schon oft betonte ästhetische Charakter jener Illusion mit seiner Unterscheidung von den realen Lebensbeziehungen dieser wirklichen Personen niemals irgendwie angetastet[39]). Wirkt doch bei der starken ästhetischen Erhebung des Zuschauers im Theater sogar stets der unmittelbare Eindruck hilfreich mit, daß die darstellende Person selbst den erstrebten Aufschwung in die nämliche Ideenwelt in ihrem Inneren in vorbildlicher

39) An dieser Sicherheit der Unterscheidung von realer Alltags- und idealer Kunstwelt überhaupt wird natürlich dadurch nichts geändert, daß gerade der gute Mime hinsichtlich seines eigenen Innenlebens wenigstens in einem gewissen Umfange nicht nur ästhetische Illusionen, sondern auch Volltäuschungen zu erzielen vermag. Wir können uns des Eindruckes der Wirklichkeit seiner dargestellten Affekte, zumal hinsichtlich der bloßen Zuständlichkeiten, aber auch oft bei aktiven Regungen von Zorn, Liebe und Haß kaum erwehren. Diese einfachen Täuschungen sind aber nur hinsichtlich ihrer Entstehungsweise mit derjenigen jener wirklichen optischen Tiefentäuschungen der Malerei im weiteren Sinne vergleichbar. Den Grundcharakter der Schauspielkunst können sie nicht tangieren, bei welchem die Tatsächlichkeit des Lebens der Darsteller stets außer allem Zweifel bleibt, ebenso wie das Leben bei jenen Malereien wenigstens im Gebiete des ästhetisch Zulässigen überhaupt nicht in Frage kommt.

künstlerischer Weise erlebt. Ja, die ganze Wucht der rein ästhetischen Illusion, die von dem realen Leben hierdurch ausgeht, zeigt sich in der Möglichkeit, sogar dessen Vernichtung im Tode dem Zuschauer in tief ergreifender Tragik vor die Seele zu bringen. Jedenfalls ist die eigene originale Kunst des Schauspielers am Gelingen des ganzen Werkes überall unmittelbar beteiligt. Er kann sogar eine größte echt ästhetische Wirkung erzielen, wenn der Dichter ihm die Rolle von Anfang an »auf den Leib geschrieben hat«, womit hier nur dessen ästhetische Darstellungskraft gemeint ist.

Aus diesem Grunde steht natürlich auch die Belebung auf einem ganz anderen Blatte, welche sich auch durch die Beteiligung von lebendigen; gut dressierten Tieren an Kriegs-, Jagd- und Festzügen auf der Bühne für diese Darstellungen ergeben. Die ästhetische Hebung ist hierbei keine wesentlich andere, als sie auch von der Naturschönheit lebender Blumen ausgeht. Denn es fehlt die eindrucksvolle innere Leitung des Lebens, welche seinen in die ideelle Welt übertragbaren Ausschnitt auf sein Maximum bringt.

Die bildenden und redenden Künste im ganzen erstrecken sich aber freilich auch auf andere Stoffe als sie für ein feineres Empfinden diesen höchsten »Grad der Erscheinung« im Lichte der Bühne gestatten oder sogar fordern, dessen Wirkung übrigens auch bereits wieder, zeiträumlich und intensiv, Abstufungen genug zuläßt. Immerhin dürfen auch die weniger illusionskräftigen Künste niemals ihre Vorzugsstellung darin sehen, daß sie solchen lichtscheueren Wesen der ästhetischen Welt ein Asyl gewähren dürfen. Ihr oft gerühmter unersetzlicher Wert liegt vielmehr darin, daß auch sie bestimmte Seiten der zum höchsten Erscheinungsgrad emporstrebenden Schönheit des Lebens in ihren verschiedenen »Grundgestalten« in besonderer Freiheit und Reinheit einer um so konzentrierteren ästhetischen Auffassung darbieten können.

b) Das Schauspiel auf einer passenden Naturbühne als eine selbständige Kunstgattung mit einem Maximum ästhetischer Wirkung.

1. Das Schauspiel auf der Kunstbühne verschafft den Szenen im Freien noch nicht die höchste Stufe der Lebenswahrheit, da der Schauplatz mit der »untermenschlichen« Umgebung der Spielenden hierbei nicht ebenso wie die Schauspieler

»aus dem Leben gegriffen«, sondern in den Bühnenraum künstlich hineingebaut ist.

Aus dieser völligen Hingabe ihres nach außen abgeschlossenen Raumbezirks an die ästhetische Phantasiewelt gewinnt die Kunstbühne freilich zugleich ihre unvergleichlichen Vorzüge: die ungestörte Konzentration auf ihren ästhetischen Zweck und vor allem eine fast unbegrenzte Anpassungsmöglichkeit ihrer Ausstattung. Kirchen und Tempel zeigen ferner, daß der geschlossene Raum an sich von einer erhabenen Architektur selbst auf den höchsten Ideenkreis des Menschen harmonisch abgestimmt werden kann. Auch kann ein Festspielhaus, wie das Bayreuther Wagner-Theater, ausschließlich edlen Themen geweiht bleiben. Namentlich, seitdem Richard Wagner die Forderungen seines hochstrebenden Idealismus auch in dieser Hinsicht bahnbrechend durchgesetzt hat, weiß eine fortgesetzt vervollkommnete Technik und künstlerische Erfahrung die weitgehendsten Bedürfnisse älterer und neuerer Kompositionen hinsichtlich einer stilvollen Szenerie zu befriedigen. Die allgemeine Kunstbühne bildet somit die unersetzliche Grundlage für eine universale und regelmäßige Übermittlung der unermeßlichen dramatischen Kunstschätze an das Volk in seiner Gesamtheit. Es wäre ein weltfremdes Unterfangen, an dieser zentralen Stellung der Kunstbühne im praktischen Theaterleben prinzipiell etwas ändern zu wollen.

Trotzdem ist sehr zu wünschen, daß daneben auch das seit bald 50 Jahren neu erstarkte »Spiel unter freiem Himmel« auch fernerhin einem verständnisvollen Publikum seine Daseinsberechtigung gewissermaßen als eine besondere Kunstgattung für ein gewisses Repertoire beweisen könne. Diese selbständige Eigenart beruht auf der idealen Vollendung der Lebenswahrheit des Schauspieles durch seine Einfügung in eine naturschöne Wirklichkeit, in welcher sich reale Vorgänge von der Art der dargestellten genau in der nämlichen Weise abspielen könnten.

2. Auf einen Stoff der antiken Tragödie angewandt, hätte man diese Idee also z. B. mit Euripides' »Iphigenie in Aulis« nur in der Weise durchführen können, daß man das Stück an einem ähnlichen Meeresgestade gespielt hätte, wie sich der Dichter die Bucht von Aulis als Sammelpunkt der Griechen für ihre Fahrt gegen Troja vorgestellt hatte. Das antike

Amphitheater wollte aber freilich nichts dergleichen, sondern war eine allgemein anpassungsfähige Kunstbühne, wenn auch der freie Ausblick auf die griechische Landschaft und den Himmel, dessen südliche Reinheit dem Unternehmen besonders günstig war, die Szene um den eindrucksvollen Schauplatz des unsichtbaren, im Chor besungenen Geschehens seiner Mythen erweiterte.

Aus dem nämlichen Grunde kann auch Ernst Wachlers verdienstvolle Nachbildung eines solchen Amphitheaters in dem durch Sprengungen geformten Felsen seines Harzer Bergtheaters in Thale bei aller Selbständigkeit seiner Anlage und Verwertung noch nicht als volle Verwirklichung jenes Maximums der Lebenswahrheit des Schauplatzes angesehen werden. Der anpassungsfähig freigehaltene Felsenboden der Szene bedarf zur Konkretisierung dieses Schauplatzes noch manchen kulissenartigen Beiwerkes, das nicht mit dem Boden verwachsen ist. Diese universalere Eignung lohnt sich aber freilich auch wiederum durch die Möglichkeit eines ziemlich reichhaltigen Repertoires. Aber eine große Annäherung an jene Idee der inneren Beziehung zwischen der naturschönen Umgebung und dem lebendigen Spiel liegt doch schon in der Auswahl der Stücke, von denen Wachlers eigene, wie »Walpurgis« und »Mittsommer«, in der Tat von vornherein ganz auf den von ihm selbst 1903 realisierten Stil einer solchen Bühne abgestimmt sind. Ungemein erhebend und befreiend wirkt nach zuverlässigen Schilderungen die herrliche Fernsicht in die deutsche Landschaft[40]) in den Spielen am Tage, die in den späteren Aufführungen der Dämmerstunden, bei Mondschein und Sternenhimmel von neuen, eigenartigen Reizen ergänzt oder abgelöst werden. Die germanische Sage und Geschichte mit deutschem Volksleben soll denn auch in diesem Rahmen des deutschen Waldes über dem herrlichen Bodetal dem Volke nach Art eines Nationaltheaters vor die Seele treten, wie einst dem Griechen die Mythen seines Landes unter seinem Himmel. Hatte doch schon Klopstock, der begeisterte Verehrer der Antike, vor 150 Jahren die Idee geäußert, daß seine »Hermanns Schlacht« auf einem Felsen des Harzes, seiner Heimat, aufgeführt werden könnte[41]). Zu der künstlerisch hochstehenden Entwicklung dieses

40) Vgl. auch die Abbildung im »Photographien-Album des Harzer Bergtheaters«, Verlag von O. Leiste, Thale a. H., 1906.

41) E. Wachler erwähnt dies als erste Anregung zu seiner Schöpfung in seinem »Plan der Lienhard-Festspiele im Harzer Bergtheater«, 1925, S. 4.

Theaters trug dann vor allem Wachlers Freundschaft mit dem allverehrten Dichter Friedrich Lienhard in Weimar bei, der in diesen Tagen seinen 60. Geburtstag feierte. Sein »Wieland der Schmied«, der 1905 an diesem Theater seine Uraufführung erlebte, ist ebenfalls wie für diese Umgebung geschaffen. Werden aber dem Volke die Dichtungen, die mit den ästhetischen Werten seiner Landschaft aufs innigste verwachsen sind, in dem freien Ausblick auf sie besonders nahe gebracht, so erwächst aus der Erstarkung und religiösen oder philosophischen Läuterung des Naturgefühles zugleich das Verständnis für das Höhere, Gemeinsame und Völkerverbindende der Natur, das einem Geiste wie Lienhard im Waldesrauschen und in dem Aufblick zum deutschen Himmel niemals verborgen blieb[42]).

3. Alle Stücke, die im Harzer Bergtheater gespielt werden, kämen aber vielleicht auch auf einer Kunstbühne wenigstens ähnlich zur Geltung, namentlich Lienhards Dramen, die auch von Wachler selbst als zum Teil nur hierfür geeignet bezeichnet werden. Schon mehr als 20 Jahre vor der Gründung des Harzer Nationaltheaters hatte aber auf der Luisenburg bei Wunsiedel, deren romantisches Felsenlabyrinth schon Goethe lebhaft interessierte, unter der Leitung von Ludwig Hacker eine neue Entwicklungsepoche des deutschen Volksschauspieles begonnen, welche durch eine glückliche Vereinigung von Person und Sache in direkter Linie auf die vollkommenste Verwirklichung der oben genannten Idee einer reinen Naturbühne hinführte, die es bisher überhaupt gibt. Auch dort oben hatten schon um die Mitte des

---

42) An dieser Stelle verweise ich vor allem auf die lebendige Schilderung des nahen Verhältnisses von Lienhard zu Wachlers »Freilichtbühne« in der ausgezeichneten Biographie des Dichters von Paul Bülow, Friedrich Lienhard, der Mensch und das Werk, Leipzig 1923, in dem Kapitel »Wieland und Waldbühne«, S. 355 ff. Über diese vornehmste Aufgabe der Pflege der Liebe zur heimischen Natur durch die Schauspielkunst entnehme ich Bülows Bericht folgende klare Worte Lienhards als seine eigene Äußerung zu Wachlers Werk: »Alles Hohe in uns strebt diesem Ewigen zu; Parteien und Nationen zerrinnen in diesem feineren und höheren Lebensgefühl. Freilich wird nie zu leugnen sein, daß alles Starke, das wir aufgenommen haben in den Wäldern der Heimat, in den Lehren des Vaterhauses, in der Geschichte unseres Volkes und der Menschheit: daß dies alles (und unser Erlebtes dazu) unbewußt mitbaut an jener feineren Sphäre jenseits aller Grenzen der Stoffwelt.« a. a. O. S. 361 f.

naturliebenden 18. Jahrhunderts Schüler des Wunsiedler Lyzeums, auf einer ausgedehnten Felsenplatte am Eingang der eigentlichen Luisenburg, kleine von ihren Lehrern verfaßte Komödien gespielt[43]). Aber der Inhalt von Hackers sämtlichen Kompositionen, die er mit seinen Schülern schon seit dem Beginn der 80er Jahre an der von ihm mit richtigem Blick erwählten Stelle seines späteren Festspieles aufführte, drehte sich bereits um den Berg selbst, auch die Gestalt Siegfrieds mit ihm verbindend. Zur 100jährigen Gedenkfeier der Vollendung der Kultivierung jenes Felsenlabyrinths wurde aber dann im Jahre 1890 hier zum erstenmal sein Festspiel »Die Losburg« in Szene gesetzt, das, in verschiedenen Phasen auf seine heutige Form gebracht, von Anfang an dem Berge sozusagen auf den Leib geschrieben war. Denn da der Berg nicht zum Dichter kommen kann, so muß der Dichter zum Berge kommen, wenn eine geschmackvolle Koinzidenz aller Einzelheiten des Stückes mit einer ungeschminkten Naturbühne von so charakteristischer Gestalt wie diese hochragende bewaldete Felsenlandschaft erreicht werden soll. Das feine poetische Empfinden Hackers für diese neue ästhetische Aufgabe ist von berufenster Seite rückhaltlos anerkannt[44]) worden, und jeder Freund des deutschen Mittelgebirges wird von dem Festpiel einen tiefen künstlerischen Eindruck empfangen[45]). Der ganze

---

43) Vgl. L. Hacker, Die Geschichte der Luisenburg, 1. u. 2. Teil, Wunsiedel, S. 72. Wie selbstverständlich kunstliebenden Kreisen das Theaterspielen unter freiem Himmel auch in späterer Zeit blieb, entnehme ich einer Familienerinnerung, wonach eine romantische Oper, die von meinem Onkel Karl Wirth (gest. als Justizrat in Kempten 1891) zum 50jährigen Stiftungsfest seines Erlanger Korps 1848 komponiert worden war, damals auf der »Hohen Warte«, einem waldigen Plateau zwischen Wunsiedel und Arzberg, von und vor Verwandten und Freunden ebenfalls im Freien aufgeführt wurde. Von namhaften Vertretern jener Klopstockschen Idee in der damaligen Zeit erwähnt E. Wachler (a. a. O. S. 4), Freihrn. de la Motte Fouqué und Immermann.

44) Der leider inzwischen verstorbene Münchener Dramaturg Kilian fand in seinem Gutachten an den Rat der Stadt Wunsiedel hierfür trefflichen Ausdruck. Auch der bekannte Münchener General-Intendant Possart brachte dieser einzigartigen Naturbühne und Hackers Verdiensten um sie seit 1912 tiefes Verständnis entgegen, das seitdem in Basils tatkräftiger Mitarbeit fortwirkt.

45) Die allgemeinen literarhistorischen und philosophischen Voraussetzungen dieser Verdienste des M. Bernays-Schülers L. Hacker liegen schon in seinen Schriften der siebziger Jahre, einer »Erziehungsgeschichte

Stoff ist der Sage und Geschichte der Luisenburg selbst entnommen, die 1805 unter Jean Pauls persönlicher Mitwirkung ihrer damaligen Landesherrin, der Königin Luise, geweiht wurde. Ja die Felsen und Waldschluchten sind selbst als Opferstätte, als Raubnest, als Schlupfwinkel der Freischaren und namentlich als Träger der Goldadern Mittel- und Haltepunkte des geistigen Inhaltes der Handlung, die somit mit gleicher Lebenswahrheit auf keiner Kunstbühne zur Geltung gebracht werden könnte. Die ästhetische Illusion der einzelnen Szenen wird dadurch ungemein gehoben. Auch daß im wesentlichen wie in Oberammergau nur einheimische Dilettanten am Spiel beteiligt sind, freilich nach vorzüglicher Einübung auf ihre, übrigens durchaus schlicht gehaltenen Rollen, ist an dieser Wirkung des in lebhaftem Tempo gehaltenen Stückes nicht ganz unbeteiligt, da sie mit ihrem heimischen Boden auch bei Wind und Wetter am besten vertraut sind. Die stimmungsvolle orchestrale Begleitmusik von H. Schmidt wirkt zugleich als idealisierender Hintergrund des ganzen Schauspieles.

Alle Szenen sind aber mit dem gegebenen Schauplatz selbst außerdem noch durch eine einzige überaus wirksame naturmythische Idee verwoben, durch die Personifikation des Berges selbst in Alberich und seiner Gnomenschar. Deren Zwischenspiel zieht sich nicht nur als geistiges Band wie der antike Chor durch das ganze Stück hindurch, sondern verbindet auch für unsere Anschauung den Inhalt des ganzen Schauplatzes in farbenfreudiger Durchsetzung des Felsenpanoramas zu einer Einheit. So erwacht also die »untermenschliche« Umgebung selbst zu warmem, am Spiel beteiligtem Leben, und die »uneigentliche« Einfühlung (im Sinne Volkelts) verschmilzt für den gesamten Schauplatz mit der unmittelbaren Eindrucksfähigkeit des lebendigen Menschen, von deren Unersetzlichkeit im vorigen Paragraphen die Rede war. Der Versuch, diesen lebendigen, streng individuellen Anteil der natürlichen Umgebung der Schauspieler auf Felsen- und Waldkulissen einer beliebigen Kunstbühne aus Holz und Pappe zu übertragen, wäre also im Prinzip wirklich eine ähnliche Stillosigkeit, als wenn man die

---

Goethes«, 1874, und »Dämon und Welt im Werden Goethes«, 1878. Über die Entwicklung des Festspiels vgl. seine eigene Darstellung »Die Geschichte des deutschen Volksschauspieles ‚Die Losburg'«.

lebendigen Schauspieler im Theater durch Marionetten ersetzen wollte. Hier ist in der Tat das reale Leben der Spielenden, soweit seine Erscheinung ästhetische Bedeutung hat, mit der naturschönen Individualität ihrer Umgebung in einer eigenen ideellen Sphäre zusammengeschlossen, deren Darbietung die neue Aufgabe dieser besonderen, ästhetisch überaus edlen und wertvollen Kunstgattung bildet. Es ist klar, daß diese Eigenart zugleich eine enge Beschränkung des Stoffes bedingt, wenn dieser mit der Individualität dieser oder anderer, ähnlich charakteristischer Naturbühnen ebenso harmonieren soll. Immerhin könnte allein schon der Gedankenkreis des Hackerschen Festspieles eine ganze Reihe solcher Schauspiele für die nämliche Naturbühne aus sich hervorgehen lassen, da jede einzelne Szene für sich die Idee zu einem ganzen Drama abgeben würde. Freilich müßte hierzu auch dessen Durchführung im einzelnen immer wieder mit dem nämlichen Feingefühl in diesen individuellen konstanten Schauplatz »hineinkomponiert« werden.

### 3. Ein wahrnehmendes Phantasieren als Grundzug der Hineinversetzung in die künstlerisch dargestellte Welt.

Kehren wir nach dieser Betrachtung über die konkrete Gestaltung der ästhetischen Illusion in verschiedenen Künsten, namentlich im Schauspiel, zu der psychologischen Analyse der allgemeinen Bewußtseinsstruktur der ästhetischen Betrachtung hierbei zurück, wie sie Volkelt im sechsten Abschnitt der neuen Schrift versucht hat, so bleibt noch seine Behauptung zu prüfen, daß der Begriff der Phantasie-Vorstellung gegenüber Werken der bildenden Kunst völlig abzulehnen sei. Sie richtet sich vor allem gegen H. Maiers Formulierung der These, daß bei der ästhetischen Auffassung die Phantasievorstellung sogar dominiere und die Sinneswahrnehmung nur die Anregung für sie bilde. Zugunsten dieser älteren Auffassung dürfte aber schon die Tatsache sprechen, daß sonst jenes große Gebiet der Kunst, das Volkelt gerade besonders vertraut ist, die Dichtkunst, von einer so fundamentalen Bewußtseinsform des Ästhetischen ausdrücklich vollständig auszunehmen wäre. Denn der dichterische Gegenstand ist ja nach Volkelt überhaupt nur als Phantasievorstellung gegenwärtig. An anderer Stelle wird jedoch von Volkelt gerade im

Gegenteil hervorgehoben, daß z. B. der Mechanismus der »Objektivation von Gefühlen« — und das ist doch eine Hauptaufgabe der Kunst überhaupt — bei der Dichtkunst kein anderer sei (Ä. B. S. 96: »Auch von dem Gegenstande der Dichtkunst gilt dies. Hier ist es der Wahrnehmungscharakter der gehörten oder gelesenen Worte, was den mit ihnen verschmolzenen Phantasiegebilden den Schein des von außen Gegebenen verleiht«).

In Wirklichkeit dürfte aber wohl in der Malerei der ganze »Raum«, in dem für unser Bewußtsein die dargestellten Personen und Sachen weben und leben, durch einen das Bewußtsein ähnlich erweiternden Phantasieprozeß gewonnen sein wie in der Dichtkunst. Die von Volkelt hier ausdrücklich zugestandene »schwebende Illusion« beruht ja nach dem oben S. 283 Gesagten nur darauf, daß die sogenannten primären Tiefenmerkmale ausscheiden müssen, durch welche die wirklichen dreidimensionalen Objekte bei gleicher absoluter Entfernung vom Auge ohne jenen »skeptischen Untergrund« die sichere Sinneswahrnehmung einer bestimmten Tiefe erzeugen lassen. Es bleiben beim Gemälde jedenfalls nur die »sekundären« Tiefenmerkmale allein übrig, die in dieser Isolierung in der Tat nur Symbole sind, ähnlich den Worten der Dichtkunst. Was sie erzeugen, ist also ebenfalls nur eine Phantasie-Anschauung, wenn sie auch noch so eindeutig mit den wirklich wahrgenommenen Gesichtswinkelverhältnissen der Farben zusammenhängen und mit ihrem Inhalt innig verschmolzen sind[46]).

In ähnlicher Weise aber, wie das objektiv Wahrnehmbare am Gemälde die Tiefen-Phantasie nach Raum und Zeit unter seiner farbigen Führung sich bewußt entfalten läßt, treten gegenüber der farblosen oder diskret gefärbten Plastik die zarten Gebilde der Vorstellungen aller nicht dargestellten Qualitäten der gemeinten Gegenstände mit den richtig wahrgenommenen Tiefenverhältnissen zu einer bewußten Einheit zusammen. Bei

46) Gerade wer mit Volkelt das »reine Flächensehen« als eine »Erfindung des Psychologen« erkennen will (Ä. B. S. 205 Anm.), wird vor allem den besonderen Charakter dieser primären vollwertigen Tiefen wahrnehmung von demjenigen der »schwebenden« Tiefen vorstellung vor Gemälden und Reliefs scharf unterscheiden müssen. Die geringere Lebhaftigkeit und Frische des letzteren, die auch bei völlig frei erzeugten Phantasievorstellungen gesteigert werden kann, darf uns hierin nicht irre machen.

ihrer Wichtigkeit für den Gesamteindruck würden diese reproduktiven Zutaten auch dem unreflektierten Betrachter sofort als explizite bewußte Elemente auffallen, wenn er ebenfalls ohne Reflexion unmittelbar daneben ein Vergleichserlebnis zur Verfügung hätte, in welchem die nämlichen Stein- oder Metallformen so aufgefaßt würden, als ob es sich ausschließlich um die chemische Realität einer beliebig geformten Stein- oder Metallmasse handelt.

Bei psychologischer Reflexion auf das gesamte Erlebnis dürfte es aber niemals allzu schwer fallen, die eigentlichen Träger der »Gestaltqualität« der ästhetischen Scheinhaftigkeit von der Sinneswahrnehmung im engeren Sinne abzutrennen. Denn es muß schon rein phänomenologisch, also ohne Rücksicht auf die kausale Bedingtheit, ein relativ selbständiges Bewußtseins-Fundament der ästhetischen Bedeutung zugestanden werden. Sonst würden wir ja überall den Eindruck haben, daß die Gestaltqualität der Scheinhaftigkeit den augenblicklich unmittelbar wahrgenommenen Gegenstand und nicht das künstlerisch Dargestellte betreffe. Dieser Bedeutungsinhalt muß also, wenn aus dem ästhetischen Schein keine einfache, ungehemmte Täuschungsillusion werden soll, innerhalb der gegenständlichen Vorstellungen, d.h. abgesehen vom unmittelbar erlebten Gefühl und Willen, etwas Besonderes neben demjenigen sein, was die ganz andere »Gestaltqualität« der direkten Sinneswahrnehmung gegenwärtiger äußerer Reize fundiert. Ja zur Sicherung der ästhetischen Gestaltqualität darf der Bewußtheitsgrad der Phantasie-Elemente gar nicht einmal so sehr niedrig sein. Dies ist nur so zu verstehen, daß im Bewußtsein sozusagen zwei Welten zugleich vergegenwärtigt werden, die sich ohne Widerspruch wechselseitig durchdringen oder gewisse Momente gemeinsam haben. An diesen Durchdringungs- oder Schnittpunkten ist dann natürlich auch die Unterscheidung am schwersten. Daneben ist aber sowohl in dem ästhetischen Vorstellungsobjekt als auch in seiner wahrgenommenen stofflichen Darstellung stets etwas anderes bewußt, was mit ihm in sachlicher Einheit verbunden, sozusagen der nämlichen Welt angehörig gedacht ist. Diejenige gegenständliche Einheit, die ich mir ästhetisch vergegenwärtige, darf also als Ganzes überhaupt weder als »wahrgenommen«, noch als »mitwahrgenommen« bezeichnet werden. Ich nehme vielmehr etwas anderes Reales wahr, was mir teilweise das als ästhetische

Welt Vergegenwärtigte ohne Widerspruch mit der realen »veranschaulicht«. Je konkreter die Darstellung ist, um so näher kommt dieser Akt einer Wahrnehmung des Ganzen, ohne sie jedoch je ganz zu erreichen.

Der Begriff der Wahrnehmung im allgemeinen ist aber noch gar nicht einmal exakt genug, um von ihm alle Beiträge der Phantasie richtig abgrenzen zu lassen. Denn er wird meistens nicht nur für die klare und deutliche Sinneswahrnehmung gebraucht, die bei konzentrierter »Aufmerksamkeit«, d. h. bei der Tendenz zur Erfassung der augenblicklichen äußeren Reizlage, von reproduktiven Elementen möglichst frei und daher im Normalfall innerhalb eines bestimmten Umfanges stets »richtig« ist. Wir rechnen vielmehr alle reproduktiv bedingten Bestandteile hinzu, die ohne diese besondere Einstellung der Aufmerksamkeit ebenfalls auf gegenwärtige äußere Gegenstände bezogen werden und dann ohne besondere »objektive« Kontrolle gar nicht von den direkten Reizwirkungen zu unterscheiden sind. Gelingt es uns aber, durch eine solche Kontrolle illusionäre Bestandteile auszuschalten, so wird uns nichts hindern, diese von der direkten Sinneswahrnehmung im engeren Sinne begrifflich als Phantasie-Vorstellungen abzutrennen. Nur wenn man diesen Namen auf die freien Neubildungen oder, da auch bei ihnen ähnlich wie bei den Träumen »Reize« wohl niemals ganz unbeteiligt sind, auf Bildungen ohne kontrollierbare Reizgrundlage beschränken wollte, wäre diese Bezeichnung unzulässig. Aber Volkelt liegt ja eine solche Einengung des Begriffes fern, da er auch das sprachlich angeregte Verständnis von Dichtungen zur Phantasie rechnet.

Bei der ästhetischen Betrachtung guter Bildwerke kommt aber diese Schwierigkeit einer Abscheidung der Phantasiebestandteile, die soeben für die Wahrnehmung des als real Erscheinenden zugegeben werden mußte, sogar zu einem großen Teile in Wegfall. Die an der reinen Form hängenden ästhetischen Bedeutungs-Assoziationen weichen ja von dem Begriff des Materiales hierbei deutlich ab. Aber auch an dem unmittelbar Wahrgenommenen erhält jeder Bestandteil von ästhetischer Bedeutung sozusagen eine phantastische Verstärkungskomponente, die seinen Bewußtheitsgrad mit demjenigen der ästhetisch bedeutungslosen Merkmale kontrastieren läßt.

Die sachliche Einheitlichkeit oder Zusammengehörigkeit ist also etwas im Bewußtsein Gegebenes, das zwei Gestaltqualitäten

des ästhetischen Scheines einerseits und des veranschaulichenden Stoffes andererseits auseinanderhält, so daß im Bewußtsein die beiderseitigen Vorstellungsgrundlagen trotz ihrer gemeinsamen Stücke nich ineinander fließen. Da diese Einheitsbildung uns oben auch für die »Eininnerlichung« der Gefühle (III, 2b) entscheidend erschien, so dürfte sie überhaupt diejenige Kategorie sein, die für das Verständnis des Grundaufbaues des ästhetischen Bewußtseins am wichtigsten ist. Wir können also doch der Heinrich Maierschen Auffassung zustimmen, indem wir diese ganze, sachlich einheitliche Vorstellungssphäre trotz ihrer teilweisen Deckung mit sinnlich wahrgenommenen Elementen von diesen unterscheiden und als Phantasievorstellung bezeichnen. Nur hat sie nicht die Alleinherrschaft wie im Traum, sondern bleibt »ästhetischer Schein« oder »Illusion«. Unter der »Gestaltqualität« des ästhetischen Scheines aber kann nur die allgemeinste Daseinsweise verstanden werden, welche bei den verschiedensten ästhetischen Bedeutungsinhalten immer in der nämlichen Weise die bruchlose Einheit der Phantasiewelt des Kunstwerkes überhaupt charakterisiert.

Überblicken wir in diesem Zusammenhang nochmals die Verwendung der Funktionsbegriffe der Wahrnehmung und der Phantasie-Anschauung, so finden wir in der Analyse des »ästhetischen Scheines« ein charakteristisches Beispiel dafür, wie die Aktbegriffe in der inhaltlichen Beschreibung anzuwenden sind. Das Richtige an diesen Begriffen war ja nach S. 190 u. 216 darin zu sehen, daß alle inhaltlichen Elemente von gegenständlicher Bedeutung mit Gefühls- und Willenselementen in engeren zielstrebigen Einheiten des bewußten Gesamtbestandes verbunden sind. Die ästhetische Betrachtung gehört aber, abgesehen von dem hier auszuschließenden Grenzfall einer mit ihrem gesamten Bedeutungsinhalt wirklich erscheinenden Schönheit, nicht zu den einfachen Akten, bei denen eine einzige Grundrichtung willkürlich betont ist, wie z. B. bei der Absicht zur Erkennung der augenblicklich wahrnehmbaren wirklichen Welt, oder bei der Erinnerung oder bei der freien Phantasie, bei der man nach irgendwelchen Gesichtspunkten rein reproduktive Vorstellungen neu gestaltet. Volkelt ist der Gefahr, den ästhetischen Akt ebenfalls als eine solche einfache innere Handlung aufzufassen, wenigstens insoweit entgangen, als er nach Begriffen neuer komplexerer Arten des Wahrnehmungsaktes suchte, nachdem er das Entscheidende in einer »Mit-Wahrnehmung« sah. Indessen

dürfte das Charakteristische des inneren Verhaltens vor Werken der bildenden Kunst darin liegen, daß zwei Arten von Akten ganz verschiedener Grundtendenz widerspruchslos ineinander verflochten sind. Die Sinneswahrnehmung des stofflichen Kunstwerkes gibt nur eine Grundlage ab, auf der sich im Bewußtsein selbst, nicht nur im Unbewußten, eine auf einen Phantasiegegenstand gerichtete Haupttätigkeit aufbaut. Dabei ist jene Richtung auf die wahrnehmbare reale Wirklichkeit dieser ästhetischen Richtung wie das Mittel zum Zweck untergeordnet. Wollte man also diesen ganzen ästhetischen Akt nach seiner Hauptrichtung benennen, so dürfte man nicht von einer irgendwie modifizierten Wahrnehmung sprechen, sondern eher von einem »wahrnehmenden Phantasieren«, das sich mühelos, auf die vom Künstler dargebotenen Darstellungsmittel gestützt, zu hoher Lebhaftigkeit und Frische emporschwingt. Das Unangenehme des Wachsfiguren-Kabinetts aber besteht nach seiner allgemeinen formalen Seite[47]) darin, daß dieser Phantasie-Charakter des auf den ästhetischen Gegenstand gerichteten Akts hierbei verloren zu gehen droht und mit der Sinneswahrnehmung der wirklichen Welt, die sich beim ästhetischen »Schein« unberührt darunter und daneben vollzieht, wirklich zu verschmelzen beginnt. Die fortwährend auftauchende Illusion, Tote oder Erstarrte zu sehen, ist nur das Kriterium für diese an sich peinliche rein formale Verwirrung. Umgekehrt überträgt sich die schließliche Gewöhnung an den Hauptakt, eine wächserne Umgebung vor sich zu haben, nachträglich auch noch eine Zeitlang auf den Anblick ruhender wirklicher Personen. Wie bei Verwirrungen der Koordination unserer äußeren Körperhaltung kann das Übergreifen dieser Störung auf die übrigen Lebensfunktionen hierbei ein richtiges Schwindelgefühl auslösen. In der wahren Kunst entspricht dagegen dieser wechselseitigen Unabhängigkeit des Phantasie- und des Erkenntnisinhaltes mit ihren verschiedenen Gestaltqualitäten trotz eines beiden gemeinsamen sinnlichen Bestandstückes auch darnach eine ungestörte Fortsetzung der Wahrnehmungsakte gegenüber den wirklichen Dingen.

---

47) Oben in Absatz 3a kam auch eine spezielle inhaltliche Seite des Verhältnisses zur Gewißheit über das Leben zur Sprache.

## V. Die psychologische Begründung allgemeingültiger ästhetischer Wertungen.

(Die empirische Ableitung des ästhetischen Selbstwertes.)

1. Der allgemeine Zusammenhang der Bewertung von Gegenständen mit den Bedürfnissen und deren Befriedigung.

a) Volkelts Anerkennung einer Mithilfe der empirisch-psychologischen Methode bei der Begründung ästhetischer Normen. — Nunmehr wenden wir uns unserer letzten Aufgabe zu, der Kritik der Volkeltschen Ableitung des ästhetischen »Selbstwertes«, und haben zuerst den engeren Zusammenhang der normativen Ästhetik mit der psychologischen Theorie der ästhetischen Erlebnisse nachzuweisen. Hierbei wollen wir von einigen wichtigen gemeinsamen Punkten ausgehen. Die innige Beziehung, welche Volkelt selbst zwischen seiner »normativen« Methode und der psychologischen statuiert und in dem Schlagwort »normative Ästhetik auf psychologischer Grundlage« (III, S. 435) zum Ausdruck bringt, bewahrt ihn vor allem vor dem landläufigen Einwand gegen den vermeintlichen »Psychologismus« unserer Auffassung, daß die Psychologie, weil sie unterschiedslos das Schöne wie das Häßliche analysiere, nicht auch noch die Wertfrage und die Forderung umfassen könne, daß allein das Schöne sein solle. Dies wäre natürlich ähnlich, als ob man die Technik des Brückenbaues nicht als naturwissenschaftliches Spezialfach betrachten wollte, weil die Physik nicht nur lehre, daß die zu empfehlenden Konstruktionen den voraussichtlichen Belastungen standhalten, sondern auch, daß andere dabei einstürzen. Gerade heutzutage wäre vielleicht eine spezielle Psychologie des Häßlichen das beste Heilmittel gegen die Entartungen gewisser Richtungen. Aus Dessoirs Werk »Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft« 1903 zitiert denn auch Volkelt anerkennend den Satz, daß ihm ein wohlverstandener Psychologismus nicht aussichtslos zu sein scheine[48]). (Ä. B. S. 21.)

48) Die Verzerrungen, die uns an vielen heutigen Erzeugnissen der bildenden Kunst abstoßen, entstammen freilich wenigstens zum Teile dem eigentlichen, die Normenpsychologie vernachlässigenden Psychologismus, und zwar nicht einmal dem Individualismus des Geschmackes, der vom Erträglichen kaum so weit ablenkt, sondern einer Art

Wie nahe Volkelt selbst der Auffassung kommt, daß alle Fragen nach dem ästhetischen Wert nur in psychologischen Untersuchungen entschieden werden können, zeigt ja schon seine Fragestellung bei der »Gliederung der Ästhetik« (I, S. 73), wo dem ersten Bande die Beschreibung, Zergliederung, Verknüpfung des ästhetischen Betrachtens im allgemeinen zugewiesen und dann erst innerhalb dieser Aufgaben die psychologische als »beschreibende« schlechthin von der normativen unterschieden wird. Diese empirisch-deskriptive Normenlehre wird später im Gegensatz zu der metaphysischen Theorie vom absoluten Wert »anthropologisch« genannt (III, S. 452). Sind

---

von »objektivistischem« Psychologismus. Hatte aber hierbei der »Impressionismus« durch sorgfältige Beobachtung der einzelnen Zuständlichkeiten des Objektes, die in dem Gesamteffekt der begrifflich verarbeiteten Anschauung verschwinden, an ihm manche früher nicht dargestellte Schönheit entdeckt, so scheint man jetzt manchmal in einer noch weitergehenden erkenntnispsychologischen Analyse die zufälligen Einzelbilder hervorzerren zu wollen, die auch noch im einzelnen Wahrnehmungsakt als psychophysische Vorstadien eines Objektbegriffes nachgewiesen werden können, in denen sich z. B. Prospekte aus wechselnden Stellungen des Auges zu den Dingen vermischen. Viele von ihnen werden beim gewöhnlichen Wahrnehmungsakt völlig unterdrückt, wie die optischen Eindrücke, welche eine Schrift während rascher Blickbewegungen hervorruft; andere werden durch die Gegensätze der zufälligen Augenblicksbilder in dem resultierenden Bilde ausgeglichen, wie dioptrische Einseitigkeiten und namentlich die verzerrenden Scheinbewegungen bei unvollständiger Beherrschung der Haltung oder Bewegung des Auges. Die echte Kunst wird solche an sich wertlose Schwächen der Momentanprozesse, die schon im natürlichen Wahrnehmungsakte »gnädig bedeckt« sind, nicht »zu schauen begehren«, und nur mephistophelische Verleumdungssucht könnte sich an ihrer unwahren Verewigung in einer Pseudo-Darstellung weiden. Oft spielen hier freilich auch einfach die Wertgefühle des historischen Anklanges hinein, da ähnliche Verzerrungen auf Grund der primitiven Technik an den Bildern »alter Meister« tatsächlich vorkommen. Auch Motive aus der Kinder- und Völkerpsychologie mögen im Spiel sein. Der rein ästhetischen Sphäre bleiben vielleicht noch am nächsten manche »expressionistische« Übertreibungen der am zentralsten lokalisierten Komponente jener subjektiv bedingten Eigenheiten der Sinneswahrnehmungen, nämlich der assimilativen Umformung und Färbung durch gleichzeitige Vorstellungsmassen und Stimmungen, die an sich wenigstens vereinheitlichend wirken könnte. Doch begehen diese Übertreibungen oft wiederum den dem Psychologismus entgegengesetzten Fehler einer zu starken Stilisierung, die durch ihre zu große Entfernung vom Natürlichen unverständlich bleibt. Der Endeffekt, daß sich der ästhetisch eingestellte Beobachter mit Grauen abwendet, ist dann freilich der nämliche.

ja doch auch die »Grundnormen« für ihn, wie schon gesagt, nur »die Verwirklichung der dem Menschen innewohnenden Grundbedürfnisse«. — Wie könnte aber die Psychologie ein wissenschaftlich systematisches Bild von der menschlichen Seele geben, wenn sie ihre ästhetischen Grundbedürfnisse nicht richtig als solche heraustreten ließe? Die Feststellung der ästhetischen Grundnormen gehört also unbedingt in das Gebiet der speziellen Psychologie der menschlichen Wertungen. Bei der Bedeutung der Selbstbeobachtung für jede psychologische Disziplin muß freilich der den ästhetischen Seelenfunktionen zugewandte Forscher selbst imstande sein, die entscheidenden Wertungen im Hinblick auf die vollkommeneren ästhetischen Gegenstände zu erleben. Er muß also die Wertskala solcher Objekte in möglichst feiner Differenzierung und in vollem Umfange fühlen können.

Tatsächlich drängte sich Volkelt auch als nächstliegende »Form« seiner Grundnormen eine von ihm selbst damals »psychologisch« genannte auf, die »besagt, daß, wenn eine bestimmte der menschlichen Natur wesentliche — eben die ästhetische — Befriedigungsweise entspringen soll, gewisse seelische Vorgänge zustande kommen müssen« (I, S. 369). Dabei ist natürlich das ästhetische Erlebnis selbst als ein gegebener Inhalt vorausgesetzt, den die Psychologie nicht erst zu konstruieren hat, so wenig wie die Empfindungsinhalte einer Farbe Rot. Am ehesten könnte also noch die Registrierung möglichst vieler Gegenstände, denen gegenüber ein ästhetisches Verhalten stattfindet, von der psychologischen Analyse und Theorie des Ästhetischen unterschieden werden, als eine Vorarbeit, ähnlich wie zu einer experimentellen Psychologie der Farbenwahrnehmung zunächst einmal objektive Farben aller möglichen Tönungen beizuschaffen sind.

b) Einschränkung der Korrelation zwischen Wert und Lustgefühl und Anerkennung eines voluntaristischen Apriorismus. — In der Auffassung vom Wesen der Werterlebnisse, von denen eine solche psychologische Werttheorie auszugehen hat, und von den seelischen Faktoren, die sie als tiefere Grundlage unserer allgemeingültigen Wertungen oder Normen erkennt, ist aber zunächst noch eine weitere wichtige These Volkelts anzuerkennen, seine Abwendung von einem mißverständlichen »Eudämonismus«, die er auch in der schon genannten Stelle des Schlußabschnittes seiner neuen Schrift (S. 224) hervorkehrt: das

Lustgefühl, das die wertvollen Erlebnisse begleitet, ist bei unserer Wertung nicht das Primäre, sondern ein sekundärer Erfolg der Befriedigung eines Bedürfnisses. Die menschlichen Bedürfnisse sind also die primären Grundlagen der Wertung, gleichgültig in welcher speziellen Form sie sich im Bewußtsein äußern. Diese sind psychophysische Dispositionen unseres Wertbewußtseins in dem schon S. 192 genannten Sinne, die als solche zwar außerbewußt, aber real vorhanden und wirkungsfähig sind, auch wenn sie augenblicklich in keiner Weise erregt werden und keine ihnen zugeordneten Bewußtseinsinhalte erzeugen. Das Lusterlebnis ist dabei nur eine spezielle Folge dieser außerbewußten Teilbedingungen, wenn die dispositionellen Bedürfnisse in uns wachgerufen und zugleich befriedigt werden. Diese ursprünglichen Triebkräfte der seelischen Akte äußern sich dagegen im Leben meist schon vor ihrer Befriedigung in Spannungen, also in Elementen des Strebens und der Willensbetätigung. Diese bilden somit im psychophysischen Kausalzusammenhang die nähere Folge der Erweckung von Bedürfnissen zu Trieben, die im allgemeinen auch dann vorhanden bleibt, wenn die spezielle Lösung der Spannung, die Beruhigung durch die Befriedigung des Bedürfnisses, fehlt und nur die im psychophysischen Organismus selbst bereits vorhandenen Bedingungen zur »Betätigung« in dieser Richtung allein sich auswirken, z. B. zur Anwendung irgendwelcher bekannter »Mittel«[49]).

---

49) Diese Endstellung der Lust im psychophysischen Kausalnexus tritt übrigens auch schon phänomenologisch darin zutage, daß man während des Strebens wenigstens im allgemeinen keineswegs innerlich auf die Lust als Ziel gerichtet ist. Eine solche bewußte Zielstrebigkeit ist an sich schon ein spezielleres Ergebnis einer höheren geistigen Entwicklung, das bestimmte Objektbegriffe und Kenntnisse über den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen voraussetzt. Bedürfnisse und lustvolle Befriedigung von solchen können dagegen auch schon in primitiveren Stadien vorhanden sein, in denen der vollendeten Lust nur ein dunkler Drang nach Entlastung von dem Druck des Bedürfnisses vorausgeht. Wo aber klarere Zielvorstellungen eigentliche Willensvorgänge ermöglichen, da ist man bei der Willkürbetätigung meistens auf einen engeren Vorstellungsbereich von äußeren Objekten und Vorstellungen konzentriert, die als letzte Ursachen der Befriedigung des Bedürfnisses »erstrebt« werden, z. B. bei Hunger und Durst auf die Sinneswahrnehmungen von Speise und Trank, also im wesentlichen auf bestimmte Tast-, Geschmacks- und Geruchsempfindungen. Selbst die Organempfindungen der allgemeinen Stimmung der Sättigung, die phänomenologisch durch ihre Ausdehnung über eine weitere Bewußtseinsregion

c) Die lustvolle Befriedigung als Stärkung der Triebe. — Wie schon gesagt, kann aber freilich auch umgekehrt von vornherein nur Lust ohne Willensspannung erlebt werden, wenn dieses Mittelglied durch eine rechtzeitige und hemmungslose Befriedigung des Bedürfnisses übersprungen wird. Auch ist dieser Zustand der lustvollen Befriedigung insofern von größter genetischer Bedeutung für diese dispositionellen psychophysischen Voraussetzungen unseres Wertungslebens, als alle Anlagen, also namentlich auch die ästhetischen, unter ihrer beglückenden Übung erstarken. Alle diese unbegrenzt wechselnden Erscheinungen des Gefühlslebens ändern aber nichts daran, daß die Wertpsychologie die Werterlebnisse ohne künstliche Hypothesen niemals vollständig aus solchen aktuellen früheren Lusterlebnissen des Individuums herleiten kann, sondern irgendwo in der Entwicklung psychophysische, an sich außerbewußte Dispositionen voraussetzen muß, die erst beim Hinzutreten bestimmter Erregungen, je nach ihrem Verhältnis zu diesen Dispositionen, Streben oder Widerstreben, Lust oder Unlust entstehen lassen. Eine wissenschaftliche Wertpsychologie muß also wie jede erklärende Psychologie irgendwie in Aprioriſmus oder Nativismus ausmünden. Gleichgültig ob man von Bewußtseinsinhalten des passiven Gefühles oder der aktiven Willkürimpulse seinen Ausgang nehmen will, ist also zur Erklärung der Wertungsdispositionen ein reiner »Empirismus« hier so wenig durchführbar wie auf anderen Gebieten des Seelenlebens.

---

dem Lustgefühl der Befriedigung im ganzen am nächsten stehen, sind bei dem Streben des Hungers und Durstes höchstens bei einer hypochondrischen Anlage als besondere Seite des Zieles ins Auge gefaßt. Beim gesunden Geist pflegt sich im praktischen Leben und Streben alles Stimmungs- und Gefühlsmäßige der möglichst klaren Erfassung der äußeren Objekte bei der Erstrebung des Zieles unterzuordnen. Von einem Streben nach eigener Lust oder Befriedigung zu reden, wäre also eine ganz schiefe Darstellung dieser Auswirkung einer Erregung der in uns liegenden Bedürfnisse in der Beschäftigung mit den äußeren Zielen. Auch die ästhetische Befriedigung wird im wesentlichen im Hinblick auf die schönen Natur- und Kunstgegenstände erlebt. Immerhin bringt hier die breitere Grundlage des Gesamteindruckes in unserem ganzen Bewußtsein wenigstens eine gewisse Annäherung an den Zustand der besonderen Beachtung von Gefühlen um ihrer selbst willen mit sich, den wir als »Genießen«, bei mehr auf Stimmung angelegten Kunstwerken auch als »Schwelgen in Gefühlen« bezeichnen.

d) Die unmittelbare Bedeutung des passiven Lustgefühles für die Wertung fertiger Gegenstände. Daß dieser Apriorismus zugleich meistens voluntaristisch formuliert wird, beruht nur auf der vorhin bereits genannten Tatsache, daß die Voraussetzungen für die ursprünglich spannungs- und strebungsartige Erregung von Bedürfnissen allgemeiner verbreitet zu sein pflegen als für die hemmungslose, rein passiv lustartige Befriedigung. Obgleich aber nach dem Ergebnis einer solchen Analyse der überaus wechselnden Bewußtseinseffekte der Wertungsdispositionen das Schlagwort des »Eudämonismus« zur Charakterisierung des richtigen empirisch-psychologischen Standpunktes der Wertlehre zu vermeiden ist, hat der passive Tatbestand der beglückenden Befriedigung des Triebes, den man mit der Eudämonie meint, natürlich eine ganz entscheidende werttheoretische Bedeutung. Die empirische Bewertung von einzelnen fertig gegebenen Gegenständen, insbesondere also auch von schönen Natur- und Kunstgegenständen, gründet sich ja gerade auf den engeren Bereich von Erfahrungen, in welchen unsererseits alles getan ist, was zur Aufnahme der Einwirkung dieser Objekte erforderlich ist. Daher kommt hier die Fähigkeit dieser Objekte zur Befriedigung unserer Bedürfnisse voll und ganz in der Erzeugung eines Glücksgefühles zur Geltung, bei dem wir uns dem Objekt gegenüber eigenartig passiv genießend verhalten. Lust und Gegenstandswert sind also schließlich doch Korrelate, insbesondere auch ästhetische Lust und objektive Schönheit.

e) Die Übereinstimmung des Begriffes der Gesetzmäßigkeit im Wertbegriffe mit anderen empirischen Verallgemeinerungen. — Natürlich gehen diese Verallgemeinerungen eines »Wertes« insofern über die früheren »Erfahrungen« prinzipiell hinaus, als sich aus ihnen erst der volle zeitlose[50]) Begriff der Gesetzmäßigkeit mit seiner gleichzeitigen Anwendbarkeit auf die Zukunft durch besondere seelische Akte herausheben und zur Überzeugung von ihrer

50) Natürlich gilt diese »Zeitlosigkeit« bei nicht rein mathematischen Gesetzen des realen Geschehens immer nur relativ innerhalb gewisser Grenzen einer Entwickelungsphase. Nur wo diese zu einem weiterhin konstanten Endzustand führen würde, wäre wenigstens für die Zukunft eine »Zeitlosigkeit« realer Gesetze im strengeren Sinne gegeben. (Vgl. unten S. 77 f.)

realen Geltung ausbilden muß. Wollte man diese Überschreitung einer rein historischen Systematik der früheren Erlebnisse bereits »Metaphysik« nennen, so wäre allerdings auch in der empirisch-psychologischen Wertwissenschaft das »Postulat« der Allgemeingültigkeit des Wertes so zu bezeichnen, jedoch nicht anders, wie für jede naturwissenschaftliche Annahme irgendeiner empirisch abgeleiteten Gesetzmäßigkeit des materiellen Geschehens. Von metaphysischen Vorstellungen über den letzten Ursprung und das Endziel des Weltgeschehens unterscheidet sich dieser wissenschaftliche Erfahrungsglaube aber schon dadurch, daß seine Erwartungen in dem Mechanismus der Erfahrungsassoziation eine viel unmittelbarere und daher kräftigere Unterstützung finden und daß sie an neuen gleichartigen Erfahrungen fortgesetzt kontrolliert werden können[51]). Wir werden daher mit Volkelt nur die in seinem dritten Systembande versuchte Zurückführung des »Selbstwertes« auf die letzten Dinge als eigentlich metaphysisch bezeichnen und erst später darauf zurückkommen.

### 2. Das unmittelbare Gefühl für die seelische Tiefe der Wertmotive.

a) Die Beschreibung des Gefühles für den Umfang der Beteiligung der Seele an einer Wertung nach Theodor Lipps. — Bei der unvergleichlichen Bedeutung, welche die Erkenntnis objektiver Werte für das Wollen und Handeln und die ganze innere seelische Haltung besitzt, ist es aber aus der Zweckmäßigkeit unserer psychophysischen Natur verständlich, daß wir hierbei unsere früheren Erfahrungen nicht immer erst diskursiv zu rekapitulieren brauchen, sondern besonderer Gefühlsqualitäten fähig sind, aus deren Klärung das Werturteil viel unmittelbarer resultiert. Diese Struktur unseres Werterlebens hat vor allem Theodor Lipps seinerzeit in seinem Hauptwerke »Die Grundtatsachen des Seelenlebens« systematisch dargestellt, das zufällig gleichzeitig mit Diltheys Forderung einer besseren Berücksichtigung der Gemütsbewegungen in seiner »Einleitung in die Geisteswissenschaften« 1883 erschienen ist. Es handelt sich dabei für Th. Lipps um die bekannte Unmöglichkeit, die Skala

51) Vgl. auch meine Schrift: Zur Orientierung der Philos. vom Bewußtseinsbegriff, München 1919, S. 31.

unserer Wertungen und ihres praktischen Gewichtes bei der Wahlentscheidung einfach zu der Intensitätsskala der Lustgefühle in Korrelation zu bringen. So kann z. B. das intensivste Lustgefühl des körperlichen Behagens, der Wollust u. dgl. für unser Wertbewußtsein hinter sogenannten »höheren« Motiven zurückstehen. In diesem eigenartigen Hochgefühl der edleren Regungen äußert sich also schon rein phänomenologisch die relative Bedeutung dieses Wertes für das Ganze unserer Persönlichkeit oder, wie Volkelt sagt, die Zugehörigkeit des von ihm befriedigten Bedürfnisses zum Wesentlichen der Seele, im Vergleich zu dem jene »leiblichen« Bedürfnisse in diesem Augenblick als nebensächlich erscheinen. Bei der Benennung dieses Gefühlscharakters pflegt man passende Abbildungen dieser dispositionellen Ordnung anzuwenden, da es sich im Bewußtsein um eine besondere Abstufungsrichtung des Wertgefühles oder, wie man mit Wundt zu sagen pflegt, um eine besondere Dimension handelt, aus der jene Rangordnung der dispositionellen Bedürfnisse eindeutig erschlossen werden kann. Th. Lipps gebrauchte das anschauliche Bild des »lokal« Begrenzten und des »Umfassenderen«, womit er zugleich eine innere phänomenologische Verwandtschaft dieser Gefühlsdimension mit der Extension der Raumvorstellung zum Ausdruck bringen wollte: »Wir können gewissermaßen wie ein doppeltes Streben, nämlich ein an einer begrenzten Stelle des seelischen Lebens stattfindendes und ein mehr oder minder von der ganzen Seele ausgehendes, so auch eine doppelte Befriedigung, eine sozusagen lokale und eine allgemein seelische unterscheiden* (a. a. O. S. 603). Hierin ist für Lipps eine analoge Gliederung des Ichbewußtseins unmittelbar gegeben, das für ihn ja die phänomenologische Grundlage des Gefühles darstellt (»Erst die letztere Befriedigung . . . ist unsere Befriedigung«), wobei er Abstufungen dieser Zugehörigkeitssignatur anerkennt. Nach dem Sprachgebrauch, insbesondere dem dichterischen, bedient er sich zur Veranschaulichung dieser Ausdehnung der Bedürfnisse als wesentlicher Bestandteile unserer Seele auch der dritten Dimension. So heißt es bei der Beschreibung und Erklärung der Würde des Gewissens, des Pflichtbewußtseins: »Das Sollen verhält sich zum einzelnen Wünschen und Begehren wie das Anerkennen-Müssen zum einzelnen Gedanken oder Einfall. Was dort und

hier den Unterschied macht, ist die Breite der Basis oder die Tiefe der Begründung (a. a. O. S. 615)[52]. Da der Begriff der Wertung im Unterschied von allgemeineren rein subjektiven Merkmalen der Gefühle stets eine bewußte Beziehung auf eine bestimmte Grundlage dieses Gefühles einschließt, so wird man das Werttiefengefühl übrigens auch kurz als »Wertgefühl« schlechthin in einer engeren, eminenten Verwendung dieses Wortes bezeichnen können.

b) Die völlige Übereinstimmung der empirisch kontrollierbaren Deutung des Wert- (Tiefen-) Gefühles mit der Deutung aller Bewußtseinsinhalte. — Volkelt könnte das von Th. Lipps hervorgehobene und dispositionell gedeutete Merkmal der Gefühle, das bei seiner psychischen Funktion auch schlechthin als ihre »Wertdimension« bezeichnet werden kann, als »Intuition« in seinem S. 197 u. 246 erwähnten Sinne auffassen[53]. Tatsächlich erlebt man in dieser Wertunterscheidung im Bewußtsein eine Differenzierung ebenso unmittelbar wie in der mit ihr verglichenen Gliederung der Raumvorstellung oder in der Spaltung der beiden Seiten, die dem »intuitiven Realismus« als unmittelbar erlebtes Ich und als ebenso unmittelbar gegebene »Außenwelt« erscheinen. In dieser Differenzierung liegt etwas »Richtiges«, das z. B. im letzten Fall durch die Erkenntnistheorie nachträglich gerechtfertigt wird, da jenen schon »intuitiv« verselbständigten Sinneswahrnehmungen »außenweltliche« Ursachen mit

52) Auf diese wichtige Abstufungsrichtung der Gefühle der Lust und der Strebungen habe ich im Anschluß an diese Stellen der Th. Lippsschen »Grundtatsachen des Seelenlebens« schon in meiner Schrift »Die exper. Anal. der Bewußtseinsphän.«, 1908, S. 15 hingewiesen. Dabei benützte ich das hierfür ebenfalls geläufige Bild des Gegensatzes der Peripherie und des Zentrums, das ich seinerzeit (in meinem zweiten Vortrag im Münchener Akad. psychol. Verein 1895/96 über »die logischen Gefühle«) auch schon auf die Abstufung der logischen Gefühle je nach der »Tiefe« der Begründung angewandt hatte. Auch F. Krueger hat schon in seiner Münchener Studienzeit die theoretische Bedeutung dieser Lippsschen Unterscheidung für die Grundlegung der Ethik gewürdigt und direkt als verschiedene »Tiefe« der Gefühle bezeichnet. Vgl. seine neuere Abhandlung in der Volkelt-Festschrift 1918, S. 265 ff.: »Die Tiefendimension und die Gegensätzlichkeit des Gefühlslebens.«

53) Er selbst betrachtet es freilich rein phänomenologisch als »symbolische Gewißheit«. Es kommt aber eine Beziehung auf die außerbewußten Grundlagen des Sollens hinzu. Vgl. Die Gefühlsgewißheit 1922 S. 74 f., 97 u. 109.

einer besonderen Eindeutigkeit zuzuordnen sind. Den Gegenstand dieser rein empirisch begründeten Annahmen, die auch empirisch fortwährend kontrollierbar sind, wird man daher nicht als etwas völlig Unerfahrbares bezeichnen können, so abstrakt und unanschaulich auch die erkenntnistheoretisch korrekten Begriffe der außerbewußten außenweltlichen Ursachen der Sinneswahrnehmung sein mögen. In ihrer Qualität sind sie empirisch wenigstens negativ bestimmt, insofern sie nicht zu der individuellen Innenwelt gehören, in der sie — und das ist eine positive Zeitbestimmung — stets erst etwas später die Wirkung »ihrer« bewußten Sinneswahrnehmung verursachen[54]). Es ist schließlich die nämliche allgemeine Kategorie der »Richtigkeit«, die dann auch im einzelnen in der spezielleren Zuordnung aller inhaltlichen Unterschiede der bewußten Vergegenwärtigung zu bestimmten Abstufungen der objektiven Gegenstände vorliegt, die ihre Wahrnehmungsursache sind. Wir bezeichnen aber diese mehr oder weniger eindeutige Korrelation der bewußten Abstufung zu der außerbewußten, die auf einer gewissen Konstanz der allgemeinen Voraussetzungen dieser psychophysischen Vermittlung für alle Glieder der abzubildenden Mannigfaltigkeit beruht, für gewöhnlich nicht mit dem etwas mystisch klingenden Fremdwort »Intuition«. Wir sprechen also z. B. nicht von einer Intuition objektiver Schallreizunterschiede in der Tonhöhe. Ebensowenig wird man wohl auch jene Wertdimension der Gefühle aus dem uns geläufigen Bereich der normalen Korrelation zwischen Bewußtseinsinhalt und außerbewußter Grundlage auszuschließen brauchen. Die verstandesmäßige Klärung, die der Psychologe ihr nachträglich angedeihen läßt, indem er sie funktionell zu der größeren Breite oder Tiefe der Verankerung entsprechender Triebe in der Persönlichkeit in Beziehung bringt, muß ganz gewiß zur psychologischen Erfahrung im gewöhnlichen Sinne gerechnet werden. Diese Deutung wäre ja völlig unzulässig, wenn nicht der ganze sonstige Verlauf des seelischen Lebens die verschiedenen Grade der Gefühlstiefe ganz verschiedenen Ursachen und Wirkungen zugeordnet zeigte. Das edlere Fühlen setzt sichtlich tiefgreifende Vorzüge der Abstammung und der Erziehung voraus und es wirkt sich weiterhin praktisch fortwährend in vornehmen Haltungen und Taten aus.

54) Vgl. Zur Orientierung usw. (a. S. 224, zit. o., S. 27 f.).

3. Die fundamentale Bedeutung der Persönlichkeitswerte für die Verallgemeinerung aller Werte.

a) Die Untrennbarkeit der objektiven Beurteilung einer Wertung von der Bewertung ihrer seelischen Grundlagen. — In dem bisherigen Gedankengang unserer psychologischen Untersuchung haben wir uns einstweilen nur auf das individuelle Bewußtsein beschränkt. Wenn jedoch eine wirklich allgemeingültige Wertung erreicht, also ein »Selbstwert« im Volkeltschen Sinne gefunden werden soll, muß eine überindividuelle Skala der Wertungen zu den ästhetischen Gegenständen in Korrelation gebracht werden können. Völlig eindeutig kann aber eine unmittelbar erlebte Zuordnung immer nur innerhalb des nämlichen Individuums ausfallen, und auch da nur, solange sich das System seiner hierbei zur Geltung kommenden Bedürfnisse, z. B. sein »ästhetischer Geschmack« nicht ändert. Das gewertete Objekt ist eben nur die eine äußere Teilbedingung dieses Gefühles der Befriedigung, die erst durch ihre Einwirkung auf die Seele des Wertenden zu diesem Gefühl führt. Volkelt bezeichnet daher dieses Gefühl als die »persönliche Reaktion« des ästhetisch Genießenden. Wertungen, die mit unserer augenblicklichen Geschmacksrichtung nicht harmonieren, erwecken unsere Mißbilligung, unseren Widerspruch, und dieser kann nur von einem höheren Gesichtspunkt aus gelöst werden: Hierzu ist die gesamte Gruppe der entscheidenden Bedingungen, der objektiven und subjektiven, innerhalb des ganzen ästhetischen Erlebens als besonderes Wertobjekt ins Auge zu fassen. Aber keine rein verstandesmäßige Betrachtung, sondern nur eine wirkliche Erregung bestimmter Wertungsdispositionen in der eigenen Persönlichkeit, die vorher in ihr nicht funktionierten, oder die Hemmung vorher vorhandener kann ihre Werturteile wirklich abändern, weil jedes von ihnen die verstandesmäßige Beziehung eines solchen wirklichen Wertgefühles auf ein bestimmtes Schätzungsobjekt bildet.

b) Die Möglichkeit einer asymptotischen Annäherung an die Allgemeingültigkeit empirischer Werturteile. — Der Kernpunkt der Lösung unseres Hauptproblemes, wie auf rein empirisch-psychologischem Wege all-

gemeingültige Normen abgeleitet werden können, liegt in einem klaren Einblick in die Möglichkeit, daß sich diese Umbildungen unserer Bewertungen bestimmter Gegenstände, Vorgänge und Verhältnisse im Laufe der vernunftgemäßen Verarbeitung aller Werterfahrungen asymptotisch endgültigen Urteilen annähern, die den weiteren Erfahrungen gegenüber widerspruchslos konstant bleiben können. Auch hierin unterscheidet sich die Wertwissenschaft in nichts von der Naturwissenschaft. Eine »Relativität« ist also stets in Kauf zu nehmen: Es läßt sich niemals leugnen, daß auch ein solches Urteil »nach bestem Wissen und Gewissen« von einem weiteren Fortschritt unserer persönlichen Entwicklung und Werterfahrung später einmal modifiziert werden könne. Nur was erkenntnistheoretisch über eine solche Erweiterung seiner empirischen Grundlage erhaben ist, wie logische und mathematische Evidenzen, bleibt von dieser Relativität aller Empirie ausgenommen. Aber genau so, wie in der Naturwissenschaft gewisse Sätze über die reale Außenwelt als solche, wie z. B. über die Planetenbewegung, allmählich bis auf eine geringe Schwankungsbreite ungeklärter, als zufällig bezeichneter Verschiebungen sichergestellt wurden, nähert man sich auch im Gebiete der Wertwissenschaft bei einzelnen klarer liegenden Verhältnissen jener Eindeutigkeit des Urteiles. Dies gilt z. B. für die Einschätzung aller persönlichen und sachlichen Werte, die zur Entfaltung und Erhaltung des Lebens unbedingt erforderlich sind, während verwickeltere Situationen, wie z. B. politische Fragen, werttheoretisch einstweilen noch recht umstritten sind. So werden auch in der Ästhetik Abstufungen der Werte, die auf sinnlich wahrgenommenen Verhältnissen von Farben- oder Tonelementen beruhen, ziemlich eindeutig anerkannt, gleichgültig was ein Kunstwerk abgesehen davon zu bieten vermag. Nur seine tiefere Bedeutung ist häufig in ihrem Wert zweifelhaft. Dabei hat die normative Ästhetik im Vergleich zu der Bewertung eines beliebigen anderen praktischen Eingriffes in die realen Lebensverhältnisse oder eines nützlichen Gegenstandes den methodischen Vorteil, daß nur ein eng begrenzter Umkreis von Wirkungen in Frage kommt, welche durch die sinnliche Wahrnehmung der äußeren Erscheinung des Kunstwerkes oder eines analogen Ausschnittes der ästhetisch betrachteten Natur vermittelt sind, und häufig sogar nur durch ein einziges Sinnesorgan. Die dadurch mitbedingte Einheit des

vom Schaffenden und Genießenden gemeinten Kunstwerkes hilft ganz von selbst auch die Beurteilung seines Wertes vereinfachen, so reich die von hier ausstrahlende Erregung auch sein mag.

Freilich darf man die erstrebte Eindeutigkeit des Werturteiles auch nicht etwa durch eine falsche Analogie zu den Urteilen über reale Verhältnisse zu eng auffassen. Denn ebenso wie Speise und Trank als dauernde Bedingungen zur Befriedigung von Bedürfnissen in dem von uns gemeinten Sinne endgültig gewertet werden, obgleich wir nicht immer essen und trinken wollen oder können, werden auch Kunstwerke mit den allerverschiedensten »Stimmungen« uns gleich wertvoll sein können, obgleich sie bei unseren gegebenen Lebensbedingungen nicht gleichzeitig in vollem Umfange genossen werden können. Der nach irgend welchen mehr oder weniger geordneten Perioden wechselnde Lebensrhythmus gehört eben zu den inneren Lebensbedingungen unserer Persönlichkeit, die in ihrem gesunden Ablauf selbst als wertvoll anzuerkennen sind.

### 4. Die Vereinbarkeit der seelischen Entwicklung mit der Endgültigkeit ethischer und ästhetischer Wertungen auf der Grundlage eines gesunden Persönlichkeitsideales.

Während die zuletzt erwähnten abwechselnden Dispositionen auf unser Urteil leichter gleichzeitig Einfluß gewinnen können und daher die eindeutige Anerkennung der durch sie bedingten Werte ohne Einseitigkeit viel eher gestatten, droht eine viel kompliziertere Relativität von seiten der fortschreitenden Entwicklung oder der Entartung des ganzen Trieblebens. Hiermit wird keineswegs etwa die phänomenologische Frage der Geltung eines Wertes mit der genetischen verwechselt. Aber gerade die Analyse der Geltung führt uns zu der Anerkennung, daß immer das jeweils reicher entwickelte Trieb-leben sozusagen die Voraussetzungen für die Werturteile des ärmeren in sich schließt und dadurch dessen einseitiger bedingte Wertungen zu kritisieren vermag. Jedes Bedürfnis »gilt« in diesem Sinne »absolut« und nur die Voraussetzungen zu seiner Befriedigung können mit anderen Bedürfnissen in Konflikt geraten. Das schmerzliche Stadium der aus solchen Konflikten entspringen-

den Hemmungen der Befriedigung läuft freilich selbst wiederum besonderen Grundtendenzen zuwider, die bekanntlich in den zynisch-eudämonistischen Idealen aller Spielarten einseitig in den Vordergrund gestellt sind. Abgesehen von diesen speziellen Verhältnissen, die außerhalb des Triebes selbst gelegen sind, bleiben aber Apriorität und Geltung de facto miteinander in Einklang. Da jedoch die einzelnen Triebe nicht isoliert vorkommen, sondern mit vielen anderen auf dem Boden der Persönlichkeit erwachsen, so gelten *über ihnen allen* anregend oder hemmend die Voraussetzungen für die Harmonie des jeweils erregbaren Bedürfnislebens, welche auch die kritiklose Bewertung des entgegengesetzten Ideales einer schrankenlosen Ausweitung des Trieblebens verhindern. Vor allem ruht aber diese Wertbeurteilung der inneren persönlichen Voraussetzungen aller individuellen Wertungen auch ihrerseits wiederum auf besonderen *Grundbedürfnissen der Entwicklung, Entfaltung und Bildung*. Man würde also zunächst schon das System der *momentan herrschenden* Wertungen und die unmittelbare Äußerung der »Breite« seiner triebmäßigen dispositionellen Fundierung in jener »Wertdimension« der Gefühle nicht erschöpfend darstellen, wenn man die in ihm selbst liegenden *Entwicklungsbedürfnisse* nach funktioneller Erstarkung alles positiv Gewerteten und nach Beseitigung aller inneren Konflikte und Hemmungen, welche die Betätigung in Richtung des höchsten subjektiven »Selbstwertes« verhindern, nicht als genetischen Hauptfaktor berücksichtigen wollte. Sie sind es, die selbst bei einer minderwertigen, ungesunden Anlage, die zur eigenen Verwirklichung dieses Persönlichkeitsideales nicht ausreicht, das Bewußtsein wenigstens vorübergehend in »guten Vorsätzen« und drückenden inneren Spannungen beherrschen und in der gefühlsbetonten bloßen Vorstellung des Ideales sogar einen höheren Eigenwert vortäuschen können. Der Begriff des »Geistes« in dem bekannten Bibelwort für diesen Zustand: »Der Geist ist willig« ist nur ein anderer Ausdruck für jenes Gefühl der zentraleren Fundierung eines solchen Entwicklungsbedürfnisses.

So sagt auch *Th. Lipps* bei der systematischen Behandlung dieser Wertdimension der Gefühle und Strebungen (a. S. 311 zit. o. S. 617): »Die Stimme des Gewissens ist die Stimme unserer strebenden und wertschätzenden Natur, oder das System unserer Strebungen und Wertschätzungen, das

als Ganzes gehört zu werden verlangt und gegen die Schädigung durch die einzelne Strebung sich auflehnt.« »In der einheitlichen, in sich einstimmigen Betätigung der seelischen Natur besteht die seelische Gesundheit.« Diese »verrät sich dem Bewußtsein in dem Gesundheitsgefühl, der Lust; nicht der momentanen und begrenzten, sondern der umfassenden, dauernden.« Diese absolute Zeitbestimmung hebt freilich die bereits zugestandene Relativität, die Möglichkeit der Weiterbildung auch dieser Grundbedürfnisse im Laufe der Erfahrung nicht auf. Aber auch alle Erfahrungen über persönlichen Wert limitieren in der S. 316 genannten Weise selbständig nach bestimmten »allgemeingültigen« Prinzipien des Selbstwertes der Charaktere, welche die Grundpfeiler aller Wertwissenschaft überhaupt bilden. Schon die Biologie und empirische Entwicklungsgeschichte der äußeren materiellen Seite der Lebensvorgänge ist auf Grund ihrer Erfahrung imstande, einen gewissen Spielraum der als normal oder gesund zu betrachtenden Funktionen festzustellen, ohne die Entwicklungshypothesen über die genetischen Beziehungen zwischen den verschiedenen zoologischen Lebensformen, geschweige gar noch weiter ausgreifende Theorien zu befragen. Ebenso ist aber offenbar auch unser ursprüngliches Gefühl für geistige Gesundheit und Größe auf Grund der gesamten Kulturentwicklung der »ethischen« Erfahrung einer weiteren wissenschaftlichen Klärung fähig, die auch jene aus der Relativität der inneren Bedingungen des Werturteiles entspringenden Antimonien empirisch immer sicherer zu lösen gestattet.

Da die Allgemeingültigkeit der Bewertung persönlichen Lebens überhaupt von der Rücksicht auf seine reale soziale Grundlage nicht zu trennen ist, so nimmt dieses Ideal seiner Gesundheit im weitesten Sinn natürlich auch die geeigneten sozialen Voraussetzungen für diese gesunde Entwicklung in sich auf, mit allem, was innerhalb der einzelnen Persönlichkeit auf diese Voraussetzungen hinwirkt. Die rein »formale« Bestimmung der Allgemeingültigkeit von Verhaltungsweisen im Sinne des »kategorischen Imperativs« ordnet sich daher diesem materialen Ideal der Gesundheit des umfassendsten sozialen Organismus unter, bis zu dem die Wertbegriffe jeweils vorgedrungen sind. Auch die einzige materiale Wertung, die Kant seinem »kategorischen Imperativ« hinsichtlich ihrer Allgemeingültigkeit korreliert fand, das »Gefühl« der »Achtung«

vor dem Sittengesetz, kann aus dem Ideal einer »gesunden« Gesamtentwicklung nicht herausfallen, in welchem sich formale und materiale Gesichtspunkte aufs innigste durchdringen.

So hebt denn auch Volkelt schon am Beginne seines Systems (I, S. 29) mit Recht hervor, es verstehe sich von selbst, daß »nur aus dem Boden einer gesunden Menschlichkeit eine befriedigende Ästhetik entspringen kann«. Die Schwäche seiner späteren methodischen Überlegungen über die Begründung eines ästhetischen »Selbstwertes« liegt daher im wesentlichen darin, daß er auf die eben konstatierte Möglichkeit einer empirischen Lösung jener Schwierigkeit, die sich aus der Abhängigkeit unseres Werturteiles von teilweise variablen Voraussetzungen unserer »Natur« ergibt, nicht das nötige Gewicht legt. Seine empirische Anthropologie hat ihn zwar zu der Anerkennung von Grundnormen geführt, die den Grundbedürfnissen des »auf der Höhe der Kultur stehenden Menschen« entsprechen. Dessen »Naturanlagen« seien aber den Einflüssen der Umwelt preisgegeben und hiermit selbst dem Wechsel unterworfen, so daß keine Sicherheit besteht, daß der in ihnen begründete Wert auch »für Menschen späterer Geschlechter Gültigkeit besitzen werde« (III, S. 454f.). Diese Relativität äußere sich namentlich in der Möglichkeit einer Selbstkritik dieser natürlichen Grundvoraussetzungen unserer Wertung. So könne z. B. vom Standpunkt der Annahme einer bloßen Naturanlage zur Sympathie die Überzeugung nicht widerlegt werden, daß die einfache Befolgung dieser inneren Stimme schwächlich, feige, beschämend sei, und daß sie bis zur rücksichtslosen Selbstsucht bekämpft werden müsse. Ähnliches gelte von religiösen oder wissenschaftlichen Trieben.

Volkelt hätte aber nur diese speziellen Beispiele einer Bewertung der emotionalen Wertungsgrundlagen selbst weiter zu verfolgen brauchen, um die Möglichkeit zu erkennen, daß seine anthropologische Erfahrung aus sich selbst auch für diese Entwicklung der Persönlichkeit gewisse »Grundnormen« entnehmen läßt. Daß bei uns gerade in letzter Zeit tiefer greifende Umwälzungen der landläufigen Wertbegriffe stattgefunden haben, ähnlich wie in Griechenland zur Zeit der Sophistik, beruht nur darauf, daß die völlig autonome Wertwissenschaft auf diesem Gebiete der empirischen Persönlichkeitsbewertung

bei uns noch ziemlich jung ist. In Anbetracht der Kürze dieser freien Entwicklung ist aber das Ergebnis der Anregungen von Shaftesbury, Kant, Goethe, Schiller, Fichte, Nietzsche, Brentano, Th. Lipps u. a. für die Anschauungen derer, die sich ernstlich um diese Verselbständigung bemühen, eindeutig genug. Man stelle nur das so geklärte Ideal der innerlich gesunden und reichen Persönlichkeit auch in den Mittelpunkt des ästhetischen Schaffens und Genießens, und man wird keine Kritik der hierauf gegründeten ästhetischen Werturteile aus einem engeren Horizont zu fürchten brauchen. Nicht als ob die Kunst deshalb nur Erhabenes, Kolossalisches, Übermenschliches hervorbringen solle. Aber alles, was mit dem Grundton eines idealen Innenlebens harmoniert, dessen Energie im Bereiche des Gesunden großer Abstufungen fähig ist, muß unter sonst gleichen Bedingungen den Wert eines Kunstwerkes erhöhen. Je mehr diese Klärung der psychologischen Grundlagen des Persönlichkeitsideales wirklich alles menschlich Wertvolle nachfühlen läßt, um so leichter wird auch seine spezielle ästhetische Konsequenz dem Vorwurf einer einseitigen »Moralisierung« der Ästhetik entgehen. Muß es doch allen philosophischen Disziplinen gemeinsam sein. Jede Verzerrung dieses fühlbaren echten Ideales um ihrer selbst willen[55]) muß notwendig eine zur Wirksamkeit der Darstellungsmittel proportionale Wertminderung bedeuten. Sie erweist sich dem Häßlichen im engeren Sinne verwandt, dessen Widerspruch zu unserem Anschauungsbedürfnis die dem »Genusse« entgegengesetzten Reflexe des Ekels auslöst: »... ein rein unvollkommener Charakter ... feige, schadensüchtige, ehrlose Schwäche ... diesen Wurm stößt die Muse von sich« (Jean Paul, Vorsch. d. Ästh. X. Progr.).

5. Die innere Einheitlichkeit der seelischen Ursachen einer harmonischen Erfüllung aller ästhetischen Grundnormen. Die seelische Struktur der ästhetischen Werterlebnisse.

a) Volkelts Versuch einer empirisch-psychologischer Vorbereitung seiner metaphysisch-ästhetischen Weltteleologie. — Da sich das ästhetische Er-

55) Auf die alte Frage, wie weit die Darstellung der Negation dieses Ideales diesem selbst als »Folie« dienen kann, ohne das Ganze des Kunstwerkes zu schädigen, gibt Volkelts System (insbes. Bd. II) reiche Antwort.

lebnis in einem Organismus abspielt, dessen Entwicklung hypothetisch zu seiner zielbewußten Willenshandlung in eine gewisse Analogie gebracht werden kann, so lassen sich diese Beurteilungen des ästhetischen Genusses nach den allgemeinsten Wertgesichtspunkten auch teleologisch formulieren. Mit dieser Betrachtungsweise werden aber zu den Motiven, welche die höher Entwickelten fühlen und daher in der empirisch-psychologischen Wertungsanalyse voll und ganz erfassen können, keine prinzipiell neuen hinzugefügt. Volkelt macht von dieser teleologischen Betrachtungsweise naturgemäß vor allem bei seiner metaphysischen Verabsolutierung der ästhetischen Wertung Gebrauch, indem er die Betätigung unserer Anlagen hierfür einer allgemeinen Weltteleologie einfügt. In dieser erlangt der Begriff der Zweckmäßigkeit des Ästhetischen durch die Unterordnung der individuellen Entwicklung der Menschenseele unter den zielbewußten Willen der persönlichen Gottheit wieder die konkrete Bedeutung, die der Teleologie des empirisch Unbewußten in so vielen naturphilosophischen Hypothesen verloren gegangen ist. Immerhin ist auch Volkelt dem Weltziel, dessen Förderung für den absoluten Wert des Ästhetischen entscheidend ist, nämlich der harmonischen, möglichst koordinierten Betätigung aller seelischen Grundfunktionen (vgl. Einl. 2b), schon im ersten Bande seines Systems im unmittelbaren Anschluß an die Herausarbeitung jeder der vier Grundnormen rein empirisch-psychologisch oder anthropologisch nahe genug gekommen. Schon wenn er nämlich in dieser Weise die einzelnen Funktionen der Anschauung, des Gefühles, des Verstandes, der Vernunft und ihre Verbindungsweise in den großen Kulturgebieten der Wissenschaft, Sittlichkeit, Religion und Kunst betrachtet, glaubt er zu erkennen, daß diese Funktionen für eine solche spezifische Verbindungsweise in dem ästhetischen Erlebnis »wie geschaffen sind« (I, S. 555).

b) Kritik der Volkeltschen Konstruktion eines Gegensatzes zwischen der Vielheit der ästhetischen Grundnormen und der Einheit ihrer Erfüllung. — Freilich muß man sagen, daß Volkelts empirisch-psychologische Funktionsanalyse, auf der alle ihre teleologischen Folgerungen weiterhin fußen, noch etwas zu stark von einer »Vermögenspsychologie« beeinflußt sind, welche einzelne abstrakte Seiten aller Bewußtseinserscheinungen, die nur in den

einzelnen Entwicklungsstadien und seelischen Betätigungsweisen verschieden stark hervortreten, wie getrennte Einzelwesen verselbständigt hat. Nur dadurch wird ferner auch verständlich, daß er die Vielheit des psychologischen Ursprunges seiner vier Grundnormen so schroff ihrer Einheit des Zieles gegenüberstellt. Dagegen hätte sich von vornherein eine größere Einheitlichkeit des empirischen Systemes der ästhetischen Wertmotive ergeben, wenn bei dieser Funktionsanalyse die innere Einheit des Bewußtseins und seiner dispositionellen Grundlage in allen seinen Betätigungsrichtungen deutlicher hervorgetreten wäre, wie sie schon rein empirisch erkennbar ist.

Am auffälligsten wird dies vielleicht bei der Beschreibung der psychologischen Voraussetzung für die Einfügung der vierten Grundnorm in jenes teleologische Ganze, der Norm der einheitlichen Gliederung. Woher kommt es, so fragt sich Volkelt in einer offenbar psychologischen und dabei kausalen Denkrichtung, daß im ästhetischen Verhalten zu dem Einfühlen, zu dem Menschlich-Bedeutungsvollen, zu der willen- und stofflosen Stimmung noch das Erfordernis der gegliederten Einheit hinzutritt? (I, S. 583). Hier sei der Ort, sich auf die Vernunft zu berufen, insofern in der sinnlichen Form als solcher geradezu eine Aufforderung für die Vernunft vorliege, sich scheidend und verknüpfend zu betätigen, während andere ästhetische Grundnormen »überhaupt keine Beziehung zu diesem Vernunftbedürfnis« hätten. Nach S. 191 u. 269 ist aber offenbar die Gliederung des Bewußtseins in relativ selbständige Inhalte und die hiermit gegebene Möglichkeit zur Klärung von Formen und von sonstigen Beziehungen zwischen den inhaltlichen Elementen eine so fundamentale Eigentümlichkeit jedes Bewußtseinsprozesses überhaupt, daß man diese innere Differenzierung kaum als eine höhere Vernunftfunktion auffassen kann, die in irgendeiner Entwicklungsphase fehlen würde. Ebenso allgemein und primitiv sind aber auch die Wertmotive, die in bestimmten Formverhältnissen dieser Differenzierung enthalten liegen und die sämtlich irgendwie dem großen Gesichtspunkt der »Einheit in der Mannigfaltigkeit« untergeordnet zu werden pflegen. Auch die Befriedigung aller anderen Grundnormen beruht unmittelbar auf einer Aktualisierung dieses Wertprinzips, insofern sowohl für die Einfühlung wie für die Erfassung eines Menschlich-Bedeutungsvollen stets eine gewisse Klärung der Inhalte erforderlich ist, die ihrerseits direkt

von den ästhetisch wertvollen Formen ihrer Anordnung profitiert. Für die Entlastungswirkung aber ist die einheitliche Abhebung des Dargestellten von der »Wirklichkeit«, also ein spezifischer Prozeß der Abgliederung und Einheitsbildung, sogar von besonders fundamentaler Bedeutung.

c) Die Zurückführung der seelischen Einheitsbildungen auf ihre psychophysischen Ursachen im allgemeinen. — Aus unseren früheren Darlegungen dürfte indessen deutlich genug geworden sein, daß wir mit dieser Betonung der ursächlichen Zusammengehörigkeit verschiedener Seiten des ästhetischen Erlebnisses, die in Volkelts Grundnormen unterschieden sind, keineswegs einer Preisgabe der Zurückführung des seelischen Geschehens auf ein Zusammenwirken unterscheidbarer Faktoren überhaupt das Wort reden wollen. Nur wird es sich bei einer richtigen Elementarkonstruktion, abgesehen von der selbstverständlichen Einbezogenheit aller dieser Faktoren in die Lebenseinheit des psychophysischen Organismus, vor allem um die Herausarbeitung viel elementarerer Dispositionen handeln, die in jenen als Erkenntnis, als Anschauung, als Gefühl bezeichneten Erlebnissen wirklich koordiniert in verschiedenen Erregungsverhältnissen beteiligt sind. Es liegt im Wesen dieser Elemente selbst, daß wir hierbei nicht auf die intellektualistische Koordination aller dieser Elementarfaktoren unter dem Begriff der »Vorstellung« zurückkommen, welche einst Herbart an die Stelle der älteren Vermögenspsychologie zu setzen versuchte. Wir lassen vielmehr z. B. dem Gefühl und dem Willen ihre relative Selbständigkeit gegenüber den bewußten Repräsentanten der sogenannten Außenwelt. Der Begriff der Empfindung kann trotzdem als ein allgemeinerer des passiven Bewußtseinsinhaltes überhaupt jene Vorstellungen und die Gefühle wiederum zu einer besonderen Gruppe von Inhalten zusammenfassen. Die volkstümlichen Begriffe der seelischen Vermögen aber sind in der Tat, wie schon Herbart annahm, Abstraktionen aus den Kombinationen der Erregungen dieser Elementarfaktoren in verschiedenen Formen, bei denen sowohl gemeinsame Grundzüge faktischer Wirkungen dieser Kombination, als auch die Befriedigung bestimmter elementarer Bedürfnisse, also die entscheidende Beteiligung gemeinsamer Gefühle, Strebungen und Impulse, die Begriffsbildung geleitet haben.

In gewissem Sinne erscheint also die von Volkelt betonte

Vielheit der ersten Ursachen solcher Leistungen und Ziele von gemeinsamer Grundrichtung durch diese Elementarkonstruktion zunächst sogar noch vermehrt. Dies schadet aber dem empirisch-psychologischen Verständnis der Einheitlichkeit ihrer seelischen Wirkungen nicht, wenn nur die mit ihnen vereinigten Grundlagen dieser Vereinheitlichung nicht übersehen werden. Die teleologische Betrachtung steht, wie schon gesagt, hiermit nicht in Widerspruch, da sachlich bei jedem zweckmäßigen seelischen Verlaufe einfach ein Kausalzusammenhang von spezieller Art vorliegt, nämlich ein solcher, in welchem ein Wollen oder eine Analogie eines solchen den Ausschlag gibt. Daher ist denn auch die Einheit des Zieles überall nur die Folge gleichzeitiger vereinheitlichender Teilursachen, unter denen die Ursache des Zusammenschlusses aller »überschwelligen« psychophysischen Elementarwirkungen zur Einheit des Bewußtseins die allgemeinste ist. So kann z. B. aus der Vielheit aller gleichzeitig verschiedenfarbig erregbaren Elemente der Raumwahrnehmung die Auffassung einer einheitlichen Form aus einzelnen gleichfarbigen Punkten auf kontrastierendem Hintergrund fürs erste nur dadurch hervorgehen, daß alle optischen Elementardispositionen überhaupt im Sehorgan bereits zu einem ursächlichen Ganzen zusammengefügt sind, das in jedem Augenblick die Einheit unseres bewußten Sehraumes im ganzen bedingt. Daneben bildet aber die Gleichfarbigkeit eine engere Ursache dieser Einheitsbildung. Zu deren charakteristischer Struktur ist aber namentlich auch noch erforderlich, daß alle Elemente des peripheren optischen Systemes in den verschiedensten Kombinationen mit einheitlichen höheren Zentren eine funktionelle Verbindung einzugehen vermögen, deren normaler Beitrag namentlich im Kontrast zu pathologischen Ausfallserscheinungen hervortritt, wie im allgemeinen schon lange bekannt war[56]), aber in der neuesten Gestaltpsychologie besonders sorgfältig analysiert wurde[57]).

Auf der ungestörten Funktion dieser höheren Zentren beruht insbesondere die Begünstigung bestimmter späterer Einheitsbildungen durch die früheren. Denn nachdem in bestimmten

56) Vgl. Wundt, Grundz. der physiol. Psychol. I[6], 1908, S. 256 f.

57) K. Goldstein u. A. Gelb, Psychol. Analysen hirnpathol. Fälle usw., I, 1920.

Gruppen von Erlebnissen überhaupt einmal an den Inhalten gemeinsame Grundzüge hervorgetreten sind, bilden diese »abstrakten« Merkmale weiterhin selbst eine neue Ursache der Vereinheitlichung, das dem ferneren Geschehen eine gewisse Richtung aufprägen kann. Alle spezifischen »Einstellungen« sind solche Durchdringungen der späteren psychophysischen Prozesse mit dem begrifflichen oder begriffsanalogen Niederschlag früherer Erregungskombinationen der ursprünglichen Empfindungs- und Impulselemente. Schließlich entstehen nach dem nämlichen Grundprinzip auch die höchsten Einheitsbildungen der großen, relativ selbständigen Kulturgebiete des Geistes mit ihren charakteristischen Leistungen. Diese werden freilich nur dadurch möglich, daß sich diese spezifizierenden Nachwirkungen der grundlegenden Unterscheidungen und Begriffsbildungen von den Individuen, die sie original erlebten, auf die Gattung übertragen und hier wiederum durch eine »Arbeitsteilung« in verschiedenen Berufen, schließlich in »Kasten« einseitig gesteigert werden. Somit brauchen wir also auch nicht auf ein kausales empirisch-psychologisches Verständnis solcher Entwicklungen mit dem Endergebnis einer reinen »Wissenschaft«, »Kunst« usw. zu verzichten. Auch die höhere Vollkommenheit der ästhetischen Erlebnisse beruht auf einer solchen Selbststeuerung des späteren Geschehens durch eine zur intellektuellen Begriffsentwicklung analoge »Verarbeitung« elementarer ästhetischer Wirkungen, gleichgültig wie sehr die so entstandene gemeinsame Disposition »höherer Ordnung« individuell und temporär variieren mag.

d) Die Einfühlung in die Welt des ästhetischen Scheines als einheitliche Grundlage der Erfüllung aller Volkeltschen Grundnormen. — Diese entwicklungspsychologische Betrachtung der Struktur des ästhetischen Erlebnisses muß aber schließlich auch die unbedingte Selbständigkeit einer eigenartigen Wertkategorie ursächlich aus einem bestimmten Aufbau der beteiligten elementaren Bedürfnisse und der Art ihrer Befriedigung verstehen lassen. Hierbei wird man nun namentlich in dem Gefühls- und Strebungsgehalt des ästhetisch Angeschauten das natürliche Zentrum erkennen, von dem aus dieser schöne Schein wertvollen inneren Lebens auf das ganze Kunstwerk ausstrahlt, das ihn in allen seinen Teilen sozusagen durch ein fluoreszierendes Eigenlicht zu steigern vermag.

Nach unserer ausführlichen Beschäftigung mit diesem Grundwert bei unserer psychologischen Analyse beider Arten der Einfühlung brauchen wir hier auf den Wert der Vergegenwärtigung des Lebens in allerlei Graden der ästhetischen Illusion nicht mehr im einzelnen zurückzukommen[58]). Wir wollen hier auch nicht nochmals auf die Frage eingehen, ob die optischen und akustischen Sinneswahrnehmungen auch ohne tieferen Gehalt der Einfühlung bei gewissen formalen Voraussetzungen eine echte ästhetische Wirkung zu erzielen vermögen. Soweit aber schon der reine Ton oder Akkord, die gesättigte Farbe oder Farbenkombination in einem ihm naiv hingegebenen Bewußtsein wirklich ohne jede »Einfühlung« als schön genossen werden könnten, würden gerade diese Fälle wenigstens die von uns hier gemeinte Einheitlichkeit in den kausalen Grundlagen jedes ästhetischen Erlebnisses in extremer Vollkommenheit zeigen, als das glückliche und beglückende Dasein eines einzelnen wertvollen Bewußtseinsinhaltes als solchen, dessen Vorherrschaft von anderen Inhalten, die mit den Grundbedürfnissen eines solchen Schauens weniger harmonieren, abzulenken geeignet ist.

In dem Maße aber, als der ästhetische Gegenstand eine tiefergreifendere, umfassendere Einfühlung auslöst, erscheinen ihre primären Werte, die in der Hineinversetzung in die ästhetische Welt genossen werden, sozusagen als die Substanz der ganzen Wertung, welcher alle sonstigen Wertmomente, die aus der Befriedigung der übrigen Grundnormen entspringen, in irgendeiner speziellen Beziehung zu ihr inhärieren. Gerade diese Berücksichtigung der wechselseitigen sachlichen und ursächlichen Beziehungen zwischen der Befriedigung sämtlicher einzelner Grundnormen verhütet am besten jede Einseitigkeit, welcher Volkelt nur durch seine allzu vorsichtige Vermeidung einer solchen Über- und Unterordnung entgehen zu können glaubte. Vielleicht hinderte ihn auch die scharfe Kritik, welche die ganze Einfühlungsästhetik von anderer Seite erfahren hatte und die er in anderer Hinsicht so wirksam bekämpft hat, diesen letzten Schritt der Annäherung seines Systemes an die Auffassung von Th. Lipps zu versuchen, die übrigens hinsichtlich der Einzelheiten unabhängig von der speziellen Phänomenologie des Bewußtseins bei Th. Lipps durchgeführt werden kann.

58) Vgl. oben III, 1 und IV, 3.

Unsere Erweiterung des Begriffes der »Einfühlung« durch die Hineinnahme ihrer zweiten Hauptart, der Stellungnahme unseres Ich zu dem dargestellten Leben innerhalb der Welt des ästhetischen Scheines[59]), dürfte vor allem die enge Korrelation zwischen der ersten Volkeltschen Grundnorm der Einfühlung und der zweiten des »menschlich Bedeutungsvollen« noch besser als bisher heraustreten lassen.

Man braucht übrigens nur mit Volkelts eigener Formulierung des Verhältnisses der Einfühlung zu den übrigen Grundnormen recht Ernst zu machen, wie er sie wenigstens für die ästhetische Betrachtung als gültig erklärt, um die es sich uns ja hier allein handelt, und man kommt ganz von selbst auf die im folgenden vertretene Struktur: »Innerhalb des ästhetischen Betrachtens steht die Einfühlung mehr im Mittelpunkt« (Ä. B. S. 45). Fassen wir aber die Einfühlung als den konkreten Kern der fraglichen Bewußtseinserscheinung, um den sich die Realisierungen aller übrigen Normbestimmungen gruppieren, dann kommen wir bei der Beschreibung dieses Kernes gleichzeitig sowohl auf die erste Grundnorm, zu der Volkelt selbst die Einfühlung als rein formalen Prozeß in die engste Beziehung bringt, d. h. auf die Einheit von Form und Gehalt, als auch auf diesen wertvollen Gehalt selbst, welcher der ausdrucksvollen Form eben erst ihren ästhetischen Wert verleiht. Dies führt also zur Forderung eines bedeutungsvollen seelischen Inhaltes oder der Einfühlung einer an sich wertvollen Innerlichkeit. Auch Volkelt sagt: »Das Menschlich-Bedeutungsvolle ist dazu bestimmt, eingefühlt zu werden. Ohne Einfühlung würde es überhaupt nicht von ästhetischem Belange werden« (Ästh. Bew. S. 47). Alles aber, woraus Volkelt weiterhin eine wechselseitige Unabhängigkeit der beiden soeben betrachteten Grundnormen beweisen will, daß nämlich die Einheit von Form und Gehalt in vollem Maße auch ohne jedwede bedeutsame Seite vorhanden sein könne und daß zur seelischen Realisierung der Bedeutung Erfahrung, Urteil

59) Vgl. oben III, 1b und c. Die »Einheit von Form und Gehalt« wird natürlich auch zum ästhetischen Wert dieser zweiten Einführungsart der eigenen Stellungnahme zu Fremdseelischem sowie zu allen von außen erfaßbaren Werten des Dargestellten gefordert, insofern das Kunstwerk als Ganzes auf eine solche Stellungnahme einheitlich angelegt sein muß, wie a. a. O. dargelegt wurde.

und Reife gehöre, beweist nur die Relativität des Wertquantums, das von den beiden Momenten des konkreten Vorganges bedingt ist, aber nicht ihre Unabhängigkeit. Denn irgendeine allgemeine Seite der menschlichen Innerlichkeit muß ja immer mitschwingen, wenn auch nur der geringste Grad von objektiver Schönheit vorliegen soll, und hierzu müssen stets bestimmte Dispositionen mitgebracht werden, wie auch Volkelt als »allgemeinste Voraussetzung« der Einfühlung näher ausführt (Ästh. Bew. S. 80ff.).

Von der Art, wie dann auch der Wertbeitrag der beiden anderen Grundnormen der »organischen Gliederung« und der »Entlastung« dem Ganzen der gefühlsbeseelten Erscheinung inhäriert, war schon oben die Rede. Besonders generell ist ja mit jedem neuen wertvollen Erlebnis auch eine gewisse Entlastungswirkung verbunden. Doch behält diese Norm etwas Relatives, da die Versenkung in die Kunstwelt nur bei einem bestimmten Verhältnis zu der uns umgebenden Wirklichkeit in der Tat als eine wertvolle Entlastung empfunden werden kann. Die Ursache dieses Wertmomentes liegt also überhaupt nicht in gleichem Maße wie bei den anderen Grundnormen in dem schönen Gegenstand als solchen, sondern in diesem Kontrastverhältnis zu bisherigen Erlebnissen. Jeder Wert des Lebens kann in dieser Weise den Menschen von anderem Minderwertigen erlösen und dadurch in gesteigertem Maße genossen werden, und wenn man eine entartete Kunst auf sich wirken lassen mußte, kann man umgekehrt bei der Rückkehr in die schönere Wirklichkeit wie nach einem Alptraum befreit aufatmen. Andererseits tritt aber auch das positive Kontrastgefühl des Schönen, das nur von der Herausgehobenheit aus dem Alltag zehrt, durch das längere Verweilen bei dieser Scheinwelt zurück. Vornehmlich das künstlerische Schaffen muß also aus dem Eigenwert des Dargestellten immer neue Nahrung ziehen können, der auch dann noch Eindruck zu erzielen vermöchte, wenn die ideale Welt selbst zu der realen werden würde. Solange aber die Welt des dargestellten Schönen uns nur durch einen Akt der Hineinversetzung in der Phantasie gegenwärtig ist, muß dieser natürlich um der »Vernunftehre« des Menschen und seiner geistigen Gesundheit willen von der Erkennung der realen Welt scharf geschieden bleiben. Diese von Volkelt mit der Entlastung zusammengenommene Forderung ist also zwar auch unmittelbar durch das Wesen der »Ein-

fühlung« bedingt, bezieht sich aber eigentlich bereits auf das umfassendere seelische Ganze, das das ästhetische Erlebnis und das Wissen um die reale Welt zugleich umfaßt und nur bei einer klaren Koordination beider ungestört verlaufen kann, wie oben (IV, 4) ausgeführt wurde. Gerade bei dem guten Kunstwert brauchen wir denn auch zum mindesten von dessen eigenem Stoff nicht erst »erlöst« zu werden, weil er sich überhaupt nicht vordrängt. Wir genießen daher auch nicht dieses Zurücktreten besonders, sondern sehen von Anfang an von den nicht zum Dargestellten gehörenden Merkmalen ab und bleiben infolge der zweckmäßigen Koordination der Darstellungsmittel auf den positiven Gehalt des Dargestellten, zweifellos Nichtwirklichen konzentriert. Um so ungestörter können bei einer solchen ruhigen Klarheit über das außerästhetisch Stoffliche die mit dem dargestellten Inhalt selbst verschmelzenden Züge der realen Wirklichkeit mit genossen werden, gleichgültig ob es sich dabei nur um ein eng begrenztes Merkmal handelt, wie die Durchsichtigkeit der Oberfläche des Marmors bei Porträtbüsten, oder um eine weiter ausgedehnte, im Dunkelbewußten in die übrige Wirklichkeit verklingende Grundlage des Dargestellten, wie bei dem lebendigen Schauspiel, zumal auf der Naturbühne.

Die Einheitlichkeit der Ursachen des einheitlichen ästhetischen Endzieles der gleichzeitigen Erfüllung bestimmter Grundnormen ist also keine andere als bei der Motivation irgendeiner Willenshandlung, an der jemand innerlich mit ganzer Seele dabei ist. An und für sich wäre es natürlich bei der gleichzeitigen Befriedigung mehrerer Bedürfnisse durch ein einzelnes Geschehen sehr wohl möglich, daß diese ursächlich nichts miteinander zu tun haben, daß in einer mehr zufälligen Verbindung, wie man sagt, »mehrere Fliegen mit einer Klappe« geschlagen würden. So äußerlich erscheint aber eben, wie gesagt, das wechselseitige Verhältnis der Volkeltschen Grundnormen schon rein empirisch keineswegs. Die Bedingungen, unter denen der höchste Einfühlungswert erlangt wird, stimmen vielmehr ursächlich mit denen für die Erfüllung der übrigen zusammen. Es bedarf nicht erst einer Weltteleologie, welche die für die psychologische Erfahrung gegebenen Motive des ästhetischen Höchstwertes metaphysisch, also methodisch gewissermaßen doch »von außen« zusammen»stieße«. In der Struktur des Gesamterlebnisses der

Hineinversetzung in die ästhetische Welt mit seiner Wirkung auf unser reales Lebensgefühl ist diese Einheit empirisch greifbar.

### 6. Die Unnötigkeit und Unmöglichkeit einer verstandesmäßig-metaphysischen Sicherung ästhetischer und anderer Wertungen.

a) Die Endgültigkeit der empirisch begründeten Wertung des Ästhetischen überhaupt. — Eine »Kritik« des Schönheitssinnes, welche den im ästhetischen Erlebnis selbst gefühlten Wert an einem gegebenen Wertmaßstab auf seine Allgemeingültigkeit in dem S. 316 gemeinten Sinne hin prüfen will, muß sich in die ganze Struktur dieses Erlebnisses einzufühlen und es in seiner ganzen seelischen Breite und Tiefe zu verstehen suchen. Alles, was wir im Laufe der letzten Jahrzehnte aus einem reichen kunsthistorischen und völkerpsychologischen Material über die Entwicklungsfähigkeit des Systems der Wertmotive namentlich auch auf ästhetischem Gebiete erfahren haben, ließe es allerdings vermessen erscheinen, irgendeinen empirisch gegebenen individuellen oder konventionellen Wertmaßstab im einzelnen zu verabsolutieren. Den allgemeinsten Grundzug des ästhetischen Verhaltens als solchen aber, die Kunst als Hauptzweig aller menschlichen Kultur, wird jeder, der in diesem Augenblick irgendeinen erhabenen oder fröhlichen Kunstgenuß auch nur ganz oberflächlich nachzufühlen vermag, mit aller Sicherheit als einen unersetzlichen Wert betrachten. Ja, wie hoch auch die persönliche Grundlage des ästhetischen Wertmaßstabes im einzelnen noch verfeinert und veredelt werden mag, so werden in der Einschätzung früherer Kulturen ein Raphael und Rembrandt, ein Beethoven und Mozart in dem Gesamtbild ihrer Epoche stets als ein Wertmaximum erscheinen, gleichgültig, welchem ihrer Werke man jeweils den Vorrang zugestehen mag. Was soll nun zu dieser Gewißheit, mit welcher wenigstens solche allgemein gehaltenen Werturteile schon rein erfahrungsmäßig nach einer konstanten Absolutheit hin limitieren, ein metaphysischer Unterbau unserer Anschauungen von den Grundlagen der menschlichen Wertung noch Besseres und Festeres hinzubringen?

b) Die autonome und erlösende Kraft der empirischen ästhetischen und ethischen Wertung. — Es gibt metaphysische Weltanschauungen, aus denen ihre Vertreter

schaudernd gerade in die Kunst flüchten, so wie sie ihnen rein empirisch gegeben ist. Sie wird ihnen also sogar zum Ersatz für die Erlösung, die andere in freundlicheren Gedanken über den letzten absoluten Ausgangs- und Zielpunkt der realen Wirklichkeit finden. Die Vorstellung, daß der Kunstgenuß des Menschen nur ein zufälliges Produkt an sich sinnloser Naturprozesse sei, gleichgültig, wie lange sich dieses durch die Selbststeuerung, welche in diesem Chaos nun einmal aufgetreten ist, zu erhalten vermag, ist ihnen kein Hindernis des Kunstgenusses. Auch der Gedanke, daß sie vielleicht allein oder mit wenigen auf der vollen Höhe dieser Erlösung stehen, erhöht für sie eher noch den Reiz dieses Vorzuges und die Selbstgewißheit seines Wertes, wie es Schiller in dem Verse: »Die Kunst, o Mensch, hast du allein« wenigstens für die Menschheit im ganzen zum Ausdruck bringt (Schiller, Die Künstler, Vers 33).

Auch für Goethe tritt der unbedingte Wert des Guten zunächst in der rein empirischen Welt »aller Wesen, die wir kennen«, durch seinen Kontrast zu einer ihm »kalt und gefühllos« erscheinenden »Natur« vor die Seele, und erst dieses »Beispiel« oder »Vorbild« der Erfahrungswelt soll uns »die höheren Wesen ahnen lehren«.

»Als wären sie Menschen,
Täten im großen,
Was der Beste im kleinen
Tut oder möchte.« Das Göttliche (1775).

Kant suchte zehn Jahre später, in seiner »Grundlegung zur Metaphysik der Sitten«, diesen Selbstwert des Guten nach einer im Grunde ebenfalls empirisch-psychologischen, und zwar zunächst phänomenologischen Methode nachzuweisen, und hat dabei besonders auch die Unabhängigkeit von der Unterordnung unter die außerhalb unseres sittlichen Bewußtseins wirkende Macht einer Gottheit, eines metaphysischen Gesetzgebers betont. Ganz das gleiche gilt aber wohl auch für den Selbstwert des Schönen. Ja die Autonomie einer empirischen Allgemeingültigkeit ästhetischer Urteile ist sogar in gewissem Sinne eine noch freiere, da die Wirkung einer schönen Darstellung psychologisch viel unmittelbarer ist. Die rein äußerliche Hinzufügung des Gedankens, daß ein häßliches Wesen von der Gottheit gewollt sei, könnte die unästhetische Partialwirkung seines Äußeren nicht aufheben, gleichgültig, wie die

Gefühlswirkung des neuen umfassenderen Ganzen sein mag, das die Vorstellung der Gottheit in sich aufgenommen hat.

c) Volkelts Ausstattung seines metaphysischen Ideales mit dem Inbegriff empirischer Werte. — Nehmen wir aber zunächst einmal an, daß Volkelt die am Schlusse seiner Ästhetik dargebotene Metaphysik tatsächlich rein verstandesmäßig sicherzustellen vermöchte. Hiernach wurzelt alles Sein im absoluten Wert, der nur in einem absoluten Bewußtsein bestehen kann (III, S. 506). Fragt man, was das Sein als Sein von innen her eigentlich ist, so findet »man nur in dem Erlebnis des Strebens, ... des Hindrängens in die Verwirklichung« das Mittel zur Verdeutlichung seines Wesens (III, S. 511). Über den Inhalt dieses Strebens vermag aber nun freilich eine »vorsichtig verfahrende« Metaphysik auch weiter nichts zu sagen, als daß der absolute Wert als innere Einheit aller uns bekannten höchsten Werte zu begreifen sei, die nur als Postulat auszusprechen, nicht auszudenken sei. Fassen wir nun mit Volkelt die empirische Erscheinung der ästhetischen Erlebnisse als einen Zweig der »Selbstverwirklichung dieses absoluten Wertes im Bereiche des Menschlichen« (III, S. 514ff.), so haben wir offenbar der Sicherheit des ästhetischen Wertungssystemes als emotionaler, triebkräftiger Lebenserscheinung im ganzen gar nichts hinzugefügt, sondern an lebendiger ästhetischer Wertung geht in unsere Überzeugung vom Dasein der bewußten Gottheit nicht mehr über, als wir schon in der Anschauung des empirischen Schönen zu fühlen imstande sind.

d) Die ästhetische Bedeutung einer wertvollen religiösen Überzeugung. — Für diejenigen, die von dem Inhalt dieser Metaphysik tatsächlich fest genug überzeugt sind, treten allerdings ganz neue Hilfen der subjektiven Betätigung in Richtung des ästhetischen Genusses und namentlich neue hoch erhabene Gegenstände der ästhetischen Wertung in ihren Lebenskreis. Wieviele Menschen finden bei einer trostlos pessimistischen oder atheistischen Weltanschauung überhaupt nicht mehr die rechte Ruhe und Freudigkeit zumkünstlerischen Genießen, das glücklicher veranlagten Naturen wenigstens noch den vorhin erwähnten Ersatz bieten könnte! Eine religiöse Weltanschauung im Geiste Volkelts kann dagegen durch die weltteleologische Unterstützung unseres Selbst- und Weltvertrauens zunächst eine günstige Sphäre für jeden Lebensgenuß,

also auch den künstlerischen erzeugen und vor allem dem schaffenden Künstler unerschöpfliche innere Kraftquellen erschließen. Da ferner die vom Schönen geweckte Vorstellungssphäre im letzten Grunde stets irgendwie auf die reale Wirklichkeit zurückgehen muß, so wirkt die erhabene Bereicherung des Weltbildes durch die religiös-metaphysische Überzeugung bei der Auffassung eines jeden Kunstwerkes inhaltlich in irgendeiner Weise werterhöhend mit, soweit nicht die Absicht des Künstlers, die Idee des Kunstwerkes, dieser religiösen Überzeugung ausdrücklich entgegenlaufen würde. Insbesondere aber bietet eine von Schönheitssinn getragene Weltanschauung für jeden ästhetischen Genuß der wirklichen Natur selbst einen allumfassenden Grund und Rahmen von unvergleichlicher Wirkung. Freilich entspringt aus dieser Überzeugung zugleich eine tiefe Demut und Bescheidenheit in der absoluten Einschätzung aller endlichen Werte überhaupt. Die echte unmittelbare ästhetische Wirkung bleibt aber hiervon völlig unberührt. Nur mancher Nebeneffekt menschlicher Eitelkeit wird dadurch ausgesiebt, die stete Selbstkritik ohne Lähmung des Selbstvertrauens wach erhalten und hiermit auch in der künstlerischen Entwicklung dem gesunden Fortschritt der Weg geebnet.

e) Die Unmöglichkeit eines strengen logischen Beweises für den Wert des letzten Weltgrundes. — Leider wird man aber dem rein verstandesmäßigen Versuche Volkelts, diesem theistisch-optimistischen Inhalt seiner Weltanschauung einen überempirischen Halt zu verleihen, eben so wenig eine wirkliche Beweiskraft zuerkennen können, wie nach Kant irgendeine Variante »ontologischer« oder »kosmologischer« Gottesbeweise eine solche erlangen kann. Wie will Volkelt dem ganz abstrakten Begriff des letzten Urgrundes aller Dinge, selbst wenn er denknotwendig als ein strebens- und willensartiger zu denken wäre, bei den vielen empirischen Durchkreuzungen unserer tiefsten und reifsten Wertungen durch den tatsächlichen Weltlauf denknotwendig den Inbegriff aller unserer empirischen Wertungen mit irgendwelcher Sicherheit einverleiben? Das Übel und Böse der realen Wirklichkeit nimmt sogar dem rein empirischen Wahrscheinlichkeitsbeweise, den man aus den tatsächlichen Vollkommenheiten der Welt für das Walten jenes »absoluten Wertes« abzuleiten vermag, je nach den Lebensschicksalen des Menschen und seiner Anlage zum Mitleid oft viel

von seiner natürlichen Eindrucksfähigkeit, die ihm auch Kant nicht abstreiten wollte. Auch Leibniz war schon damit zufrieden, daß er die Unvereinbarkeit der Allgüte Gottes mit den Übeln der Welt widerlegen konnte.

## Schluß.

### Die Festigung der religiösen Überzeugung durch einen empirisch-wertwissenschaftlich motivierten Glaubenswillen und die Wichtigkeit seiner ästhetischen Belebung.

Wer mit uns eine absolute innere Gewißheit für die Volkeltsche Überzeugung sucht, der kann sie bei ihrer logischen Unbeweisbarkeit offenbar nur in dem Glaubenswillen selbst finden, der bei der gleichzeitigen prinzipiellen Unbeweisbarkeit des Gegenteiles in diesem Gebiete des wesentlich Überwissenschaftlichen, echt Metaphysischen niemals als Selbsttäuschung, als Illusion bezeichnet werden darf. Hiermit münden aber unsere Betrachtungen in die nämliche Bahn ein, die wir schon in dem Beitrag zur Festschrift für unseren allverehrten Philosophen, in unserer »Orientierung der Philosophie am Bewußtseinsbegriff« betreten haben.

Gerade weil aber die Festigkeit jener religiösen Überzeugung, aus der auch dem ästhetischen Erlebnis des künstlerischen Schauens und Schaffens ganz neue Kräfte zufließen können, im letzten Grunde selbst nur auf einem Willensvorgang beruht, und nicht auf den Überlieferungen, Ahnungen und Erfahrungen, die ihren wertvollen Inhalt vermittelt haben, so dürfen wir uns dem Einblick in die tatsächliche Möglichkeit, auf dem Gebiete der unser Wollen beherrschenden Wertungen zu relativ allgemeingültigen Urteilen zu gelangen, auf keinen Fall verschließen. Genau so wie wir uns über den Wert einer gesunden körperlichen Nahrung ein für allemal einig sind und wie uns nach dem oben Gesagten der Wert des ästhetischen Verhaltens als solchen rein empirisch für alle Zeiten feststeht, kann für uns bei einem gesunden Leben und Streben auch an dem Werte rechten Gottvertrauens kein Zweifel mehr aufkommen. Soll aber ein solcher Glaube wirklich in allen Herzen wieder kräftig Wurzel schlagen, so muß namentlich auch die Kunst selbst an ihrem Teile

hierzu beitragen. Darf ästhetisches Empfinden schon bei dem philosophischen Nachweis der Berechtigung eines bestimmten Glaubensinhaltes nicht fehlen, wenn Geschmacklosigkeiten in der Ausgestaltung von Einzelheiten vermieden werden sollen, so wird vor allem die Erbauung der Gläubigen von allen Künsten zu heben sein, die schon bisher den Gottesdienst und seine gemeinsame Stätte schön und erhaben gestaltet haben. So wird das erfahrene menschliche Werten und Wollen der Religion die Anerkennung seiner Autonomie in der Beurteilung des Guten und Schönen reichlich zu vergelten imstande sein.

»Die Gipfel der Sittlichkeit und der Gipfel der Dichtkunst verlieren sich in eine Himmelshöhe.«

(Jean Paul, Vorsch. d. Ästh.)

# Literaturberichte.

H. Weimer, Psychologie der Fehler. Leipzig, J. Klinkhardt, 1925. 92 S. 3 Mk.

Das Buch faßt im wesentlichen den Inhalt von Aufsätzen zusammen, die 1922 und 1923 in der Z. f. pd. Ps. erschienen sind. Nach einer Abgrenzung des »Fehlers« vom »Irrtum«, die in der Gegenüberstellung von »Handlung« und »Zustand«, von dem »Versagen psychischer Funktionen« und der »Unkenntnis gewisser Tatsachen« gipfelt, ohne eine Theorie des Fehlermachens zu involvieren, werden die vom Verf. selbst beobachteten bezw. gesammelten Fehler samt ausgewählten Beispielen aus der schon vorliegenden Literatur in der Ordnung ihrer Entstehungsbedingungen mitgeteilt und analysiert. Als Fehlerarten werden aufgezählt: Geläufigkeitsfehler, perseverative Fehler, Ähnlichkeitsfehler, Mischfehler, Gefühls- und willensbedingte Fehler. Man wird manches der mitgeteilten Beispiele vielleicht anders zu erklären geneigt sein, als es der Verfasser tut, z. B. scheint es doch fraglich, ob sogenannte »Vorwirkungsfehler«, die auf der Einmischung eines dem Sprechen voraufeilenden Denkens beispielsweise in den Sprechakt beruhen, zweckmäßigerweise aus der Wirkung von Perseverationen erklärt werden. Wesentlicher ist, daß die ganze Fehleranalyse mit dem Apparat der Assoziationen und Perseverationen unter Zuhilfenahme der Begriffe Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Denken im Sinne von Leistungsbedingungen arbeitet, ohne die von der Gestaltpsychologie und von N. Ach, O. Selz und andern beigebrachten Kategorien psychologischer Erklärung zu benutzen. Zu S. Freuds Verdrängungstheorie wird kurz Stellung genommen, ohne daß ein Beitrag nach dieser Richtung erfolgte. Die reiche Sammlung von Beobachtungsmaterial ist anzuerkennen, in den angegebenen Grenzen ist die vorliegende psychologische Literatur treffend und mit Erfolg benutzt worden; auch ein Fortschritt auf dem Wege zur Theorie der Fehlleistungen ist in dem Buche getan, das insbesonders jedem Lehrer empfohlen werden kann. A. Busemann (Einbeck).

---

Ernst Linde, Geistesbildung durch Sprachbildung. Leipzig, Klinkhardt, 1925. 118 Seiten. Geheftet 4 M.

Am Ende einer langen Lehrtätigkeit stehend, gibt L. eine Gesamtdarstellung des deutschen Unterrichts in der Volksschule. Er führt die fruchtbaren Ideen Hildebrands (S. 39) durch und sucht dem Lehrer das kindliche Geistesleben zu erschließen; so steht das sprachpsychologische Moment mit im Vordergrund. Eine langjährige erfolgreiche Praxis spricht aus den Seiten des Buches. Reich ist dieses auch an kleinen Winken; vgl. die Anregungen zum Wechsel in den Abschreibeaufgaben, um die Aufmerksamkeit wachzuhalten (S. 104). Die auf gleicher Seite abgelehnte

Methode Richard Langes findet mit Recht noch immer Anhänger; in den unteren Klassen der höheren Schulen greift man mehr und mehr nach solchen Ergänzungsübungen, da sie besonders geeignet sind, die Probe aufs Exempel zu machen. A. Römer (Leipzig).

---

Emil Utitz, Der Künstler. Vier Vorträge. Stuttgart, F. Enke, 1925. 64 Seiten. Preis 2.70 Mk.

Die Bedeutung dieser Vorträge liegt vor allem in der klaren Herausarbeitung des Problems einer allgemeinen Kunstwissenschaft, das hier bedeutend schärfer formuliert wird als in des Verfassers zweibändiger »Grundlegung der allgemeinen Kunstwissenschaft«.

Die Ästhetik hat sich seit Baumgarten in eine »luftdünne Isolierung« hineinpraktiziert, indem sie den Begriff des Schönen idealisierend einseitig als das allein Kunstwesentliche zu deuten unternahm. Sie verlor dabei die Fühlung mit dem wirklichen Kunstleben und den historischen Kunstdisziplinen, die lehren, daß in bestimmten Epochen wenigstens die Kunst von viel allgemeineren menschlichen Wertstrebigkeiten bestimmt wird als von bloß ästhetischen. Die Heuristik der psychologischen Analyse der ästhetischen Genießens führte hier nach Utitz zu einer Überbetonung der subjektiven Seite der Kunst. Schon zum Wesen des Erhabenen, Tragischen usw. dringen wir rein ästhetisierend nicht vor. Zur allgemeinen Kunstwissenschaft, der Lösung der Frage nach dem »Wesen der Kunst« gelangt man nur, wenn man sich von dem Vorurteil, aus dem rein Ästhetischen müsse die Autonomie der Kunst restlos hervorgehen, freimacht. Die Frage ist, wie das Künstlerische und rein Ästhetische zueinander steht. Erst die jüngere Kunstgeschichte hat mit strenger Formanalyse den richtigen Weg zur Deutung des Kunstwerkes erschlossen. Max Dessoir hat sodann das Kunstwerk als ein sehr komplexes Kulturprodukt verständlich gemacht, das Träger nicht nur des Ästhetischen, sondern auch des Soziologischen, Ethischen, Intellektuellen, Metaphysischen usw. ist.

Utitz gibt folgende Definition der Kunst: »Kunst ist eine Gestaltung auf das Gefühlserleben, derart, daß ihr Sinn in diesem Erleben sich erschließt.« Dabei versteht er unter diesem Gefühlserleben, das in »notwendige Korrelation zur Gestaltung« zu setzen ist, keinen seelisch-realen Vorgang, sondern »das ideale Korrelat der Gestaltung, durch ihre Eigengesetzlichkeit bedingt«, eine »Subjekt-Objektbeziehung, an der mein Ich nie unbeteiligt ist«. Utitz meint damit, daß das durch die objektive Wesenheit des Kunstwerkes ideell geforderte Gefühlserleben — denken wir etwa an unseren Kunstgenuß bei Werken der Antike, des Mittelalters usw. — in uns nicht erreicht werden kann, sondern eben durch die Bedingtheiten unseres Ich stark individualisiert ist. Diese Individualisierung gehört in das Untersuchungsgebiet der psychologischen Typologie, das ideale Gefühlserleben aber bestimmt die allgemeine Kunstwissenschaft, da es von der Gestaltung erst erzeugt wird. So kann auch z. B. das Ethische in die Kunst eingehen, dadurch, daß es durch Gestaltung so geboten wird, daß es mit über das Künstlerische entscheidet. »So ist der Kunst die ganze Welt aufgegeben.« Natürlich ist das kulturpsychologisch und logisch-Notwendige vor Verwechslung mit dem Künstlerischen zu schützen. Alle Kunstwerte

sind abhängig von der Art der Gestaltung, und diese hängt ab von dem geistigen Inhalt, nicht umgekehrt. »Die Form ist es, die den Gehalt rettet.«

Wenn nun so der ästhetische Kreis des Schönen durchbrochen wird, die verschiedensten Wertinhalte durch die künstlerische Gegebenheitsweise dem Gefühlserleben entgegengetragen werden, so wird gerade das Schöne wieder mit der Gesamtheit der Kunst verbunden durch die distanzierte Einstellung, durch die der Inhalt entgegengenommen wird. Eine bloße Kunst des Schönen ist nur eine Möglichkeit unter den Gestaltungen.

Durch diese Problemstellung seiner allgemeinen Kunstwissenschaft glaubt Utitz »die traurige Isolierung der früheren Ästhetik zu zersprengen«. — In den folgenden Aufsätzen »Zum Schaffen des Künstlers«, »Kunst und Geisteskrankheit« und »Der Charakter des Künstlers« verfolgt er sodann das Problem charakterologisch in einzelne Gebiete. Den glücklichen Gedanken aus dem ersten, daß »im künstlerischen Schaffen das Erleben erst durch die Gestaltung möglich wird«, möchte ich hervorheben, sonst aber auf die konsequenten, sehr interessanten Ausführungen nicht eingehen.

Jancke (Heidelberg).

---

W. Heinsius, Krisen katholischer Frömmigkeit und Konversionen zum Protestantismus. 2. Heft der philosophischen Forschungen, herausgegeben von Karl Jaspers. Berlin, Julius Springer, 1925. 142 Seiten. Preis 6.60 Mk.

Nicht im Dienste einer konfessionellen Polemik soll nach dem Vorwort des Verfassers die vorliegende Schrift wirksam werden; Heinsius erstrebt vielmehr, »daß die notwendige Auseinandersetzung zwischen den beiden großen Gestaltungen christlich-religiösen Lebens immer mehr aus der unfruchtbaren Sphäre dogmatischer Kontroversen oder machtpolitischer Ansprüche hinausgehoben würde in die Sphäre einer Betrachtung, die hinter den konfessionellen Ausprägungen letzte seelische Einstellungen erkennt und achtet.« — Beide Konfessionen faßt H. als Geistestypen: als »anschauliche Ganzheiten letzter Wertungen und Einstellungen« (S. 6). Die innere Bewegtheit, »die Dynamik« eines Geistestypus tritt am deutlichsten in Kämpfen und Krisen, der katholische Geistestypus insbesondere dann hervor, wenn die autoritativ und traditionell bedingte Geborgenheit erschüttert wird und die Frage nach einem noch tiefer gegründeten Halt entsteht (S. 1). So werden von H. solche Fälle der Krisen, unter Beschränkung auf das 19. Jahrhundert, dargeboten. Der Verfasser legt seine Gründe dar, weshalb er dem kasuistischen Teil einen systematischen — erst während der Bearbeitung des biographischen Materials gewonnenen — Teil vorausschickt (S. 5), nämlich um dem Leser durch das bunte Vielerlei der Kasuistik den Weg zu bahnen; es handelt sich also durchaus nicht um eine apriorische Konstruktion. Wie sich H. einerseits an Jaspers anlehnt, so deutet er anderseits die Verbindungslinien zur Soziologie der Religion (Troeltsch, M. Weber) an. Die Psychologie der Krisen erwächst unter Trennung folgender Hauptgruppen: 1. Die Krisis auf dem Boden des religiös verinnerlichten Katholizismus zu Beginn des 19. Jahrhunderts (M. Boos, Joh. Mich. Sailer, Joh. Nep. v. Ringseis,

Joh. Goßner, Al. Henhöfer, Ig. Lindl, J. Ev. G. Lutz), 2. die Krisis auf dem Boden der Aufklärung und der rationalistischen Zersetzung des Katholizismus (I. H. v. Wessenberg, J. B. Schad, K. A. v. Reichlin-Meldegg, H. König), 3. die Krisis auf dem Boden des Ultramontanismus und der modernen Weltanschauungskämpfe, A. gegen den päpstlichen Absolutismus (I. v. Döllinger, D. Haneberg, K. J. v. Hefele, F. H. Reusch, L. Graf v. Sedlnitzky, Freih. K. v. Richthofen), B. gegen die Ausschließung des modernen Geisteslebens (H. Schell, F. X. Kraus, G. Spicker, P. Graf v. Hoensbroech). Von den Krisen (S. 20f.) führen zur Hinwendung zum Protestantismus nur die Fälle einer Krisis im Zentrum des religiösen Verhältnisses und — der zweite Typus — die Fälle einer Krisis in der Peripherie, in der Sphäre des Rationalen, also wenn die objektiven Lehrsätze durch Kritik zersetzt werden (S. 128).

A. Römer (Leipzig).

---

Otto Mann, Der moderne Dandy. Ein Kulturproblem des 19. Jahrhunderts. (Philosophische Forschungen, herausgegeben von Karl Jaspers, Bd. 1.) Berlin, Jul. Springer, 1925.

Diese verdienstvolle Arbeit sucht psychologisch-einfühlend den historischen Sinn des Dandytums zu veranschaulichen. Das Dandytum ist ein Symptom seiner Zeit, doch so, daß es nicht so sehr ihr Produkt, sondern eine Reaktion gegen ihre Kulturlage und deren Zielstrebigkeit ist. Es will »als Spannungsproblem begriffen werden«. »Als Inbegriff einer höchsten, verfeinerten Kultur, deren Pflege die oberste und alleinige Aufgabe des Lebens zu sein schien«, war es wohl in sich schöpferisch für eine einmalige Existenz, jedoch ohne Zukunft. Dem Verfasser ist seine Aufgabe in ausgezeichneter Weise gelungen, weil ihm das persönliche Erlebnis jener Kulturreaktion sowohl wie wiederum das Erlebnis seiner Überwindung zu Gebote standen, um das Problem tiefer als bloß historisch zu fassen. Das Material wird beschafft durch Verarbeitung der reichen Literatur, die sich an die Namen der bedeutenden Dandys knüpft, vor allem jenes sympathischsten und geschmackvollen Gentlemen George Bryan Brummell, sodann O. Wilde, Wainewright, Bulwer, Byron usw. in England, Barbey d'Aurevilly, Baudelaire usw. in Frankreich. Das formverachtende Deutschland fehlt. Die ganze Einstellung der Untersuchung als einer einfühlend psychologischen bringt es mit sich, daß die psychischen Gesetzmäßigkeiten, die sich in dem geschichtlichen Auf- und Abstieg des Dandysmus allgemein und in dem persönlichen Illusionismus der einzelnen Dandys individuell beobachten lassen, noch als Einmaligkeiten gefaßt werden. Sie sind sehr gut herausgearbeitet, bleiben aber einmalig-historische Konsequenzen. Hier könnte das Problem noch für die Moral- und Kulturpsychologie vollkommener ausgenützt und durchgeführt werden.

H. Jancke (Heidelberg).

Vor kurzem erschien:

# Fichtes sämtliche Werke

Herausgegeben von J. H. Fichte

8 Bände

## Nachgelassene Schriften

Herausgegeben von J. H. Fichte

3 Bände

Der Preis der 11 Bände in Ganzleinen gebunden G. M. 150.—

Die Ausgabe wird nur vollständig abgegeben

Unter den Vertretern des deutschen Idealismus, den Folgern Immanuel Kants, steht Johann Gottlieb Fichte an der ersten Stelle. Sein Denken hat für unsere Zeit erneut hohe Bedeutung gewonnen: durch die Wissenschaftslehre wird er zum Vorgänger der subjektivistischen Richtungen der heutigen Philosophie; die Sittenlehre gilt jetzt noch als Wegweiser einer Ethik, die von dem Postulat einer übersinnlichen Weltordnung ausgeht; die Romantik fußt auf Fichte; seine Natur- und Geschichtsphilosophie leuchtet Schelling und Hegel vor. Zumal durch die Pädagogik und ihre hohe praktische Auswertung in den „Reden an die deutsche Nation" wirkt er aufs stärkste ins Leben der Gegenwart hinein und gewinnt immer mehr die Stelle eines Führers und Lehrers des deutschen Volkes.

Bisher ist nur eine einzige Ausgabe der Werke Fichtes vorhanden, die von seinem Sohne in 11 Bänden veranstaltete (Berlin 1845—1846). Allein hier findet man die Möglichkeit eines Gesamtüberblicks seines Schaffens, um so mehr, da eine Anzahl der Schriften in den Einzeldrucken sehr selten geworden sind. Aber auch diese einzige Ausgabe zählt jetzt zu den Seltenheiten.

Deshalb haben wir uns entschlossen, von dieser Ausgabe in einem vorzüglichen photographischen Verfahren einen vollständigen, der Vorlage buchstäblich gleichenden **Neudruck** herzustellen, der jetzt fertig vorliegt. Er wird in vielen öffentlichen und privaten Bibliotheken eine empfindliche Lücke ausfüllen und der Beschäftigung mit dem „deutschesten" Denker verstärkte Anregung gewähren.

**Mayer & Müller G. m. b. H., Leipzig**

AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT m. b. H. IN LEIPZIG

# Die Formen der Wirklichkeit

Vorträge, gehalten in der
Kieler Ortsgruppe der Kant-Gesellschaft
zum 200. Geburtstage Kants

von

**G. Martius** und **J. Wittmann**
ehem. Prof. a. d. Univ. Kiel — a. o. Prof. a. d. Univ. Kiel

114 Seiten. Preis: Goldmark 5.—

Der erste Teil der Schrift von J. WITTMANN handelt über

**Raum, Zeit und Wirklichkeit**
(zugleich eine Würdigung der Lehre Kants)

Der zweite Teil von G. MARTIUS über

**Die Kategorienlehre Kants**

In diesen Arbeiten werden Kants kritische Grundideen vom wirklich empirischen Standpunkt, wie Biologie und Psychologie ihn heute bieten, in einfacher, klarer Form entwickelt.

---

# Literarische Wochenschrift

**Kritisches Zentralblatt für die gesamte Wissenschaft**

Begründet und herausgegeben von Prof. Dr. Ed. Zarncke, Leipzig
Schriftleitung: Dr. O. Lerche, Weimar, Marienstraße 14

Etwa 500 Mitarbeiter aus allen Gebieten
der Wissenschaft und des geistigen Lebens

Jährlich 52 Nummern, im Umfange von je
2 Bogen 4°. Preis RM 32.—
Probenummern und Prospekt kostenlos

Die Literarische Wochenschrift ist auf dem Gesamtgebiete der internationalen Wissenschaft ein umfassender kritischer Führer, der durch Mitarbeit hochangesehener Gelehrter aller Fächer eine unentbehrliche Ergänzung zu jedem Fachblatt ist.

## R. Wagner Sohn, Verlag
Weimar

Buchdruckerei von Robert Noske in Borna-Leipzig.

JAN 25 1926

# ARCHIV

FÜR DIE

# GESAMTE PSYCHOLOGIE

BEGRÜNDET VON E. MEUMANN

ORGAN DER GESELLSCHAFT FÜR EXPERIMENTELLE PSYCHOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG

VON

N. ACH, E. BECHER, H. HÖFFDING, F. KIESOW, A. KIRSCHMANN, O. KLEMM, E. KRAEPELIN, F. KRUEGER, C. MARBE, G. MARTIUS, A. MESSER, R. SOMMER, G. STÖRRING, J. WITTMANN

HERAUSGEGEBEN VON

W. WIRTH

LIII. BAND, 4. HEFT

MIT 16 TEXTFIGUREN

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

LEIPZIG

AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT M. B. H.

1925

Printed in Germany

Ausgegeben am 5. Dezember 1925

# Inhalt des 4. Heftes.


Seite

Karl Heuler, Moderne und deskriptive Psychologie . . . . . 341
R. Pauli, Eine Meßvorrichtung für psychische Zeiten. Mit 3 Figuren im Text . . . . . 383
Alois Mager, Neue Versuche zur Messung der Geschwindigkeit der Aufmerksamkeitswanderung. Mit 13 Figuren im Text . . . . . 391
R. Kiesow, Über die Vergleichung linearer Strecken und ihre Beziehung zum Weberschen Gesetze . . . . . 433
F. Kiesow, Zur Kritik der Eidetik . . . . . 447
Christian Rogge, Der psychologische Ablauf der Wortzusammensetzung . 485

Literaturberichte:

M. Leinert, Die Sozialgeschichte der Großstadt. (*A. Busemann*) . . . 501
Paul Häberlin, Der Beruf der Psychologie. Nach der Baseler Antrittsvorlesung vom 13. November 1922. (*Aloys Müller*) . . . . . 501
Anna Tumarkin, Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Psychologie. (*Aloys Müller*) . . . . . 502
Dr. Ferdinand Weinhandl, Über Urteilsrichtigkeit und Urteilswahrheit. (*Aloys Müller*) . . . . . 503
Gabriel Compayré, Die Entwicklung der Kindesseele (*Aloys Müller*) 504
Otto Löwenstein, Experimentelle Hysterielehre, zugleich ein Versuch zur experimentellen Grundlegung der Begutachtung psychogener Unfallfolgen. (*Richard Hellmuth Goldschmidt*) . . . . . 505
L. Lewin, Phantastica. Die betäubenden und anregenden Genußmittel, für Ärzte und Nichtärzte. (*O. Sterzinger*) . . . . . 508
Ludwig Klages, Einführung in die Psychologie der Handschrift. (*O. Sterzinger*) . . . . . 509
Jost Milde, Menschenkenntnis und Schrift. (*O. Sterzinger*) . . . . . 511
W. v. Gulat-Wellenberg, Graf Carl v. Klinckowstroem, Hans Rosenbusch, Der physikalische Mediumismus. (*A. Römer*) . . . . . 511


## Bemerkungen für die Mitarbeiter.

1. Das **Archiv** erscheint in Heften, deren je vier einen Band bilden.
2. Sämtliche **Handschriften** sind druckfertig an Prof. Dr. W. Wirth, Leipzig, Haydnstraße 6 III, einzuliefern; größere Änderungen im Satz sind unzulässig. Die Veröffentlichung geschieht in der Reihenfolge des Eingangs, jedoch bleiben Änderungen vorbehalten.
3. **Zeichnungen** sind auf besonderen Blättern zu liefern; außergewöhnliche Anforderungen an die Herstellung der Abbildungen bedingen vorherige Vereinbarung.
4. **40 Sonderdrucke** der Abhandlungen werden unberechnet geliefert, weitere können nur gegen Berechnung geliefert werden. Von Referaten werden keine Sonderdrucke geliefert.
5. **Korrekturen** sind umgehend zu erledigen und an die Verlagsbuchhandlung (ohne die Handschrift) zurückzusenden. **Korrekturkosten, die der Autor selbst verschuldet hat, werden vom Verlage nur bis GM. 4.—** pro Bogen **getragen.**
   Änderungen des Aufenthalts sind dem Verlage sofort mitzuteilen.
6. Die **Orthographie** ist die in Deutschland, Österreich und der Schweiz amtlich eingeführte (s. Duden, Rechtschreibung).
7. Erfüllungsort für beide Teile ist Leipzig.

**Herausgeber und Verlagsbuchhandlung.**

(Aus dem Psychologischen Institut der Universität Würzburg.)

# Moderne und deskriptive Psychologie.

Von

Dr. **Karl Heuler.**

## Inhaltsverzeichnis.

I. Allgemeiner Teil. Seite

§ 1. Experimentelle Psychologie und alte empirische Psychologie . . 341
§ 2. Die experimentelle und die deskriptive Psychologie . . . . . 349

II. Spezieller Teil.

§ 3. Darstellung und Kritik der deskriptiven Methode an H. Maiers ›Psychologie des emotionalen Denkens‹ . . . . . 356
Zusammenfassung . . . . . 381

## I. Allgemeiner Teil.

### § 1.

### Experimentelle Psychologie und alte empirische Psychologie.

Wenn wir heute von Psychologie schlechtweg oder von moderner Psychologie sprechen, so haben wir die experimentelle Psychologie im Auge. Dabei charakterisieren wir diese Psychologie als eine positive Wissenschaft und unterscheiden sie von der philosophischen oder spekulativen Psychologie einerseits und der alten empirischen Psychologie andererseits. Die eigentliche philosophische Psychologie sowohl, die sich mit den transzendentalen Problemen, dem Substanzproblem und Unsterblichkeitsproblem usw. beschäftigt, als auch die alte empirische Psychologie müssen der Philosophie zugezählt und als Philosophie behandelt werden.

Unter der alten empirischen Psychologie verstehen wir alle jene Psychologien, die sich zwar mit den Tatsachen des Bewußtseins auf der Grundlage der Erfahrung beschäftigten, die aber zur Untersuchung dieser Tatsachen sich noch keiner geeigneten einwandfreien Methoden bedienten, so daß wir ihre Ergebnisse nicht für solche einer positiven Wissenschaft ansehen können. Dieser von uns als alte empirische Psychologie bezeichnete Teil der Philosophie kann bis ins Altertum zurück verfolgt werden. Wir können schon Plato miteinbeziehen, insofern als er in seinem »Phädrus« gewissermaßen die beiden Assoziationsgesetze der Ähnlichkeit und Berührung entdeckte: »Sowohl ein Bild der Lyra erinnert an diese als auch der Anblick des Lyraspielers« [1]). Gewiß werden psychische Gesetzmäßigkeiten bei Plato noch nicht um ihrer selbst willen mit Exaktheit konstatiert. Diese Phänomene werden nur nebenbei erwähnt, die metaphysische Erklärung dieser mehr oder weniger zufällig festgestellten psychischen Tatsachen nehmen in Platons Psychologie weitaus den größten Raum und das größere Interesse ein. Aber immerhin haben wir es hier bereits mit erfahrungsmäßiger Feststellung psychischer Tatsachen zu tun, und insofern kann man bei Plato von den ersten Anfängen einer empirischen Psychologie in dem oben angedeuteten Sinne reden.

Schon bei Aristoteles werden diese Untersuchungen gründlicher und ausgedehnter. Diese alte empirische Psychologie zieht sich dann durch die ganze Entwicklung der Philosophie. Ihr letzter großer Vertreter ist Friedrich Herbart. Nochmals sei aber hervorgehoben, daß sie nur für einen Teil der Philosophie gelten muß und deshalb zur positiven Wissenschaft in einen gewissen Gegensatz tritt.

»Der Begriff der Wissenschaft fällt bei den alten Griechen und bis in die Neuzeit mit dem der Philosophie im weiteren Sinne zusammen. Alle die Disziplinen, die wir heute als positive Wissenschaft dieser Philosophie gegenüberstellen, haben sich direkt oder indirekt aus der allgemeinen Philosophie heraus zu besonderen Wissenschaften abgehoben, und wir betrachten heute dann eine Disziplin als eine positive Wissenschaft, wenn sie geeignete einwandsfreie Methoden zur Untersuchung ihrer Gegen-

1) Siehe M. Dessoir, Abriß einer Geschichte der Psychologie, Heidelberg 1911, S. 27. Hierzu auch O. Klemm, Geschichte der Psychologie, Leipzig und Berlin 1911, S. 223.

stände gefunden hat; während wir die Gebiete, die sich eines solchen methodologischen Fortschrittes noch nicht erfreuen, immer noch als philosophische in Anspruch nehmen[1].«

Dieses letztere trifft für die ganze alte empirische Psychologie zu.

Beispiele für den oben angeführten Satz sind die Mathematik, die sich schon im frühen Altertum von der Philosophie loslöste und selbständig wurde, die Physik, die erst später, zu Beginn der Neuzeit, ihre geeigneten Methoden fand und sich aus der Philosophie zu einer positiven Wissenschaft entwickelte und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Psychologie.

Der Vater der experimentellen Psychologie ist Gustav Theodor Fechner, der mit seinem 1860 erschienenen Werk »Elemente der Psychophysik« erstmalig den Weg einschlug, auf dem die Psychologie weitergehend zu einer Tatsachenwissenschaft im Sinne der Naturwissenschaft wurde. Den entscheidenden Schritt, durch den die Psychologie aus dem Rahmen der Philosophie herausgehoben und zu einer positiven Wissenschaft gemacht wurde, tat Fechner mit der Anwendung des Experiments im engeren Sinne bei der Untersuchung von Bewußtseinsvorgängen.

Dabei verstehen wir mit Marbe[2]) »unter Experiment im engeren Sinne diejenige Beobachtung oder Wahrnehmung eines in seinem Eintritt oder Ablauf willkürlich beeinflußten Erlebnisses, welche unter bekannten künstlich variierbaren Bedingungen stattfindet«. Ein solches Experiment im engeren Sinne liegt z. B. dann vor, »wenn wir die Abhängigkeit der Ausdehnung eines Metallstabes von der Temperatur studieren. Wir geben dann dem Metallstab der Reihe nach verschiedene Temperaturen, um bei jeder einzelnen seine Ausdehnung mit Hilfe eines geeigneten Maßstabes zu messen. Dabei tragen wir dafür Sorge, daß die Temperatur in der Zeit, während welcher wir die Messungen ausführen, möglichst konstant ist. Der zu beobachtende Gegenstand, der Metallstab, befindet sich also bei diesem Versuch unter bekannter künstlich variierbarer Temperatur, also unter konstanten künstlich variierbaren Beding-

1) K. Marbe, Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen Bd. 1 (1913) S. 66.

2) K. Marbe, Experimentell-psychologische Untersuchungen über das Urteil, Leipzig 1901, S. 8.

ungen. Wir haben es somit hier in der Tat mit einem Experiment im engeren Sinne zu tun« [1]).

Eine exakte Behandlung, wie sie durch das Experiment im engeren Sinne verbürgt wird, war bis Fechner den Bewußtseinsvorgängen nicht widerfahren.

Das Wesen der alten Schule kann man mit Th. Ribot [2]) treffend durch die beiden Worte: »Selbstbeobachtung und Schließen« charakterisieren, und Ribot hat recht, wenn er die Selbstbeobachtung, wie sie in der alten Schule betrieben wurde, als nicht wissenschaftliche Methode verwirft. Aber nur diese Selbstbeobachtung im Sinne der alten Schule.[3]) Denn die alte empirische Psychologie benutzte lediglich das Experiment im weiteren Sinne. Wir verstehen darunter nach Marbe [4]) die Wahrnehmung oder Beobachtung von Erlebnissen, die in ihrem Eintritt oder Ablauf willkürlich beeinflußt sind. »Ein Experiment in diesem Sinne liegt schon vor, .... wenn wir uns auf früher erlebte Vorgänge besinnen, um die dabei ablaufenden Bewußtseinsvorgänge zu studieren.« Solcher Art waren die Untersuchungen der alten Psychologie. Dabei waren die Bedingungen, unter denen diese Selbstbeobachtungen angestellt wurden, weder bekannt noch künstlich variierbar. Diese beiden Punkte stellen natürlich wesentliche Momente des Experiments (im engeren Sinne), wie es heute allgemein in der Naturwissenschaft gebräuchlich ist, dar, und sie ermöglichen erst eine exakte, einwandfreie Untersuchung der Gegenstände. Sind die Bedingungen, unter denen wir operieren, bekannt und können diese Bedingungen künstlich variiert werden, so ist die Gefahr, mit der wir zufällige Momente oder solche, die dem Experimentierenden wichtig erscheinen, zu wesentlichen Momenten erheben, nahezu vollkommen ausgeschlossen. Andererseits erlagen aber gerade dieser Gefahr viele Psychologen der alten Schule. Außerdem wurde der Wert der alten Psychologie dann noch herabgesetzt durch das Erschließen anderer unbekannter Bewußtseinstatsachen aus beobachteten. Für diese

---

1) K. Marbe a. a. O. S. 3f.

2) Th. Ribot, Die experimentelle Psychologie der Gegenwart in Deutschland, Braunschweig 1881, S. 3.

3) Wir werden weiter unten sehen, daß auch die Selbstbeobachtung als wissenschaftliche Methode unter gewissen Bedingungen verwertet werden kann und tatsächlich in der modernen Psychologie mit Erfolg verwertet worden ist.

4) K. Marbe a. a. O. S. 3.

erschlossenen Erlebnisse beanspruchte man ebenso Realität wie für die erfahrungsmäßig festgestellten, aber: »was sein muß, ist nicht; das Erschlossene bewahrheitet sich nicht, die Logik bejaht, wo die Wissenschaft verneint«[1]).

Angesichts solcher Methoden kann man der alten Psychologie nicht das Zugeständnis machen, eine positive Wissenschaft zu sein. Sie gehört eben noch gemäß der obenangeführten Definition der positiven Wissenschaften, wie schon des öftern erwähnt, in das Gebiet der Philosophie. An Stelle dieser mehr oder weniger großen Willkür in der alten Psychologie tritt die exakte experimentelle Untersuchung in der modernen. Über die Methoden in der modernen Psychologie und besonders über die exakten psychischen Maßmethoden existiert eine umfangreiche Literatur aus der Zeit, da die Psychologie noch um die Loslösung von der Philosophie und um ihre Existenzberechtigung als positive Wissenschaft rang. Wir erachten es nicht als unsere Aufgabe, die dort behandelten Fragen, ob, inwieweit und auf welche Weise Messungen psychischer Tatsachen vorgenommen werden können, von neuem ganz oder teilweise zu behandeln. Über alle Theorie geht in diesem Falle die Praxis, und hier hat die Entwicklung der experimentellen Psychologie gezeigt, daß eine exakte Behandlung der psychischen Tatsachen möglich und ersprießlich ist.

Wenn wir in großen Zügen den Werdegang dieser jungen Wissenschaft aufzeigen wollen, so beginnen wir mit Gustav Theodor Fechner, der, indem er zum ersten Male die Möglichkeit der Anwendung exakter Methoden bei der Untersuchung psychischer Tatsachen praktisch nachwies, gleichsam den Grund zur experimentellen Psychologie legte. Fechner wollte lediglich das Abhängigkeitsverhältnis zwischen Leib und Seele feststellen, und er erfand zu diesem Zweck seine exakten Methoden. Mit dieser Tat hat er aber mehr geleistet, »als er selbst Wort haben wollte. Indem er zeigte, daß auf die Tatsachen des Bewußtseins, insofern sie mit äußeren Einwirkungen in unmittelbarer Wechselbeziehung stehen, in ähnlicher Weise exakte Methoden sich anwenden lassen, wie auf die äußeren Naturvorgänge selber, ist er der Begründer der experimentellen Psychologie geworden. Die Psychophysik, die er anbaute, war nur die

1) Th. Ribot, Die experimentelle Psychologie der Gegenwart in Deutschland, Braunschweig 1881, S. 5.

erste Eroberung auf einem Felde, dessen weitere Besitznahme erhebliche Schwierigkeiten nicht mehr bieten konnte, nachdem einmal dieser Anfang gemacht war«.[1])

Zunächst regte Fechner zahlreiche psychophysische Untersuchungen auf allen Sinnesgebieten an, besonders auf dem Gebiet des Gesichts, Gehörs und Tastsinns. Zugleich entspann sich eine lebhafte Diskussion über die exakten psychischen Maßmethoden, in deren Verlauf besonders Wundt die Möglichkeit der exakten Messungen psychischer Tatsachen vertrat und die Einführung des Experiments in die Psychologie rechtfertigte[2]). Einen großen Raum nehmen weiter die Reaktionsversuche in Anspruch, zu denen die werdende Wissenschaft teils aus der Astronomie, teils aus der Physiologie die Anregung empfing. Indem L. Lange[3]) auf die Bedeutung des jeweiligen Bewußtseinszustandes für die Länge der Reaktionszeit aufmerksam machte, hob er den psychologischen Wert dieser Untersuchungen wesentlich.

In diese Zeit fallen auch die sinnesphysiologischen Untersuchungen, besonders der höheren Sinnesgebiete, die Analyse der Gesichts-, Raum- und Gehörswahrnehmungen (Helmholtz Hering, v. Kries, Wundt, Stumpf, Schumann).

Indessen, alle diese Arbeiten tragen noch deutlich teils psychologischen, teils physiologischen Charakter, wie auch die Untersuchungen über die Gefühle und Affekte, die ich an dieser Stelle noch erwähnen möchte. Man stellte noch nicht vom rein psychologischem Gesichtspunkt aus experimentelle Untersuchungen über die Bewußtseinsvorgänge an. Erst allmählich entfernte man sich von diesen Gebieten als Grenzgebieten der Psychologie mehr und mehr, und hier war es wieder Wundt, der das psychologische Moment bei diesen Untersuchungen entschieden betonte[4]). In den experimentellen Untersuchungen H. Ebbing-

1) W. Wundt, Zur Erinnerung an Gustav Theodor Fechner, Philosophische Studien Bd. IV (1883) S. 477.

2) W. Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele, Leipzig 1863, Vorrede.

3). L Lange, Neue Experimente über den Vorgang der einfachen Reaktion auf die Sinneseindrücke, Philosophische Studien Bd. IV (1888) S. 479 ff. Siehe auch G. Martius, Über die muskuläre Reaktion und die Aufmerksamkeit, Philosophische Studien Bd VI S. 167 ff.

4) Siehe O. Klemm, Geschichte der Psychologie, Leipzig und Berlin 1911, S. 141 ff.

haus' und G. E. Müllers über das Gedächtnis und über den Vorstellungsverlauf fand dann endlich das Experiment volle Anwendung bei der Untersuchung rein psychischer Tatsachen.

Einen wesentlichen Fortschritt in der modernen Psychologie bedeutete aber die Untersuchung höherer Bewußtseinsvorgänge, des Denkens und Wollens[1]) mittels des Experiments. Zum erstenmal nahm Marbe[2]) die Lösung des Problems der Denkvorgänge auf rein experimentellem Wege in Angriff und zeigte, daß eine experimentelle Behandlung der höheren Bewußtseinsvorgänge nicht nur möglich, sondern zur einwandfreien Lösung dieser Fragen unbedingt notwendig sei.

Bei diesen Versuchen bediente sich Marbe zugleich erstmalig der systematischen Selbstwahrnehmung im größeren Umfang. Wenn wir oben Ribot zugestanden, daß die Selbstbeobachtung als nicht wissenschaftliche Methode zu verwerfen sei, so gilt das nur unter der Voraussetzung, daß sie, wie das in der alten Schule der Fall war, nicht systematisch betrieben wird, daß man sich ihrer bedient, ohne sie mit dem Experiment im engeren Sinne zu verbinden, d. h., daß man sie anstellt, ohne die Bedingungen, unter denen sie angestellt wird, zu kennen und diese Bedingungen künstlich variieren zu können. Marbe verband jedoch die Selbstbeobachtung bei seinen Versuchen mit dem Experiment im engeren Sinne und erhob so die Selbstwahrnehmung zu einer wissenschaftlichen Methode, die auch dann zur Untersuchung der höheren Bewußtseinsvorgänge allgemein Eingang fand.

In dieser Schrift über das Urteil prägt Marbe auch zwei Begriffe, die für die moderne Psychologie von Wichtigkeit sein dürften, nämlich den der künstlichen Wahrnehmung und Beobachtung, dem er den der natürlichen Wahrnehmung und Beobachtung gegenüberstellt. Er sagt dort: »Alle Wahrnehmungen und Beobachtungen, welche in Verbindung mit technischen Hilfsmitteln irgendwelcher Art ausgeführt werden, wollen wir als künstliche Wahrnehmung oder Beobachtung bezeichnen, im Gegensatz zu den anderen (sc. bei denen keine technischen Hilfsmittel gebraucht werden), welche natürliche heißen sollen.«[3])

1) N. Ach, Über die Willenstätigkeit und das Denken, Göttingen 1905.

2) K. Marbe, Experimentell-psychologische Untersuchungen über das Urteil, Leipzig 1901.

3) K. Marbe a. a. O. S. 3.

Künstliche Wahrnehmung bezw. Beobachtung liegen z. B. vor, »wenn wir das Längenverhältnis zweier Strecken mit einem geeigneten Maßstab feststellen, oder wenn wir den Ablauf unserer Vorstellungen dadurch studieren, daß wir über dieselben Protokoll führen«[1]). Es ist selbstverständlich, daß durch die Verbindung der Wahrnehmung oder Beobachtung mit technischen Hilfsmitteln die Genauigkeit und damit der Wert der Untersuchungen stark gefördert werden.

In neuerer Zeit gewinnt ferner die Statistik als selbständige Untersuchungsmethode neben dem Experiment mehr und mehr an Bedeutung in der modernen Psychologie[2]).

So sehen wir, wie die moderne Psychologie, ausgehend von der Psychophysik, sich allmählich zu einer positiven Wissenschaft entwickelt hat, deren Bestreben es ist, mittels einwandfreier Methoden die Bewußtseinsvorgänge zu untersuchen, zur Kenntnis derselben und ihrer Funktionsweise zu gelangen. Dabei geht sie voraussetzungslos an die Untersuchung der in ihr Gebiet fallenden Tatsachen. Sie vermeidet wie jede positive Wissenschaft alle nicht unbedingt notwendig Hypothesen und jede Spekulation.

Eine Psychologie im Sinne der alten empirischen Psychologie hat heute keine Existenzberechtigung mehr. Sie ist von der modernen experimentellen Psychologie überholt und deshalb aufzugeben. Fragen, die durch die positive Wissenschaft beantwortet werden können, müssen von dieser beantwortet werden, und wir dürfen die Lösung derselben nicht von der Philosophie erwarten, wenn anders man es nicht vorziehen wollte, Irrwege einzuschlagen. Solche Irrwege würde man jedoch gehen, wenn man die Untersuchung der Bewußtseinsvorgänge auf eine Art und Weise vornähme, wie das in der alten empirischen Psychologie üblich war.

---

1) K. Marbe a. a. O. S. 2f.

2) K. Marbe, Die Gleichförmigkeit in der Welt, München 1919, Bd. 2 S. 61 ff. K. Marbe, Über den Rhythmus der Prosa, Gießen 1904.; J. Dauber, Die Gleichförmigkeit des psychischen Geschehens und die Zeugenaussage, Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen Bd. 1 (1913) S. 83 ff.; W. Peters, Über Vererbung psychischer Fähigkeiten, Fortschritte der Psychologie Bd. 3 (1915) S. 185 ff.; K. Marbe, Über Unfallversicherung und Psychotechnik, Praktische Psychologie (1923) Heft 9 S. 257 ff.; K. Marbe, Untersuchungen zur Unfallstatistik, Zeitschrift für die gesamte Versicherungswissenschaft Bd. 24 S. 198 ff.; M. Zillig, Qualität und Tempo bei fortlaufender Arbeit, Zeitschrift für Psychologie Bd. 95 (1924) S. 274 ff. usw.

Anders steht es mit jenen Problemen, die die Psychologie als positive Wissenschaft nicht mehr behandeln kann, mit dem Substanzproblem, dem Unsterblichkeitsproblem usw. Derartige Fragen fallen heute wie ehedem der Philosophie zu. Damit jedoch, daß die moderne Psychologie die Behandlung solcher Fragen als nicht in ihren Bereich gehörig ablehnt, gesteht sie keineswegs eine Schwäche ein. Im Gegenteil. Das Vertrauen zu ihr als positiver Wissenschaft kann so nur gehoben werden. Übrigens teilt sie hier nur das Schicksal aller positiven Wissenschaften, denn es dürfte allgemein bekannt sein, daß schließlich jede Wissenschaft auf Fragen führt, die von ihr selbst nicht mehr gelöst werden können und die zu beantworten eben Sache der Philosophie ist[1]).

Wir können die alte und moderne Psychologie charakterisieren, indem wir ihre Gegensätze so dartun: Die alte empirische Psychologie beruht auf natürlicher Wahrnehmung und Beobachtung und auf dem Experiment im weiteren Sinne, die moderne Psychologie fußt auf künstlicher Wahrnehmung und Beobachtung, dem Experiment im engeren Sinne und auf der Statistik.

## § 2.

## Die experimentelle und die deskriptive Psychologie.

In unseren bisherigen Untersuchungen hatten wir uns eine möglichst eindeutige Charakterisierung der experimentellen Psychologie zum Ziele gesetzt. Zu diesem Zwecke stellten wir sie der alten empirischen Psychologie, die sie gewissermaßen ablöste, gegenüber. Wir verglichen die Methoden dieser beiden Richtungen und mußten zu dem Resultat kommen, daß allein die Methoden der experimentellen Psychologie einwandfrei sind und infolgedessen allein sie es ist, die uns Aufschlüsse erteilen kann, die wir als brauchbar hinnehmen können. Während so die alte empirische Psychologie als überwunden betrachtet werden muß, werden in neuerer Zeit verschiedene Stimmen laut gegen die experimentelle Psychologie.

Teils versucht man sie als nicht genügend fundiert oder als überhaupt vollkommen verfehlt gänzlich abzulehnen, teils

---

1) Vorlesung von Herrn Prof. K. Marbe, Einleitung in die Philosophie, S.-S. 1923.

gestattet man ihr neben verschiedenen anderen Methoden auch eine zu sein, die ergänzend zur Untersuchung psychischer Tatsachen herangezogen wird. Besonders angesichts der unbestreitbaren Erfolge bei der Untersuchung der niederen Bewußtseinsvorgänge möchten sie manche dort nicht ganz missen. Aber was die höheren Bewußtseinsvorgänge anlangt, hält man ihre Methode für ganz ungeeignet, auch nur einigermaßen Licht hinter diese psychischen Tatsachen zu bringen. Man wirft der modernen experimentellen Psychologie vor, daß sie in Verkennung des Stoffes, den sie zu untersuchen habe, und der Art und Weise, wie uns dieser Stoff gegeben ist, die Experimente ohne alle Modifikation einfach von der Naturwissenschaft übernommen habe[1]). Ja man versucht evident darzutun, daß die Materie der Psychologie von der der Naturwissenschaft so verschieden sei, daß sich von vorneherein die Möglichkeit der Anwendung der Experimente überhaupt auf rein psychische Tatsachen verneint. Kurz gesagt, man hält die experimentelle Psychologie nicht für befähigt, in allen Stücken brauchbare Resultate zu liefern.

Als die beiden Hauptrichtungen, auf die sich die oben angeführten Sätze verteilen, seien hier erwähnt die Phänomenologie und die deskriptive oder auch analytische Psychologie (deren Hauptvertreter Th. Lipps, Rehmke und Cornelius sind). Wir werden uns in der folgenden Abhandlungen jedoch allein mit der sog. deskriptiven Psychologie, wie wir sie künftig nennen werden, auseinandersetzen. Nicht, daß damit gesagt sein sollte, daß es nicht ebenso interessant wie ersprießlich wäre, experimentelle Psychologie und Phänomenologie einmal einander gegenüberzustellen und abzuwägen. Eine solche Erweiterung würde aber den Rahmen unserer Arbeit sprengen.

Es ist nun bezeichnend für die deskriptive Psychologie, daß sie in ihren Ergebnissen kein einheitliches Bild darstellt, sondern daß es beinahe ebensoviel Nuancierungen innerhalb dieser Richtung gibt, als Vertreter genannt werden können. Es wird das, wenn wir auf die Methoden der deskriptiven Psychologie und auf konkrete Fälle näher eingehen, verständlich werden.

Allen deskriptiven Psychologen aber ist die Ablehnung des Experiments als Methode bei der Untersuchung psychischer Tatsachen gemeinsam, sei es, daß sie das Wesen des Experiments, wie es in der experimentellen Psychologie gebräuchlich ist, ver-

---

1) Siehe Th. Erismann, Die Eigenart des Geistigen, Leipzig 1924.

kennen, oder daß sie die Anwendungsmöglichkeit des Experiments bei psychologischen Untersuchungen überhaupt leugnen.

Unsere Aufgabe wird deshalb vorerst darin bestehen, das Wesen des Experiments, wie es in der modernen experimentellen Psychologie benutzt wird, darzutun und die Möglichkeit seiner Anwendung bei der Untersuchung unserer Erlebnisse zu beweisen. Dabei widersprecheu wir uns nicht, wenn wir weiter oben es ablehnten, näher auf die Methoden der exakten psychischen Maßmethoden einzugehen. Es handelt sich bei uns um eine viel prinzipiellere Frage. Die exakte psychische Maßmethode und das Experiment schlechtweg dürfen nicht mitsammen identifiziert werden.

Zunächst sei folgendes festgestellt: Jede Psychologie, die experimentelle sowohl als die deskriptive, hat sich zum Ziel die Untersuchung unserer Bewußtseinsvorgänge gesetzt, d. h. sie will diese Bewußtseinsvorgänge analysieren, also in ihre Elemente zerlegen und die Gesetze aufsuchen, nach denen diese Elemente aufeinander folgen und miteinander verschmelzen[1]). Jede der beiden Psychologien will Tatsachen untersuchen und konstatieren, will also Wissenschaft sein. Bei jeder Wissenschaft spielt nun aber die Methode eine wichtige Rolle (siehe Seite 3). Da bedient sich die experimentelle Psychologie des Experiments, d. h. die in ihrem Eintritt und Ablauf willkürlich beeinflußten Erlebnisse werden unter bekannten, künstlich variierbaren Bedindungen beobachtet oder wahrgenommen. Ob damit äußere oder innere Wahrnehmung bezw. Beobachtung gemeint ist, ist im Prinzip gleichgültig. Die Frage, ob eine gleichzeitige innere Beobachtung möglich ist oder nicht, lassen wir hier unerörtert, da sie nichst zur Sache tut. Jedenfalls wird allgemein zugegeben werden, daß wir über unsere Bewußtseinsvorgänge Aussagen machen können. Dem experimentellen Psychologen kommt es nun hauptsächlich darauf an, daß seine Methoden exakt und einwandfrei sind, d. h. daß speziell in diesem Fall die innere Wahrnehmung, die bei der Untersuchung der Erlebnisse im allgemeinen und der höheren Bewußtseinsvorgänge im besonderen vor allem in Betracht kommt, einwandfrei vorgenommen wird. Zu diesem Zweck verbindet sie der experimentelle Psychologe mit dem Experiment im engeren Sinne, und er sieht in dieser Verbindung eine Gewähr.

---

1) Siehe G. Störing, Vorlesungen über Psychopathologie, Leipzig 1900, Seite 8.

für die Exaktheit seiner Untersuchung, die wohl mit keinem Einwand zu widerlegen ist. Man will eben mit der Bezeichnung »experimentelle Psychologie« nichts anderes besagen, als daß wir es hier mit einer exakten Wissenschaft zu tun haben. Keineswegs soll der Nachdruck auf experimentell gelegt werden und damit eine Analogie an die Naturwissenschaft angedeutet werden in dem Sinn, daß der experimentelle Psychologe seinem Stoff, was seine Gegebenheit betrifft, ebenso gegenübertrete wie der Physiker oder Chemiker seiner Materie. Dessen ist sich der experimentelle Psychologe wohl bewußt, daß ihm sein Untersuchungsobjekt ganz anders gegeben ist als dem Naturwissenschaftler das seine. Man kann das wohl nicht deutlicher ausdrücken, als Herr Professor Marbe[1]) das tat, wenn er selbst den Begriff der »mittelbaren« und »unmittelbaren« Existenz einführt und von den Dingen der Körperwelt sagt, sie existierten im Sinne der mittelbaren Existenz, unsere Bewußtseinsvorgänge jedoch im Sinne der unmittelbaren Existenz.

Es ist klar und wird von keinem experimentellen Psychologen bestritten werden, daß sich die Methode der Materie anzupassen hat. Nun ist uns aber, um zu unseren Bewußtseinsvorgängen zu gelangen, lediglich die innere Wahrnehmung gegeben, und jeder Psychologe, der deskriptive wie der experimentelle, bedient sich derselben. Auch die gegen diese innere Wahrnehmung angeführte unmittelbare Erfassung der »Intuition« ist im Grunde nichts anderes als innere Wahrnehmung, nur, das muß immer betont werden, eine innere Wahrnehmung, die, als nicht exakt vom wissenschaftlichen Standpunkt aus, abzulehnen ist.

So dürften wir denn herausgearbeitet haben, worauf es uns besonders ankommt. Der Einwand, daß die experimentelle Psychologie ihre Methoden dem zu untersuchenden Objekt nicht anpasse, ist völlig verfehlt. Was die niederen Bewustseinsvorgänge angeht, wird er nicht von allen deskriptiven Psychologen erhoben. Soweit es aber die höheren Bewußtseinsvorgänge betrifft, sahen wir, und wir werden es im folgenden weiter bestätigt finden, daß die Selbstbeobachtung bezw. -wahrnehmung der einzige Weg ist, um zur unmittelbaren Kenntnis unserer Bewußtseinsvorgänge vorzudringen. Deskriptive und experimentelle Psychologie müssen deshalb zu ihr greifen.

---

1) Vorlesung von Herrn Prof. K. Marbe, Einleitung in die Philosophie, S.-S. 1923.

Da wir aber annehmen müssen, daß jede dieser beiden Psychologien eine positive Wissenschaft sein will, denn sonst hätte eine Gegenüberstellung keinen Sinn, bleibt uns nunmehr übrig, die Methoden beider Psychologien auf ihre Exaktheit und Brauchbarkeit zu prüfen. Dieser Prüfung halten die Methoden der experimentellen Psychologie stand. Indem die Wahrnehmungen und Beobachtungen mit dem Experiment im engeren Sinne verbunden werden, erhebt die experimentelle Psychologie ihre Methoden zu einwandfreien. Das eben besagt »experimentelle Psychologie«: eine Psychologie, die mit exakten einwandfreien Methoden arbeitet.

Wenn wir aber die Methoden der deskriptiven Psychologie kurz charakterisieren wollen, so ist wohl keine Charakterisierung treffender als die, mit der bereits Ribot die alte empirische Psychologie belegte: »Selbstbeobachtung und Schließen«. Die Richtigkeit dieser Behauptung werden wir im speziellen Teil unserer Arbeit an konkreten Beispielen nachweisen. Aber auch ohne den einzelnen konkreten Nachweis ist es ja leicht, einzusehen, daß sich der deskriptive Psychologe gar keiner anderen Methode bedienen kann. Er verwirft das Experiment, er lehnt die Statistik ab, was bleibt ihm da noch ein anderer Weg als die (nichtsystematische) Selbstbeobachtung, mit der sich bereits die alte empirische Psychologie behalf? Dort aber, wo er unmöglich mehr beobachten kann, wo er aber dennoch Mitteilungen machen zu können glaubt, muß er seine Resultate wohl erschlossen haben. Und es mag das vielleicht mit ein Grund sein, wenn es nicht gar der Hauptgrund ist, der dem deskriptiven Psychologen die Bezeichnung »Schreibtischpsychologe« eintrug.

Wenn wir aber behaupten, daß die deskriptive Psychologie sich der gleichen Methoden bediene wie die alte empirische Psychologie, so schließt das zugleich in sich, daß die deskriptive Psychologie im Prinzip nicht weiter gekommen ist als die alte empirische Psychologie. Denn es wird wohl allgemein anerkannt, daß jeder wahrhafte Fortschritt einer Wissenschaft im engsten Zusammenhang mit der Einführung einer neuen Methode steht, die leistungsfähiger ist, als die bisher in diesem Gebiete angewandten Methoden. Wenn die deskriptive Psychologie sich also noch der nämlichen Methoden bedient wie die alte empirische, so hat sie wirklich keinen prinzipiellen Fortschritt gemacht. Sie bleibt auf demselben Standpunkt stehen wie die alte empirische Psychologie und nimmt infolgedessen auch an deren Unzulänglichkeiten teil.

Wenn dennoch bei flüchtigem Zusehen nichts mehr an der deskriptiven Psychologie an die alte empirische Psychologie gemahnt, so mag das damit zusammenhängen, daß der allgemeine Fortschritt der Natur- und Geisteswissenschaften sich insofern auch auf die deskriptive Psychologie übertrug, als sie die verschiedenen Errungenschaften in ihrem Sinne verwertete, ja eigentlich verwerten mußte. So wird natürlich heute kein deskriptiver Psychologe mehr mit den verschiedenen »Seelenvermögen« arbeiten, noch den Sitz der Seele an eine gewisse Körperstelle lokalisieren wollen. Auch darf in diesem Zusammenhang nicht verschwiegen werden, um der deskriptiven Psychologie gerecht zu werden, daß sie ihre Analyse gegenüber der alten empirischen Psychologie vertieft und verfeinert hat und daß sie mit viel größerer Vorsicht, als jene es tat, zu Werke geht. Aber all das ändert nichts an unserer Behauptung, daß die deskriptive Psychologie im Prinzip nicht weiter gekommen ist als die alte empirische Psychologie. In der Tat wird sich kein exakter Wissenschaftler ebensowenig wie die Praxis auf die Ergebnisse der deskriptiven Psychologie stützen.

Fragen wir nun weiter, ob eine experimentelle (in dem eben erläutertem Sinne) Untersuchung psychischer Tatsachen prinzipiell möglich ist, so ist das entschieden zu bejahen. Allerdings müssen wir dann gewisse Grenzen ziehen. Die Erlebnisse, die in unmittelbarer Wechselbeziehung durch körperliche Vorgänge zum Ausdruck kommen oder zum mindesten der inneren Wahrnehmung zugänglich sind, können experimentell untersucht werden, d. h. in ihre Elemente zerlegt, und die Gesetze, nach denen sie sich verschmelzen und aufeinander folgen, bestimmt werden. Geben wir zu, daß wir die Erlebnisse in ihre Elemente zerlegen können, so ist damit zugleich gesagt, daß uns eine gewisse Einsicht in das Wesen der Bewußtseinsvorgänge möglich ist. Denn wie sollten wir anders innerhalb des Bewußtseinsganzen verschiedene Elemente konstatieren und unterscheiden können, wenn wir nicht unmittelbar eine Empfindung z. B. anders als ein Gefühl, ein Gefühl anders als eine Bewußtseinslage usw. erlebten. Aber wie in jeder positiven Wissenschaft, so ist auch in der experimentellen Psychologie der exakten Untersuchung eine Grenze gesetzt, wie wir das am Schlusse des § 1 bereits andeuteten. Das Substanzproblem, das Unsterblichkeitsproblem und alle ähnlichen und verwandten Probleme werden von einer Psychologie, die Wert darauf legt, als eine positive Wissenschaft

anerkannt zu werden, niemals ernsthaft behandelt werden können. Gerade hier kommt es darauf an, so große Bedeutung andererseits die Psychologie für die Philosophie haben mag, einen scharfen Schnitt zwischen Psychologie und Philosophie zu machen. Die Psychologie will als Lehre von den Bewußtseinsvorgängen positive Wissenschaft sein, diese aufgeführten Probleme gehen aber über den Bereich des erfahrungsmäßig Feststellbaren und somit über den einer positiven Wissenschaft hinaus. Sie fallen mehr oder weniger in das Gebiet der Welt- und Lebensanschauung, und das sind letzten Endes doch Überzeugungsdinge, die nie rein wissenschaftlich fundiert sind[1]). Es gehen in hohem Maße persönliche Faktoren in dieselben ein und damit vermindert sich die Gewähr für die objektive Richtigkeit dessen, was wir in diesem Zusammenhang behandeln.

Man scheidet leider heute noch nicht allgemein den Begriff der »Seele« von dem des »Psychischen«. Ein Überbleibsel aus jener Zeit, da man Psychologie noch zur Philosophie zählen mußte, das aber leicht zu einer unklaren Vermischung von philosophischen und rein psychologischen Fragen führen kann. Hier gilt es scharf zu trennen!

Das ganze übrige Gebiet des Psychischen aber muß, sofern wir es hier mit Tatsachen zu tun haben, sofern wir nur Tatsachen zum Gegenstand unserer Untersuchung machen, wie es die experimentelle Psychologie tut, auch exakt untersucht werden können. Daß die Methoden der experimentellen Psychologie exakt und einwandfrei sind, haben wir oben nachgewiesen. Wenn uns aber über ein und dieselbe Materie zweierlei Untersuchungsergebnisse vorliegen, einmal solche, die mit Hilfe exakter Methoden gewonnen wurden, und dann solche, die sich auf ganz und gar nicht einwandfreien Methoden stützen, so dürfte uns die Wahl zwischen beiden Ergebnissen nicht schwer fallen.

Wie man vielleicht schon bemerkt hat, kommt es uns nicht so sehr darauf an, das psychologische Experiment, wie es heute gebräuchlich ist, als die Untersuchungsmethode hinzustellen. So schöne und einwandfreie Resultate man mit seiner Hilfe gefunden hat, lassen wir dennoch die Möglichkeit offen, und es

---

1) Vorlesung von Herrn Prof. Marbe, Philosophie der Welt- und Lebensanschauung, W.-S. 1924/25.

wäre töricht, das nicht zu tun, daß sich im Laufe der Zeit noch Methoden finden werden, die, vielleicht geeigneter als das Experiment, uns noch tieferen Einblick in die Geschehnisse des Psychischen geben werden. Ich brauche ja an dieser Stelle nur wieder die Statistik zu erwähnen, die an und für sich vom Experiment doch grundverschieden ist. Aber man stellte mit ihrer Hilfe Untersuchungen an, und sie hat sich dabei als eine wohl brauchbare Methode erwiesen (s. S. 348).

Auch zieht die experimentelle Psychologie gern andere Methoden zur Unterstützung heran. Ich erinnere z. B. an die Psychopathologie, von der Störring sagt: »... in den pathologischen Fällen macht die Natur für uns Experimente. ... Es ist deshalb nichts natürlicher. als daß auch für die Feststellung der normalen geistigen Funktionen die einfache Beobachtung nicht bloß durch das von uns gesetzte, sondern auch durch das von der Natur gesetzte Experiment, das sind aber die pathologischen Fälle, ergänzt wird[1]).«

Auch die Freudsche Psychoanalyse kann man hier erwähnen, wenngleich dieselbe nicht in allen ihren Teilen unangreifbar und heute schon so durchgebildet ist, daß sie als exakteinwandfreie Methode unumschränkt Anerkennung finden würde.

So wenig wir den Standpunkt verfechten, daß allein das Experiment in seiner heutigen Form uns letzte und tiefste Aufschlüsse in größtmöglichem Umfange vermittelt, so scharf müssen wir aber dafür eintreten, daß jede Methode, die zur Untersuchung psychischer Tatsachen herangezogen wird, sei sie nun eine neue oder eine alte in neuer Form wieder eingeführte Methode, in jeglicher Hinsicht exakt und einwandfrei ist.

## II. Spezieller Teil.

### § 3.

### Darstellung und Kritik der deskriptiven Methode an H. Maiers »Psychologie des emotionalen Denkens«.

Somit hätten wir den systematischen Teil unserer Arbeit beendet. Es obliegt uns nun im folgenden, konkrete Beispiele für unsere bisherigen Darlegungen zu bringen und Beweise für unsere Behauptungen zu liefern.

---

1) G. Störring, Vorlesungen über Psychopathologie, Leipzig 1900, S. 11.

Geeignet für diesen Zweck erschien uns das 1908 erschienene Werk Heinrich Maiers, »Psychologie des emotionalen Denkens«. Wir entschlossen uns für dieses Buch: einmal, weil sich der Verfasser offen zu den deskriptiven Methoden bekennt[1]), dann aber auch deshalb, weil uns die deskriptive Methode hier tatsächlich so rein und unverkennbar entgegentritt, daß wir nahezu von einem typischen Fall reden können. Es wird sich deshalb gerade an Hand dieses Buches mit zwingender Klarheit die Unzulänglichkeit der deskriptiven Methoden und ihr mit Notwendigkeit daraus sich ergebendes schroffes Verhältnis zur experimentellen Psychologie dartun lassen.

Aus dem eben Gesagten und der ganzen Anlage unserer Arbeit läßt sich schon erkennen, in welcher Hinsicht wir von diesem Buch Gebrauch machen wollen. Einer Kritik der dem Werke zugrunde liegenden Idee und einer Entscheidung über die prinzipiell aufgeworfenen Fragen enthalten wir uns aus zweifachen Gründen. Einesteils, weil das Buch in seiner gewaltigen Grundlegung Probleme berührt, die weit über das Gebiet des rein Psychologischen hinausgehen und deshalb für uns außer Betracht bleiben müßten, andererseits besonders aber auch deshalb, weil das von Maier begangene Gebiet, soweit es nun rein psychologische Tatsachen sind, die behandelt werden, von der experimentellen Psychologie unter diesem, von Maier angegebenen Gesichtspunkt noch nicht bearbeitet wurde und deshalb ein gültiges Urteil unsererseits unmöglich ist.

Ob allerdings die experimentelle Psychologie in diesem Falle zu diesen gleichen Ergebnissen kommen würde wie Maier, das ist eine Frage, die man zwar nicht mit Sicherheit aber doch mit großer Wahrscheinlichkeit verneinen kann, wenn man die Methode, mit deren Hilfe Maier zu seinen Resultaten kommt, in Betracht zieht und zugleich annimmt, wie man das wohl muß, daß die Methode auf das Ergebnis von wesentlichem Einfluß ist. Und ferner legt Maier seiner Hauptidee Ansichten über psychologische Tatsachen zugrunde, die er ebenfalls mittels seiner, also der deskriptiven Methode gewann. Diese psychischen Tatsachen, es handelt sich besonders um das Denken, Urteilen und Wollen, wurden nun aber auch von der experimentellen Psychologie behandelt, aber wie das wohl zu erwarten und mit

1) H. Maier, Psychologie des emotionalen Denkens, Tübingen 1908, S. 336f.

der Anwendung zweier grundverschiedener Methoden zu erklären ist, die experimentelle Psychologie gelangt zu ganz anderen Ergebnissen. Dieser Umstand dürfte uns wohl in unserer Annahme bestärken. Dies alles indes nur nebenbei.

Wir werden also nicht das ganze Buch heranziehen und es in seiner Gesamtheit kritisieren, sondern nur einzelne Stellen aus demselben. Und zwar werden wir natürlich jene Stellen herausnehmen, in denen Untersuchungen über solche Bewußtseinsvorgänge gemacht werden, über die auch von der experimentellen Seite Befunde vorliegen. Das Werk soll uns also nur belegende Beweise für unsere obigen Behauptungen liefern. Deshalb werden wir lediglich diese Stellen als typische Beispiele für Untersuchungsmethode und Ergebnisse der deskriptiven Psychologie berücksichtigen, ohne daß wir einen Schluß auf das Gesamtwerk ziehen oder ziehen wollen. Denn, mag das Werk Maiers einen Forscherwert haben oder nicht, einen gewissen heuristischen Wert, das betonte schon Messer[1]), kann man dem Buche nicht abstreiten.

Obgleich wir uns einer Kritik des Gesamtswerkes enthalten, wollen wir dennoch, um unsere Ausführungen verständlicher zu machen, in ganz großen Zügen den Gedankengang des (über 800 Seiten starken) Werkes wiedergeben.

Bis heute nahm man in der modernen Logik sowohl als auch in der Psychologie allgemein an, »daß das Urteil die Grundfunktion des logischen Denkens sei«, daß also als logisch nur dasjenige Denken gelte, »das sich selbst am Maßstab der Wahrheit mißt«. »Wahrnehmungen, Erinnerungsbilder, Phantasievorstellungen, Begriffe sind, so wird gelehrt, an und für sich weder wahr noch falsch. Logischen Wert erhalten die Vorstellungen erst, wenn sie ins Urteil eingehen. So ergibt sich die Gleichung, daß logisches Denken urteilendes Denken sei[2]).«

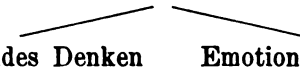
Maier will nun den Nachweis erbringen, daß das logische Denken sich nicht mit dem urteilenden Denken erschöpfe, sondern daß es außer dem Urteil noch eine andere Funktion des logischen Denkens gibt, nämlich das emotionale Denken. Er stellt also dem urteilenden Denken ein anders geartetes, ein »emotionales«

---

1) A. Messer, Besprechung: Psychologie des emotionalen Denkens. Zeitschrift für Psychologie Bd. 50, 1909, S. 117ff.

2) s. H. Maier, Die Psychologie des emotionalen Denkens, Tübingen 1908, S. 1.

gegenüber, das natürlich ebenso wie das urteilende Denken Anspruch darauf macht, logisches Denken zu sein. Wir können also ungefähr folgendes Schema aufstellen:




Das urteilende Denken setzt Maier dem erkennenden Denken, d. h. dem Denken, das der Erkenntnis dient, gleich und nennt es deshalb auch kognitives Denken. Beide Denkarten scheidet Maier nach der Art und Weise ihres Entstehens. Das kognitive oder urteilende Denken hat seinen Ursprung in dem Drang nach Erkenntnis, in dem Begehren, sich in dieser Welt der Erscheinungen zurechtzufinden. Das emotionale Denken dagegen fließt aus der emotional-praktischen Seite des Geistes. Es entsteht aus dem Gefühls- und Willensleben und ist nichts anderes als das Ergebnis eines Betätigungsdranges, einer emotionalen oder volitiven Tendenz[1]). Niemals aber ist der Anlaß zu einem emotionalen Denkakt in einem »Erkenntnisdrang« zu suchen. Das eben unterscheidet das emotionale Denken von dem kognitiven.

Unter das emotionale Denken fallen: die ästhetischen, die religiösen, die Willensdenkakte, die Wunschvorstellungen und Wunschsätze, die Gebotvorstellungen und Gebotsätze, die Wertungen und Werturteile, die religiösen Gebote und Verbote, die Rechtsnormen und das ethische Denken. Wir wollen auf alle näheren Ausführungen geschlossen nicht weiter eingehen.

Das kognitive Denken will nun deshalb, weil es der Erkenntnis dient, »wahr« sein. »Die logische Funktion des kognitiven Denkens ist das Urteil[2]).« Zum Wesen des Urteils aber gehört der Anspruch auf Wahrheit, d. h. die Forderung, daß der gedachte Gegenstand mit dem wirklichen Gegenstand, auf den er sich bezieht oder besser bezogen wird, übereinstimmt.

Das emotionale Denken will nicht »wahr« sein. »Die logische Funktion des emotionalen Denkens ist auch nicht das Urteil sondern irgendein anderer logischer Akt«[3]), der sich, je nachdem wir einen religiösen, einen ästhetischen oder volitiven Denkakt

1) s. H. Maier a. a. O. Vorwort.
2) H. Maier a. a. O. S. 4.
3) H. Maier a. a. O. S. 5.

vollziehen, etwas ändert. »Urteilen« und »logisch denken« ist demzufolge nach Maier nicht dasselbe. Ich kann sehr wohl logisch denken, ohne zu urteilen, nämlich dann, wenn ich einen emotionalen Denkakt ausübe. Ja, was versteht dann aber Maier unter »logisch«?

»Die allgemeinen (also sowohl dem kognitiven als auch dem emotionalen Denken zukommenden) Kriterien des logischen Denkens überhaupt sind das Bewußtsein der Denknotwendigkeit und der Anspruch auf Allgemeingültigkeit[1]).«

»Das an einen Denkakt geknüpfte Bewußtsein der logischen Notwendigkeit ist nämlich in allen Fällen nichts anderes als das Bewußtsein, daß dieser Akt durch gegebene Vorstellungsdaten gefordert ist[2]).« Nehmen wir z. B. einen volitiven Denkakt; die Vorstellungsdaten sind hier also volitiver Art, »d. h. sie sind Vorstellungselemente, die sich aus einer Begehrungstendenz entwickelt haben. . . . Begehre ich etwa bei Eintritt der Dunkelheit Licht, . . . so ist das erste Produkt der erwachten Begehrungstendenz ein Komplex von Vorstellungsdaten, deren Inhalt ich in Sätzen wie ‚Licht!', ‚es werde Licht!' denke. Und . . . in diesen Denkakten liegt das Bewußtsein ihrer logischen Notwendigkeit, die Gewißheit, daß sie durch jene Vorstellungsdaten gefordert sind, daß ich deren Inhalt als ein seinsollendes Objekt (in diesem Falle) . . . von dieser bestimmten Art, dem ein begehrtes Sein zuzuschreiben ist, denken muß[3]).«

»Der Anspruch auf Allgemeingültigkeit . . . besagt, daß jedes denkende Wesen die vorhandenen Vorstellungsdaten ebenso denken müsse, wenn anders es notwendig und allgemeingültig es denken wolle[4]).«

Indem Maier diese Ideen bis in Einzelheiten ausarbeitet und auf alle oben angegebenen Gebiete anwendet, sucht er also zu beweisen, daß es neben dem urteilenden Denken, das »wahr« sein will, noch ein anderes, ein emotionales Denken gebe, das zwar keinen Anspruch auf »Wahrheit« erhebt, das aber dennoch nach den gleichen logischen Gesetzen verläuft wie das kognitive.

---

1) H. Maier a. a. O. S. 41.
2) H. Maier a. a. O. S. 41.
3) H. Maier a. a. O. S. 41 f.
4) H. Maier a. a. O. S. 43.

Maiers Standpunkt, den er der experimentellen Psychologie gegenüber einnimmt, sei nun im folgenden dargelegt. Obgleich wir früher schon einmal (S. 344 f.) auf die Klippen hinwiesen, die sich mit der Ablehnung des Experiments auftun und an denen die Exaktheit und somit der Wert einer wissenschaftlichen Untersuchung zu scheitern drohen, so halten wir es dennoch für angebracht, noch einmal und zwar hier mit spezieller Anwendung auf Maier ausführlich die verschiedenen Fehlerquellen durchzugehen.

»Für unser spezielles Untersuchungsobjekt« (also das kognitive und emotionale Denken), sagt Maier, »kommen ... die experimentellen Methoden gar nicht oder doch nur in untergeordneter Weise in Betracht ... »Für die Erkenntnis des Wesens der logischen Akte als solcher ist von dieser Seite wohl kein neuer Aufschluß zu erwarten. Die logischen Prozesse sind auch in ihren elementarsten Gestalten zu kompliziert, als daß sie einem genau kontrollierbaren Experiment zugänglich wären. Das gleiche gilt im ganzen für die emotionalen Vorstellungen selbst. Von den Gefühlen sagt Ribot: »Bisher ist das experimentelle Verfahren mit Bezug auf das Gefühlsleben in sehr engen Grenzen geblieben und hat kaum mehr geleistet, als daß die Ergebnisse der einfachen Beobachtungen bestätigt worden sind. Ähnliches läßt sich von den Willensvorgängen sagen. Zwar hat die experimentelle Forschung den elementaren Gefühlen und Willensreaktionen gegenüber bereits schöne Erfolge erzielt. In keinem Falle aber werden sich die aus Gefühlen und Affekten erwachsenden Phantasievorstellungen und die aus den Begehrungsprozessen entspringenden Begehrungsvorstellungen experimentell beherrschen lassen[1].«

Aus diesen angeführten Sätzen ist Maiers Standpunkt, den er der experimentellen Psychologie gegenüber einnimmt, klar ersichtlich. Wir rechnen ihn nach unseren obigen Ausführungen zu jenen deskriptiven Psychologen, die dem Experiment, soweit es die niederen Bewußtseinsvorgänge angeht, wohl eine gewisse Bedeutung zugestehen, die dasselbe aber dort, wo es sich um die Untersuchung des eigentlich psychischen Handelns, wenn wir so sagen wollen, d. h. gerade bei der Untersuchung der höheren Bewußtseinsvorgänge als gänzlich ungeeignet verwerfen. Wir dagegen sind der Ansicht, daß eben, weil die logischen

1) H. Maier a. a. O. S. 36.

Prozesse schon in ihren elementarsten Gestalten so kompliziert sind, wie ja alle höheren Bewußtseinsvorgänge, gerade bei deren Untersuchung mit möglichst großer Exaktheit vorgegangen werden muß.

Wie ersetzt nun Maier in solchen Fällen das Experiment? Er spricht hier von »zwei Hauptmethoden«. »Die eine ist die Analyse der eigenen Erlebnisse des Beobachtenden, die andere die Reflexion auf fremdes Seelenleben. Beide müssen immer zusammen wirken. Denn sie sind nur die zwei Seiten der historisch-psychologischen Induktion, d. h. der psychologischen Induktion, die sich auf das durch die Geschichte in objektivem Sinn dargebotene Tatsachenmaterial richtet[1]).« Das experimentelle Verfahren sinkt zu einem Hilfsverfahren herab[2]).

Die Hauptmethode besteht also, wie wir hörten, einmal in der »Analyse der eigenen Erlebnisse des Beobachtenden«. Indem diese Methode zur Anwendung kommt, ist allen jenen Fehlerquellen wieder Tür und Tor geöffnet, zu deren Umgehung man ehedem das Experiment einführte. 1. Es werden zufällig aufgetretene Erlebnisse untersucht. Die Bedingungen, unter denen diese Erlebnisse entstanden sind, sind nicht bekannt und nicht variierbar. Es kann also niemals mit Sicherheit festgestellt werden, ob gewisse Momente eines Bewußtseinsaktes z. B. eines Denkaktes integrierende Bestandteile desselben sind oder, ob sie nur zufällige, durch irgendwelche Voraussetzungen bedingte sind. 2. Es werden nur die Bewußtseinsvorgänge eines einzigen Individuums zur Bearbeitung herangezogen. Die Gefahr liegt also sehr nahe, persönliche Eigentümlichkeiten zu verallgemeinern, solche Erlebnisse, die dem betreffenden Beobachter wichtig erscheinen, auch als faktisch wichtige Bestandteile eines Bewußtseinsaktes zu bezeichnen, ohne daß in Wirklichkeit diesen Erlebnissen diese wichtige Rolle zufiele. Die Eigenart einer Person wird eben nicht durch die anderer Personen kompensiert. Es fehlt die Möglichkeit, die beim Experiment stets vorhanden ist, z. B. bei der Untersuchung eines Denk- oder Willensaktes die Bewußtseinsvorgänge verschiedener Individuen bei der gleichen Operation zu vergleichen und so die für diesen Akt charakteristischen, weil bei keiner Person fehlenden Bewußtseinsvorgänge aufzuzeigen. Dazu kommt 3. noch etwas, was in

1) H. Maier a. a. O. S. 38.
2) H. Maier a. a. O. S. 38.

dem Wort »Analyse« mit zum Ausdruck kommt. Der deskriptive Psychologe sucht die Bewußtseinsvorgänge zu analysieren, d. h. aber meist nichts weniger, als das Wesen der Erlebnisse festzustellen. Wie ja auch Maier sagt: »Für die Erkenntnis des Wesens der logischen Akte ist von dieser (der experimentellen) Seite wohl kein neuer Aufschluß zu erwarten.« Ein gewisser Einblick in das Wesen der Erlebnisse ist uns wohl gewährt, das bemerkten wir schon. So tiefgehende Erkenntnis aber, wie sie von den deskriptiven Psychologen angestrebt wird, wird uns auf exaktem Wege nicht zuteil werden können. Denn wir müssen aus vorhergegangenen Ausführungen wieder ins Gedächtnis bringen, daß dem positiven Wissenschaftler in seiner Erkenntnis Grenzen gesetzt sind. So wird er nie das Wesen des Psychischen zum Gegenstand einer exakten Untersuchung machen können. Im Gegensatz dazu versucht Maier aber z. B. das Wesen des Geistigen darzutun. Er sieht es in dem alles durchdringenden »Willen zum Leben«, der sich in jedem einzelnen Bewußtseinsvorgang mehr oder weniger manifestiert. Und dieser Wille zum Leben spielt dann bei der weiteren Analyse eine große Rolle. Es ist allerdings nichts gegen die Erörterung derartiger Probleme einzuwenden, solange die Erlebnisse derselben als Hypothesen gehandhabt werden. Man muß also verlangen, daß sie auf die endgültigen Forschungsergebnisse keinen ausschlaggebenden Einfluß ausüben. Aber im Gegenteil! Solche und ähnliche Fragen gehören eben nach der Ansicht vieler deskriptiver Psychologen einfach in das Gebiet einer Psychologie. Und obgleich man Probleme, die nicht rein wissenschaftlich behandelt werden können, diskutiert, verlangt man dennoch, und auch Meier tut das[1]), daß die Ergebnisse solcher Untersuchungen als wissenschaftliche anerkannt werden. Dabei werden aber die mit Hilfe der nicht systematischen Selbstwahrnehmung gewonnenen und deshalb ohnedies nicht einwandfreien Resultate der deskriptiven Psychologie noch mit gefährlichen Konstruktionen vermischt und beschwert. Und außerdem verfällt gerade der deskriptive Psychologe leicht der Gefahr, zu erschließen, zu konstruieren, anstatt zu beobachten und zu konstatieren. Es hängt das gleichfalls mit seiner Methode zusammen. Wenn ich eben nicht systematisch hervorgerufene Erlebnisse beobachte, sondern über zufällig aufgetretene reflektiere[2]),

1) H. Maier a. a. O. S. 49, 79.

2) Weil zufällig aufgetretene Erlebnisse untersucht werden, können sie nicht mehr unter den gleichen Bedingungen wieder ins Leben gerufen

so liegt doch sehr nahe, daß ich mich im Laufe einer Reflexion immer tiefer und tiefer verliere, und schließlich nur, weil sie logisch gefordert sind, Erlebnisse als existierend annehme, die nie und nimmer beobachtet werden konnten. Berücksichtigen wir dann noch die Macht der Suggestion, so ist es wohl begreiflich, daß wir Erlebnisse, die wir vorher erschlossen, nun auch wirklich erleben, denn was ich gerne wünsche, wird schließlich Wirklichkeit. So kann man sehr wohl erklären, wie mancher deskriptive Psychologe zu Ergebnissen kommt, die der objektive Beobachter durchaus nicht bestätigen kann.

Es entging Maier nicht, daß die Analyse der eigenen Erlebnisse des Beobachtenden manche Gefahr in sich birgt. Er erwähnt deren nur zwei, subjektive Einseitigkeit und Unvollständigkeit[1]). Um ihnen zu entgehen, stellt er der ersten Hauptmethode die zweite an die Seite: die Reflexion auf fremdes Seelenleben oder, wie Maier auch sagt: »die Reflexion auf das historische Tatsachenmaterial, wie dasselbe in den vergleichend-historischen Disziplinen vorliegt. Denn nicht die Völkerpsychologie, die historische Theorie selbst kommt als psychologische Hilfsmethode in Betracht, da sie ihrerseits bereits die gesamte psychologische Arbeit als getan voraussetzt. Wohl aber kann die Reflexion auf das historische Material der psychologischen Untersuchung unschätzbare Dienste leisten. Der Analyse der logischen Funktionen überhaupt werden durch die vergleichende Sprachgeschichte objektive Hilfsmittel dargeboten, welche die unmögliche experimentelle Untersuchung reichlich ersetzen können: die sprachlichen Formen der Sätze sind fixierte Tatsachen, deren Berücksichtigung für die psychologische Analyse ein Korrektiv gegen die Gefahr subjektiver Einseitigkeit und ungenauer Beobachtung werden kann. Wie ferner der Psychologie des urteilenden Denkens eine vergleichende Geschichte der menschlichen Erkenntnis, so kann der Psychologie des emotionalen Denkens die vergleichende Geschichte der Sittlichkeit, der Religion, der Kunst und des Geschmackes, der Sitte, des Rechts, des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens eine objektive Grundlage geben[2])«.

---

werden. Ich kann also nicht dasselbe Erlebnis beliebig oft hervorbringen und beobachten, sondern ich muß mir ein schon länger verflossenes Erlebnis reproduzierend vorstellen und über dasselbe reflektieren.

1) H. Maier a. a. O. S. 36.

2) H. Maier a. a. O. S. 36f.

Man hat sich die Unterstützung, die die Analyse der eigenen Erlebnisse des Beobachtenden erfährt, so vorzustellen: zunächst richtet sich also einmal die psychologische Untersuchung auf die eigenen Erlebnisse, nämlich in der eben erwähnten Analyse. Von hier aus sucht sie aber dann die Tatsachen fremden Seelenlebens zu analysieren und zu interpretieren. » . . . für die psychologischen Induktionen sind diese letzteren nicht weniger wichtig. Denn sie bedeuten für die Psychologie eine methodisch unumgänglich notwendige Erweiterung und Ergänzung des Induktionsmaterials und für den Psychologen eine Bereicherung und Korrektur seiner psychologischen Erfahrung. Fremde psychische Erlebnisse von dieser Art sind aber auch die historischen Tatsachen im engeren Sinn, d. h. diejenigen, welche die Geschichtswissenschaft in ihrer anschaulich verallgemeinernden Arbeit aus der Fülle des Einzelmaterials herausgehoben und schließlich in der vergleichend -historischen Betrachtung geordnet hat. Und diese Tatsachen sind deshalb von besonderer Bedeutung für die Psychologie, weil sie sozusagen schon wissenschaftlich zubereitet und gesichert sind. So gewiß also der Schlüssel zum Verständnis aller geschichtlichen Tatsachen für den Psychologen in der eigenen inneren Erfahrung liegt, so wenig kann diese die alleinige tatsächliche Grundlage für die psychologische Forschung bilden. Auch für diejenigen Seiten des seelischen Lebens, für die unsere subjektiven Erlebnisse als typische Repräsentanten gelten und darum als hauptsächliches Beobachtungsmaterial dienen können, bedürfen wir einer objektiven Bestätigung unserer Resultate, wenn anders wir für dieselben allgemeine Gültigkeit beanspruchen wollen[1]).«

So glaubt Maier den Mängeln seiner ersten Hauptmethode durch die zweite aufgeholfen zu haben. Nach unserer Auffassung werden aber auf diese Weise Bedenken, wie wir sie oben gegen die deskriptive Methode äußerten, nicht entkräftet. Denn die Methode ist ja hier wie dort die gleiche. Es wird der Methode nur ein größeres Untersuchungsgebiet eröffnet. Ob noch dazu die Erweiterung des Arbeitsfeldes gerade nach dieser Seite eine glückliche ist, das können wir mit Recht bezweifeln.

Man könnte auch hier die schwache Fundierung der zweiten Hauptmethode nachweisen, wir wollen uns jedoch nicht näher

---

1) H. Maier a. a. O. S. 38.

darauf einlassen; um so weniger, als, wie wir sahen, unsere erste prinzipielle Kritik von ihr nicht betroffen wird.

Nun zu den Beispielen! Betrachten wir die Ergebnisse, die Maier mit Hilfe solcher Methoden gewinnt.

Im ersten Kapitel des ersten Abschnittes heißt es: »Die folgende Untersuchung ... wird zu zeigen suchen, daß ... alle Urteilsakte im Rahmen der Vorstellungstätigkeit verlaufen, prägnant ausgedrückt: daß alles Urteilen ein Vorstellen ist[1].« An einer anderen Stelle: »Ausgedrückt werden immer Vorstellungen — in den Aussagesätzen Erkenntnisvorstellungen, also Urteile, in den Wunsch-, Willens-, Gebotsätzen usw. Begehrungsvorstellungen, also emotionale Denkakte[2]. »Ferner: »Ausgedrückt werden in den Sätzen stets Vorstellungen, einfache oder komplexe, immer aber Vorstellungen, in denen logische Funktionen wirksam sind«[3] usw. Es ließen sich so Belege häufen, die in dem Satz gipfeln würden: alles Denken ist ein Vorstellen, und alles Vorstellen ist ein Denken.

Diese Anschauung ist nun durchaus nicht neu. Man kann die Meinung, daß die Vorstellungen beim Denkverlauf eine bedeutende Rolle spielen, ziemlich weit zurückverfolgen. Leibniz setzt z. B. »denken« überhaupt gleich »vorstellen«. Unsere Seelenmonade befindet sich stets in Tätigkeit, sie denkt immer, d. h. aber nach Leibniz nichts anderes als: sie stellt vor. Nach Kant ist der Verstand das Vermögen zu denken, das ist aber das Vermögen, »durch Begriffe sich etwas vorzustellen«[4]. Sigwart bezeichnet die Vorstellungen als »Elemente des Urteils«[5]. »Der Satz, in welchem etwas von etwas ausgesagt wird, ist der sprachliche Ausdruck des Urteils. Dieses ist ursprünglich ein lebender Denkakt, der jedenfalls voraussetzt, daß zwei unterschiedene Vorstellungen dem Urteilenden gegenwärtig sind, indem das Urteil vollzogen und ausgesprochen wird, die Subjekts- und die Prädikatsvorstellung ...[6].«

---

1) H. Maier a. a. O. S. 3.
2) H. Maier a. a. O. S. 21.
3) H. Maier a. a. O. S. 14.
4) J. Kant, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, herausgegeben von K. Vorländer, Leipzig 1912, S. 106.
5) Chr. Sigwart, Logik Bd. 1, 4. Aufl., Tübingen 1911, S. 84.
6) Chr. Sigwart a. a. O. S. 29.

Betz gibt eine, wenn auch nicht streng wissenschaftliche, so doch ganz plausible Erklärung für jene große Verbreitung der Meinung, daß das Vorstellen beim Denken ein wichtiger Faktor sei. »Von allen psychischen Dingen sind die Vorstellungen bei weitem am handgreiflichsten;« so meint er, »jedermann hat sie, jedermann kennt sie, der Allerungebildetste weiß, was gemeint ist, wenn er sich dies oder jenes ‚vorstellen' soll. Die Ansicht ist naheliegend und weitverbreitet, daß alles Denken letzten Endes ein Vorstellen sei[1]). «

Nun ist es interessant zu verfolgen, wie Maier zu der Ansicht, daß alles Denken ein Vorstellen ist, kam, oder besser, kommen mußte. Denn wir werden versuchen, zu beweisen, daß dieses Resultat gar nichts anderes ist als das folgerichtige Endergebnis einer konsequent durchgeführten Schlußkette. Mit anderen Worten, es wird uns von Maier nicht der Befund sorgfältiger Beobachtung vorgelegt, vielmehr werden uns erschlossene Tatsachen als wirkliche vorgeführt. Gewiß ist es möglich, unbekannte Tatsachen aus bekannten zu erschließen, so die Prämissen einwandfrei begründet und als richtig befunden sind. Wie steht es aber damit in unserem Fall? Wir werden also zugleich mit der Darlegung der Voraussetzungen, durch die sich Maier zu jenem Schluß berechtigt glaubt, dieselben auf ihre Richtigkeit zu prüfen haben.

Das Ich besteht nach Maier aus Willensdispositionen oder Trieben, die teils angeboren, teils erworben sind und den potentiellen Hintergrund aller unserer Bewußtseinserlebnisse bieten. Sie sind also latente Größen. Von diesen Trieben oder Willensdispositionen zu scheiden, ist der Wille zum Leben. Dieser Wille zur Selbstbehauptung, wie Maier auch sagt, ist in jedem Wesen von der ersten Regung seines Bewußtseins an lebendig. Er ist ein konstanter Bestandteil aller Bewußtseinsvorgänge, und er ist es auch, der letzten Endes aus den potentiellen Willensdispositionen aktuelle Größen macht. »Von Trieben kann man reden, sofern man das Bedürfnis hat, die verschiedenen Momente des tatsächlichen Wollens durch Zurückführung auf Angelegtheiten zu begründen. In diesem Sinne kann man auch sagen, der Wille zur Selbstbehauptung strebe, die Triebe, die im Ich angelegt seien und seine Eigenart ausmachen, zur Befriedi-

1) W. Betz, Psychologie des Denkens, Leipzig 1918, S. 17.

gung zu führen«[1]) und so das Ich zu verwirklichen, zu entfalten[2]). Das Ich entfaltet sich aber lediglich in seinen Betätigungen, die da sind: Empfindungen, Wahrnehmungen, Erinnerungs-, Phantasievorstellungen, ästhetische, religiöse Erlebnisse usw. Diesen Vorgang erklärt Maier folgendermaßen: er nimmt (außer jenem Willen zur Selbstbehauptung und außer den Willensdispositionen) noch eine »Bewußtseinstotalität« an, einen unanalysierten Hintergrund des Bewußtseins. Dieser resultiert aus Bewußtseinsvorgängen, die keine psychische Selbständigkeit haben, aus Empfindungen, Sinnes- und Organempfindungen, aus Gefühlen und reproduzierten Elementen einst vollzogener Wahrnehmungen usw. Alle diese Bewußtseinsvorgänge sind jedoch unbewußt insofern, als sie uns nicht einzeln in ihrem besonderen Bestand und Dasein, sondern nur als ein ungegliedertes Ganzes zu Bewußtsein kommen. Bewußt aber sind sie insofern, als sie Bestandteile eines Bewußtseinsganzen sind, in das sie sich verschmolzen haben. Durch ein Begehren wird nun die Aufmerksamkeit auf irgendeine dieser unbemerkten Empfindungen gelenkt oder auf sonst irgendein Element dieser Bewußtseinstotalität. Dadurch wird dieses Element aus dem Bewußtseinsganzen hervorgehoben, aus dem ehemals unbemerkten Element wird ein bemerktes. Diese bemerkten Empfindungen z. B. sind aber noch scharf zu scheiden von den Vorstellungen. Dadurch, daß jene Elemente aus der Bewußtseinstotalität herausgehoben wurden, sind sie zunächst noch nicht zu Vorstellungen geworden[3]). Vorstellungen werden sie erst durch einen eigenen Vorstellungsprozeß, den jenes Begehren, das in dem Willen zur Selbstbehauptung gründet und das auch die Aufmerksamkeit auf jene unbemerkten Empfindungs- und Reproduktionsdaten leitet, auslöst. Dieser Vorstellungsprozeß, der aus den Empfindungs- und Reproduktionsdaten Vorstellungen macht, ist aber immer ein logischer Akt. Denn Maier sagt fast wörtlich: sowie ich nur eine willkürliche oder unwillkürliche Zusammenfassung vollziehe (und das tue ich eben, indem ich vorstelle), habe ich eine logische Verbindung vor mir. Ein solches Zusammenfassen ist eben überall da zu setzen, wo, wenn auch nur ganz dunkel und primitiv, eine Einheit, ein Ganzes, ein Zusammenhang, Vorgang, Zustand, Ding,

1) H. Maier a. a. O. S. 204.
2) H. Maier a. a. O. S. 203 f.
3) H. Maier a. a. O. S. 69 ff. 149.

eine räumliche, zeitliche oder kausale Beziehung zwischen den Vorstellungsinhalten vorgestellt wird. So kommt Maier zu dem Ergebnis, daß alles Vorstellen eine logische Tätigkeit, ein Denken sei.

Andererseits kann man den Satz aber auch nach der anderen Seite ergänzen, nämlich so, daß man sagt, alles Denken ist ein Vorstellen. Denn unsere Erlebnisse werden uns nie auf Grund eines unmittelbaren Bewußtseins um sie bewußt (ausgenommen die Gefühle), sondern nur auf Grund eines unmittelbaren Bewußtseins, d. h. aber auf Grund eines erinnernden Vorstellens[1]). Eine Wahrnehmung z. B. wird mir nicht unmittelbar als solche in demselben Augenblick, in dem ich sie vollziehe, bewußt, sondern erst dann, wenn ich sie kurz, nachdem sie abgelaufen ist, erinnernd zurückrufe, d. h. aber reproduzierend vorstelle. Deshalb spricht Maier auch von Wahrnehmungsvorstellungen, wie er von Erinnerungs- und Phantasievorstellungen spricht.

Wenn wir diese ganzen Ausführungen kritisch betrachten, so fragen wir zuerst nach der Berechtigung, mit der von Maier »ein Wille zur Selbstbehauptung«, der Komplex von »Willensdispositionen«, aus dem das Ich bestehen soll, und dann noch diese »Bewußtseinstotalität« angenommen wird.

Dieser Wille zur Selbstbehauptung ist zunächst gar nichts anderes als Schopenhauersche Philosophie, die hier bestimmend auf die positive Wissenschaft einwirkt. Daß Schopenhauersche Philosophie hier mit hineinspielt, gibt Maier selbst in gewissem Sinne zu, insofern, als er auf dieselbe selbst hinzeigt[2]). Daraus ergibt sich ohne weiteres, wie diese erste Annahme vom wissenschaftlichen Standpunkte aus zu bewerten ist. Zu beweisen ist jedenfalls keineswegs, daß von der ersten Regung unseres Bewußtseinslebens an dieser Wille zum Leben in uns tätig ist, und daß er ein steter Bestandteil aller unserer Bewußtseinsvorgänge ist, ebensowenig, als einwandfrei nachgewiesen werden kann, daß er es ist, der aus den Willensdispositionen, die man allenfalls mit gewissen Einschränkungen gelten lassen kann, aktuelle Größen macht. Es sind alles Hypothesen. Als solche müßten sie eigentlich aufgeführt und entsprechend verwendet werden. Davon ist Maier aber weit entfernt. Er behandelt diese Begriffe wie erwiesene Tatsachen und arbeitet mit ihnen wie mit Ergebnissen einer exakten Untersuchung.

---

1) H. Maier a. a. O. S. 194ff.
2) H. Maier a. a. O. S. 203f.

Wie will Maier ferner die Annahme einer Bewußtseinstotalität stützen in der Form, wie er sie uns beschreibt, gewissermaßen als ein Reservoir, in dem alle jene Bewußtseinsvorgänge Aufnahme finden, die von dem »Begehren« nicht hervorgezogen werden? Er selbst sagt, daß jene Bewußtseinsvorgänge unbewußt sind, insofern, als sie uns nicht einzeln in ihrem Bestand und Dasein zum Bewußtsein kommen. Woher hat also Maier seine genaue Kenntnis von der Zusammensetzung jener Bewußtseinstotalität, nachdem uns doch die einzelnen Elemente nicht gesondert bewußt werden können?

Wenn man allerdings diese Hypothesen für ausgemachte Tatsachen nimmt, dann kann man sehr wohl mit Recht schließen, daß ich mit jeder Vorstellung auch zugleich einen Denkakt vollziehe, denn wenn ich verschiedene Elemente zu einem Ganzen zusammenfasse, so vollbringe ich immer einen logischen Akt. Wir sehen aber, wie wenig fundiert die Voraussetzungen sind, um eine derartige Behauptung halten zu können. Andererseits wird sich diese Konstatierung auch nicht experimentell beweisen lassen. In keiner der experimentellen Untersuchungen über die Vorstellungen ist von einem Zusammenfassen einzelner Elemente zu einem Ganzen im Sinne Maiers die Rede. Im Gegenteil! Man zählt heute allgemein in der experimentellen Psychologie die Vorstellungen, speziell die Erinnerungsvorstellungen, unter den elementaren Bestandteilen, aus denen unsere Bewußtseinsvorgänge resultieren, auf. Man würde das gewiß nicht tun, so man sie rein psychologisch in weitere Elemente, aus denen sie sich wieder zusammensetzen, zerlegen könnte. Maier hat uns hier also im besten Falle eine Hypothese gegeben über das nicht unmittelbar beobachtbare Zustandekommen von Vorstellungen, die logisch in sich geschlossen sein mag, aber unsere psychologischen Kenntnisse hat er damit nicht wesentlich gefördert.

Um uns nicht wiederholen zu müssen, behandeln wir die Widerlegung des Satzes, daß auch alles Denken ein Vorstellen sei, mit dem folgenden zusammen.

Wir haben oben schon Maiers Behauptung angeführt, daß alles Urteilen ein Vorstellen sei. Es erschöpft sich nach Maier ja das logische Denken nicht im Urteilen. Das logische Denken schließt auch noch das emotionale Denken ein, das kein Urteilen ist.

Wir beschreiben nun zunächst den Verlauf des Urteilsaktes nach Maier. Wenn wir dabei Maiers Darlegungen etwas aus-

führlich wiedergeben, so möchten wir es damit begründen, daß wir hier die Gelegenheit wahr haben wollen, einen möglichst genauen Einblick in die analytische Forschungsweise zu geben.

Nachträglich muß an dieser Stelle bemerkt werden, daß wir oben, als wir über das Denken im allgemeinen abhandelten, insofern von der Wirklichkeit nach Maier abstrahierten, als die Denkakte psychisch wirklich natürlich nur in Urteilsakten oder in emotionalen Denkakten sind. Und hier erfahren sie dann je nachdem noch entsprechende Modifikationen. Soweit es den Urteilsakt angeht, wollen wir dieselben nun darlegen.

»Die Urteilsakte definiert Maier als ‚objektivierende' Auffassungen unmittelbar gegebener oder abgeleiteter Erkenntnisdaten[1].«

Ein elementarer Urteilsakt hat also zwei Seiten, erstens die Auffassung und zweitens die Objektivierung des Aufgefaßten. Wie wir hörten, werden Empfindungs- und Reproduktionsdaten, die als solche noch keine psychische Selbständigkeit haben, aus der Bewußtseinstotalität herausgehoben. »Das Interesse, das die Aufmerksamkeit auf die Empfindungs- und Reproduktionsdaten lenkt, löst einen an diese anknüpfenden Vorstellungsprozeß aus, der aus ihnen Erkenntnis- oder Emotionalvorstellungen macht. Überall nun, wo auch Empfindungs- oder Reproduktionsdaten Erkenntnisvorstellungen werden, da ist der Akt, der dies zustande bringt, ein Urteil[2].«

Die aus der Bewußtseinstotalität auftauchenden Vorstellungen werden zunächst aufgefaßt, indem »ihr Inhalt an den Inhalt einer dem Bewußtsein vertrauten Vorstellung angeknüpft wird... Unser Denken vermag sich ... eine Vorstellung nur dadurch zu eigen zu machen, daß es dieselbe mit jenem Bestand an Vorstellungsdispositionen (von denen jedes Individuum über einen gewissen Vorrat verfügt, der ihm vertraut ist) in Zusammenhang bringt. Und das geschieht dadurch, daß die aufzufassende Vorstellung eine Vorstellung reproduziert und dann mit dieser gleichgesetzt wird. Die Gleichsetzung vollzieht also eine Art von Deutung, von inhaltlicher Interpretation der aufzufassenden Vorstellung«[3]. Eine Vergleichung findet nach

1) H. Maier a. a. O. S. 149.
2) H. Maier a. a. O. S. 149.
3) H. Maier a. a. O. S. 149.

Maier überall statt. »Schon das Gefühl der Bekanntheit, das die Anknüpfungsakte begleitet, weist darauf hin, daß die aufzufassenden Inhalte mit den reproduzierten zusammengehalten und als mit den letzteren gleich erkannt wurden. Der Urteilende schaut den aufzufassenden Inhalt mit dem reproduzierten so zusammen, daß die beiden miteinander verschmelzen und nur durch die abstrahierende Analyse voneinander gelöst zu werden vermögen[1].«

Diese interpretierende Gleichsetzung ist nun nicht ausschließlich dem Urteilsakt eigen; »sie ist ein wesentliches Element in allen logischen Grundfunktionen. Sie kehrt darum auch ... im emotionalen Denken in gleicher Weise wieder[2]«.

Anders steht es mit der Objektivierung des Aufgefaßten; dieselbe findet sich ausschließlich beim Urteilsakt. Diese Objektivierung besteht darin, daß der aufzufassende Vorstellungsinhalt »objektiviert«, d. h. als ein Wirkliches gedacht wird. »Das liegt zweifellos schon im Wahrheitsbewußtsein«, meint Maier: »Der Anspruch, der im Urteil erhoben wird, daß der Urteilsinhalt mit der Wirklichkeit übereinstimme, hat doch nur einen Sinn, wenn der Urteilende das Bewußtsein hat, ein Wirkliches zu denken. In der Tat, wenn ich urteile: »Es leuchtet«, »ein Baum«, »der Rigi«, so betrachte ich den Vorstellungsinhalt, den ich als ein Leuchten, als einen Baum, als den Rigi interpretiere, zugleich als einen Wirklichkeitsinhalt[3]).

»Aber der Objektivierungsakt ist nicht Sache des subjektiven Beliebens des Urteilenden. An die aufzufassenden Vorstellungsdaten (das sind vor allem die Empfindungen und reproduzierten Vorstellungsdaten ehemaliger Wahrnehmungen) ist ein Moment geknüpft, in dem die Aufforderung zur Objektivierung liegt. Dieses Moment wird am besten Objektivierungszeichen genannt[4]).« Beschreiben, meint Maier, könnte man es nur sehr unvollkommen. Auf jeden Fall ist es im großen und ganzen das Bewußtsein, daß mir etwas als ein Fremdes gegenübertritt, bei der Empfindung z. B., daß mir etwas schlechthin gegeben ist, etwas »von meinem Vorstellungswillen Unabhängiges, das sich aus ... einem großen Komplex von Empfindungsinhalten

1) H. Maier a. a. O. S. 150.
2) H Maier a. a. O. S 150.
3) H. Maier a. a. O. S. 151.
4) H. Maier a. a. O. S. 151.

auslöst, in mein Bewußtsein eintritt, als ein Etwas, dem gegenüber mein Vorstellen gebunden ist und von dem ich mich zugleich bestimmt und bedingt fühle« [1]). »Auf Veranlassung des Objektivierungszeichens wird der aufzufassende Vorstellungsinhalt als wirklich vorgestellt, als wirklich gesetzt [2]).« An das Urteil knüpft sich dann aber noch ein besonderes Bewußtsein, nämlich das, »in der Auffassung ganz, sei es unmittelbar, sei es mittelbar, durch die ‚gegebenen' Erkenntnisdaten geleitet zu sein. Auf dieses Bewußtsein gründet sich die Gewißheit einmal, daß die Anknüpfung der aufzufassenden Vorstellung an die reproduzierte in der Gleichsetzung richtig und sodann, daß das von mir im Urteil als wirklich Vorgestellte ein Wirkliches ist. Das Wahrheitsbewußtsein erstreckt sich also auf die beiden Seiten des Urteilsaktes, das Urteil stellt einen in der Gleichsetzung interpretierten Inhalt als wirklich vor, und das Wahrheitsbewußtsein ist die Überzeugung, daß das Vorgestellte, so wie es vorgestellt wird, wirklich sei« [3]).

Kognitive Denkakte, also Urteile, liegen nach Maier nun aber in jeder Wahrnehmungs-, Erinnerungs- und kognitiven Phantasievorstellung vor. Im allgemeinen, meint Maier, nimmt man an, daß nur der grammatikalisch vollständige Aussagesatz, der nach Maier eine Vorstellungsverbindung ist, wahr oder falsch sein, also ein Urteil darstellen könne. Das hält Maier jedoch nicht für richtig. Jede Wahrnehmung macht schon den Anspruch, wahr zu sein. Ich habe das Bewußtsein, daß ich in der Wahrnehmung Wirkliches vorstelle, daß meiner Wahrnehmungsvorstellung ein Reales entspricht. In jeder Wahrnehmung fälle ich also ein Urteil. Ja, in der Wahrnehmung haben wir die elementare Urteilsform. »Unsere Wirklichkeitserkenntnis kennt kein anderes subjektives Kriterium ihrer Gültigkeit als das Wahrheitsbewußtsein, es muß sich darum alles Erkennen in Urteile kleiden. Wenn wir eine Erkenntnis z. B., die uns die Wahrnehmung bietet, in das Urteil ‚die Sonne leuchtet' fassen, so beruht das Wahrheitsbewußtsein, das sich an dieses Urteil knüpft, auf einem ganz bestimmten Grund. Zunächst liegt in ihm der Anspruch, daß das im Urteil ‚Gedachte' mit der Wirklichkeit übereinstimme. Dieser Anspruch stützt sich auf die Wahrnehmung,

1) H. Maier a. a. O. S. 151.
2) H. Maier a. a. O. S. 152.
3) H. Maier a. a. O. S. 159.

die wir befragen, wenn wir bestätigen wollen, daß das im Urteil Gedachte der Wirklichkeit entspreche. Die Wahrnehmung der leuchtenden Sonne ist der Grund, auf dem unser Wahrnehmungsurteil beruht. So werden wir vom Urteil auf die Wahrnehmung zurückgewiesen. Die Wahrnehmung selbst muß jedoch, wenn sie die Grundlage des Urteils sein will, eine subjektive Gewähr tragen, daß sie fähig ist, das Urteil zu stützen. Diese Gewähr liegt in dem Geltungsbewußtsein, in dem Bewußtsein, daß ich in der Wahrnehmung Wirkliches vorstelle. Erkennt man das aber an, so wird man notwendig zu der Annahme gedrängt, daß in der Wahrnehmung selbst schon ein Urteil vollzogen ist, demgegenüber das zu prüfende, die Sonne leuchtet' offenbar sekundärer Natur ist. So werden wir auf den elementaren Urteilstyp, der in der Wahrnehmung enthalten ist, zurückgewiesen [1]).«

So wird vor unseren Augen ein in sich geschlossenes logisch konstruiertes Gebäude aufgeführt. Aber jeder Unbefangene, der das liest, muß das Empfinden haben, daß wir es hier nicht mit Beobachtungen von Tatsachen zu tun haben, sondern vielmehr mit Hypothesen, mittels deren gewisse Tatsachen erklärt werden sollen. So will Maier seine Ausführungen aber nicht aufgefaßt wissen. Aus Sätzen wie: »Der Urteilende schaut den aufzufassenden Inhalt mit dem reproduzierten so zusammen, daß die beiden miteinander verschmelzen und nur durch die abstrahierende Analyse voneinander gelöst zu werden vermögen« (Seite 63), geht deutlich hervor, daß es Maier mit wirklich festgestellten Tatsachen zu tun haben will. Aber gerade durch diesen Satz scheint er auch gewissermaßen gegen Angriffe von experimenteller Seite vorbeugen zu wollen. Das grobe, nur mit gewöhnlicher Selbstbeobachtung vorgehende Experiment wird niemals imstande sein, solche Feinheiten zu konstatieren. Wir dagegen müssen fragen: was wurde von Maier denn eigentlich untersucht? Wurden hier Tatsachen, Gegebenheiten konstatiert, die jedem, so er nur einigermaßen Übung in der Selbstbeobachtung hat, zugänglich sind, wie das in der experimentellen Psychologie der Fall ist? Es wird sich gerade an Hand dieses Beispiels zeigen lassen, welche Gefahren die deskriptive Methode mit sich bringt und wie der deskriptive Psychologe denselben erliegt.

Nehmen wir den Satz vor: Alles Urteilen ist ein Vorstellen. Wie mag Maier zu dieser Behauptung gekommen sein? Es

1) H. Maier a. a. O. S. 146 ff.

ist möglich daß bei ihm die Vorstellungen beim Urteilen eine so bedeutende Rolle spielen, daß es für ihn sehr nahe lag, diese Behauptung auszusprechen, oder daß jene Urteilsakte, die Maier seinen Erörterungen zugrunde legte, gerade an Vorstellungen sehr reich waren. War das der Fall, dann wurde dieses Moment des Urteils, weil es bei dem einen Beobachter, und hier in gerade untersuchten Fällen, häufig hervortrat, einfach verallgemeinert.

Wie stellen sich aber die experimentellen Ergebnisse dazu?

Um sich Klarheit zu verschaffen, welche der vielen verschiedenen Ansichten über das Urteil die richtige sei, machte Marbe das Urteil zum Gegenstand einer experimentell-psychologischen Untersuchung[1]). Er ließ mehrere Personen Urteile bilden. Als Urteile bezeichnete Marbe alle jene »Bewußtseinsvorgänge, auf welche die Prädikate richtig oder falsch eine sinngemäße Anwendung finden[2]).« Diese Definition ist so allgemein gehalten und sagt über das Wesen des Urteils nichts aus, so daß auch Maier mit ihr zunächst übereinstimmen dürfte. Marbe veranlaßte die Versuchspersonen, Fragen zu beantworten und Aufgaben zu lösen, so daß bei den Versuchspersonen Bewußtseinsvorgänge erzeugt wurden, die wir als Urteile anzusprechen haben. Unmittelbar nach jedem einzelnen Versuch mußte die Vp. die Erlebnisse, die sie hatte, zu Protokoll geben.

Da zeigt sich nun bei der Durchsicht des veröffentlichten Materials, daß durchaus nicht bei jedem Urteil eine Vorstellung beobachtet wurde. Vielfach erfolgten die Urteile, ohne daß überhaupt irgendwelche Erlebnisse festgestellt wurden[3]), vielfach gaben die Beobachter an, Bewußtseinslagen, irgendwelche Empfindungen gehabt zu haben, ohne irgendeine Vorstellung zu erwähnen[4]). Aus diesen Resultaten geht schon hervor, daß den Vorstellungen beim Urteilen durchaus nicht die Bedeutung zukommt, die Maier denselben beimißt. Binet fand, daß sehr wohl Gedanken ohne Bilder vorhanden sein können[5]), und die Gedanken (pensées), so bewies Marbe später, sind nichts anderes als »Spezialfälle von Bewußtseinslagen«[6]). Die Bewußtseinslagen

1) K. Marbe, Experimentell-psychologische Untersuchungen über das Urteil, Leipzig 1901.

2) K. Marbe a. a. O. S. 9f.

3) K. Marbe a. a. O. S. 18, 19, 21, 24, 27 usw.

4) K. Marbe a. a. O. S. 18, 27, 29, 30, 31 usw.

5) A. Binet, L'étude expérimentale de l'intelligence, Paris 1903, S. 108.

6) K. Marbe, Zur Psychologie des Denkens, Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen Bd. 3, 1915, S. 39.

definiert Orth[1]) aber als Erlebnisse, die zwar sehr verschiedenen Charakters sind, die aber das gemein haben, »daß sie psychische Tatsachen repräsentieren, die eben nicht weiter von uns analysiert werden können«. Somit wäre auch dem Einwand begegnet, daß wir in den Bewußtseinslagen bezw. Gedanken abbreviiert gedachte Vorstellungen hätten, den Maier event. machen könnte.

Mit dem Nachweis aber, daß es sehr wohl Urteile ohne jede Vorstellung gibt bezw. Urteile, bei denen nur jene unanschaulichen Erlebnisse, die Bewußtseinslagen konstatiert wurden, fällt Maiers ganzes Gebäude zusammen. Denn es ist ja nichts mehr vorhanden, was interpretiert und objektiviert werden könnte. Auch das Kriterium des Urteils, das nach Maier bei jedem Urteil vorhanden ist, das »Wahrheitsbewußtsein« wird gegenstandslos. Dieses Wahrheitsbewußtsein knüpft sich nämlich an die Objektivierung, und diese wird verursacht durch das Objektivierungszeichen, das jede Empfindung und jedes reproduzierte Element an sich tragen soll. Woran soll sich nun das Wahrheitsbewußtsein knüpfen, d. h. das Bewußtsein, daß das vorgestellte Objekt, so wie es vorgestellt wird, wirklich sei, wenn tatsächlich bei einem Urteil keine Vorstellung konstatiert wird. Mit dieser Beweisführung ist auch zugleich jene Behauptung widerlegt, nach der alles Denken ein Vorstellen sein soll.

Daß die Vorstellungen eine große Rolle beim Denken spielen, das zeigt jedes Protokoll einer experimentellen Untersuchung. Es liegt uns auch ferne, das jemals zu bestreiten. Aber Maiers Behauptung müssen wir als direkt falsch ablehnen, ebenso wie jene, nach der wir bereits in jeder Erinnerungsvorstellung nicht nur in grammatikalisch vollständigem Aussagesatz, der nach Maier eine Vorstellungsverbindung ist, ein Urteil fällen. Was diese letzte Bemerkung angeht, in der Sigwarts Einfluß deutlich hervortritt, so sei hier nur kurz darauf hingewiesen, daß jene Ansicht, wonach der Satz eine Vorstellungsverbindung ist, längst als nicht richtig wiederlegt ist[2]).

In der Beweisführung, in der Maier dartun will, daß wir schon in der gewöhnlichen Vorstellung ein Urteil ausführen,

---

1) J. Orth, Gefühl- und Bewußtseinslage, Berlin 1903, S. 70.

2) K. Bühler, Über das Sprachverhältnis vom Standpunkt der Normalpsychologie aus, Bericht über den 3. Kongreß für experimentelle Psychologie 1909 S. 104 ff.; C. Taylor, Über das Verstehen von Worten und Sätzen, Zeitschrift für Psychologie Bd. 40 S. 225 ff.

tritt seine Methode klar zutage. »Erkennt man das aber an, (daß die Gewähr für die Richtigkeit der Wahrnehmung in dem Bewußtsein liegt, daß ich in der Wahrnehmung Wirkliches vorstelle), so wird man notwendig zu der Annahme gedrängt, daß in der Wahrnehmung selbst schon ein Urteil vollzogen ist . . . « Es muß immer wieder in Erinnerung gebracht werden, daß Maier Psychologie, also positive Wissenschaft treiben will. Aber hier ist die Unzulänglichkeit der Analyse deutlich zu erkennen. Es wird einfach logisch erschlossen, daß wir bereits in der Vorstellung ein Urteil vollziehen, ohne Rücksicht darauf, ob die erschlossenen Bewußtseinsvorgänge, in diesem Fall das Geltungsbewußtsein, das sich an jede Wahrnehmungs- oder Erinnerungsvorstellung knüpfen soll, auch tatsächlich zu ermitteln sind oder nicht.

Mit dem gleichen Recht, mit dem Maier hier ein Geltungsbewußtsein annimmt, hätte Marbe in seinen Eröterungen als ein Kriterium des Urteils das Bewußtsein, daß ein Erlebnis auf einen anderen Gegenstand bezogen wird und mit demselben übereinstimmen soll, annehmen können. Denn er sagt: »Alle Erlebnisse können zu Urteilen werden, wenn sie nach der Absicht des Erlebenden entweder direkt oder in ihrer Bedeutung mit anderen Gegenständen übereinstimmnn sollen[1]).« Aber Marbe tut das nicht. Er kommt vielmehr auf Grund seiner experimentellen Untersuchung zu dem Ergebnis, »daß es überhaupt keine psychologischen Bedingungen des Urteils gibt, welcher Art auch die Erlebnisse sein mögen, die im einzelnen Falle zum Urteil werden[2]).« Und er erklärt das so, daß eine »Absichtlichkeit im Bewußtsein des Erlebenden nicht nachweisbar zu sein braucht. Unter diesen Umständen ist das negative Resultat . . . wohl verständlich. Denn daß sich die übrigen Merkmale des Urteils nicht nachweisen lassen können, ist ohne weiteres klar: daß die richtigen Urteile mit den Gegenständen, auf welche sie sich beziehen, übereinstimmen und die falschen Urteile nicht, können wir aus der experimentellen Untersuchung der Urteile niemals ableiten. Die Erlebnisse sind richtig oder falsch und daher Urteile, sofern sie auf andere Gegenstände bezogen werden. Urteilsein, Richtigsein oder Falschsein sind daher Relationsbegriffe wie groß oder klein, lang oder

1) K. Marbe a. a. O. S. 52.
2) K. Marbe a. a. O. S. 43.

kurz sein usw. So wenig die Untersuchung irgendeines Gegenstanden ergeben kann, daß er groß oder klein ist, wenn er nicht mit anderen Gegenständen verglichen wird, ebensowenig kann die psychologische Untersuchung der Erlebnisse auf ihren Urteilscharakter führen[1]).«

Hier ist der Unterschied zwischen experimenteller Untersuchung und der Methode der analytischen Psychologie deutlich zu ersehen. Der experimentelle Psychologe untersucht Tatsachen mittels seiner einwandfreien Methode und er stellt als positiver Wissenschaftler nur fest, was er unmittelbar beobachten konnte. Der analytische Psychologe dagegen verallgemeinert zufällig aufgetretene Erlebnisse, erhebt sie womöglich zu wesentlichen Momenten und erschließt dort, wo er selbst nichts mehr beobachten kann, Bewußtseinsvorgänge, denen er dann Existenz zuspricht. Dabei mag er wohl in dem Glauben handeln, Ergebnisse seiner Analyse im Auge zu haben, in Wirklichkeit aber wurde er längst ein Opfer seiner unexakten Untersuchungsmethode.

An dieses evidente Beispiel sollen noch einige andere gefügt sein:

S. 186 seines Werkes sagt Maier: »Tatsächlich gedacht werden . . . die . . . Erinnerungsbegriffe wie die Begriffe überhaupt im Gewand von Vorstellungen.« Diese Behauptung ist für uns nicht neu. Sie stellt lediglich eine Konsequenz seiner früheren Ausführungen dar. Dann stellte er aber weiter die Existenz von eigenen Begriffsvorstellungen fest, und er beschreibt dieselben ganz genau. » . . . Dieselbe (nämlich die Begriffsvorstellung) ist . . . , wie die genauere Analyse lehrt, wesentlich anderes geartet als andere Erkenntnis- oder Emotionalvorstellungen. Sie ist kein geschlossenes Objektbild. Sie verliert ihren fragmentarischen, schattenhaften Charakter auch bei der schärfsten Auffassung nicht; ja gerade in diesen Fällen am allerwenigsten[2]).« Da es keine Allgemeinvorstellungen gibt, so muß sie eine Individualvorstellung sein. »Sofern die Begriffsvorstellung wirkliche Vorstellung ist, werden in ihr eigentlich nur in unbestimmter Weise die Einzelobjekte vorgestellt, auf die sie zurückweist. Allgemein wird sie nur, sofern

1) K. Marbe a. a. O. S. 54.
2) H. Maier a. a. O. S. 187.

in ihr der Begriff gedacht wird[1]).« Was soll das heißen? Verfahren wir im Sinne Maiers und setzen »Denken« gleich »Vorstellen«, so ist mit diesem Satze ausgedrückt, daß der Begriff vorgestellt wird. Allgemeinvorstellungen, also Vorstellungen, die dem Begriff im eigentlichsten Sinne entsprechen, sind nicht möglich, das steht fest. Was bleibt nun aber Maier anderes übrig, als jene eigenen Begriffsvorstellungen einzuführen, um einesteils nicht sich selbst zu widersprechen und andernteils nicht ganz unwahrscheinliche Dinge zu behaupten? Denn daß wir Begriffe denken können, ist klar, und jeder hat diese Erfahrung im Leben schon so oft gemacht, daß sie sich nicht wegdiskutieren läßt. Damit die Akte, in denen Begriffe gedacht werden, sich von den übrigen Denkakten unterscheiden, war Maier also gewissermaßen gezwungen, diese eigenen Begriffsvorstellungen einzuführen. Vielleicht wurde diese logisch notwendige Behauptung auch noch scheinbar gestützt durch einige Beobachtungen, die man dann eben wieder verallgemeinerte. Denn Maier sagt ungefähr: mögen im raschen Fluß des Denkens die Vorstellungen auch noch so abbreviiert gedacht werden, immer »kleidet sich der Begriff in die Begriffsvorstellung, obwohl die anschaulichen Elemente nur eben mitklingen. Wo der Begriff an eine Wortvorstellung angeknüpft wird, da tritt die letztere in den Mittelpunkt des Denkaktes. Der Begriff selbst erscheint dann in der Regel sehr stark abbreviiert. Die Begriffsvorstellung ist zwar zurückgeschoben und gleichfalls verkürzt, aber ganz verdrängt ist sie auch hier nicht[2]).«

Wie steht dieses Ergebnis Maiers aber nun wieder im Einklang mit den Befunden der experimentellen Psychologie, also mit den wirklich beobachteten Tatsachen? Abgesehen davon, daß nicht alles Denken in Vorstellungen ablaufen muß, wie wir ja oben nachwiesen, sind die Begriffe auch dort, wo sie mit Vorstellungen verbunden sind, nicht stets mit jenen nach Maier charakteristischen fragmentarischen Vorstellungen verknüpft. Die verschwommenen oder undeutlichen Vorstellungsbilder, die man hier wohl vor sich hat, sind durchaus nicht als für das Denken der Begriffe charakteristisch zu bezeichnen. G. E. Müller[3]) zeigte, daß die Deutlichkeit einer Vorstellung

1) H. Maier a. a. O. S. 187.

2) H. Maier a. a. O. S. 187.

3) Zur Analyse der Gedächtnistätigkeit und des Vorstellungsverlaufes III. Teil, Leipzig 1913, S. 505 ff.

zum großen Teil abhängt von der Größe und Intensität der Aufmerksamkeit, die auf die Vorstellung verwendet wird. Herr Professer Marbe sagt ausdrücklich: es gibt keine eigenen Begriffsvorstellungen [1]). In der Tat, wenn ich den Begriff »Pferd« denke, und wenn ich versuche, mir die entsprechende Vorstellung zu jenem Begriff zu bilden, so werde ich mir immer ein bestimmtes Pferd vorstellen, einen Rappen oder einen Schimmel oder sonst irgendein Pferd. Dabei kann die Vorstellung selbstverständlich, wenn ich sie nicht genau beachte, ganz verschwommen und fragmentarisch sein. Wenn ich aber meine Aufmerksamkeit auf sie lenke, so wird die Vorstellung trotz der Behauptung Maiers ihren fragmentarischen Charakter verlieren und ganz deutlich, so deutlich wie jede Erinnerungvorstellung, die im Blickpunkt meiner Aufmerksamkeit steht, werden. Und sie wird es werden, ohne daß mir dabei das Bewußtsein, daß ich einen Begriff denke, verloren zu gehen braucht. Also auch in diesem Falle ist das Verhältnis der deskriptiven Psychologie zur Wirklichkeit nicht das denkbar beste.

Noch ein Beispiel wollen wir hier anfügen

Eine Gruppe von emotionalen Vorstellungen, die »affektiven Phantasievorstellungen« sollen sich aus Gefühlen, Stimmungen und Affekten entwickeln [2]). Maier legt dann spezieller dar: »... die wesentliche Voraussetzung für die Entwicklung affektiver Vorstellungen (ist) eine fixierende Wirkung der Gefühle auf die Aufmerksamkeit, und zwar eine Wirkung der Art, daß die Aufmerksamkeit nicht etwa, wie das die gewöhnliche Meinung ist, auf die begleitenden Vorstellungselemente, sondern einseitig auf die Gefühlsmomente selbst festgelegt wird [3]).«

Es ist nun aber eine nahezu allgemein anerkannte Tatsache, daß Gefühle und Affekte, weniger allerdings die Stimmungen, sich verflüchtigen, wenn die Aufmerksamkeit sich einseitig auf die Gefühlsmomente selbst festlegt, so daß daraus wohl schwerlich Vorstellungen entstehen können. Gerade aus dieser Erscheinung erklären sich teilweise die großen Schwierigkeiten, auf die das Experiment bei der Untersuchung der Gefühle stößt.

---

1) Vorlesung von Herrn Professor Marbe, Einführung in die Psychologie einschließlich der forensischen und Wirtschaftspsychologie, Vorlesung W.- S. 1922/23.

2) H. Maier a. a. O. S. 418.

3) H. Maier a. a. O. S. 420.

Es ließ sich die Reihe der Beispiele so fortführen. Indessen, wir würden immer auf dasselbe Ergebnis stoßen. Immer und immer wieder müßten wir dartun, daß Maiers Ergebnisse mit denen der experimentellen Psychologie nicht übereinstimmen und diese Verschiedenheit beider Resultate mit der Anwendung zweier verschiedener Methoden erklären. Die Methoden also sind das Ausschlaggebende. Wollen wir bestimmen, welche Ergebnisse die zuverlässigeren sind, so muß zuerst die Methode, mit deren Hilfe die Ergebnisse gefunden wurden, näher betrachtet werden. Wegen der hervorragenden Bedeutung, die der Methode bei der Untersuchung von Gegenständen allgemein zukommt, schickten wir auch unseren Beispielen eine genaue Prüfung der Methode, deren sich Maier und mit ihm im Prinzip alle deskriptiven Psychologen bedienen, voraus, und wir deckten die Gefahren auf, denen jeder, der sich der deskriptiven Methode bedient, ausgesetzt ist.

## Zusammenfassung.

Betrachten wir rückblickend die Resultate des letzten Paragraphen und bringen wir sie in Beziehung zu jenen unserer früheren Eröterungen, so können wir das Ergebnis unserer Arbeit in die Sätze zusammenfassen:

1. Sowohl die deskriptive, als auch die experimentelle Psychologie will eine positive Wissenschaft sein.

2. Einem Forschungszweig verleiht erst die einwandfreie Methode den Charakter einer positiven Wissenschaft.

3. Die Methode der deskriptiven Psychologie ist die Analyse, die der experimentellen Psychologie das Experiment und die Statistik.

4. Das Experiment und die Statistik entsprechen allen jenen Anforderungen, die man an Methoden stellt, um der mit diesen Methoden arbeitenden Disziplin den Charakter einer positiven Wissenschaft zu geben, während die Analyse der deskriptiven Psychologie diese Anforderungen nicht erfüllt.

5. Nur die moderne experimentelle Psychologie ist also befähigt, uns gültige Aufschlüsse über die psychischen Tatsachen zu liefern.

Zum Schlusse obliegt mir die angenehme Pflicht, Herrn Professor Dr. Karl Marbe für die freundliche Stellung des Themas und die mir während der Arbeit in liebenswürdiger Weise gegebenen Anregungen meinen aufrichtigen Dank auszusprechen. Zugleich möchte ich nicht versäumen, der Assistentin Fräulein Dr. Maria Schorn für die gütige Unterstützung bei meiner Arbeit zu danken.

(Eingegangen am 24. Juni 1925.)

(Aus dem psychologischen Institut der Universität München.)

# Eine Messvorrichtung für psychische Zeiten.

Von

**R. Pauli.**

(Mit 3 Figuren im Text.)

---

Wenn man die Mannigfaltigkeit der psychologischen Versuche zu ordnen versucht, so bietet sich als ein wesentlicher Einteilungsgrund die festgestellte Äußerung der Vp., auf Grund deren Rückschlüsse auf das Psychische gezogen werden können. Je nach der Art, wie diese Feststellung erfolgt und was sie erfaßt, lassen sich vier Hauptgruppen von Versuchen unterscheiden. Eine erste betrifft die unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen, meist Herz- und Atmungstätigkeit: die sogenannten Ausdrucksversuche Eine weitere Reihe von Versuchen — weitaus die häufigste — verwendet die Lösung irgendeiner Aufgabe durch die Vp., die meist sprachlich erfolgt. Dabei ist an die Urteile der Psychophysik und Empfindungspsychologie zu denken, aber auch an tachistoskopische und Gedächtnismethoden. Es sind alles Aufgabe-Lösungs-, kurz Lösungsversuche. Sie stimmen darin überein, daß sie von dem experimentell erzeugten Erlebnis nur einen Teil, den wichtigsten, zum Ausdruck bringen: nämlich das Ergebnis vorangegangener Vorgänge in Gestalt der Lösung einer Aufgabe.

Es liegt nahe, irgendeinen Aufschluß über die latent gebliebenen Erlebnisse zu suchen. Das ist in doppelter Form möglich. Mittelbar gelingt der Nachweis von ihrem Vorhandensein in Form einer Zeitmessung. Die Lösung muß in diesem Falle von der Vp. so schnell als möglich irgendwie zum Ausdruck gebracht werden. Letzteren braucht man nur zeitlich zu bestimmen ebenso wie die Reizgebung, die den Beginn des Erlebnisses dar-

stellt, so ist eine Zeitdauer gemessen, aus der sich Rückschlüsse auf das subjektive Geschehen ergeben. Mindestens ein Mehr oder Weniger, ein Schwieriger oder Leichter läßt sich so ermitteln. Als Grundsatz gilt: je länger die Zeit ist, die eine Vp. zur Reaktion braucht, desto mehr muß sie im allgemeinen erlebt haben, desto mehr Aufwand an Überlegungen forderte die Lösung der Aufgabe. Diesen Zusammenhängen zwischen Reaktionszeit und Erlebnis ist bekanntlich N. Ach besonders nachgegangen. Es ist klar, daß eine solche Messung psychischer Zeiten fast überall anwendbar ist. Abgesehen von den Reaktionsversuchen im engeren Sinne, kennt die Psychologie Assoziations-, Treffer- und Wiedererkennungszeiten u. dergl.; außerdem ist die Zeitmessung gerade bei Untersuchung höherer psychischer Vorgänge angewandt worden. Die meisten experimentellen Untersuchungen über das Denken haben sich ihrer bedient; auch für das Zustandekommen ästhetischer Eindrücke liefert sie Anhaltspunkte. In allen diesen Fällen liegen Zeitmeßversuche vor.

Ein anderer Weg, alle Erlebnisse, nicht nur die Lösung, zu erfassen, ist der unmittelbare in Gestalt der Erlebnisbeschreibung auf Grund rückschauender Selbstbeobachtung (Achs Methode der systematischen Selbstbeobachtung). Hierbei ist wieder zu unterscheiden zwischen einer freien und einer unterstützten Beschreibung. Bei letzterer greift der Vl. mit Fragen ein, um die Aussagen vollständiger zu gestalten. In jedem Falle handelt es sich um Beschreibungsversuche. Diese selbst nebst den Lösungs- und Zeitmessungsversuchen schließen willkürliche Äußerungen ein im Gegensatz zur ersten Gruppe, zu den Ausdrucksversuchen. Demnach ergibt sich folgende Einteilung:

**I. Versuche, die unwillkürliche Äußerungen verwenden:**

Ausdrucksversuche (1)

**II. Versuche mit willkürlichen Äußerungen:**

Lösungsversuche (2)
Zeitmeßversuche (3)
Beschreibungsversuche (4)

Die Gruppen 1, 3 und 4 stehen insofern in einem Gegensatz zur zweiten, als sie grundsätzlich das Gesamtergebnis berücksichtigen. Weiter sind diese vier Versuchsformen dadurch gekennzeichnet, daß keine die andere ausschließt. Sie können

beliebig miteinander verbunden werden. Das Ideal eines psychologischen Experimentes würde sie alle in sich vereinigen, d. h. zu der Aufgabelösung die Erlebnisbeschreibung hinzunehmen, die ihrerseits durch eine entsprechende Zeitmessung ergänzt würde, wozu schließlich noch die entsprechenden Ausdruckserscheinungen hinzukämen. In der Tat kann man beobachten, daß häufig eine ähnliche Verbindung stattfindet, nämlich Urteil, Beschreibung und Erlebniszeit. Wenn das Ausdrucksverfahren demgegenüber in den Hintergrund tritt, so ist dies an technischen Schwierigkeiten gelegen sowie an solchen der Auswertung. Dies wird sich zweifellos in dem Augenblick ändern, in dem die Deutung der Ausdruckssymptome gesichert ist.

Aus dem Seitherigen erhellt die grundsätzliche Bedeutung der psychischen Zeitmessung. Sie kommt auch in der Entwicklung der gegenwärtigen Psychologie zum Ausdruck in Gestalt der zahlreichen Einzeluntersuchungen wie auch der Ausbildung eines großen technischen Apparates, der in den Dienst dieser Aufgabe gestellt worden ist. Man braucht nur an die verschiedenen Versuchsanordnungen zu erinnern, die hier ausgearbeitet worden sind. Hauptsächlich ist es das Hippsche Chronoskop mit Tausendstel-Sekunden-Ablesung, das in solchen Fällen Verwendung findet. Es verlangt stets eine Anzahl von Hilfsapparaten bei seiner Anwendung wie bei seiner Nachprüfung. Für letztere kommt die elektromagnetische Stimmgabel nebst Kymographion in Betracht. Die Reizgebung erfordert einen Kartenwechsler oder eine verwandte Vorrichtung, während zur Reaktion der bekannte Taster oder ein Schall- bezw. Lippenschlüssel dient. So berechtigt die darin liegende Vervollkommnung der psychologischen Methodik erscheint, so birgt sie doch auch mancherlei Nachteile in sich. Dahin sind vor allem die störenden Nebeneindrücke zu rechnen, die für die Vp. auf diesem Wege unvermeidlich entstehen. Man braucht nur an das Geräusch des Chronoskops und dergl. zu denken. Dazu kommen die außergewöhnlich hohen Kosten und die umständliche Handhabung.

Unter diesen Umständen ist eine Vorrichtung am Platze, die bei einfacher Bedienung und geringen Anschaffungskosten doch ausreichende Genauigkeit (Hundertstel- Sekunden) und vielseitige Verwendbarkeit besitzt. Es sind dies zudem Forderungen, die überhaupt an die Technik des psychologischen Versuches gestellt werden müssen, und die durch die Zeitverhältnisse besonders nahegelegt werden.

Im folgenden soll eine Vorrichtung zur Messung psychischer Zeiten beschrieben werden, die im Sinne der besprochenen Gesichtspunkte ausgearbeitet worden ist. Sie beruht auf einer besonderen Verwendung der Hundertstel-Sekunden-Stopp-uhr. Letztere wird zwischen zwei Hebel gebracht. Der eine erfährt dank einer eigenen Einrichtung bei der Uhrauslösung einen Druck, der seinen freien Arm, den Reizträger, plötzlich hebt und so in Verbindung mit einer Spaltvorrichtung die Darbietung vermittelt, und zwar in dem Augenblick, in dem der Uhrzeiger in Gang gesetzt wird. Der zweite Hebel besteht in dem Reaktionstaster; er hebt d. h. stoppt die Uhr durch den Druck, mit dem die Vp. reagiert. Die Einzelheiten sind aus Abb. 1 zu entnehmen. Sie gibt eine vereinfachte Rückansicht

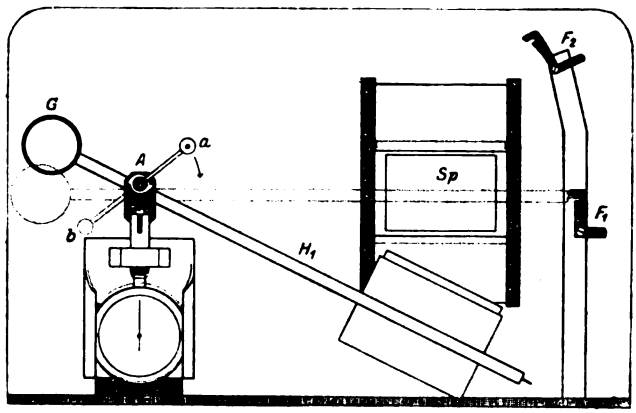



Abb. 1.

vom Vl. aus gesehen, und zwar vor Versuchsbeginn. Der Hebel $H_1$ befindet sich dementsprechend in seiner Ausgangslage. Durch das Gewicht G ist er beinahe ins Gleichgewicht gebracht. Infolgedessen wird er durch einen Druck der Auslösevorrichtung A leicht mitgenommen und in Höhe des Spaltes Sp gebracht. Die Hebelstange fängt sich an dem Sperrhaken $F_1$, so daß eine Dauerdarbietung zustande kommt, deren Beginn zeitlich festgelegt ist. Sollen nur kurzdauernde Reize geboten werden, so schaltet man $F_1$ aus mit Hilfe einer Schraubenvorrichtung, die in der Abbildung nicht angegeben ist. Der Hebel

kommt dann erst zur Ruhe bei $F_2$, einem Fanghaken gleich dem ersten. Die Reizdauer ist in diesem Falle bestimmt durch die sehr bedeutende Geschwindigkeit der Hebelbewegung, ferner durch das senkrechte Ausmaß des darzubietenden Objektes und durch die Spalthöhe. Die beiden letzteren Größen können nach Bedarf verändert werden, die Spaltweite durch zwei gegeneinander verstellbare Schieber (s. Abb. 1). Die zweite Form der Darbietung kommt vor allem für Reaktionsversuche in Betracht.

Die Uhr selbst wird gestoppt durch die Vp.; indem sie auf den Reaktionstaster drückt, hebt dessen freier Arm die Uhr und bewirkt so Zeigerstillstand. (Vergl. Abb. 1, bei der das Ende des Tasterhebels im Querschnitt schwarz gezeichnet ist und unterhalb der Uhr angreift, s. auch Abb. 2, die Vorder-

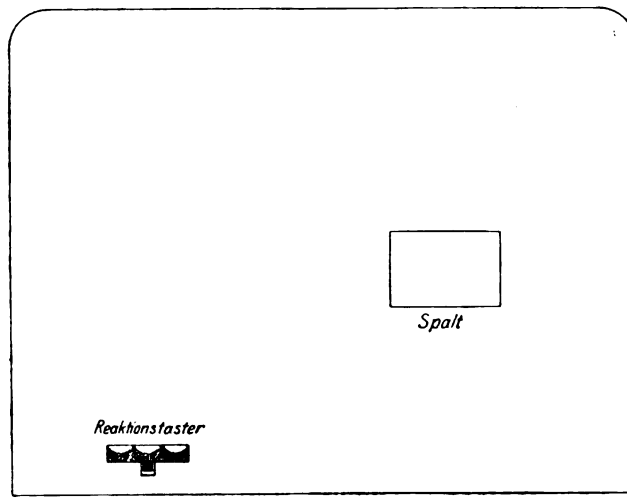
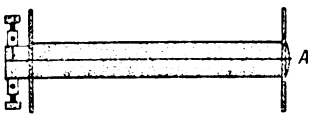



Abb. 2.

ansicht des Apparates.) Die Reaktionszeit ist sofort ablesbar, im Gegensatz zu den sonst üblichen Chronoskopen, die eine Subtraktion voraussetzen. Die Latenzzeit des Reaktionstasters ist infolge des Weges wie auch der ausübenden Kraft nicht unbedeutend. Sie beträgt im Durchschnitt: 37 $\sigma$ (m. V. $= \pm 14\%$);

$n = 13$. Dieser Betrag — abgerundet 4 Hundertstel Sekunde — wäre demnach von der unmittelbar abgelesenen Dauer abzuziehen, wenn größte Genauigkeit und sehr kleine Zeitwerte in Frage kommen.

Es handelt sich vorläufig nur um optische Reaktionen. Reize beliebiger Art (Farben) können in Gestalt von Karten geboten werden durch Auswechselung am Reizhalter. Zunächst kommen muskuläre und sensorielle Reaktionen (Erkennungsreaktionen) in Betracht. Da aber der Reaktionstaster für drei Finger eingerichtet ist (Abb. 2), so lassen sich auch Wahl- und Unterschiedsreaktionen ausführen (bezw. Reaktionen mit mehrfacher Zuordnung und bedingte Reaktionen). Akustische Reize werden mit Hilfe der Vorrichtung ohne weiteres vermittelt, nämlich in Form des Geräusches, das beim Einhängen des Hebels entsteht; außerdem dient eine kleine, in passender Höhe angebrachte Glocke dem gleichen Zweck. Sie wird von dem vorübergleitenden Hebelende in Schwingung versetzt. (In Abb. 1 nicht mitgezeichnet.) Elektrische Hautreize können in ganz ähnlicher Form ausgeübt werden. Für diesen Fall ist eine Stromzuführung für den Hebel und eine für $F_1$ vorgesehen. Gibt das Hebelende im Vorbeigehen hier Kontakt, so wird der primäre Stromkreis eines Induktors geschlossen und sofort wieder geöffnet. Die Vp. erhält dann im Augenblick der Uhrauslösung einen elektrischen Schlag mit Hilfe einer Handelektrode, die sie in die geballte Faust nimmt. Abb. 3 zeigt im Querschnitt deren




Die Isolierschichten sind punktiert.

Abb. 3.

Einrichtung. Der indifferente Pol besteht in der Metallhülse, die in der geschlossenen Hand ruht. Den differenten Pol bildet die Spitze bei A, auf die der Daumen gedrückt wird. Die Art der Stromzuführung und die beiden Isolierscheiben schließen jede andere und unbeabsichtigte Reizform aus. Dies sind die

Möglichkeiten an einfachen, üblichen Reaktionen, die der Apparat bietet. Es sollen damit aber auch sonstige psychische Zeiten gemessen werden, wie Assoziations-, Lese-, Treffer-, Erkennungs- und verwandte Zeiten. Der Kartenträger besitzt deshalb einen auswechselbaren Rahmen, in den die verschiedensten Formate passen, auch kleinere Bilder und Zeichnungen, da der Spaltausschnitt gleich 6,4 cm ist.

In manchen Fällen erscheint ein Schallschlüssel am Platz. Er kann ohne Schwierigkeit statt des Tasters verwandt werden, indem letzterer dann elektromagnetisch betätigt wird. Zu dem Zweck ist oberhalb des Tasterendes ein Elektromagnet angebracht (in Abb. 1 nicht sichtbar), der die Uhr genau wie eine einfache Reaktionsbewegung außer Gang setzt. Da die verschiedenen Schallschlüssel ausnahmslos auf Stromöffnung berechnet sind, bedarf es in diesem Falle noch eines elektromagnetischen Stromschlusses (vergl. den Hilfsapparat, den W. Wundt im 3. Bd. seiner Grundzüge der physiologischen Psychologie 6. Aufl. S. 381 beschrieben hat).

Die Bedienung der Vorrichtung vollzieht sich folgendermaßen: Der Vl. dreht nach dem üblichen Vorsignal die Kurbel der Auslösevorrichtung schnell um etwa 180° (von a nach b). An ihrer Achse sitzt ein Rad mit zwei Zähnen, dessen einer durch Niederdrücken eines Stiftes die Uhr in Gang versetzt (s. Abb 1). An der gleichen Achse sitzt (verdeckt in der Zeichnung) ein kleiner Hebel, der die große Hebelstange mitnimmt bis zur Spalthöhe und so den Reiz vermittelt. Nachdem die Vp. durch Betätigung des Reaktionstasters die Uhr gestoppt hat und deren Ablesung durch den Vl. besorgt ist, wird das Ganze wieder gebrauchsfertig gemacht, d. h. in die Ausgangsstellung zurückgebracht. Dazu dienen zwei Handgriffe: Eine weitere Halbdrehung der Kurbel von b nach a bringt den Zeiger der Uhr wieder in die Ausgangslage; denn der zweite Zahn übt dabei den erforderlichen Druck auf den Uhrknopf aus. Sodann löst man den jeweils benutzten Sperrhaken aus, worauf die Hebelstange durch ihr eigenes Gewicht in die ursprüngliche Lage zurückkehrt. Der folgende Versuch kann darauf beginnen; er vollzieht sich in genau der gleichen Weise wie der erste.

Bemerkt sei noch, daß die Stoppuhr jederzeit aus dem Gehäuse herausgenommen werden kann, selbst auch keinerlei Abänderungen erfährt. Die eigentlichen Anschaffungskosten sind

somit lediglich auf die Doppelhebelvorrichtung beschränkt[1]). Das Grundbrett ist mit einem Gefach versehen, das zur Aufbewahrung der Reizkarten dient, die damit jederzeit gebrauchsfertig zur Hand sind.

---

1) Die Vorrichtung nebst Zubehör liefert Institutsmechaniker K. Mahler, München, Adalbertstr. 3 I.

(Eingegangen am 12. Juli 1925.)

(Aus dem Psychologischen Institut der Universität München.)

# Neue Versuche zur Messung der Geschwindigkeit der Aufmerksamkeitswanderung.

Von

**Alois Mager** (Salzburg).

(Mit 13 Figuren im Text.)

## Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Bisherige Versuche über Aufmerksamkeitswanderung . . . . . 391
II. Versuchsanordnung und Vorversuche . . . . . 397
III. Die Hauptversuche und ihr Ergebnis . . . . . 404
IV. Zur Theorie der Aufmerksamkeitswanderung . . . . . 425

## I. Bisherige Versuche über Aufmerksamkeitswanderung.

Die Aufmerksamkeit als eine bestimmte seelische Haltung bildet einen bevorzugten Gegenstand der experimentellen Psychologie. Nicht unwichtig für die Bestimmung ihres Wesens ist die Untersuchung einer von jeher beobachteten Eigentümlichkeit. Allgemeine Erfahrung zeigt, daß die Aufmerksamkeit einer gewissen Zeitspanne bedarf, um von einem Gegenstand auf einen anderen überzugehen. Diese Eigentümlichkeit der Aufmerksamkeit nennt man Aufmerksamkeitswanderung. Die Zeitspanne selber, welche die Aufmerksamkeit nötig hat, um von einem Gegenstand auf einen anderen überzugehen, bezeichnet man als Aufmerksamkeitsschritt.

Psychologisch von Bedeutung ist, die Dauer des kleinsten willkürlichen Aufmerksamkeitsschrittes, der möglich und noch beobachtbar ist, m. a. W. die Geschwindigkeit der Aufmerksamkeitswanderung zu bestimmen. Genaues konnte darüber solange nicht ausgesagt werden, als die Psychologie mit der Beobachtung nicht auch das Experiment verband.

Seitdem wurden eine Reihe von Versuchen mit mehr oder weniger Genauigkeit durchgeführt, die mittelbar oder unmittelbar der Messung der Geschwindigkeit der Aufmerksamkeitswanderung galten. An erster Stelle erwähnen wir drei Untersuchungen, die zwar nicht in unmittelbarem, aber sachlich doch in einem engeren Zusammenhang mit der Frage der Aufmerksamkeitswanderung stehen.

1. v. Kries: In einer Arbeit »über die Bedeutung des Aufmerksamkeitssprunges für den Zeitsinn«[1]) befaßte sich v. Kries mit der Aufmerksamkeitswanderung und ihrer Bedeutung für den Vergleich zeitlicher Intervalle. In seiner »Allgemeinen Sinnesphysiologie«[2]) kommt er in dem Abschnitt »Der Zeitsinn« wieder auf die Frage zurück. Er geht von der Beobachtung aus, daß die Aufmerksamkeit nicht gleichzeitig, wenigstens nicht in gleichem Maße, zwei verschiedenen Sinnen oder zwei Stellen des Gesichtsfeldes zugewandt werden kann. Die Aufmerksamkeit muß von einem zum andern wandern. Er nennt diesen Vorgang »Aufmerksamkeitssprung«. Mit Recht nimmt v. Kries an, daß der Aufmerksamkeitssprung Zeit beansprucht. Weitere Untersuchungen über seine Zeitdauer stellt er nicht an. Wichtig für unsere Arbeit ist nur die Angabe, $^1/_5$" sei unter gewissen Umständen nicht lang genug, um ein Wandern der Aufmerksamkeit zu ermöglichen. Im Anschluß an Versuche von Agazzotti glaubt er aber annehmen zu müssen, daß ein Aufmerksamkeitssprung auch in $^1/_8$" sich vollziehen könne.

2. Die Komplikationsversuche der Wundt-Schule[3]): Im Anschluß an die bekannte »persönliche Gleichung« Bessels stellten Wundt-Schüler eine Reihe von Versuchen an über das Zusammentreffen von Eindrücken zweier verschiedener Sinnesgebiete. Man nennt dieses Zusammentreffen »Komplikation«. Ein Zeiger bewegt sich mit veränderbarer Geschwindigkeit auf einem Zifferblatt. Bei einem bestimmten Teilstrich wird ein Glockensignal ausgelöst. Die Vp soll angeben, auf welchem Teilstrich der Zeiger war, als das Signal ertönte. Es zeigte sich, daß die Stellung des Zeigers fast regelmäßig auf einen Teilstrich vorher oder nachher verlegt wird. Man spricht des-

1) Deutsche Zeitschrift für Nervenheilkunde 1913 Bd. 47 und 48 S. 352.
2) S. 168 ff.
3) Mager, Die Enge des Bewußtseins S. 521 ff.

halb von positiven und negativen Fehlern. Bis zu $^1/_4$" kann die Zeitverschiebung (nach Geiger wenigstens bis $110\sigma - 185\sigma$) gehen. Die Annahme ist berechtigt, daß diese Zeitverschiebung mit der Aufmerksamkeitswanderung hier mit dem Wandern von der Zeigerstellung zum Schalleindruck oder umgekehrt in Verbindung gebracht wird.

3. Versuche von Mach. Werden zwei rote Quadrate in gänzlicher Dunkelheit von einem für das Auge gedeckten elektrischen Funken erleuchtet, so erscheint das direkt gesehene Quadrat rot, das indirekt gesehene grün. Mach[1]) glaubte, diese Erscheinung durch Aufmerksamkeitswanderung erklären zu können. In der Zeit nämlich, welche die Aufmerksamkeit brauche, um von einem zum andern Quadrat überzugehen, befände sich das zweite Quadrat bereits im Stadium des negativen Nachbildes. Diese Erklärung hat sich indessen als unrichtig erwiesen. Denn die Verspätung kann bis $^1/_5$" gehen. Der Netzhautprozeß müßte bereits abgelaufen, das Zustandekommen einer Empfindung also unmöglich sein. Diese Erklärung hat sich indessen als unrichtig erwiesen. Noch auf andere Weise suchte Mach zusammen mit Dvořak[2]) die Geschwindigkeit der Aufmerksamkeitswanderung zu messen: Optische, um einige Zentimeter voneinander abstehende Reize, die nacheinander gegeben werden, werden gleichzeitig gesehen, wenn die zeitliche Aufeinanderfolge nur einige Bruchteile einer Sekunde ausmacht. Ähnliche Versuche unternahm Bethe[3]). Ihnen lag die Beobachtung zugrunde, daß gleichzeitig gegebene Reize nicht gleichzeitig wahrgenommen werden. Allein es geht nicht an, mittels der Beobachtung des Zeitverhältnisses zweier Reize die Geschwindigkeit der Aufmerksamkeitswanderung zu messen. Denn Pauli[4]) wies nach, daß ganz allgemein zwei Reize, die in der Dauer von weniger als $^1/_{10}$" nacheinander gegeben werden, als gleichzeitig wahrgenommen werden.

---

1) Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen 5. Aufl. S. 205.

2) Über Analoga der persönlichen Differenz zwischen beiden Augen und den Netzhautstellen desselben Auges. Sitz.-Ber. der kgl. Böhm. Gesellsch. der Wissensch. 8. März 1872 S. 72.

3) Beobachtungen über die persönliche Differenz an einem und beiden Augen. Pflügers Archiv Bd. 127 I S. 1 ff.

4) Über die Beurteilung der Zeitordnung von optischen Reizen im Anschluß an eine von Mach beobachtete Farbenerscheinung. Archiv f. ges. Psychol. (21) S. 203 ff.

4. Versuche von F. E. Otto Schultze: Näher einer exakten Messung der Geschwindigkeit der Aufmerksamkeitswanderung kommen Versuche, die wir Otto Schultze[1]) verdanken. Er ließ in veränderlichen Zeitabständen zwei Hammerschläge ertönen. Die Vpn waren angewiesen auszusagen, ob beim zweiten die Aufmerksamkeit a) auf der Höhe war, b) eben nachzulassen begann, c) in der Mitte des Abfallens war, d) im Verschwinden begriffen oder e) schon ganz verschwunden war. Er fand die Abgrenzung des Aufmerksamkeitsschrittes sehr schwierig, die nicht allen Vpn gelang. Das Ergebnis, zu dem er kam, war, daß der Aufmerksamkeitsschritt etwa 400 bis 900 $\sigma$ betrage. Diesen Versuchen jedoch fehlt die Genauigkeit, die wir vom Experiment verlangen müssen.

5. Versuche von R. Pauli: Die Versuchsanordnung, von der die Feststellungen R. Paulis ausgingen, war kurz folgende: In abgedunkeltem Raum wurden in veränderlichen Zeitabständen zwei optische Reize — kurzdauernde Lichtpunkte in horizontaler Lage — gegeben. Aufgabe der Vp war es, so schnell wie möglich die Aufmerksamkeit von dem Reiz, der fixiert war, dem andern zuzuwenden. Nach diesem von Külpe angegebenen Verfahren, das eine weit größere experimentelle Genauigkeit aufweist, gelang es R. Pauli[2]) festzustellen, daß die Dauer des Aufmerksamkeitsschrittes davon abhängt, ob die Wanderung von außen nach innen oder umgekehrt vor sich geht. Bei der Wanderung von innen nach außen, d. h. schläfenwärts, stellte er Werte von 79 bis 124 $\sigma$, bei der Wanderung nasalwärts von außen nach innen bei derselben Vp Werte von 124 bis 170 $\sigma$ fest. Das sind verhältnismäßig beträchtliche Unterschiede.

6. Versuche von R. Feilgenhauer[3]). Es sind die exaktesten Versuche, die bisher zur Messung des Aufmerksamkeitsschrittes gemacht wurden. Es ist auch die erste Arbeit, die als eigentlichen Gegenstand der Untersuchung die Messung des kürzesten Aufmerksamkeitsschrittes hatte, der beobachtbar ist. Die Versuche schließen methodisch eng an das Verfahren von Pauli an. Es wurden den Vpn kurzdauernde optische Reize — Lichtpunkte — geboten. Die Aufgabe ging dahin,

---

1) Beitrag zur Psychologie des Zeitsinnes 1908 S. 50 ff.

2) a. a. O.

3) Untersuchungen über die Geschwindigkeit der Aufmerksamkeitswanderung. Arch. f. ges. Psych. (26).

nach dem Auffassen des ersten Reizes die Aufmerksamkeit möglichst rasch dem zweiten Reiz zuzuwenden. Außer Gesichtsreizen wurden auch Gehörs- und Hautreize und deren Kombination gegeben. Der zweite Reiz war nicht immer vom selben Sinnesgebiet. Es ergaben sich folgende Fälle: a) der zweite Reiz tritt auf, wenn der erste von der Aufmerksamkeit bereits erfaßt ist und man sich schon in der Erwartung des zweiten befindet, b) der zweite Reiz erscheint gerade in dem Augenblick, wo die Aufmerksamkeit eben den ersten aufgefaßt hat und sich dem zweiten zuwendet, c) der zweite Reiz tritt auf, während die Aufmerksamkeit noch mit dem ersten beschäftigt ist. Die Zeitdauer der Aufeinanderfolge der beiden Reize im zweiten Falle wäre das Maß des kürzesten Aufmerksamkeitsschrittes Feilgenhauer fand, daß er zwischen 262 $\sigma$ und 399 $\sigma$ liegt Es betrüge also der kürzeste Aufmerksamkeitsschritt, der möglich ist, im Durchschnitt 300 $\sigma$, also etwa $^1/_8$".

Sehen wir von der Verschiedenartigkeit der Versuchsbedingungen und der Versuchsanordnung ab, so läßt sich nicht verkennen, daß die Ergebnisse Feilgenhauers mit denen von Schultze und Pauli in Einklang zu bringen sind. Schultze verlangte von seinen Vpn nicht eine möglichst rasche Übertragung der Aufmerksamkeit von einem Eindruck auf den andern. Er überließ die Aufmerksamkeit sich selber. Seine Versuche waren daher wenig geeignet, den kürzesten Aufmerksamkeitsschritt zu messen, der möglich ist. Bemerkenswert aber bleibt, daß Schultze in der 2. Phase, wo die Aufmerksamkeit eben nachzulassen beginnt, Werte von 330 $\sigma$ bis 400 $\sigma$, selbst einen von 275 $\sigma$ feststellt. Diese Werte im Durchschnitt kommen den Feilgenhauerschen recht nahe.

Größer sind die Unterschiede bei Pauli. Wir begegnen da Werten von 79 $\sigma$ bis 124 $\sigma$ bezw. von 124 $\sigma$ bis 170 $\sigma$. Feilgenhauer sieht den Grund des Unterschiedes in einem zweifachen Umstand: Die Vpn Paulis waren infolge der vorausgegangenen Zeitsinnesversuche anders eingestellt als seine eigenen. Dann war der Aufmerksamkeitsschritt bei Pauli mehr passiv, bei ihm dagegen aktiv. Ich würde hinzufügen, daß die niedrigen Werte bei Pauli wohl noch auf einen andern Umstand zurückzuführen sind. Die instruktionsmäßige Auffassung der Reize, insbesondere des ersten Reizes bei Pauli, war so wenig bestimmt, daß wohl meistens von einer Aufmerksamkeitsleistung im eigentlichen Sinn nicht die Rede sein konnte. Behalten wir

diese Umstände im Auge, so bedeutet die Verschiedenheit der Ergebnisse keinen Widerspruch.

Das Ergebnis der Feilgenhauerschen Arbeit widerlegt endgültig die Auffassung Wundts, als wäre innerhalb von $^1/_{10}$" nicht bloß ein, sondern mehrere Aufmerksamkeitsschritte möglich. Schon Becher[1]) war es gelungen, durch zweckmäßig angelegte Versuche die Unmöglichkeit der Wundtschen Auffassung darzutun. Bei Leseversuchen stellten Erdmann und Dodge[2]) fest, daß bei einer Expositionszeit von $^1/_{10}$" 22 Buchstaben von geläufigen, sinnvollen Wörtern gleichzeitig gelesen werden können, bei sinnlosen Wörtern dagegen nur 5—6 Buchstaben. Wundt[3]) bestritt, daß es sich hier um gleichzeitiges Lesen handle. Um ein »Wortungeheuer« von 22 Buchstaben innerhalb $^1/_{10}$" lesen zu können, bedürfe es nicht bloß einer einmaligen, sondern einer mehrmaligen Aufmerksamkeitswanderung. Erdmann und Dodge[4]) entkräfteten Wundts Behauptung. Für letzteren trat wiederum Zeitler[5]) in die Schranken. Becher wies nach, daß bei den Erdmann-Dodgeschen Versuchen unmöglich Aufmerksamkeitswanderungen vorlägen. Bei Funkenbeleuchtung, wie sie Becher anwandte, ist die Darbietungszeit — nach Wundt selber ca. 0,00004" — so kurz, daß eine Aufmerksamkeitswanderung schlechthin ausgeschlossen ist. Trotzdem wurden bei den Versuchen Bechers die Wortungeheuer von 22 Buchstaben ebenso sicher gelesen wie bei Erdmann-Dodge. Damit war der Beweis gebracht, daß innerhalb $^1/_{10}$" keine Aufmerksamkeitswanderung stattfinden kann. So sind die Versuche Bechers von Bedeutung auch für die Messung der Geschwindigkeit der Aufmerksamkeitswanderung, indem sie negativ bestimmen, daß der kürzeste Aufmerksamkeitsschritt mehr als $^1/_{10}$" dauert.

Für die Psychologie der Aufmerksamkeitswanderung gelten die Versuche Feilgenhauers als grundlegend. Einer kritischen

---

1) Experimentelle Beiträge zur Psychologie des Lesens bei kurzen Expositionszeiten. Zeitschr. f. Psych. u. Phys. d. Sinnesorgane (36) 1904.

2) Psychologische Untersuchungen über das Lesen auf experimenteller Grundlage 1898.

3) Zur Kritik tachistoskopischer Versuche. Philos. Stud. 1899 S. 287—317.

4) Duplik in der Zeitschr. f. Psychol. u. Physiol. d. Sinnesorgane (22) S. 241.

5) Philos. Studien (16) 1900: Tachistoskopische Untersuchungen über das Lesen S. 380—465.

Prüfung aber halten sie nicht durchgängig stand. Es sind einige nicht unwesentliche Punkte, die zu Bedenken Anlaß geben. Wir fanden oben, daß es sich bei den Versuchen von Pauli mit großer Wahrscheinlichkeit nicht um eigentliche Aufmerksamkeitsleistungen handelt. Wenn auch die Versuchsanordnung Feilgenhauers größere Gewähr für das Zustandekommen wirklicher Aufmerksamkeitsleistungen bietet, so ist diese Gewähr doch noch recht mangelhaft. Es handelte sich ja nur um das Erfassen des Eintretens des Reizes. Dieses aber kann leicht bloß automatisch sein. Das schwerste Bedenken aber, das wir gegen Feilgenhauers Versuche vorbringen müssen, ist wohl das, daß sie nicht die Dauer des eigentlichen Aufmerksamkeitsschrittes messen. Denn das, was gemessen wird, ist die Zeitdauer vom Eintritt des ersten Reizes bis zu dem Punkt, wo die Aufmerksamkeit den zweiten Reiz eben zu erfassen beginnt. Es handelt sich also um die Dauer des Aufmerksamkeitsschrittes selber und der Apperzeptionszeit des ersten Reizes. Als eigentlicher Aufmerksamkeitsschritt kann aber nur die Dauer zwischen dem Abschluß der Erfassung des ersten Reizes und dem Beginn der Beachtung des zweiten angesehen werden. Es bleibt also die Arbeit Feilgenhauers in wesentlichen Punkten verbesserungsbedürftig. Eine Vervollkommnung der Feilgenhauerschen Arbeit müßte sich auf drei Punkte erstrecken:

1. Es müßte sich um gesicherte, nachweisbare Aufmerksamkeitsleistungen handeln.

2. Die zeitliche Folge der Reize müßte genau bestimmt werden können.

3. Es müßte gelingen, den eigentlichen Aufmerksamkeitsschritt von der Dauer der Auffassung des ersten Reizes scharf abzulösen.

## II. Versuchsanordnung und Vorversuche.

In einer Arbeit »Die Enge des Bewußtseins«[1]) legten wir die Ergebnisse von Versuchen vor, die nach der Methode von R. Pauli[2]) zur Bestimmung der Enge des Bewußtseins gemacht

1) Die Enge des Bewußtseins. Eine experimentell-psychologische Untersuchung, Stuttgart 1920.

2) Eine Methode zur Untersuchung und Demonstration der Enge des Bewußtseins, sowie zur Messung der Geschwindigkeit der Aufmerksamkeitswanderung, Stuttgart 1913.

wurden. Wir glaubten die Frage nicht mehr im Sinn der bisherigen Messungen des Bewußtseinsumfanges lösen zu sollen. Die Frage, die wir uns stellten und zu beantworten suchten, lautete vielmehr: Können zwei Aufmerksamkeitsleistungen gleichzeitig vollzogen werden? Aufgabe der Versuchsanordnung war, den Vpn objektiv die Möglichkeit zu bieten, zwei Aufmerksamkeitsleistungen gleichzeitig zu vollziehen. Um dieses zu verwirklichen, waren folgende Versuchsbedingungen hergestellt:

1. Eine Vorrichtung, zwei Reize auf verschiedenen Sinnesgebieten streng gleichzeitig zu geben.

2. Die Reize dauerten nur solange, als zu ihrem Erfassen unbedingt erforderlich war.

3. Die Reizaufgaben waren so einfach, daß sie, wenn sie allein gegeben wurden, mit Leichtigkeit gelöst werden konnten, anderseits aber so schwer, daß sie unter allen Umständen wirkliche Aufmerksamkeitsleistungen verlangten.

Der Reizhebelapparat mit Tachistoskop von Pauli[1]) ist so gebaut, daß er diesen Anforderungen entspricht. Es wurden dem Gesichts- und Hautsinn streng gleichzeitig zwei Reize als Grundlage für Intensitätsunterschiede oder mehrere Einzelreize als Zählelemente dargeboten. Das Ergebnis der Versuche war daß die beiden Aufgaben nie gleichzeitig gelöst werden konnten. Diese Tatsache bezeichnen wir als »Enge des Bewußtseins«.

Die Methode, die zur Untersuchung der Enge des Bewußtseins angewendet wurde, eignet sich auch besonders, die Geschwindigkeit der Aufmerksamkeitswanderung einer genau kontrollierbaren Messung zu unterziehen. Wenn zwei sinnesverschiedene Reizaufgaben bei objektiv gleichzeitiger Darbietung subjektiv nicht gleichzeitig gelöst werden können, so legt sich die Frage nahe: Welches ist der kürzeste Zeitabstand, in welchem die beiden Reizdarbietungen aufeinander folgen dürfen, damit beide eben noch richtig beurteilt werden. Tritt der zweite Reiz gerade in dem Augenblick auf, wo die Aufmerksamkeit, mit der Lösung der ersten Aufgaben eben fertig, sich der zweiten Reizdarbietung zuwendet, dann schließt die Zeit zwischen diesem

---

1) Eine genaue Beschreibung mit Abbildungen des Apparates findet sich in R. Paulis »Psychologisches Praktikum« 3. Aufl., Jena 1923, S. 42 bis 44 und 169 f.

Augenblick und dem Erscheinen des ersten Reizes sicher den eigentlichen Aufmerksamkeitsschritt mit ein. Nur Selbstbeobachtung kann den Augenblick angeben, wo der zweite Reiz »eben recht« kommt. Allerdings muß das Zeitverhältnis der Reizfolge auch objektiv genau bestimmbar sein. Um den kürzesten Aufmerksamkeitsschritt, der möglich ist, zu gewinnen, muß die Instruktion in geeigneter Weise bewirken, daß beide Aufgaben möglichst rasch nacheinander gelöst werden. Zwei Fragen stellten sich einer Versuchsanordnung:

1. Wie läßt sich die kürzeste Normalzeit bestimmen, in der zwei Reizdarbietungen so aufeinander folgen, daß die zweite in dem Augenblick eintritt, wo die Aufmerksamkeit nach Beurteilung der ersten eben sich ihr zuwendet?

2. Wie lassen sich die Apperzeptionszeit des ersten Reizes und der eigentliche Aufmerksamkeitsschritt voneinander loslösen?

1. Das Versuchsmaterial war von derselben Art wie bei der Untersuchung über die Enge des Bewußtseins. Es wurden optisch und taktil Intensitätsunterschiede (optisch: Helligkeitsunterschiede; taktil: Druckunterschiede) oder Zählelemente (3—6) gegeben. Entweder waren auf beiden Sinnesgebieten nur Intensitätsunterschiede oder nur Zählelemente oder auf dem einen Sinnesgebiet Intensitätsunterschiede und auf dem andern Zählelemente und umgekehrt gegeben. Eine ausführliche Darstellung dieser Art von Versuchsanordnung gaben wir in unserer früheren Arbeit [1]).

Die einzelnen Versuchsreihen enthielten je 25 Versuche. Es wurden folgende Versuchsreihen aufgestellt:

1. Zahlauffassungen mit vorausgehendem optischen Reiz.
2. Zahlauffassungen mit vorausgehendem taktilen Reiz.
3. Intensitätsvergleiche mit vorausgehendem optischen Reiz.
4. Intensitätsvergleiche mit vorausgehendem taktilen Reiz.
5. Kreuzungsversuche mit optischer Zahlauffassung und taktilem Intensitätsvergleich, wo der optische Reiz vorausging.
6. Kreuzungsversuch mit optischem Intensitätsvergleich und taktiler Zahlauffassung, wo der optische Reiz vorausging.
7. Dieselbe Versuchsreihe wie 5, nur mit vorausgehendem taktilen Reiz.

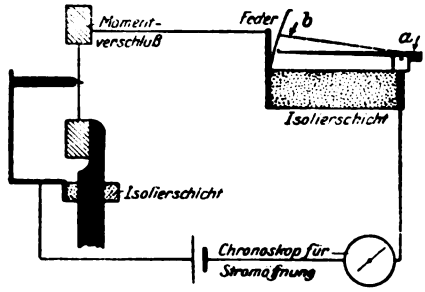
---

1) Enge des Bewußtseins S. 548ff. Vgl. auch Pauli, Psychologisches Praktikum.

8. Dieselben Versuche wie 6, nur mit vorausgehendem taktilem Reiz.

Die Reizdarbietungen auf den beiden Sinnesgebieten wurden also immer nacheinander gegeben. Denn bei gleichzeitiger Darbietung, wie es bei den Versuchen über die Enge des Bewußtseins geschah, hatte es sich gezeigt, daß die Aufmerksamkeit die beiden Reizaufgaben immer nur nacheinander lösen kann. Die gleichzeitige Darbietung störte die Aufmerksamkeit so, daß es regelmäßig zu Urteilsausfällen oder Falschurteilen oder nur zu Lösungen aus dem unmittelbaren Gedächtnis kam. Der zeitliche Abstand, in dem die beiden Reize in unsern Versuchen einander folgten, mußte sich in gleichmäßigen kurzen Abstufungen zwischen zwei Grenzwerten bewegen. Es schien zweckmäßig, als untersten Grenzwert **0,2″** anzusetzen und als obersten **1,0″** bezw. 1,2″. In Abstufungen von je $^2/_{10}$″ wurden die zeitlichen Reihen angeordnet. Jede Versuchsreihe wurde im zeitlichen Abstand der beiden Reize von 0,2″; 0,4″; 0,6″; 0,8″; 1,0″ bezw. 1,2″ durchgeführt. So umschloß jede Versuchsreihe 5 Unterversuchsreihen. In einer Versuchsstunde wurde immer nur eine Unterreihe ausgeführt. Dagegen wurde die regelmäßige Reihenfolge der Abstufungen aus Zweckmäßigkeitsgründen nicht eingehalten. Die Instruktion wies die Vp an, außer der Beurteilung der Reize anzugeben, ob der zweite Reiz eintrat, als sie noch mit dem ersten Reiz beschäftigt war, oder ob eine Pause zwischen der Beurteilung der beiden Reize eintrat oder ob beide so unmittelbar aneinander anschlossen, daß weder Störung noch Pause entstand. Es waren also drei Urteilsmöglichkeiten gegeben: 1. Störung, 2. Anschluß, 3. Pause.

Der Paulische Reizhebelapparat mit Tachistoskop ermöglicht jeden zeitlichen Abstand in der Funktion der beiden Vorrichtungen. Besondere Sorgfalt mußte darauf verwendet werden, die zeitliche Aufeinanderfolge der beiden Reize vor jeder Versuchsstunde genau zu bestimmen. Ging der Gesichtsreiz voraus, so mußte das Eintreffen des Druckreizes zeitlich genau bestimmt werden, d. h. die Zeit zwischen dem Öffnen der Klappen des Tachistoskopes bis zum Auftreffen der Reizhebel auf den Druckpunkten. Ging der Druckreiz voraus, so mußte die Zeit zwischen dem Auftreffen der Reizhebel und dem Öffnen der Klappen des Tachistoskopes ebenso bestimmt werden (vgl. Abbildung).




Schaltung für Folge Optisch-Taktil: Momentverschluß geschlossen, wird geöffnet bei Beginn, Kontakthebel in Stellung a. Reizhebel betätigt den Kontakthebel bei a, d. h. stellt den Kontakt her. Schaltung für Folge Taktil-Optisch: Kontakthebel in Stellung b (Reizhebel) betätigt den bei b, d. h. unterbricht den Strom; Momentverschluß geöffnet, wird geschlossen zur Herstellung des Kontaktes.

Die Messungen wurden mit Hilfe des D'Arsonvalschen Chronoskopes vorgenommen. War die Zeit zwischen dem Erscheinen des optischen und taktilen Reizes zu messen, war das Verfahren folgendes: Ein Stift war so an der Blende des Tachistoskopes angebracht, daß er mit den geschlossenen Klappen einen Kontakt herstellte. Der Reizhebel (Stellung a) drückte bei seiner tiefsten Senkung auf ein Hebelchen (a), das auf einer Kautschukisolierung auf einem durch ein Stativ horizontal festgehaltenen Metallstange angebracht war. Das andere Ende des Hebelchens streifte beim Sichheben eine federnd gebogene Lamelle (Feder). Sind die Klappen des Momentverschlusses geschlossen, also der Kontakt mit dem in den elektrischen Stromkreis eingeschalteten Stifte hergestellt, dann besteht Stromschließung. Öffnen sich die Klappen — was gleichbedeutend ist mit dem Erscheinen des optischen Reizes —, dann findet Stromöffnung statt. Der Zeiger des ebenfalls in den Stromkreis eingeschalteten D'Arsonval beginnt sich zu bewegen und bleibt solange in Bewegung, bis der Strom wieder geschlossen wird. Das geschieht in dem Augenblick, wo der Reizhebel auf das Hebelchen (bei a) — was gleichbedeutend ist mit dem Eintritt des taktilen Reizes — drückt und durch den federnden Kontakt den Strom wieder schließt. Der Zeiger des D'Arsonval bleibt stehen und zeigt die Zeit an, die vergangen ist zwischen dem Erscheinen des optischen und dem des taktilen Reizes. Die Messungen des D'Arsonval sind von größter Genauigkeit und Zuverlässigkeit. So konnte das Funktionieren des Tachistoskopes und des Reizhebelapparates auf die gewünschten Zeiten eingestellt werden. Vor jeder Versuchsstunde mit vorausgehendem optischen Reiz wurde der Apparat entsprechend eingestellt. Das gleiche Verfahren, nur umgekehrt, wurde angewendet, wenn der taktile Reiz vorausging. Das Kontakthebelchen wurde in die Lage gebracht, daß sein anderes Ende an der federnden Lamelle festgehalten wurde (Stellung b). Der Stromkreis war also geschlossen. Denn die Klappen der Blende waren geschlossen. Drückte der Reizhebel — das Eintreten des vorausgehenden taktilen Reizes — das Kontakthebelchen, dann fiel es in seine ursprüngliche Lage zurück (Stellung a).

Der Kontakt war unterbrochen. Der Strom war geöffnet. Der Zeiger am D'Arsonval bewegte sich bis zu dem Augenblick, wo der Momentverschluß des Tachistoskopes sich öffnete. Da war der Stromkreis wieder geschlossen.

Der Zeitabstand, der durch den D'Arsonval bestimmt wurde, betraf die Pause zwischen dem Auftreten des ersten und dem Auftreten des zweiten Reizes. Der eigentliche Aufmerksamkeitsschritt aber, wie wir bereits betont haben, liegt zwischen dem Abschluß der Beurteilung des ersten und dem Beginn der Beurteilung des zweiten Reizes. Durch Selbstbeobachtung hatte die Vp festzustellen, ob der zweite Reiz mit Pause-, Störungs- oder Anschlußerlebnis eintritt. Nur im letzteren Fall war der eigentliche Aufmerksamkeitsschritt objektiv mitgemessen in der durch den D'Arsonval bestimmten Zeit. Es galt also nur noch, die Zeit abzulösen, die zwischen dem Auftreten des ersten Reizes und dem Abschluß seiner Beurteilung verging.

Es lag nahe, die Zeit vom Erscheinen des ersten Reizes bis zum Abschluß seiner Beurteilung mittels des Reaktionsverfahrens zu messen. Bei den optischen Reizen läßt es sich ohne große technische Schwierigkeiten verwirklichen. Im Kartenwechsler wurde den Vpn qualitativ dasselbe Versuchsmaterial geboten wie in den Versuchen selber, also Helligkeitsunterschiede, Zählelemente. In den Stromkreis war ein Hippsches Chronoskop eingeschaltet, das bei Stromschluß in Tätigkeit trat. Das Aufgehen der Klappe des Kartenwechslers — Eintritt des optischen Reizes — schloß den Strom. Das Hippsche Chronoskop trat in Funktion. Die Vp war angewiesen, auf einen Reaktionstaster zu drücken, sobald die Reizaufgabe gelöst war. Gleichzeitig sollte sie die Lösung aussprechen. Auch mittels eines Schallschlüssels, in den die Lösung der Aufgabe hineingesprochen wurde, konnte derselbe Zweck erreicht werden wie mit dem Reaktionstaster. Der Strom wurde wieder geöffnet. Der Zeiger des Chronoskops stand still. Die Zeit, welche die Beurteilung des ersten Reizes beanspruchte, konnte abgelesen werden. An sich ist die Reaktion mittelst des Schallschlüssels, wenn auch kaum merklich, genauer. Es treten aber häufig Störungen auf. Die Reaktion durch den Taster weist mehr Stetigkeit auf. Schwieriger war die Messung der Apperzeptionszeit bei den taktilen Reizen. Auf den Stellen der Finger, auf denen die Reizhebel auftrafen, wurden Messingplättchen[1]) aufgeklebt. An

1) Vgl. Enge des Bewußtseins S. 551.

sie waren leichte, elastische Drahtleitungen angelötet. Die metallenen Reizhebel waren ebenfalls mit der Leitung verbunden. Das Hippsche Chronoskop war in den Stromkreis eingeschaltet. Der Strom war zu Anfang geöffnet. In dem Augenblick, wo die Reizhebel die Messingplättchen — Eintritt des taktilen Reizes — berührten, wurde der Strom geschlossen. Der Zeiger des Chronoskopes bewegte sich. Ist die Lösung der taktilen Aufgabe abgeschlossen, dann reagiert die Versuchsperson durch den Schallschlüssel oder mit dem Reaktionstaster. Da beide Hände für die taktilen Reize in Anspruch genommen sind, wird der Reaktionstaster so angebracht, daß die Vp durch ein leichtes Senken des Kinnes auf den Taster drückt. Durch die Reaktion wird der Strom wieder geöffnet. Der Zeiger des Chronoskopes steht still. Er gibt die Zeit an, die Auffassung und Beurteilung des taktilen Reizes brauchten.

Sieben Versuchsreihen für jede Vp[1]) mit je 25 Einzelbeobachtungen waren sowohl für die Intensitätsvergleichs- und Zählversuche als auch für die Kreuzungsversuche aufgestellt[2]). Die zeitliche Aufeinanderfolge der beiden Reize geschah in Abständen von je $^2/_{10}$″ innerhalb der Grenzen von 0,2″ bis 1,0″ bezw. 1,2″. In jeder Reihe und bei jedem Zeitabstand ging das eine Mal der optische Reiz, das andere Mal der taktile Reiz voraus. Es trafen somit auf jede Vp 70 Versuchsreihen mit je 25 Versuchen; also 1750 Versuche. Bei diesen Versuchen galt es, die Zeit festzustellen, in der zwei Reizdarbietungen aufeinander folgen dürfen, damit beide im unmittelbaren Anschluß aneinander eben noch beurteilt werden können.

Um die Apperzeptionszeit der optischen und taktilen Reizdarbietungen, wie sie in unsern Versuchen vorkamen, zu bestimmen, stellten wir etwa 5 Versuchsreihen mit je 25 Versuchen auf.

Als Versuchspersonen hatten sich in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt: Prof. Dr. Pauli, P. Barth O. S. B., Herr Zeise, Fräulein Dr. Schmelz und Fräulein v. Dall-Armi. Wegen Krankheit mußte P. Barth leider bald ausscheiden. Ihnen allen sei an dieser Stelle verbindlichster Dank ausgesprochen. Besonders danken möchte ich Herrn Prof. Dr. Pauli,

1) Die sich aus der Zusammenstellung von Aufgabe und Sinnesgebiet ergeben.

2) Ausführlicher S. 9.

der während der ganzen Zeit an der Arbeit tätigen Anteil nahm. Die Versuche wurden gemacht im Winter- und Sommersemester 1921/1922. Sie wurden, wie jene bei der Enge des Bewußtseins[1]), in abgedunkeltem Zimmer vorgenommen. Eine elektrische Lampe beleuchtete den Momentverschluß des Tachistoskopes.

## III. Die Hauptversuche und ihr Ergebnis.

### 1. Die Versuche.

Die Erfahrungen, die wir bei den Versuchen über die Enge des Bewußtseins gemacht hatten, ersparten uns lange Vorversuche. Es wurden aber doch mit jeder Vp zur Gewöhnung eine Reihe von Vorversuchen gemacht. Besondere Sorgfalt erheischte vor jeder Versuchsstunde die Einstellung des Tachistoskopes und des Reizhebelapparates auf den bestimmten Zeitabstand. Wie früher, stellten wir auch hier wieder den einzigartigen Vorzug des Paulischen Reizhebelapparates mit Tachistoskop fest. Er ermöglicht nämlich so gleichmäßige, unveränderliche Versuchsbedingungen, daß die persönlichen Verschiedenheiten der einzelnen Vpn kaum eine nennenswerte Rolle spielen. Ähnlich wie in den Versuchen über die Enge des Bewußtseins wird auch in den Ergebnissen dieser Versuche eine erhebliche Regelmäßigkeit auffallen. Trotz alledem treten auch hier persönliche Verschiedenheiten deutlich auf. Nur haben sie keinen wesentlichen Einfluß auf die Gesamtheit der Ergebnisse.

Die Instruktion, die den Vpn gegeben wurde, lautete: »Es wird Ihnen zuerst ein optischer (bezw. taktiler) Reiz gegeben.« Es wurde bemerkt, ob Helligkeitsunterschied oder Zählelemente bei optischen Reizen, ob Gewichtsunterschied oder Zählelemente bei taktilen kämen. »Sie geben an, ob das linke bezw. untere Feld heller oder dunkler oder gleich ist, bezw. Sie zählen die dargebotenen Elemente.« Bei taktilen Reizen sollte angegeben werden, ob der Druck auf die linke Hand leichter, schwerer oder gleich war bezw. die Reize sollten gezählt werden. »Der erste Reiz ist so schnell wie möglich zu beurteilen. Denn es erscheint sogleich ein zweiter Reiz.« Es wurde vor jeder Versuchsstunde angegeben, um welche Art des Reizes es sich handelte. »Der zweite Reiz ist ebenfalls zu beurteilen. Es ist sorgfältig

1) a. a. O. S. 558.

darauf zu achten, ob der zweite Reiz eintritt, während Sie noch mit dem ersten beschäftigt sind, oder ob er in dem Augenblick eintritt, wo Sie die Beurteilung des ersten Reizes abgeschlossen haben und sich eben dem zweiten Reiz zuwenden, oder ob er erst eintritt, nachdem Sie die Beurteilung schon abgeschlossen haben und in der Erwartung des zweiten Reizes sind. Den ersten Fall geben Sie bitte als Störung, den zweiten als Anschluß, den dritten als Pause an.«

Es wurde hier im Gegensatz zu den Versuchen über die Enge des Bewußtseins ausdrücklich Selbstbeobachtung verlangt, aber nur in bezug auf die zeitliche Aufeinanderfolge der beiden Reize. Daß die Selbstbeobachtung auf die Schnelligkeit und die Art der Aufgabelösung keinen, jedenfalls keinen feststellbaren Einfluß hatte, beweist ein Vergleich mit den Ergebnissen der Versuche über die Enge des Bewußtseins.

Die Instruktion bei den Reaktionsversuchen ging dahin, daß die Vp den erscheinenden Reiz richtig beurteilen und dann sofort reagieren sollte. Die Urteile in beiden Versuchsgruppen wurden gleich aufgezeichnet, bei der ersten Versuchsgruppe die Urteile sowohl über die Reize selber als über die zeitliche Aufeinanderfolge. Nach Abschluß der Versuche wurden die Ergebnisse tabellarisch zusammengestellt und auch zeichnerisch dargestellt. Es kam in unsern Versuchen nur darauf an, den kürzesten Aufmerksamkeitsschritt zu bestimmen. Ob und wie die Reize beurteilt wurden, war für den Zweck unserer Untersuchung belanglos. Sie schieden daher von der tabellarischen Verwertung aus. In Frage kamen nur die zeitliche Aufeinanderfolge der beiden Reize und die Reaktionsversuche.

Die Kreuzungsversuche wurden z. T. mit nur je einer Vp gemacht. Es handelte sich um die vier großen Versuchsreihen der Kreuzungsversuche: 1. bei vorausgehendem optischen Reiz wurden optisch Zahlauffassungen, taktil Intensitätsvergleiche geboten. 2. Dieselbe Versuchsreihe nur mit vorausgehendem taktilen Reiz. 3. Bei vorausgehendem optischen Reiz wurden optisch Helligkeitsunterschiede, taktil Zahlauffassungen geboten. 4. Dieselbe Versuchsreihe nur mit vorausgehendem taktilen Reiz. Mit der einen Vp wurde die Reihe bei 0,2″ Abstand, mit einer andern bei 0,4″ usw. ausgeführt. Die Ergebnisse konnten tabellarisch und zeichnerisch nur so verwertet werden, daß sie summarisch verrechnet wurden, als wären sie nur mit einer Vp gemacht. Sie sind also auch nicht gleichzusetzen mit dem Mittel aus den

## Tabelle A.

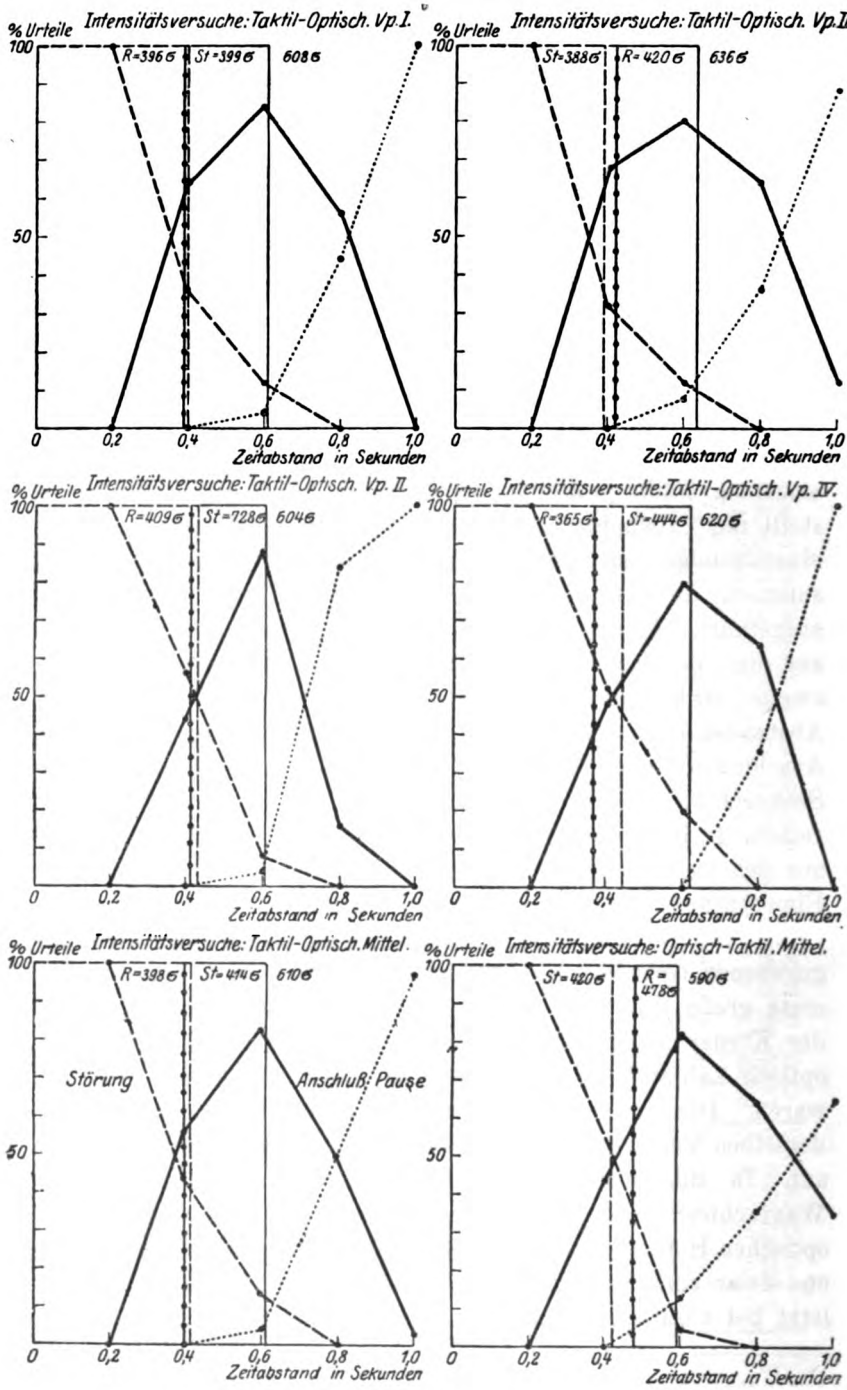
| | | I Zahlauffassung 0 — t | | | | | II Zahlauffassung t — 0 | | | | | III Intensitätsvergleich 0 — t | | | | | IV Intensitätsvergleich t — 0 | | | | | V Kreuzung 0 — t 0 = Z; t = J | | | | | VI Kreuzung t — 0 0 = J; t = Z | | | | | VII Kreuzung | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | 1,0" | 0,8" | 0,6" | 0,4" | 0,2" | 1,2" | 1,0" | 0,8" | 0,6" | 0,4" | 0,2" | 1,0" | 0,8" | 0,6" | 0,4" | 0,2" | 1,0" | 0,8" | 0,6" | 0,4" | 0,2" | 1,0" | 0,8" | 0,6" | 0,4" | 0,2" | 1,0" | 0,8" | 0,6" | 0,4" | 0,2" | 1,0" | 0,8" | 0,6" | 0,4" | 0,2" | |
| Vp. | | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | % | |
| I | + | 36 | 12 | 0 | 0 | 0 | 72 | 16 | 8 | 0 | 0 | 0 | 64 | 48 | 8 | 0 | 0 | 100 | 44 | 4 | 0 | 0 | 68 | 40 | 20 | 0 | 0 | 100 | 44 | 20 | 0 | 0 | 68 | 28 | 16 | 0 | 0 | t = J |
| | 0 | 64 | 80 | 28 | 8 | 0 | 28 | 84 | 92 | 72 | 40 | 0 | 36 | 52 | 92 | 40 | 0 | 0 | 56 | 84 | 64 | 0 | 32 | 60 | 80 | 36 | 0 | 0 | 56 | 72 | 28 | 0 | 82 | 72 | 84 | 36 | 0 | o = Z |
| | — | 0 | 8 | 72 | 92 | 100 | 0 | 0 | 0 | 28 | 60 | 100 | 0 | 0 | 0 | 60 | 100 | 0 | 0 | 12 | 36 | 100 | 0 | 0 | 0 | 64 | 100 | 0 | 0 | 8 | 72 | 100 | 0 | 0 | 0 | 64 | 100 | o — t |
| II | + | 20 | 0 | 0 | 0 | 0 | 100 | 56 | 0 | 0 | 0 | 0 | 72 | 40 | 0 | 0 | 0 | 100 | 84 | 4 | 0 | 0 | 76 | 52 | 0 | 0 | 0 | 100 | 80 | 8 | 0 | 0 | 92 | 74 | 14 | 0 | 0 | t = J |
| | 0 | 80 | 84 | 60 | 28 | 0 | 0 | 44 | 100 | 80 | 48 | 0 | 28 | 60 | 84 | 36 | 0 | 0 | 16 | 88 | 44 | 0 | 24 | 48 | 92 | 72 | 0 | 0 | 20 | 88 | 48 | 0 | 8 | 36 | 74 | 50 | 100 | o = Z |
| | — | 0 | 16 | 40 | 72 | 100 | 0 | 0 | 0 | 20 | 52 | 100 | 0 | 0 | 16 | 64 | 100 | 0 | 0 | 8 | 56 | 100 | 0 | 0 | 8 | 28 | 100 | 0 | 0 | 4 | 52 | 100 | 0 | 0 | 12 | 50 | 100 | t — o |
| III | + | 32 | 0 | 0 | 0 | 0 | 92 | 52 | 32 | 0 | 0 | 0 | 64 | 24 | 12 | 0 | 0 | 88 | 36 | 8 | 0 | 0 | 72 | 24 | 8 | 0 | 0 | 84 | 52 | 4 | 0 | 0 | 76 | 56 | 16 | 0 | 0 | t = Z |
| | 0 | 68 | 76 | 64 | 56 | 0 | 8 | 48 | 68 | 100 | 60 | 0 | 36 | 76 | 84 | 64 | 0 | 12 | 64 | 80 | 68 | 0 | 28 | 76 | 92 | 76 | 0 | 16 | 48 | 92 | 45 | 0 | 24 | 44 | 84 | 44 | 0 | o = J |
| | — | 0 | 24 | 36 | 44 | 100 | 0 | 0 | 0 | 0 | 40 | 100 | 0 | 0 | 4 | 36 | 100 | 0 | 0 | 12 | 32 | 100 | 0 | 0 | 0 | 24 | 100 | 0 | 0 | 4 | 55 | 100 | 0 | 0 | 0 | 56 | 100 | o — t |
| IV | + | 60 | 8 | 0 | 0 | 0 | 80 | 28 | 8 | 0 | 0 | 0 | 60 | 34 | 32 | 0 | 0 | 100 | 36 | 0 | 0 | 0 | 76 | 32 | 16 | 0 | 0 | 100 | 60 | 0 | 0 | 0 | 100 | 52 | 9 | 0 | 0 | t = Z |
| | 0 | 40 | 80 | 60 | 36 | 0 | 20 | 72 | 92 | 76 | 52 | 0 | 40 | 66 | 68 | 36 | 0 | 0 | 64 | 80 | 48 | 0 | 24 | 68 | 84 | 44 | 0 | 0 | 40 | 96 | 48 | 0 | 0 | 48 | 87 | 44 | 0 | o = J |
| | — | 0 | 12 | 40 | 64 | 100 | 0 | 0 | 0 | 24 | 48 | 100 | 0 | 0 | 0 | 64 | 100 | 0 | 0 | 20 | 52 | 100 | 0 | 0 | 0 | 56 | 100 | 0 | 0 | 4 | 52 | 100 | 0 | 0 | 4 | 56 | 100 | t — o |
| Σ | + | 37 | 5 | 0 | 0 | 0 | 86 | 38 | 12 | 0 | 0 | 0 | 65 | 36 | 13 | 0 | 0 | 97 | 50 | 4 | 0 | 0 | 73 | 37 | 11 | 0 | 0 | 96 | 59 | 8 | 0 | 0 | | | | | | |
| | 0 | 63 | 80 | 53 | 32 | 0 | 14 | 62 | 88 | 82 | 50 | 100 | 35 | 64 | 82 | 44 | 0 | 3 | 50 | 83 | 56 | 0 | 27 | 63 | 87 | 57 | 0 | 4 | 41 | 87 | 42 | 0 | | | | | | |
| | — | 0 | 15 | 47 | 68 | 100 | 0 | 0 | 0 | 18 | 50 | 100 | 0 | 0 | 5 | 56 | 100 | 0 | 0 | 13 | 44 | 100 | 0 | 0 | 2 | 48 | 100 | 0 | 0 | 5 | 58 | 100 | | | | | | |

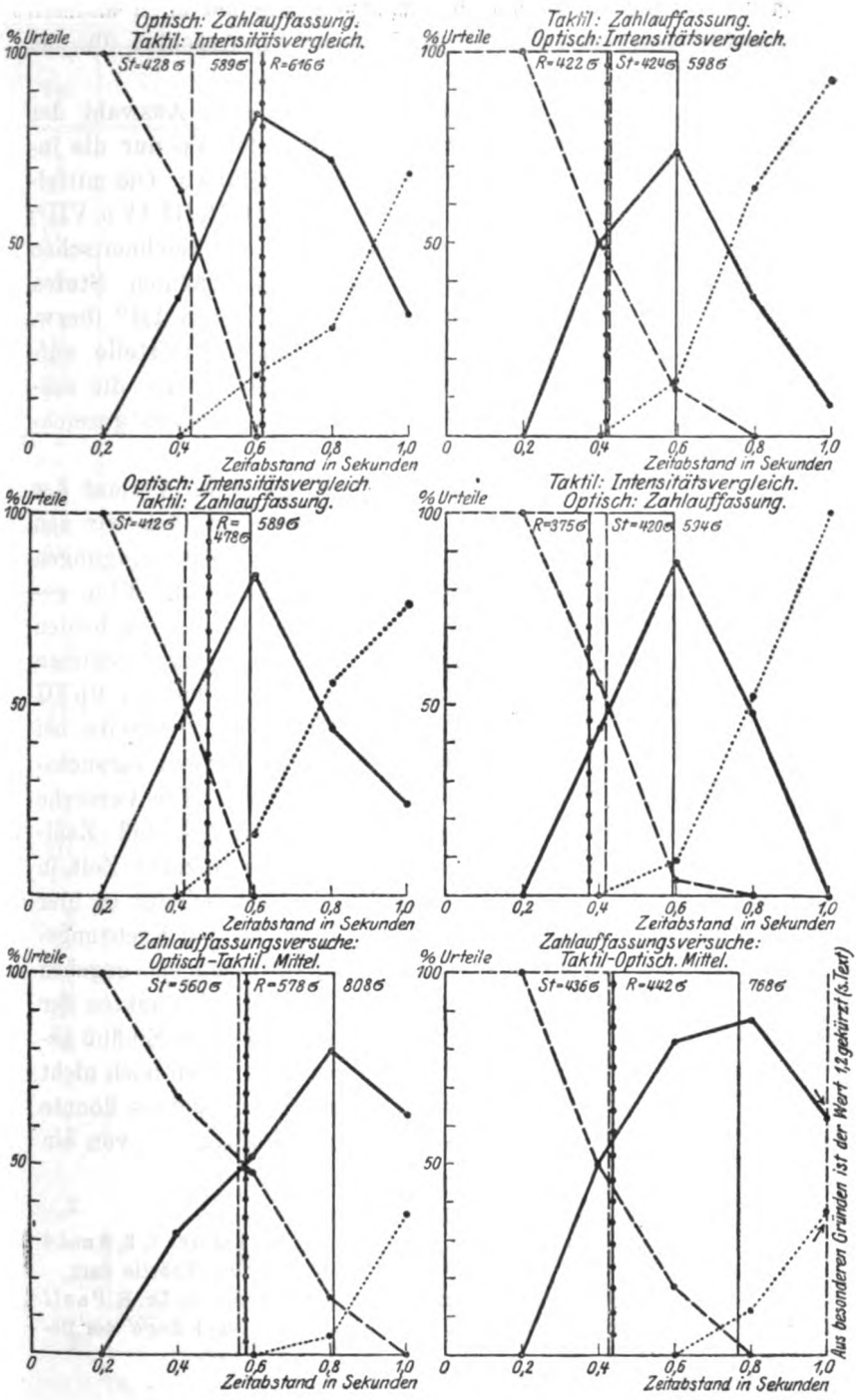
Gesamtergebnissen bei den andern Versuchsreihen. Vom Standpunkt der Exaktheit aus ist dieses aus Zeitrücksichten notwendig gewordene Verfahren sicher nicht einwandfrei. Im Rahmen der Gesamtversuche und -ergebnisse wirkt es aber in keiner Weise störend. Im Gegenteil, es bietet eine neue Kontrolle über den Einfluß der persönlichen Verschiedenheit der einzelnen Vpn. Die Ergebnisse gerade dieser Versuchsreihen zeigen, daß sie wesentlich gar nicht in Frage kommt. Denn diese Ergebnisse unterscheiden sich nicht nennenswert von den Mittelwerten der andern Versuchsreihen.

## 2. Die Ergebnisse.

Einer leichteren Übersicht wegen haben wir die Summe der einzelnen Fälle prozentig umgerechnet. Die erste Tabelle (A) stellt die Ergebnisse sämtlicher Versuche über die zeitliche Aufeinanderfolge der beiden Reize, die gemacht worden sind, zusammen. In der ersten Senkrechtreihe sind die einzelnen Vpn aufgeführt. In der letzten Wagrechtreihe sind die Mittelwerte aus der Summe der Ergebnisse aller Vpn angegeben. Die zweite Senkrechtreihe enthält die Bestimmung des zeitlichen Abstandes der beiden Reize nach den drei Abstufungen: Pause (+), Anschluß (0) und Störung (—). Die sieben folgenden großen Senkrechtreihen bieten die Ergebnisse der einzelnen Versuchsreihen. In jeder einzelnen Senkrechtreihe sind fünf Unterreihen [1]) mit den Abstufungen des zeitlichen Abstandes der beiden Reize. Eine Ausnahmestellung nimmt die Senkrechtreihe VII ein. Sie bringt die Werte jener Ergebnisse, die wir aus den eben angegebenen Gründen nur summarisch verrechnen konnten. Die erste große Wagrechtreihe nennt die summarischen Ergebnisse der Kreuzungsversuche, wo bei vorausgehendem optischen Reiz optisch Zahlauffassungen, taktil Gewichtsunterschiede gegeben waren. Die zweite große Wagrechtreihe führt die Ergebnisse derselben Versuchsreihe, aber mit vorausgehendem taktilen Reiz auf. In ähnlicher Weise bringen die beiden folgenden großen Wagrechtreihen die summarischen Ergebnisse der Versuche mit optischen Helligkeitsunterschieden und taktilen Zahlauffassungen, und zwar zunächst bei vorausgehendem optischen Reiz und zuletzt bei vorausgehendem taktilen Reiz. Die Zwischenwagrecht-

1) Versuchsreihe II enthält außerdem den zeitlichen Abstand 1,2″.


% Urteile
Intensitätsversuche: Taktil-Optisch. Vp. I.
R=396σ
St=399σ
608σ
Intensitätsversuche: Taktil-Optisch. Vp. III.
St=388σ
R=420σ
636σ
Intensitätsversuche: Taktil-Optisch. Vp. II.
R=409σ
St=728σ
604σ
Intensitätsversuche: Taktil-Optisch. Vp. IV.
R=365σ
St=444σ
620σ
Intensitätsversuche: Taktil-Optisch. Mittel.
R=398σ
St=414σ
610σ
Störung
Anschluß-Pause
Intensitätsversuche: Optisch-Taktil. Mittel.
St=420σ
R=478σ
590σ
100
50
0
0,2
0,4
0,6
0,8
1,0
Zeitabstand in Sekunden


Optisch: Zahlauffassung.
Taktil: Intensitätsvergleich.
% Urteile
100
50
St=428 σ
589 σ
R=616 σ
0
0,2
0,4
0,6
0,8
1,0
Zeitabstand in Sekunden
Taktil: Zahlauffassung.
Optisch: Intensitätsvergleich.
% Urteile
100
50
R=422 σ
St=424 σ
598 σ
0
0,2
0,4
0,6
0,8
1,0
Zeitabstand in Sekunden
Optisch: Intensitätsvergleich.
Taktil: Zahlauffassung.
% Urteile
100
50
St=412 σ
R=478 σ
589 σ
0
0,2
0,4
0,6
0,8
1,0
Zeitabstand in Sekunden
Taktil: Intensitätsvergleich.
Optisch: Zahlauffassung.
% Urteile
100
50
R=375 σ
St=420 σ
534 σ
0
0,2
0,4
0,6
0,8
1,0
Zeitabstand in Sekunden
Zahlauffassungsversuche:
Optisch-Taktil. Mittel.
% Urteile
100
50
St=560 σ
R=578 σ
808 σ
0
0,2
0,4
0,6
0,8
1,0
Zeitabstand in Sekunden
Zahlauffassungsversuche:
Taktil-Optisch. Mittel.
% Urteile
100
50
St=436 σ
R=442 σ
768 σ
0
0,2
0,4
0,6
0,8
1,0
Zeitabstand in Sekunden
Aus besonderen Gründen ist der Wert 1,2 gekürzt (s. Text).

reihen in jeder einzelnen großen geben wie bei allen anderen Versuchsreihen die Prozente für Pause (+), Anschluß (0) und Störung (—) an.

Die zeichnerische Darstellung gibt nur eine Auswahl der Ergebnisse der Tabelle A. Sie bringt von jeder Vp nur die Intensitätsversuche mit vorausgehendem taktilen Reiz[1]). Die mittelwertigen Gesamtergebnisse der Versuchsreihen I, II, III, IV u. VII[1]) sind vollzählig zeichnerisch dargestellt[2]). In der zeichnerischen Darstellung stellt die Abszisse den in regelmäßigen Stufen wachsenden Reiz bezw. die Zeitabstände von 0,2″ bis 1,0″ (bezw. 1,2″) dar. Auf der Ordinate sind die Anzahl der Urteile aufgetragen. Die punktierte Kurve gibt die Pausenurteile, die ausgezogene Kurve die Anschlußurteile, die unterbrochen gezeichnete Kurve die Störungsurteile[3]).

Zunächst fällt eine gewisse Gleichmäßigkeit im Verlauf der einzelnen Kurven auf. Wir deuteten bereits an, daß wir den Grund dafür in den kaum veränderlichen Versuchsbedingungen erblicken, die die Versuchsanordnung gewährleistet. Eine gewisse Unregelmäßigkeit offenbart sich darin, daß bei den beiden Versuchsreihen mit Zahlauffassungen auf beiden Sinnesgebieten der Gipfelpunkt der Anschlußkurve — mit Ausnahme der Vp III in der zweiten Versuchsreihe, wo der Gipfelpunkt bereits bei 0,6″ — bei 0,8″ liegt, während er bei allen übrigen Versuchsreihen einheitlich und durchgängig auf 0,6″ fällt. Die Versuche über die Enge des Bewußtseins hatten gezeigt, daß Zahlauffassungen insbesondere auf optischem Gebiet mehr Zeit in Anspruch nehmen als andere Aufgaben[4]). Doch scheint es hier nicht allein ausschlaggebend zu sein. Denn bei den Kreuzungsversuchen, wo wiederholt optisch Zahlauffassungen gegeben waren, kam es zu keiner Verschiebung des Gipfelpunktes der Anschlußkurve. Es wird wohl auch die Übung von Einfluß gewesen sein, die bei den beiden ersten Versuchsreihen noch nicht ihre Höhe erreicht hatte. Anlaß zu einer Beanstandung könnte geben, daß die Pausen- und die Anschlußkurven — von ein

1) Figuren 1, 2, 3 und 4 auf der ersten Seite.

2) Figuren 5 und 6 auf der ersten und zweiten Seite. Figuren 1, 2, 3 und 4 auf der zweiten Seite stellen die Werte der Reihe VII der Tabelle dar.

3) Vgl. den ausgezeichneten zusammenfassenden Aufsatz von Dr. R. Pauli in der Zeitschrift für Biologie (81) 1924 »Der Umfang und Enge des Bewußtseins« S. 102 f.

4) a. a. O. S. 585.

## Tabelle B.

| Vp. | | | R | St | A. M. |
|---|---|---|---|---|---|
| I | | | 0,746 | 0,644 | 0,690 |
| II | Zahlauffassung | Z | 0,580 | 0,556 | 0,568 |
| III | 0 — t | 0 | 0,561 | 0,508 | 0,534 |
| IV | | | 0,424 | 0,532 | 0,478 |
| $\Sigma$ | | | 0,578 | 0,560 | 0,569 |
| I | | Z | 0,478 | 0,476 | 0,477 |
| II | Zahlauffassung | t | 0,474 | 0,444 | 0,459 |
| III | t — 0 | | 0,450 | 0,380 | 0,415 |
| IV | | | 0,296 | 0,444 | 0,370 |
| $\Sigma$ | | | 0,422 | 0,436 | 0,429 |
| I | | | 0,612 | 0,420 | 0,516 |
| II | Intensitätsvergleich | J | 0,402 | 0,460 | 0,431 |
| III | 0 — t | 0 | 0,495 | 0,380 | 0,438 |
| IV | | | 0,407 | 0,428 | 0,416 |
| $\Sigma$ | | | 0,478 | 0,422 | 0,450 |
| I | | | 0,399 | 0,396 | 0,398 |
| II | Intensitätsvergleich | J | 0,409 | 0,428 | 0,418 |
| III | t — 0 | t | 0,421 | 0,388 | 0,404 |
| IV | | | 0,270 | 0,444 | 0,357 |
| $\Sigma$ | | | 0,375 | 0,414 | 0,395 |
| I | | | 0,746 | 0,428 | 0,587 |
| II | Kreuzung 0 — t | Z | 0,580 | 0,372 | 0,476 |
| III | 0 = Z; T = J | 0 | 0,561 | 0,348 | 0,454 |
| IV | | | 0,424 | 0,412 | 0,418 |
| $\Sigma$ | | | 0,578 | 0,390 | 0,434 |
| I | | | 0,478 | 0,460 | 0,469 |
| II | Kreuzung t — 0 | Z | 0,474 | 0,412 | 0,443 |
| III | 0 = J; T = Z | t | 0,450 | 0,418 | 0,434 |
| IV | | | 0,296 | 0,412 | 0,354 |
| $\Sigma$ | | | 0,422 | 0,426 | 0,424 |
| $\Sigma$ | Kreuzung 0 — t<br>0 = Z; T = J | Z<br>0 | 0,578 | 0,428 | 0,503 |
| $\Sigma$ | Kreuzung t — 0<br>0 = Z; T = J | J<br>t | 0,375 | 0,424 | 0,400 |
| $\Sigma$ | Kreuzung 0 — t<br>0 = J; T = Z | J<br>0 | 0,478 | 0,412 | 0,445 |
| $\Sigma$ | Kreuzung t — 0<br>0 = J; T = Z | Z<br>t | 0,422 | 0,420 | 0,421 |

paar Fällen abgesehen — nicht vollständig sind. Sie müssen annahmsweise ergänzt werden. Die beschränkte Zeit, die uns mit Rücksicht auf die Vpn zur Verfügung stand, erlaubte nicht, die Versuche weiter auszudehnen, als unbedingt erforderlich war. Gewiß wäre an sich die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die beiden Kurven statt bei 1,2″ erst bei 1,4″ geendet hätten. Die Wahrscheinlichkeit dafür ist aber so gering, daß sie tatsächlich nicht in Frage kommt. Denn die Gesetzmäßigkeit, die augenfällig im Aufstieg und Abfallen der Kurven liegt, zeigt klar, wie sie weiter verlaufen wären. Eingetragen in die zeichnerische Darstellung sind durch zwei Senkrechte die Grenzlinie der Störungszone bezw. ihres Idealgebietes (St) und die Reaktionszeit für den vorausgehenden Reiz (R). Die erstere ist durch die unterbrochen gezeichnete Senkrechte, die letztere durch die unterbrochen gezeichnete und dazwischen punktierte Senkrechte gegeben. Der besseren Übersicht wegen geben wir die beiden Werte mit ihrem arithmetischen Mittel in einer besonderen Tabelle (B).

Für die Bestimmung des kürzesten Aufmerksamkeitsschrittes entscheidend ist die Deutung der drei Kurven. Unter den drei Kurven aber bildet die Anschlußkurve den Hauptgegenstand unserer Untersuchung.

1. Störungskurve (die unterbrochen gezeichnete). Rein objektiv läßt sich nicht feststellen, ob ein gewisser zeitlicher Abstand des zweiten Reizes störend wirkt. Hier entscheidet die Selbstbeobachtung der Vpn. Einen zeitlichen Abstand von 0,2″ empfinden alle Vpn ohne jede Ausnahme als störend. Dann nimmt die Störung sehr rasch ab. Bei 0,4″ betrifft sie im Durchschnitt oft nur noch die Hälfte der Fälle. Sie verschwindet durchschnittlich bei allen Versuchspersonen — wenn wir von den beiden ersten Versuchsreihen absehen — bei 0,6″. Das Idealgebiet, das, wie wir nachher sehen werden, nach der Formel $S_u = \left(D_u - \frac{i}{2}\right) + \frac{\Sigma St.i}{n}$ [1]) berechnet wird, bewegt sich in nächster Nähe der Reaktionszeit, die zum Erfassen des ersten Reizes notwendig ist. Ein Vergleich der beiden Zeiten auf der Tabelle B tut es überzeugend dar; ebenso ein Blick auf die zeichnerische Darstellung. Die Abweichungen nach der einen und der andern Richtung sind sehr gering. Es

1) s. S. 414.

scheint allgemein zu sein, daß durchschnittlich das Bewußtsein der Störung solange vorhanden ist, als die Lösung der ersten Aufgabe dauert. Die kleinen Schwankungen lassen sich leicht aus andern Gründen erklären. Hier wird auch in seiner ganzen Tragweite der Fehler offensichtlich, den Feilgenhauer beging. Er setzte den kleinsten Aufmerksamkeitsschritt gleich der Zeit vom Eintreten des ersten Reizes bis zum Beginn der Erfassung des zweiten Reizes. Die Berechnung des Idealgebiets der Störungszone zeigt, daß Störungszeit und Reaktionszeit sich ungefähr einander decken. Es kann — soviel dürfen wir schon vorwegnehmen — sich also nur um eine wesentlich kleinere Zeitdauer für den kleinsten Aufmerksamkeitsschritt handeln. Sie dürfte ungefähr gleich sein der Zeit, die die Ausführung der eigentlichen Reaktionshandlung beansprucht. Denn auch die sogenannte Reaktionszeit gibt nicht eigentlich die Dauer an, die z. B. das Auffassen des optischen Reizes braucht. Genau genommen setzt sich eine Reaktionszeit aus folgenden Teilen zusammen: 1. Die Erregung des äußeren Sinnesorganes. Sie braucht bei den einzelnen Sinnesorganen verschieden viel Zeit. 2. Das Weiterleiten der Erregung zum Hirnzentrum. 3. Die Erregung der Gehirnzelle. 4. Die Wahrnehmung bezw. Beurteilung des Reizes selber 5. Der motorische Antrieb zur Reaktion. 6. Das Weiterleiten des Antriebes zu den Muskeln. 7. Die Muskeltätigkeit der äußeren Reaktionshandlung. Für die Bestimmung des kleinsten Aufmerksamkeitsschrittes aus der Störungszone und Reaktionszeit käme nur die Zeit in Frage, welche die Teilvorgänge nach der Beurteilung, also 5, 6 und 7 brauchen. Sie haben ohne Zweifel eine gewisse Dauer. Wir können aus der beiläufigen Gleichheit der Störungszeit und der Reaktionszeit schon hier den allgemeinen Schluß ableiten, daß der kleinste Aufmerksamkeitsschritt ungefähr mit der Dauer jener genannten Teilvorgänge zusammenfällt. Die bloße Reaktionszeit allein im gewöhnlichen Sinn kann uns keinen genauen Maßstab für das Bestimmen des kleinsten Aufmerksamkeitsschrittes geben.

2. Deutung der Pausenkurve (punktierte). Die Pausenkurve ist in dem früher angegebenen Sinn annahmsweise zu ergänzen. Sie entspricht der Anschlußkurve und der Störungskurve. Wenn wir wiederum von den beiden ersten Versuchsreihen absehen, beginnt bei allen Vpn das Pausenerlebnis bei 0,4″. Es nimmt an Häufigkeit bis 0,6″ und 0,8″ nur wenig zu. Erst von 0,8″ an steigt die Kurve rasch zu ihrem Gipfel-

punkt. Der Schwellenwert ($S_o$) ist beim Pausengebiet immer größer als die Wanderungszeit der Aufmerksamkeit. Er bildet aber die äußerste Grenze, bis zu der das Anschlußerlebnis noch reicht. Es ist zugleich die äußerste Grenze der Dauer des kleinsten Aufmerksamkeitsschrittes. Insofern ist die Bestimmung des Schwellenwertes für das Idealgebiet des Pausenerlebnisses von Bedeutung.

3. Deutung der Anschlußkurve (ausgezogene). Auch hier sind hypothetische Ergänzungen vorzunehmen. Wenn wir wieder von den beiden bekannten ersten Versuchsreihen absehen, findet die Anschlußkurve ihr Ende in den meisten Fällen bei 1,0″, in den meisten andern vielleicht erst bei 1,2″. Eine Anzahl Fälle liegen vor, wo die Ergänzung überflüssig ist. Denn hier endet die Anschlußkurve tatsächlich bei 1,0″. Diese Tatsache weist den Weg für die hypothetischen Ergänzungen. Durchgängig gleichbleibend ist überall der Gipfelpunkt der Anschlußkurve. Er liegt — die beiden ersten Versuchsreihen wieder ausgenommen — bei 0,6″. Diese Feststellung gewährt eine gewisse Sicherheit für die hypothetische Ergänzung.

Die Berechnung des Idealgebietes des Anschlußerlebnisses ist der eigentliche Gegenstand unserer Untersuchung. Vor allem wichtig ist, den Schwellenwert des Störungs- ($S_u$) und des Pausengebietes ($S_o$) zu bestimmen. Denn zwischen diesen beiden Grenzen liegt das Idealgebiet des Anschlusses.

Für die Bestimmung von $S_u$ kommt in Anwendung die Formel

$$S_u = \left(D_u - \frac{i}{2}\right) + \frac{\Sigma St \cdot i}{n}.$$

Für die Bestimmung von $S_o$ die Formel

$$S_o = \left(D_o + \frac{i}{2}\right) - \frac{\Sigma P \cdot i}{n}\ ^{1}).$$

$S_o$ bedeutet also die obere Schwelle des Idealgebietes, bis zu der das Anschlußerlebnis geht, wo also das Pausenerlebnis beginnt. $S_u$ ist die unterste Schwelle des Idealgebietes, wo das Anschlußerlebnis beginnt und das Störungserlebnis aufhört. $D_o$ ist der oberste Wert für die Zeitdauer, wo immer Pausenerlebnis, nie Anschlußerlebnis vorkommt. Also $D_o = 1{,}2$. $D_u$ ist der unterste Wert für jene Zeitdauer, unterhalb derer niemals ein Anschlußerlebnis, sondern immer Störungserlebnis vorhanden ist.

1) Die Formeln sind entnommen dem »Psychologischen Praktikum« von R. Pauli S. 34.

Tabelle C.

| Versuche | Vp. | $S_o$ | $S_u$ | $S_o - S_u$ | Gipfel |
|---|---|---|---|---|---|
| Zahlauffassung 0 — t | I | 1,004 | 0,644 | 0,360 | 0,156 |
| | II | 1,060 | 0,556 | 0,504 | 0,244 |
| | III | 1,086 | 0,508 | 0,528 | 0,292 |
| | IV | 0,964 | 0,532 | 0,432 | 0,268 |
| | Σ | 1,016 | 0,560 | 0,456 | 0,230 |
| Zahlauffassung t — 0 | I | 1,108 | 0,476 | 0,632 | 0,324 |
| | II | 0,988 | 0,414 | 0,544 | 0,356 |
| | III | 0,948 | 0,380 | 0,568 | 0,410 |
| | IV | 1,068 | 0,444 | 0,624 | 0,356 |
| | Σ | 1,028 | 0,436 | 0,592 | 0,364 |
| Intensitätsvergleich 0 — t | I | 0,860 | 0,420 | 0,440 | 0,170 |
| | II | 0,876 | 0,460 | 0,416 | 0,130 |
| | III | 0,900 | 0,380 | 0,520 | 0,210 |
| | IV | 0,848 | 0,428 | 0,420 | 0,172 |
| | Σ | 0,876 | 0,422 | 0,451 | 0,178 |
| Intensitätsvergleich t — 0 | I | 0,804 | 0,396 | 0,408 | 0,204 |
| | II | 0,724 | 0,428 | 0,296 | 0,172 |
| | III | 0,838 | 0,388 | 0,448 | 0,212 |
| | IV | 0,828 | 0,444 | 0,384 | 0,156 |
| | Σ | 0,798 | 0,414 | 0,384 | 0,186 |
| Kreuzung 0 — t 0 = Z; t = J | I | 0,852 | 0,428 | 0,416 | 0,172 |
| | II | 0,844 | 0,372 | 0,472 | 0,228 |
| | III | 0,892 | 0,348 | 0,544 | 0,252 |
| | IV | 0,852 | 0,412 | 0,440 | 0,188 |
| | Σ | 0,858 | 0,390 | 0,468 | 0,200 |
| Kreuzung t — 0 0 = J; t = Z | I | 0,772 | 0,460 | 0,312 | 0,140 |
| | II | 0,724 | 0,412 | 0,312 | 0,188 |
| | III | 0,810 | 0,418 | 0,402 | 0,182 |
| | IV | 0,780 | 0,412 | 0,368 | 0,188 |
| | Σ | 0,774 | 0,426 | 0,348 | 0,174 |
| Kreuzung 0 — t 0 = Z; t = J | Σ | 0,876 | 0,428 | 0,448 | 0,172 |
| Kreuzung t — 0 0 = Z t = J ; | Σ | 0,740 | 0,424 | 0,336 | 0,176 |
| Kreuzung 0 — t 0 = J; t = Z | Σ | 0,844 | 0,412 | 0,392 | 0,188 |
| Kreuzung t — 0 0 = J; t = Z | Σ | 0,778 | 0,420 | 0,358 | 0,170 |

Also $D_u = 0{,}2$. i steht für das Maß der Zeitabstufungen. In unsern Versuchen ging die Abstufung immer im Zwischenraum von 0,2″, also 0,2″, 0,4″, 0,6″ usw. Also $i = 0{,}2''$. n gibt die Anzahl der Urteile an, die wir, wie bereits erwähnt, prozentisch umgerechnet haben. Also $n = 100$. $\Sigma P$ wäre die Summe der Pausenurteile, $\Sigma St$ die Stumme der Störungsurteile.

Wird der obere Grenzwert des Idealgebietes der Störung von dem unteren des Idealgebietes der Pause abgezogen, also $S_o - S_u$, dann erhalten wir den Wert für das Idealgebiet des Anschlusses. Eine Kontrollberechnung dieses Wertes gestattet eine andere Formel:

$$W = \frac{\Sigma W \cdot i}{n}$$

wobei $\Sigma W$ die Summe aller Anschlußurteile bedeutet. Wir geben diese so gefundenen Werte in einer besonderen Tabelle C.

Nimmt man nun die unmittelbare Lage des Gipfelpunktes bei 0,6″ (bezw. 0,8″) und bringt die Störungszeit davon in Abzug, so erhalten wir die Wanderungszeit der Aufmerksamkeit. Dabei ist der Abfall nach rechts und links im Sinn von Gauß vorausgesetzt. Die Wanderungszeit ließe sich auch so ermitteln, daß man vom arithmetischen Mittelwert der Wanderungszeit die Störungszeit abzieht, also

$$\frac{S_o + S_u}{2} - \left(D_u - \frac{1}{2}\right) + \frac{\Sigma St \cdot i}{n}.$$

Auch nach folgender Formel wäre der Aufmerksamkeitsschritt zu bestimmen:

$$E\left(We + \frac{Wm}{2}\right) \cdot i.$$

Wenn man das arithmetische Mittel aus den Werten dieser drei Berechnungsarten nimmt, dann erhält man einen verhältnismäßig sicheren Mittelwert der Wanderungszeit selber bezw. des kleinsten Aufmerksamkeitsschrittes.

Um die Dauer des kleinsten Aufmerksamkeitsschrittes zu ermitteln, ist der sicherste Weg der, daß wir alle Möglichkeiten für seine Berechnung in Betracht ziehen und miteinander vergleichen. Wir schlagen folgendes Verfahren ein:

Wir müssen die Werte ermitteln, die die Dauer vom Eintritt des ersten Reizes bis zum Zuwenden der Aufmerksamkeit zum zweiten Reiz, d. h. mit Einschluß des Anschlußerlebnisses messen. Dafür kommen in Betracht: 1. die Gipfelpunkte der Anschluß-

kurven, 2. der Häufigkeitswert, 3. der Mittelwert aus dem Idealgebiet der Pause und der Störung $\frac{S_o + S_u}{2}$, 4. das arithmetische Mittel aus diesen drei Werten. Von diesen Werten wären die Werte in Abzug zu bringen, die die Dauer der Apperzeption des ersten Reizes bezeichnen. Der Rest würde uns die Dauer des eigentlichen Aufmerksamkeitsschrittes angeben. Es wären die Reaktionszeiten des ersten Reizes oder das Idealgebiet der Störung ($S_u$) und das arithmetische Mittel aus diesen beiden Werten. Es kämen also vier Subtrahendi, nämlich 1. Gipfelpunkt der Anschlußkurve, 2. Häufigkeitswert, 3. Mittelwert aus dem Idealgebiet der Pause und der Störung $\left(\frac{S_o + S_u}{2}\right)$, 4. das arithmetische Mittel aus diesen drei Werten und drei Subtrahentes, nämlich 1. Reaktionszeit, 2. Störungszeit, 3. das arithmetische Mittel aus diesen beiden Werten in Betracht. Wird jeder Subtrahend von jedem Minuenden abgezogen, so ergeben sich 12 Möglichkeiten: 1. Gipfelpunkt — Reaktionszeit (G — R). 2. Häufigkeitswert — Reaktionszeit (H — R). 3. Mittelwert aus dem Idealgebiet der Pause und der Störung — Reaktionszeit $\left(\frac{S_o + S_u}{2} - R\right)$. 4. Mittelwert aus $G + H + \frac{S_o + S_u}{2}$ — Reaktionszeit (A.M. — R). 5. Gipfelpunkt — Störungszeit (G — St). 6. Häufigkeitswert — Störungszeit (H — St). 7. Mittelwert aus dem Idealgebiet der Pause und der Störung — Störungszeit $\left(\frac{S_o + S_u}{2} - St\right)$. 8. Arithmetisches Mittel aus $\left(G + H + \frac{S_o + S_u}{2}\right)$ — Störungszeit (A.M. — St). 9. Gipfelpunkt — arithmetisches Mittel aus Reaktionszeit (G — $A.M._2$). 10. Häufigkeitswert — dasselbe arithmetische Mittel (H — $A.M._2$). 11. Mittelwert aus dem Idealgebiet der Pause und der Störung — dasselbe arithmetische Mittel $\left(\frac{S_o + S_u}{2} - A.M._2\right)$. 12. Mittelwert aus G H $\frac{S_o + S_u}{2}$ — dasselbe arithmetische Mittel ($A.M._1$ — $A.M._2$). Die Tabelle D enthält in Zusammenstellung die Mittel- und Gesamtwerte dieser Berechnungen.

Vergleichen wir die Ergebnisse der verschiedenen Berechnungsweisen miteinander, so zeigt es sich, daß die größten Werte für den kleinsten Aufmerksamkeitsschritt dort sind, wo die Störungszone in Abzug gebracht wird. Es ist aber die Berechnungsweise, die am meisten Stetigkeit und Gleich-

## Tabelle D.

| Versuche | Vp. | Gipfel | Häufigkeit | $\frac{S_o+S_u}{2}$ | Arithm. Mittel | Reaktionszeit | Störung | Arithm. Mittel | G.-R. | H.-R. | $\frac{S_o+S_u}{2}$ - R. | A.M. - R. | G.-St. | H.-St. | $\frac{S_o+S_u}{2}$ - St. | A.M. - St. | G. - $A.M._1$ | H. - $A.M._1$ | $\frac{S_o+S_u}{2}$ - $A.M._1$ | A.M. — $A.M._1$ |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| **Zahlauffassung 0 — t** | Σ | 0,800 | 0,810 | 0,788 | 0,799 | 0,578 | 0,560 | 0,569 | 0,222 | 0,232 | 0,210 | 0,221 | 0,240 | 0,250 | 0,228 | 0,239 | 0,231 | 0,241 | 0,219 | 0,230 |
| **Zahlauffassung t — 0** | Σ | 0,750 | 0,788 | 0,732 | 0,773 | 0,422 | 0,436 | 0,429 | 0,378 | 0,366 | 0,310 | 0,351 | 0,364 | 0,352 | 0,296 | 0,337 | 0,371 | 0,359 | 0,303 | 0,344 |
| **Intensitätsvergleich 0 — t** | Σ | 0,600 | 0,592 | 0,649 | 0,613 | 0,478 | 0,422 | 0,450 | 0,122 | 0,114 | 0,171 | 0,135 | 0,178 | 0,170 | 0,227 | 0,191 | 0,150 | 0,140 | 0,199 | 0,163 |
| **Intensitätsvergleich t — 0** | Σ | 0,600 | 0,609 | 0,606 | 0,605 | 0,375 | 0,414 | 0,395 | 0,225 | 0,234 | 0,231 | 0,230 | 0,186 | 0,195 | 0,192 | 0,191 | 0,205 | 0,214 | 0,201 | 0,210 |
| **Kreuzung 0 — t 0 = Z; t = J** | Σ | 0,600 | 0,591 | 0,624 | 0,605 | 0,578 | 0,390 | 0,434 | 0,022 | 0,013 | 0,046 | 0,027 | 0,210 | 0,201 | 0,234 | 0,215 | 0,166 | 0,157 | 0,190 | 0,171 |
| **Kreuzung t — 0 0 = J; t = Z** | Σ | 0,600 | 0,597 | 0,600 | 0,599 | 0,422 | 0,426 | 0,424 | 0,178 | 0,175 | 0,178 | 0,177 | 0,174 | 0,171 | 0,174 | 0,173 | 0,176 | 0,173 | 0,176 | 0,175 |
| **Kreuzung 0 — t 0 = Z; t = J** | Σ | 0,600 | 0,584 | 0,652 | 0,612 | 0,578 | 0,428 | 0,503 | 0,022 | 0,006 | 0,074 | 0,034 | 0,172 | 0,156 | 0,224 | 0,184 | 0,097 | 0,081 | 0,049 | 0,109 |
| **Kreuzung t — 0 0 = Z; t = J** | Σ | 0,600 | 0,598 | 0,582 | 0,590 | 0,375 | 0,424 | 0,400 | 0,225 | 0,223 | 0,207 | 0,215 | 0,176 | 0,174 | 0,158 | 0,166 | 0,200 | 0,198 | 0,182 | 0,190 |
| **Kreuzung 0 — t 0 = J; t = Z** | Σ | 0,600 | 0,584 | 0,628 | 0,604 | 0,478 | 0,412 | 0,445 | 0,122 | 0,106 | 0,150 | 0,126 | 0,188 | 0,172 | 0,216 | 0,192 | 0,155 | 0,139 | 0,183 | 0,159 |
| **Kreuzung t — 0 0 = J; t = Z** | Σ | 0,600 | 0,595 | 0,599 | 0,598 | 0,422 | 0,420 | 0,421 | 0,178 | 0,172 | 0,173 | 0,176 | 0,180 | 0,175 | 0,179 | 0,178 | 0,179 | 0,174 | 0,178 | 0,177 |
| **Mw (mV)** | | 0,640 | 0,634 | 0,646 | 0,640 | 0,470 | 0,433 | 0,447 | 0,170 (77 8) | 0,164 (88,5) | 0,176 (52,2) | 0.170 (60,8) | 0,207 (88,8) | 0,201 (48) | 0,213 (28,6) | 0,207 (84,4) | 0,193 (27,9) | 0,187 (52,2) | 0 199 (41,2) | 0,193 (41,2 |

mäßigkeit aufweist. Die mittleren Variationen sind hier am kleinsten: bei G — St = 38,8; bei H — St = 43; $\frac{S_o + S_u}{2}$ — St = 29,6; A.M. — St = 34,4. Außerdem weichen hier die mittleren Variationen untereinander am wenigsten voneinander ab. Es scheint also hier das sicherste Ergebnis vorzuliegen. Der kleinste Aufmerksamkeitsschritt betrüge also **0,207″**. Die beiden andern Berechnungsweisen ergeben zwar kleinere Werte, aber die mittleren Variationen stellen außergewöhnlich große Werte dar. In den vier Fällen, wo die Reaktionszeit abgerechnet wird, belaufen sie sich auf 77,8 bei G — R; 83,5 bei H — R; 52,2 bei $\frac{S_o + S_u}{2}$ — R; 60,8 bei A.M. — R. Weniger, aber immer noch erheblich groß sind die mittleren Variationen bei der Berechnungsweise, wo das arithmetische Mittel $A.M._1$ abgezogen wurde. 27,9 bei R — $A.M._1$; 52,2 bei H — $A.M._1$; 41,2 bei $\frac{S_o + S_u}{2}$ — $A.M._1$; 41,2 bei A.M. — $A.M._1$. Zieht man die Mittelwerte aus den Gesamtergebnissen jeder einzelnen Berechnungsweise an, so ist die mittlere Variation bei allen drei Berechnungsweisen $= 3\sigma$. Der kleinste Wert für den kürzesten Aufmerksamkeitsschritt unter den Mittelwerten ergibt sich in dem Fall, wo das arithmetische Mittel vom Häufigkeitswert abgezogen wurde, nämlich 0,164″. Die großen Schwankungen innerhalb der beiden Berechnungsweisen haben verschiedene Ursachen. Bei den beiden ersten Versuchsreihen z. B. befindet sich der Gipfelpunkt der Anschlußkurve auf 0,8″, während er bei allen andern auf 0,6″ ist. Eine Wiederholung der beiden ersten Versuchsreihen hätte mit großer Wahrscheinlichkeit eine Verschiebung des Gipfelpunktes auf ebenfalls 0,6″ ergeben. Es lag aber keine unmittelbare Veranlassung vor, sie zu wiederholen, zumal auch die Zeit nicht gereicht hätte. Ferner darf nicht vergessen werden, daß die Reaktionszeiten nicht von der Genauigkeit sein können, wie es für unsere Berechnung wünschenswert wäre. Wir haben bereits früher darauf aufmerksam gemacht, daß alle Reaktionszeiten — wenn wir von Vp IV absehen, die eher Frühreaktionen aufzuweisen hat — zu hoch gegriffen sind, und zwar aus dem Grund, weil das Ausführen der Reaktionshandlung selber wieder, wenn auch eine noch so geringe Zeit in Anspruch nimmt. Daraus ist auch zu erklären, daß die Werte beim Abzug der Reaktionszeit merklich geringer sind als beim Abzug der Störungszeit,

vor allem auch die erheblichen Schwankungen in den Einzelwerten. Zwischen beiden, den Werten aus der abgezogenen Reaktionszeit und den Werten aus der abgezogenen Störungszeit, liegen die Werte aus dem abgezogenen arithmetischen Mittel der beiden Zeiten. Man sieht, wie die Ungleichheiten bei den ersteren weit überwiegen über die Regelmäßigkeit bei den letzteren.

Es erhebt sich die Frage, welche Werte man für die endgültige Bestimmung des kleinsten Aufmerksamkeitsschrittes zugrunde legen soll. Am nächsten läge es, nur die Werte, die aus der abgezogenen Störungszeit verrechnet sind, zu berücksichtigen. Der Durchschnittswert wäre also **0,207″** mit der mittleren Variation $3\sigma$. Das wäre die Dauer des kleinsten Aufmerksamkeitsschrittes, der möglich ist. Einfache Erwägungen aber zeigen, daß wir darin die oberste Grenze des kleinsten Aufmerksamkeitsschrittes haben. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir auch die anderen Werte mit in Betracht ziehen. Sie geben ohne Zweifel einen gerechtfertigten Ausgleich nach unten. Wenn er auch nicht erheblich ist, so bedeutet er in unserer Untersuchung doch eine beachtenswerte Größe. Ziehen wir das arithmetische Mittel aus allen Werten der drei Berechnungsweisen, so erhalten wir den Mittelwert **0,190″** mit einer mittleren Variation 16,6.

Bei Feilgenhauer betrug die unterste Grenze der beachteten Geschwindigkeit des kürzesten Aufmerksamkeitsschrittes $262\sigma$, die oberste Grenze $394\sigma$. Der Mittelwert war $320\sigma$.

Auf Grund unserer Untersuchungen müssen und dürfen wir als Durchschnittswert für die Geschwindigkeit des kleinsten Aufmerksamkeitsschrittes **$190\sigma$** ansetzen. Dieser Wert ist fast um die Hälfte kleiner als das von Feilgenhauer trrechnete Mittel von $330\sigma$.

Zunächst sollen noch die Aussagen der Vpn ausgewertet werden. Bei der Art von Versuchen, wie wir sie machten, kann es sich nicht um lange, abwechslungsreiche Protokolle handeln Es wäre nicht zweckvoll, sie einzeln anzuführen. Es wäre eine lange Reihe von Wiederholungen. Wir geben die Grundgedanken wieder, die sich einheitlich durch alle ziehen. Nur besonders charakteristische Äußerungen einzelner Vpn. auch wenn sie nicht ganz unmittelbar zur Sache gehören, sollen eigens angeführt sein.

Für alle Vpn ohne Ausnahme wirkte der Zeitabstand von 0,2″ störend. Er wirkte ähnlich wie die Gleichzeitigkeit in

den Versuchen über die Enge des Bewußtseins. Es kam zu den charakteristischen Urteilsausfällen und Falschurteilen. Der optische Reiz wird gewöhnlich zuerst aufgefaßt und im unmittelbaren Gedächtnis festgehalten. Dann geht die Vp unmittelbar zum taktilen Reiz über, faßt ihn auf und beurteilt ihn. Erst dann wird der optische Reiz aus dem unmittelbaren Gedächtnis beurteilt. Alle Vpn stimmen in ihren Aussagen auch darin überein, daß die taktilen Reize viel schwerer dem unmittelbaren Gedächtnis sich einprägen und aus ihm beurteilt werden können. Bei 1″ haben fast alle Vpn durchgängig Pausenerlebnis. Es sind bloße Zufälligkeiten, die schuld sind, daß es nicht in allen Fällen der Fall ist. Es ist nicht leicht für Ungeübte, wie man sich bei Probeversuchen selbst überzeugen kann, das Anschlußerlebnis genau anzugeben. Denn Nachempfindungen, das gedächtnismäßige Beharren der Urteile usw. lassen subjektiv oft das nicht als Pausenerlebnis erscheinen, was es objektiv ist.

Daher kommt es auch, daß in den beiden ersten Versuchsreihen der Gipfelpunkt des Anschlußerlebnisses und damit das Überwiegen des Pausenerlebnisses verhältnismäßig so spät fällt (0,8″). Wir hielten es darum nicht für nötig, die Versuche auch auf den Zeitabstand 1,2″ auszudehnen. Wir hätten keine nennenswerten Änderungen der Ergebnisse erzielt, die auch nur entfernt in einem Verhältnis gestanden hätten zu dem großen Zeitaufwand.

Vp I unterschied immer besonders fein, richtig und zuverlässig. Gerade in ihren Aussagen läßt sich der subjektive Verlauf der Versuche gut verfolgen. Bei 0,4″ und zum größeren Teil auch bei 0,6″ weiß sie treffend zu unterscheiden zwischen der Störung und dem deutlich feststellbaren Nacheinander der Reizdarbietungen. Bei dieser Vp treten auch die charakteristischen Unterschiede in der Schwierigkeit der Reizaufgaben klar zutage. Die Zählelemente werden als schwieriger bezeichnet denn die Helligkeitsunterschiede. Und unter den optischen Zählelementen werden Buchstaben und sinnlose Silben für schwieriger gehalten, als Punkte und Striche. Als besonders wichtig und charakteristisch für die Art des seelischen Verlaufes des Auffassens und Beurteilens der Reize sehe ich einen Vergleich an, den Vp I in einem Protokoll gibt. »Es geht«, sagt sie, »wie beim Schlagen einer Uhr. Man hört schlagen. Aber erst, nachdem es geschlagen, zählt man die Schläge.« Es wird hier scharf zwischen Auffassen des Reizes und dem Beurteilen desselben unterschieden.

Sie können zeitlich getrennt sein und sind es auch oft. Wir haben schon seinerzeit in den Versuchen über die Enge des Bewußtseins[1]) auf diesen Unterschied hingewiesen. So klar wie hier in dem Vergleich der Vp I trat er mir nie entgegen. Beim optischen Reiz z. B., wenn der taktile gleichzeitig oder etwa im Abstand von 0,2″ folgt, sind Auffassen und Beurteilen regelmäßig voneinander getrennt. Aufmerksamkeitsleistung im eigentlichen Sinn stellt nur das Beurteilen dar. Vp I unterschied manchmal zwischen Beurteilung und innerer Formulierung des Urteiles. Auch dieses ist ein charakteristischer Vorgang. Falschurteile entstehen häufig dadurch, daß die Formulierung erst aus dem unmittelbaren Gedächtnis der Beurteilung geschieht. Es sind Formulierung und Beurteilung zwei verschiedene Akte. Hier können sich leicht Fehler einschleichen. Aus Aussagen verschiedener Vpn glaube ich entnehmen zu sollen, daß Auffassen und Beurteilen eines Reizes sich gegenseitig durchdringen. Sie scheinen gleichzeitig zu sein. Sie sind es wohl auch nicht selten. Und doch läßt sich aus den ausgeprägten Fällen, wo Auffassen und Beurteilen deutlich voneinander getrennt sind, ableiten, daß sie trotz scheinbarer oder wirklicher Gleichzeitigkeit strukturmäßig voneinander verschieden sind. Die Aussagen, die darüber vorliegen, gehören nicht streng in den Zweckbereich unserer Untersuchung. Sie sind aber wertvoll und ergänzend für die nahverwandte Frage der Enge des Bewußtseins. Es folgt nämlich ein doppeltes daraus: von der Gleichzeitigkeit sind ausgeschlossen nur Aufmerksamkeitsleistungen im eigentlichen Sinn, z. B. Beurteilungen, aber nicht Reizauffassungen oder Reizauffassung und Beurteilung. Bloßes Auffassen des Reizes ist keine eigentliche Aufmerksamkeitsleistung.

Es liegen objektive Anhaltspunkte dafür vor, daß z. B. Vp V bei den Reaktionsversuchen gewöhnlich schon reagierte, ehe das Urteil innerlich formuliert war. Denn ein Vergleich mit den andern Ergebnissen derselben Vp ergibt, daß jedenfalls das Verhalten bei den Reaktionsversuchen sich nicht deckte mit dem bei der Auffassung desselben Reizes bei den Zeitverhältnisversuchen. Die Reaktionszeiten dieser Vp vor allem tragen die Schuld, daß die Bestimmung des schnellsten Aufmerksamkeitsschrittes aus dem Abzug der Reaktionszeiten solche Unregelmäßigkeiten aufweist. Gerade aus diesem Grund aber glaubten wir, jene Be-

1) a. a. O. S. 606 ff.

rechnungsweise nicht ausschalten zu sollen von der endgültigen Bestimmung der Dauer des kleinsten Aufmerksamkeitsschrittes. Im allgemeinen bewegen sich die Aussagen aller Vpn in derselben Richtung wie bei Vp I. Nur sind sie nicht so typisch erlebt und formuliert. Charakteristisch für Vp II ist, daß immer die Bemerkung wiederkehrt: »Es war möglich, zu urteilen, aber nicht das Urteil zu formulieren.« Gemeint war nicht etwa das sprachliche Formulieren. Es muß vielmehr so gedeutet werden, daß z. B. beim optischen Reiz es nicht eine bloße Auffassung war, die gedächtnismäßig festgehalten wurde, bis der taktile Reiz erfaßt und beurteilt war. Es war damit ein Beurteilen verbunden in dem Sinn, wie wir es eben besprachen. Wir können daraus schließen, daß es nicht so leicht ist, einfache Aufmerksamkeitsakte zu veranlassen. Man kann wirklich von einer Ökonomie unseres Denkens reden. Denn im seelischen Haushalt setzt sich überall der Grundsatz durch: divide et impera. Dieselbe Vp machte auch die Aussage, daß das Zählen bei den Zählelementen häufig aus kleineren Zählakten sich zusammensetzt. Es werden Gruppen, Beziehungen gebildet, z. B. werden zwei und drei Elemente zusammengefaßt und die so zusammengefaßten Elemente endgültig zusammengezählt. Bei den andern Vpn konnte ich diese Art des Zählens nicht feststellen.

Fassen wir das Ergebnis unserer Untersuchung zusammen: Der Hauptgegenstand der Untersuchung war, die Zeit zu bestimmen, in der zwei Reize so aufeinander folgen dürfen, daß der zweite im unmittelbaren Anschluß an den ersten beurteilt werden kann. Wann dieser Fall eintritt, muß die Selbstbeobachtung der Vp entscheiden. Es waren die drei Möglichkeiten gegeben: die Vp hat entweder 1. ein Störungserlebnis oder 2. ein Anschlußerlebnis oder 3. ein Pausenerlebnis. Aus der Berechnung des Idealgebietes der Störung wird die unterste Grenze und durch die Berechnung des Idealgebietes der Pause wird die oberste Grenze der Anschlußzone bestimmt. Durch die Bestimmung des Idealgebietes des Anschlusses wird aber an sich nicht die Dauer des kleinsten Aufmerksamkeitsschrittes abgegrenzt, sondern die Apperzeptionszeit einschließlich des Aufmerksamkeitsschrittes. Es gilt also, beide Zeiten voneinander abzulösen. Es geschah in der obenerwähnten Weise. Wir dürfen in dem Ergebnis wohl die genaueste Bestimmung des kleinsten Aufmerksamkeitsschrittes, die zurzeit möglich ist, sehen.

Es beträgt die Dauer des kürzesten möglichen Aufmerksamkeitsschrittes

0,207″ bezw. **0,190″**.

Die Aufmerksamkeit braucht also, um von einer Leistung zu einer andern übergehen zu können, wenigstens im Durchschnitt

**0,190″**.

Vergleichen wir dieses Ergebnis mit dem von Feilgenhauer, so springt die Tatsache in die Augen, daß der von uns gewonnene Wert etwas mehr als ein Drittel kleiner ist als der bei Feilgenhauer. Es liegt nahe, die Verschiedenheit aus dem Umstand zu erklären, daß Feilgenhauer Apperzeptionszeit des Reizes und Dauer des eigentlichen Aufmerksamkeitsschrittes nicht voneinander trennte. Doch abgesehen davon, bleiben auch sonst noch Unterschiede bestehen. An sich schon stellte unsere Versuchsanordnung an methodischer Genauigkeit und Exaktheit der Durchführung einen nicht verkennbaren Fortschritt gegenüber den Feilgenhauerschen Versuchen dar. Auffallen könnte nun, daß wir durchgängig höhere Werte zu verzeichnen haben als Feilgenhauer, wenn wir schlechthin die Anschlußzeit in Betracht ziehen. Vergleichen wir etwa den Mittelwert aus Störungszone und Pausezone $\left(\frac{S_o + S_u}{2}\right)$ oder auch die Störungszeit für sich allein. Im einen Fall haben wir 0,6″, im andern 0,4″—0,5″, also beinahe doppelt so hohe Werte als Feilgenhauer. Der Grund davon liegt hauptsächlich im folgenden: Die Versuchsanordnung bei Feilgenhauer war so, daß sie nicht sicher das Zustandekommen eigentlicher Aufmerksamkeitsleistungen verbürgte. Es handelt sich vielfach oft nur um Reaktionen. Immerhin bleiben seine Versuche wertvoll. Sie kommen im wesentlichen nahe an das von uns ermittelte Ergebnis heran, wenn wir die Reaktionszeiten in Abzug bringen Nehmen wir als Durchschnitt der Dauer des Aufmerksamkeitsschrittes bei Feilgenhauer 0,330″ und bringen wir davon in Abzug den von uns ermittelten Wert (0,330″ — 0,190″), so erhalten wir die Reaktionszeit (sensorielle) für optische Reize, nämlich 0,140″. Diese Zeit ist nun allerdings erheblich kleiner als die Reaktionszeiten unserer Vpn. Sie ist um die Hälfte kleiner als die kleinste Reaktionszeit der Vp V (= 0,270″). Dem gegenüber muß hervorgehoben werden, daß unsere Versuche in anderer Weise die Aufmerksamkeit der Vp in Anspruch nahmen, als die Feilgenhauers. Bei uns handelte es sich

um eigentliche Aufmerksamkeitsleistungen: Intensitätsvergleiche, Zählen. Bei Feilgenhauer sollte nur schlechthin z. B. auf das Erscheinen eines Lichtpunktes, auf das Geräusch eines überspringenden elektrischen Funkens reagiert werden. Wohl ging die Instruktion dahin, sich möglichst unbefangen dem ersten Reiz hinzugeben, allein die Aufgabe war äußerst einfach: nämlich einfaches Feststellen des Reizes ohne jede Differenzierung. Es bleibt überhaupt im ungewissen, ob bei diesen Versuchen es zu einer eigentlichen Urteilsbildung kam. Man kann wohl kaum von mehr als einer Erkennungsreaktion (sensoriellen Reaktion)[1] sprechen. In sehr vielen Fällen mag es selbst nicht mehr als eine muskuläre Reaktion gewesen sein. Jedenfalls dürfte es zwischen beiden hin und her geschwankt haben. Die sensorielle Reaktionszeit beträgt nach Wundt[2] für akustische Reize 0,120″, für optische 0,240″, die muskuläre Reaktionszeit für akustische Reize 0,100″, für optische Reize 0,150″. Nehmen wir das Mittel aus diesen Werten — was ungefähr den Feilgenhauerschen Versuchen entsprechen dürfte —, so erhalten wir einen Wert, der sich mit dem Unterschied deckt zwischen dem Ergebnis unserer Untersuchung und den Feilgenhauers: 0,150″.

Es ist derselbe Wert, wie er für die volle Entwicklung der Lichtempfindung von Wundt[3] angegeben wird. Es besteht also eine erfreuliche Übereinstimmung zwischen den Ergebnissen Feilgenhauers und den unsrigen. Wenn also die Feilgenhauerschen Ergebnisse umgerechnet werden können, so wäre es ein Beweis, daß die Geschwindigkeit der Aufmerksamkeitswanderung unabhängig ist von den Inhalten, denen die Aufmerksamkeit sich zuwendet.

## IV. Zur Theorie der Aufmerksamkeitswanderung.

Es wäre verfrüht, eine Theorie der Aufmerksamkeitswanderung aufzustellen, solange in der Psychologie so wenig Übereinstimmung über das Wesen der Aufmerksamkeit herrscht, wie es noch heute der Fall ist.

In der »Enge des Bewußtseins«[4] hatten wir im Anschluß an die Ausführungen des Straßburger Philosophen v. d. Pfordten

1) Vgl. Pauli, Psychologisches Praktikum 3. Aufl. S. 220.
2) Grundriß der Psychologie 9. Aufl. S. 238.
3) a. a. O. S. 83.
4) S. 541 und S. 606 ff.

in seiner Psychologie des Geistes[1]) den allgemeinen Begriff des »Aktes« unserer theoretischen Erörterung über die Aufmerksamkeit zugrunde gelegt. Von strittigen Einzelheiten abgesehen, geben neuere Psychologen die seelische Eigenart der Akte zu, z. B. Messer, Stumpf, Bühler u. a. Külpe[2]) spricht von Bewußtseinsinhalten, die kommen und gehen, und unterscheidet davon »Betätigungsweisen unser selbst an solchen Inhalten: wir sind auf sie gerichtet ...« Er unterscheidet zwischen »Inhalten und Funktionen«. Er charakterisiert treffend das, was er Funktion und wir Akt nennen, wenn er sagt, daß Funktion »eine eigentümliche Betätigung des Subjektes sei«. Wir glaubten schlechthin von einer selbständigen Hinwendung des Ich auf einen Inhalt reden zu dürfen. Külpe konnte sich insofern von der Assoziationspsychologie nicht völlig losmachen, als er Aufmerksamkeit mit »dem Tatbestand oder der Ursache von Bewußtseinsgraden gleichsetzt«[3]). Wir dagegen sahen auf Grund der Versuche über die Enge des Bewußtseins in der Aufmerksamkeit den Urtyp des seelischen Aktes, nämlich eine ursprüngliche Hinwendung des Ich auf einen Inhalt.

Diese Art der Formulierung hat Anlaß zu einem Mißverständnis gegeben. Grühn in seiner für das Werterleben grundlegenden Arbeit[4]) wendet gegen meine Ausführungen ein, man dürfe Aufmerksamkeitsakte und Ichakte als persönliche Stellungnahme nicht gleichsetzen. Ich stimme dem bei. Nur darf ich bemerken, daß mir nichts ferner lag, als beides einander gleichzusetzen. Grühn beruft sich auf das Protokoll einer Versuchsperson, in dem es heißt: »Meine ganze Aufmerksamkeitsspannung richtete sich auf das Wort. Von mir war nichts da.« Es wäre verfehlt, aus dieser Aussage etwa abzuleiten, der Aufmerksamkeitsakt schlösse keine Ichbeziehung ein. Das wäre auch sicher nicht die Meinung Grühns. Zunächst ist zu beachten, daß Spannung im Sinne z. B. von einem Hinstarren gar nicht das Wesen der Aufmerksamkeit ausmacht. Zahlreich waren die Fälle in der Untersuchung über die Enge des Bewußtseins, wo die sogenannte Aufmerksamkeitsspannung auf die

1) S. 14 ff.

2) Vorlesungen über Psychologie, herausgegeben von Karl Bühler, S. 129 ff.

3) a. a. O. S. 111.

4) Das Werterlebnis. Eine religionspsychologische Studie auf experimenteller Grundlage S. 135 Anm. 1.

optischen Reize anhielt, während die Aufmerksamkeit bereits mit der Lösung der taktilen Aufgabe beschäftigt war. Ein Beweis, wie scharf hier zwischen Spannungen, wie sie sich in der Adaptation der Organe äußern, und zwischen Aufmerksamkeit im eigentlichen Sinn geschieden und getrennt werden muß. Ein Aufmerksamkeitsakt ist Ursache dieser Spannung, aber mit ihr nicht wesensgleich. Ferner muß ich betonen, daß beobachtungsmäßig ein Unterschied zwischen bloßer Ichbeziehung und Icherlebnis besteht. Hätte ich Aufmerksamkeit und Icherlebnis gleichgesetzt, dann wäre der Einwand Grühns gerechtfertigt. Es lag nicht im Zweckbereich meiner damaligen Untersuchung, den Aufmerksamkeitsakt gegen das Icherlebnis abzugrenzen. Worauf es aber ankam, war, die Aufmerksamkeit aus andern seelischen Vorgängen und Gegebenheiten auszusondern, sie von allem abzulösen, was fälschlich für Aufmerksamkeit gehalten wird. Nehmen wir in unsern vorliegenden Versuchen die beiden seelischen Vorgänge des Empfindungsauffassens und Reizbeurteilens. Alle Vpn, ohne instruktionsmäßig dazu angewiesen zu sein, machen einen Unterschied zwischen beiden, der nicht anders als wesentlich gedeutet werden kann. Ich fand eben den Unterschied, wie er von v. d. Pfordten zwischen Akt und Zustand, von Messer zwischen Akt und Gegenstand, von Stumpf zwischen Funktion und Erscheinung gemacht wird. Im Akt liegt eine Beziehung zum Ich vor, die beim Gegenstand fehlt, der Gegenstand wird erst durch den Akt ichbezogen. Zum Gegenstand in diesem Sinn zählen Empfindungen, Zustände, alle bloß reaktiven Vorgänge usw., alles was ohne Ichbeziehung ist. Als Wesensmerkmal des Aktes muß seine Ichbezogenheit aufgeführt werden. Selbstverständlich sind nicht alle Aufmerksamkeitsakte Icherlebnisse. Wir geben Grühn recht, wenn er sagt: »In der Aufmerksamkeit ist das Ich nur sachlich beteiligt, spielt keine wesentliche Rolle; im Icherlebnis ist das Ich wesentlich beteiligt.« Das Icherlebnis unterscheidet sich von bloßer Ichbeziehung dadurch, daß im letzteren das Ich auf irgendeinen seelischen Inhalt, im ersteren dagegen das Ich auf sich selber als Ich gerichtet ist. In diesem Sinn ist natürlich die Aufmerksamkeit kein Icherlebnis, keine persönliche Stellungnahme. Denn sie ist wesentlich Bezogensein auf einen Inhalt, aber Bezogensein des Ich. Nur tritt das Ich in den Hintergrund vor dem Bezogensein auf den Gegenstand. Was ich mit Nachdruck betonen wollte, ist, daß im Akt eine Beziehung des Ich auf

etwas besteht. Akt ist wesentlich Bezogensein auf etwas, und zwar geht dieses Bezogensein aus vom Ich. Einen Akt, der nicht auf einen Inhalt ginge, gibt es nicht. Der terminus ad quem der Beziehung ist der Inhalt, der terminus a quo aber ist wesentlich das Ich. Im Icherlebnis ist das Ich vor allem terminus ad quem, aber auch terminus a quo. Terminus a quo = Sein des Ich gehört zum Wesensaufbau des Aktes, nicht aber der terminus ad quem = Sein des Gegenständlichen. So ist jedes Icherlebnis ein Akt, aber nicht jeder Akt ein Icherlebnis. Weil es aber ein Bezogensein des Ich auf einen Gegenstand nicht gibt ohne Aufmerksamkeit, darum ist Aufmerksamkeit der Grundtyp des Aktes. Nicht jedes Bezogensein auf einen Gegenstand ist notwendig Aufmerksamkeit. Darum ist nicht jeder Akt ausschließlich ein Aufmerksamkeitsakt. Wohl aber liegt jedem Akt ein Aufmerksamkeitsakt zugrunde. Auch das typische Icherlebnis bei Grühn ist ohne Aufmerksamkeit nicht möglich, und doch ist es nicht Aufmerksamkeit. Wir glauben also an der Bestimmung der Aufmerksamkeit, als einem Hinwenden des Ich auf einen Gegenstand festhalten zu sollen. Vielleicht müßten wir es genauer dahin fassen, daß Aufmerksamkeit das Bezogensein des Ich auf einen Gegenstand ist. Das Ich kann auf einen Gegenstand nicht bezogen sein ohne Aufmerksamkeit.

Wenn wir Aufmerksamkeit grundsätzlich so fassen, dann hätte eine Theorie der Aufmerksamkeitswanderung die Frage zu beantworten: Woher kommt es, daß die Aufmerksamkeit Zeit, und zwar die von uns errechnete Zeit braucht, um von einer Gegebenheit zu einer andern überzugehen?

Nach v. d. Pfordten[1]) gehört es zur Wesenseigentümlichkeit des Aktes, nur einen Zeitpunkt, aber keine Zeitdauer zu haben. Der Akt sei »punktuell, instantan, momentan«. Und wenn er doch eine Dauer hätte, sei sie so gering, daß sie für uns nicht faßbar wäre. Wir haben dagegen nichts einzuwenden. Nur müssen wir bemerken, daß hier der Akt unabhängig vom Gegenstand genommen wird, auf den er gerichtet wird. Außerdem zieht v. d. Pfordten nicht genügend in Betracht, daß der Akt, wie alle höheren seelischen Tätigkeiten, seine physiologische Entsprechung hat. Auch die Aufmerksamkeit hat ihre physiologische Entsprechung. Wenn wir auch nicht zugeben könnten,

1) a. a. O. S. 15.

daß eine physiologische Theorie höhere seelische Vorgänge erschöpfend und restlos zu erklären vermag, so wird doch gerade die experimentelle Psychologie diese Seite der Aufmerksamkeit ins Auge fassen müssen.

Wir haben seiner Zeit die Erscheinung der Enge des Bewußtseins physiologisch zurückgeführt auf Hemmungsvorgänge[1]). Die Enge des Bewußtseins, wie R. Pauli[2]) neuerdings betont, ist eine Hemmungserscheinung. Gerade diese Hemmungserscheinungen, die die physiologische Seite der Enge des Bewußtseins erklären, machen es auch begreiflich, daß es eine gewisse Zeit braucht, bis ein Gegenstand (Aufgabe) aus dem Blickpunkt der Aufmerksamkeit wegrückt und ein anderer Gegenstand an seiner Stelle ist. Der kürzeste Aufmerksamkeitsschritt, der möglich ist, wäre also nichts anders als die kürzeste Dauer, die es braucht, bis ein Gegenstand an Stelle eines andern in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit einrückt. Wenn Aufmerksamkeit ihrem Wesen nach nur dieser höchste Bewußtseinsgrad eines Inhaltes wäre, dann hätten wir auch eine Erklärung für ihre Wanderung. Das, was wanderte, wären eigentlich die Inhalte, die im Blickfeld der Aufmerksamkeit aus- und einrücken. Wenn aber Aufmerksamkeit ein Akt, ein Bezogensein des Ich auf einen Gegenstand ist, dann ist sie mehr und ihrem Wesen nach etwas anderes, als nur der höchste Bewußtseinsgrad eines Inhaltes, der restlos aus physiologischen Vorgängen erklärt werden kann. Mag nun Aufmerksamkeit unter diesem Gesichtspunkt sein, was sie will, so ist sie doch wesensmäßig an ihren Gegenstand bezw. an ihre physiologische Entsprechung gebunden. Es gibt keine Aufmerksamkeit ohne diese Bezogenheit auf einen Inhalt, ohne physiologische Entsprechung. Wegen dieser wechselseitigen Verbundenheit von Akt und Gegenstand trifft eine physiologische Theorie doch nie vollständig das Wesen der Aufmerksamkeit und ihrer Eigentümlichkeiten. Von der Aktseite der Aufmerksamkeit müßte die Frage so gestellt werden: Wie kommt es, daß das Ich Zeit braucht, um sein Bezogensein von einem Gegenstand auf einen andern zu übertragen? Von der Gegenstandsseite der Aufmerksamkeit aus lautet die Frage: wie kommt es, daß es eine gewisse Zeit braucht, bis ein Gegenstand an Stelle eines andern rückt, auf den das Ich sein Bezogensein

1) a. a. O. S. 631 ff.
2) Zeitschrift für Biologie (81) 1924 S. 93 ff.

überträgt? Diese Fragestellung ist deshalb von Bedeutung, weil es nicht unmöglich ist, daß die Aufmerksamkeit von der Aktseite her weder wandert noch Zeit zur Wanderung braucht. Es wäre darum richtig, daß es v. d. Pfordten als zum Wesen des Aktes gehörig betrachtet, keine Zeitdauer zu haben. Die zeitlichen Verhältnitse wären im Gegenstand begründet.

Wir glauben in der Annahme nicht fehlzugehen, daß der von uns errechnete kürzeste Aufmerksamkeitsschritt von 0,190″ das Maß der Zeit ist, die gebraucht wird, um einen Hemmungszustand aufzuheben und einen andern herbeizuführen. Es würde sich in unserer Untersuchung um zentrale Hemmungsvorgänge handeln, die einer unmittelbaren experimentellen Beobachtung sich entziehen.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal, was wir in unserer Untersuchung gemessen haben. Es wurden zwei Reizaufgaben in bestimmt abgestuften Zeitabständen gegeben. Die Vp war angewiesen, die erste Aufgabe möglichst rasch aber sicher zu lösen und durch Selbstbeobachtung festzustellen, ob der zweite Reiz eintrat, als die Lösung der ersten Aufgabe noch nicht (Störung) oder eben (Anschluß) oder schon (Pause) abgeschlossen war. Es galt, die Zeit zu bestimmen, die zwischen dem Abschluß der Lösung der ersten Aufgabe und der Inangriffnahme der Lösung der zweiten Aufgabe verfließt. Objektiv gemessen werden konnte nur der zeitliche Abstand, in dem die beiden Reizdarbietungen folgten. Um den eigentlichen Aufmerksamkeitsschritt zu bestimmen, mußte es gelingen, die Dauer des Auffassens und Beurteilens des ersten Reizes festzustellen. Es geschah zunächst auf dem Weg der gewöhnlichen Reaktionszeitmessung. Wir deuteten früher bereits an, daß ein solcher Reaktionsvorgang sieben Teilmomente umfaßt: 1. periphere Erregung des Sinnesorganes, 2. zentripetale Leitung der Erregung, 3. die zentrale Reizung, 4. Stattfinden der Wahrnehmung, 5. Entstehen des motorischen Impulses, 6. zentrifugale Leitung des Impulses, 7. Innervation der Muskeln im Ausführen der äußeren Handlung. Es wäre eine Frage für sich, ob die Wahrnehmung selber — was dasselbe bedeutete wie die Frage oben nach der Zeitdauer des Aktes — Zeit braucht. Jedenfalls scheint sie nicht in der Weise in die zeitliche Kette des Vorganges eingeschoben zu sein wie die anderen Teilmomente, sondern mit der zentralen Erregung parallel zu laufen. An die Erregung des Zentralorganes schließt sich zeitlich unmittelbar die Ent-

stehung des motorischen Impulses an. Die Wahrnehmung ist an die Erregung des Zentralorganes gebunden. Sie dauert so lange, als die Erregung dauert. Sie scheint mit ihr absolut gleichzeitig zu sein. In sich wäre die Wahrnehmung wohl zeitlos. Sie besteht aber nicht unabhängig von der zentralen Erregung. Darum ist die Dauer der zentralen Erregung zugleich die Dauer der Wahrnehmung. Hier wäre eine wichtige Frage zu stellen und zu beantworten, die nämlich, ob z. B. die Aufmerksamkeit die zentrale Erregung verlängert und das Entstehen des motorischen Impulses hinausschiebt. Es handelte sich immer um die Dauer der zentralen Erregung, mit der die Aufmerksamkeit gleichzeitig ist, nicht etwa um das Einschieben der Aufmerksamkeit zwischen zentraler Erregung und Entstehen des motorischen Impulses. Die Frage wäre also, ob die Aufmerksamkeit verlängernd auf die zentrale Erregung wirken kann. Wir müssen sie wohl bejahen. Denn der zeitliche Unterschied zwischen sensoriellen und muskulären Reaktionen wird wohl z. T. auch davon abhängen. Um ganz genau in unserer Untersuchung zu sein, müßten wir von der Reaktionszeit, wie wir sie in unseren Versuchen gewonnen haben, die Zeit für die Entstehung und zentrifugale Weiterleitung des motorischen Impulses und die Innervation der Muskeln in Abzug bringen. Es wäre nicht undenkbar, daß sich dabei ein Gesamtwert herausstellte, der in etwa mit dem von uns errechneten Aufmerksamkeitsschritt sich deckte. Das würde aber nichts gegen das Ergebnis unserer Untersuchung beweisen. Denn auf jeden Fall beansprucht der Wechsel zweier zentraler Erregungen, die wir den zwei aufeinander folgenden Reizaufgaben zugrunde legen müssen, eine gewisse Zeit. Es würde nur folgen, daß diese Zeit sich ungefähr deckt mit dem zweiten Stadium der Reaktion. Wie dem auch immer sein mag, es ist nicht eigentlich die Aufmerksamkeit, die »wandert«, sondern der sogenannte Aufmerksamkeitsschritt ist die Zeit, die es braucht, bis ein Bewußtseinsinhalt an die Stelle eines andern im Blickpunkt der Aufmerksamkeit gerückt ist. Da aber Aufmerksamkeit ohne den Gegenstand im Blickpunkt unmöglich ist, so kann, wenn auch nur indirekt, von einem »Schritt« oder vom Wandern der Aufmerksamkeit gesprochen werden.

Nehmen wir einmal die Wundtsche Theorie vom Apperzeptionszentrum verbunden mit den Theorien von Verworn und Hofmann an, dann wäre es nicht schwer, die Vorgänge zu

erklären, wie sie bei unseren Versuchen da waren. Wird das Apperzeptionszentrum von einem Vorgang, z. B. vom ersten Reiz — ob optisch oder taktil — erregt, dann ist der Zugang zu ihm durch die Hemmungsvorrichtungen für jeden andern Vorgang gehemmt. So erklärt sich die Enge des Bewußtseins. Mit dem Abschließen der Aufmerksamkeitsleistung hört die Erregung des Apperzeptionszentrums und damit die Hemmung der zu ihm führenden Bahnen auf. In diesem Augenblick tritt die Erregung des Apperzeptionszentrums durch den zweiten Reiz ein. Mit der Erregung des Apperzeptionszentrums ist auch die Aufmerksamkeit zu Ende. Das Abklingen der ersten Erregung und das Werden der zweiten nehmen Zeit in Anspruch. Und das ist, so dürfen wir annehmen, die Zeit dessen, was wir Aufmerksamkeitsschritt nennen. Der kleinste mögliche Aufmerksamkeitsschritt wäre also die kürzeste Zeit, in der das Apperzeptionszentrum nach dem Abklingen einer Erregung von neuem im Erregungszustand sich befindet. Vorausgesetzt wird, daß es sich um Erregungen des Apperzeptionszentrums handelt, denen wirkliche Aufmerksamkeitsleistungen entsprechen. Denn wir geben die Annahme auf Grund des zeitlichen Unterschiedes zwischen sensoriellen und muskulären Reaktionen zu, daß die Aufmerksamkeit die Erregung des Apperzeptionszentrums verlängern kann.

Mehr über eine Theorie der Aufmerksamkeitswanderung zu sagen, wäre heute noch verfrüht.

(Eingegangen am 12. Juli 1925.)

# Über die Vergleichung linearer Strecken und ihre Beziehung zum Weberschen Gesetze.

Von

**F. Kiesow.**

## Zweite Mitteilung.

Nebst einem Nachtrag über neue Versuche von Dr. A. Gatti.

---

Die im nachstehenden beschriebenen Versuche sind als eine Fortsetzung derjenigen anzusehen, über die schon in der ersten Mitteilung (diese Ztschr. Bd. 52 S. 61) berichtet ward. Die äußere Veranlassung zur Fortführung jener Prüfungen ward durch den Umstand gegeben, daß die bereits begonnene Untersuchung über die Unterschiedsempfindlichkeit bei Darbietung linearer Strecken wegen der Anfertigung eines sich als notwendig erweisenden Präzisionsapparates eine Unterbrechung erfahren mußte. Da mir alles daran lag, die von der Versuchsperson erworbene Übung im Abschätzen von Raumstrecken möglichst konstant zu erhalten, bin ich daher zu Versuchen über die »Gleicheinstellung« zurückgekehrt, die im vorliegenden Falle über die bei den früheren Prüfungen innegehaltene Grenze von 100 Millimetern um ein beträchtliches hinausgeführt wurden. Der innere Grund für die Fortsetzung jener Versuche liegt darin, daß es mich mehr und mehr interessierte, zu erfahren, wie sich bei Verwendung längerer Raumstrecken der Verlauf der bei der Gleicheinstellung sich ergebenden Quotienten in bezug auf die zweite Abweichung gestalten würde, die (unter gegebenen Bedingungen) bei Versuchen hervortritt, welche die Bestimmungen der Unterschiedsempfindlichkeit zum Gegenstande haben.

Die neuen Prüfungen sind im allgemeinen unter den gleichen Bedingungen durchgeführt worden wie die, über welche ich schon berichtet habe. Auch bei diesen Versuchen hat mir meine Frau als Beobachterin gedient. Der einzige Unterschied in der neuen Versuchsanordnung bestand darin, daß die zu beurteilenden Linien

auf großen weißen Folioblättern dargeboten wurden, wie daß die Prüfungen ausschließlich an den Nachmittagsstunden, und zwar regelmäßig gegen 3 Uhr vorgenommen wurden. An den Abenden wurde somit diesmal nicht gearbeitet. Diese Vorsichtsmaßregel schien mir nötig, um die Beobachterin unter denkbarst günstige Bedingungen zu setzen. Es sei hinzugefügt, daß ich die Messung der geschätzten Raumstrecken im vorliegenden Falle nicht mit Hilfe eines Zirkels, sondern direkt mittels eines exakten Millimetermaßstabes vornahm. Im übrigen gilt für die Abmessungen, was schon in der ersten Mitteilung angegeben ward.

Die Versuche sind während der letzten Sommermonate ausgeführt worden. Um in der Seele der Beobachterin durch Vorlegen zu langer Raumstrecken nicht einen Zustand zu großer Befangenheit zu erwecken, wurden von den vorgenannten Linien anfangs nur die Längen von 150, 200 und 250 Millimetern dargeboten. Die Strecke von 300 Millimetern ward erst später eingeführt, nachdem die Beobachterin in der Abschätzung so großer Ausdehnungen bereits gut geübt war. Daraus folgt, daß die letzten Versuche ausschließlich mit der Strecke von 300 Millimetern angestellt wurden. Für jede Raumstrecke sind auch bei diesen Prüfungen 100 Bestimmungen ausgeführt worden, so daß, von den Übungsversuchen abgesehen, für die ganze Untersuchung weitere 400 Einzelbestimmungen in Frage kommen. Von den gewonnenen Resultaten ist kein einziger Wert gestrichen worden. Ich füge hinzu, daß während der ganzen Untersuchung an die Versuchsperson keine Frage irgendwelcher Art gerichtet ward. Erst nach Beendigung sämtlicher Bestimmungen teilte sie mir auf meinen Wunsch ihre Erlebnisse mit.

In jeder Sitzung wurden anfangs 12, dann 16 und gegen Ende der Untersuchung 4 Bestimmungen ausgeführt, d. h. es wurde jede der dargebotenen Strecken, je nach der Lage der Normalstrecke oder der Vergrößerung bezw. Verkleinerung der Vergleichsstrecke viermal beurteilt. Gegen Ende der Untersuchung versuchte ich einige wenige Male eine Doppelreihe durchzuführen; aber ich bin hievon sofort wieder zurückgekommen, weil ich fürchtete, die bis dahin innegehaltenen Versuchsbedingungen zu verändern.

Den endgültigen Bestimmungen gingen mehrtägige Übungsversuche vorauf. Beim Vorlegen der ersten Strecken konnte ich beobachten, daß die Versuchsperson bei der Gleicheinstellung wie verloren war und große Schwierigkeiten zu überwinden hatte.

Es war aber für mich in hohem Maße interessant, zu sehen, wie sie sich an diese Prüfungen mit jedem Tage mehr und mehr gewöhnte. Nach einigen Tagen der Einübung gab sie spontan an: »Jetzt fühle ich mich sicherer.« Von diesem Tage an begann die definitive Untersuchung.

Im folgenden habe ich, wie in der ersten Mitteilung, für jede der verwandten Normalstrecken die mittleren Fehldistanzen (Fm) mit ihren mittleren Variationen (Vm) nach Fünftelpruppen zusammengestellt. Jedes Fünftel umfaßt somit auch hier 20 Bestimmungen.

Normalstrecke: **150 mm.**

1. Fünftel: Fm = 145,705 mm; Vm = 2,5745; höchster Wert = 152,0 mm (1 mal); niedrigster Wert = 140,0 mm (1 mal).
2. Fünftel: Fm = 144,81 mm; Vm = 2,007; höchster Wert = 154,0 mm (1 mal); niedrigster Wert = 141,0 mm (1 mal).
3. Fünftel: Fm = 142,88 mm; Vm = 2,474; höchster Wert = 147,8 mm (1 mal); niedrigster Wert = 138,8 mm (1 mal).
4. Fünftel: Fm = 140,825 mm; Vm = 1,4425; höchster Wert = 143,8 mm (1 mal); niedrigster Wert = 138,0 mm (2 mal).
5. Fünftel: Fm = 144,245 mm; Vm = 1,815; höchster Wert = 147,8 mm (1 mal); niedrigster Wert = 140,5 mm (1 mal).

Gesamtmittel: **143,693 mm**; Vm = 2,58496; Vm (der Mittelwerte) = 1,4724.

Normalstrecke: **200 mm.**

1. Fünftel: Fm = 201,93 mm; Vm = 4,777; höchster Wert = 215,0 mm (1 mal); niedrigster Wert = 192,5 mm (1 mal).
2. Fünftel: Fm = 208,22 mm; Vm = 5,348; höchster Wert = 213,0 mm (1 mal); niedrigster Wert = 189,0 mm (1 mal).
3. Fünftel: Fm = 202,31 mm; Vm = 5,8; höchster Wert = 216,5 mm (1 mal); niedrigster Wert = 193,0 mm (1 mal).
4. Fünftel: Fm = 200,875 mm; Vm = 2,6775; höchster Wert = 205,2 mm (1 mal) niedrigster Wert = 193,5 mm (1 mal).
5. Fünftel: Fm = 201,67 mm; Vm = 2,502; höchster Wert = 208,5 mm (1 mal); niedrigster Wert = 195,0 mm (1 mal).

Gesamtmittel: **202,001 mm**; Vm = 4,23912; Vm (der Mittelwerte) = 0,6112.

Normalstrecke: **250 mm.**

1. Fünftel: Fm = 241,935 mm; Vm = 2,7415; höchster Wert = 250,0 mm (1 mal); niedrigster Wert = 238,0 mm (1 mal).
2. Fünftel: Fm = 245,365 mm; Vm = 3,9285; höchster Wert = 255,0 mm (1 mal) niedrigster Wert = 236,0 mm (1 mal).
3. Fünftel: Fm = 245,475 mm; Vm = 2,415; höchster Wert = 253,6 mm (1 mal) niedrigster Wert = 241,0 mm (1 mal).
4. Fünftel: Fm = 245,47 mm; Vm = 4,033; höchster Wert = 252,2 mm (1 mal); niedrigster Wert = 235,5 mm (1 mal).
5. Fünftel: Fm = 247,895 mm; Vm = 4,425; höchster Wert = 257,0 mm (1 mal); niedrigster Wert = 238,0 mm (1 mal).

Gesamtmittel: **245,228 mm**; Vm = 3,88824; Vm (der Mittelwerte) = 1.2317,

**Normalstrecke: 300 mm.**

1. Fünftel: Fm = 296,26 mm; Vm = 4,154; höchster Wert = 304,8 mm (1 mal); niedrigster Wert = 284,0 mm (1 mal).
2. Fünftel: Fm = 295,945 mm; Vm = 4,2205; höchster Wert = 303,2 mm (1 mal); niedrigster Wert = 288,0 mm (1 mal).
3. Fünftel: Fm = 296,695 mm; Vm = 2,5685; höchster Wert = 304,0 mm (1 mal); niedrigster Wert = 291,2 mm (1 mal).
4. Fünftel: Fm = 295,79 mm; Vm = 3,296; höchster Wert = 303,5 mm (1 mal); niedrigster Wert = 287,0 mm (1 mal).
5. Fünftel: Fm = 295,30 mm; Vm = 4,06; höchster Wert = 305,5 mm (1 mal); niedrigster Wert = 287,2 mm (1 mal).

Gesamtmittel: **295,998 mm**; Vm = 3,64220; Vm (der Mittelwerte) = 0,3836

Ein Vergleich der in dieser Zusammenstellung aufgeführten Mittelwerte mit den entsprechenden Bestimmungen der früheren Untersuchung läßt ohne Schwierigkeit erkennen, daß die mittleren Variationen bei den zuletzt geprüften Strecken von 150 bis 300 mm um ein beträchtliches größer sind als die aller Mittelwerte, welche für die Strecke von 10 bis 100 mm gewonnen wurden. Der Vergleich läßt aber auch in der Verschiedenheit der mittleren Variationen eine klar hervortretende Gesetzmäßigkeit erkennen, insofern diese Werte mit der Längenzunahme der einzelnen Raumstrecken (bei wenigen unerheblichen Schwankungen) stetig wachsen, woraus ohne weiteres ersichtlich ist, wie die Gleicheinstellung mit wachsender Länge der verwandten Linien zunehmend schwieriger wird. Man erkennt diese Gesetzmäßigkeit aus der nachfolgenden Tabelle, in der ich die Gesamtmittel für alle bisher untersuchten Raumstrecken nebst den zugehörigen mittleren Variationen übersichtlich zusammengestellt habe. N bedeutet Normalstrecke.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| N: | 10 mm. | Gesamtmittel = | 9,708 | mm; | Vm = | 0,23104 |
| „ | 20 „ | „ = | 18,646 | „ | „ = | 0,52482 |
| „ | 30 „ | „ = | 28,175 | „ | „ = | 0,478 |
| „ | 40 „ | „ = | 37,290 | „ | „ = | 0,8484 |
| „ | 50 „ | „ = | 46,596 | „ | „ = | 0,97168 |
| „ | 60 „ | „ = | 57,371 | „ | „ = | 1,4081 |
| „ | 70 „ | „ = | 67,119 | „ | „ = | 1,5113 |
| „ | 80 „ | „ = | 78,103 | „ | „ = | 1,83812 |
| „ | 90 „ | „ = | 87,010 | „ | „ = | 1,7492 |
| „ | 100 „ | „ = | 95,807 | „ | „ = | 1,75228 |
| „ | 150 „ | „ = | 143,693 | „ | „ = | 2,58496 |
| „ | 200 „ | „ = | 202,001 | „ | „ = | 4,23912 |
| „ | 250 „ | „ = | 245,228 | „ | „ = | 3,88824 |
| „ | 300 „ | „ = | 295,998 | „ | „ = | 3,64220. |

In der ersten Mitteilung ist hervorgehoben worden, daß die Versuchsperson dem negativen Typus angehört, insofern bei ihr die Tendenz vorwaltet, dargebotene lineare Raumstrecken bei der Gleicheinstellung im allgemeinen zu unterschätzen. Es ist zugleich bemerkt worden, daß diese Tendenz bei Strecken, die der Beobachterin bei der Beurteilung besonders schwierig erscheinen, in gewissem Sinne dadurch überwunden wird, daß sie die Abschätzung bei übernormaler Anspannung der Aufmerksamkeit vollzieht, was dann zur Folge hat, daß die Anzahl der überschätzten Fehldistanzen für die betreffende Strecke zunimmt. Ich habe auf diese Tatsache besonders bei der Besprechung der Werte hingewiesen, die in bezug auf die Gleicheinstellung mittels der Strecke von 80 mm gewonnen wurden. In keiner der bis dahin untersuchten Raumstrecken war jedoch die Anzahl der einzelnen Überwerte so groß, daß im Gesamtmittel eine Überschätzung der Normalstrecke hervortreten konnte. Überblickt man aber die vorstehende Tabelle, so ersieht man, daß diese Überschätzung bei der Gleicheinstellung der Strecke von 200 mm auftritt. Das Gesamtmittel übertrifft die Länge der Normalstrecke hier um 2,001 mm. Bei den Prüfungen mittels dieser Strecke war die Anzahl der einzelnen Überwerte ganz außerordentlich groß. Ebenso traten bei der Beurteilung dieser Strecke in den einzelnen Fehldistanzen die größten Schwankungen hervor, woraus sich ohne weiteres die Tatsache erklärt, daß das Gesamtmittel für diese Strecke die größte mittlere Variation aufweist. Die einzelnen Fehldistanzen bewegten sich hier innerhalb der Grenzen von 189,0 bis 216,5 mm. Die Strecke bot der Beobachterin für die Gleicheinstellung bei weitem die größten Schwierigkeiten dar, womit gesagt ist, daß die größere Strecke, je nach der persönlichen Veranlagung, für die Beurteilung nicht immer die schwierigere ist. Im vorliegenden Falle waren die Strecken von 250 bis 300 mm für die Beobachterin zweifelsohne leichter zu beurteilen als die Strecke von 200 mm. Wir kommen auf diese Frage weiter unten nochmals zurück.

In der nachfolgenden Tabelle sind die mittleren Fehldistanzen (Fm) zusammengestellt worden, welche jeweils aus der Vergrößerung und Verkleinerung der Vergleichsstelle resultieren. Diese Mittelwerte sind aus je 50 Einzelbestimmungen berechnet worden. Die mittleren Variationen wurden auf 4 Dezimalstellen abgekürzt.

**N = 150 mm.**
Bei Vergrößerung der Vergleichsstrecke: Fm = 143,088 mm; Vm = 2,7330
„ Verkleinerung „ „ : Fm = 144,848 „ ; Vm = 2,3422
**N = 200 mm.**
Bei Vergrößerung der Vergleichsstrecke: Fm = 201,542 mm; Vm = 4,4283
„ Verkleinerung „ „ : Fm = 202,46 „ ; Vm = 4,1536
**N = 250 mm.**
Bei Vergrößerung der Vergleichsstrecke: Fm = 245,042 mm; Vm = 4,6030
„ Verkleinerung „ „ : Fm = 245,414 „ ; Vm = 3,0586
**N = 300 mm.**
Bei Vergrößerung der Vergleichsstrecke: Fm = 295,846 mm; Vm = 3,7725
„ Verkleinerung „ „ : Fm = 296,150 „ ; Vm = 3,5100

Auch aus dieser Zusammenstellung erhellt, daß die mittleren Fehldistanzen sich bei der Verkleinerung der Vergleichsstrecke dem Werte der Normalstrecke regelmäßig um ein weniges mehr nähern als im entgegengesetzten Falle. Daraus geht klar hervor, daß es sich hierbei um eine ganz bestimmte Gesetzmäßigkeit handelt. Andererseits sind die mittleren Variationen im vorliegenden Falle bei der Verkleinerung der Vergleichsstrecke überall um ein geringes niedriger als bei der Vergrößerung derselben.

Die nächste Zusammenstellung zeigt die aus je 50 Einzelwerten berechneten mittleren Fehldistanzen, welche aus der jeweiligen Lage der zu vergleichenden Strecken resultieren. Die Ausdrücke »Links« und »Rechts« beziehen sich auf die Lage der Normalstrecke. Die mittleren Variationen sind auch hier auf 4 Dezimalstellen reduziert worden.

| | | | |
|---|---|---|---|
| **N = 150 mm.** | Links: | Fm = 143,51 mm; | Vm = 2,6066 |
| | Rechts: | „ = 143,876 „ ; | „ = 2,5160 |
| **N = 200 mm.** | Links: | „ = 201,484 „ ; | „ = 4,0826 |
| | Rechts: | „ = 202,518 „ ; | „ = 4,5602 |
| **N = 250 mm.** | Links: | „ = 244,448 „ ; | „ = 3,7861 |
| | Rechts: | „ = 246,008 „ : | „ = 3,9693 |
| **N = 300 mm.** | Links: | „ = 295,172 „ ; | „ = 3,5274 |
| | Rechts: | „ = 296,824 „ ; | „ = 3,7899 |

Überblickt man diese Tabelle, so zeigt sich, daß die vorliegende Untersuchung im allgemeinen zu demselben Resultate führt, auf das ich schon in meiner ersten Mitteilung hingewiesen habe, d. h. daß bei rechtsseitiger Lage der Normalstrecke die mittleren Fehldistanzen dem Normalwerte durchweg näher liegen als bei linksseitiger. Für diese überraschende Tatsache habe ich bereits in der früheren Mitteilung eine Erklärung zu geben versucht. Ich weiß auch heute keine bessere. Die größere Schwierig-

keit der Gleicheinstellung bei rechtsseitiger Lage der Normalstrecke veranlaßt die Versuchsperson die Aufmerksamkeit stärker anzuspannen, woraus sich dann naturgemäß eine Verringerung des Fehlers ergeben muß. Im allgemeinen sind auch die mittleren Variationen bei rechtsseitiger Lage der Normalstrecke größer als bei linksseitiger.

Prüfen wir schließlich die gewonnenen Gesamtmittel auf ihre Bedeutung für die zu Anfang aufgeworfene Frage nach einem analogen Verhalten in bezug auf die zweite Abweichung vom Weberschen Gesetze, die, wie hervorgehoben, bei Gattis Versuchen unzweideutig hervortrat, so erhalten wir die nachstehende Übersicht, in welcher C den aus der Subtraktion der mittleren Fehldistanz vom Normalwerte resultierenden »wahren konstanten« Fehler und w den wahrscheinlichen Fehler bezeichnen welch letzterer auf 2 Dezimalstellen abgekürzt ward.

**N = 150 mm.**

Fm = 143,698 mm; C = 6,307 mm; $\frac{C}{N} = 0{,}04205 = \frac{1}{24}$; w = 0,22

**N = 200 mm.**

Fm = 202,001 mm; C = 2,001 mm; $\frac{C}{N} = 0{,}01001 = \frac{1}{100}$; w = 0,36

**N = 250 mm.**

Fm = 245,228 mm; C = 4,772 mm; $\frac{C}{N} = 0{,}01909 = \frac{1}{52}$; w = 0,33

**N = 300 mm.**

Fm = 295,998 mm; C = 4,002 mm; $\frac{C}{N} = 0{,}01334 = \frac{1}{75}$; w = 0,31

Vergleichen wir diese Werte mit denen der zweiten Etappe, die ich in meiner ersten Mitteilung besprochen habe, so fällt sofort in die Augen, daß der Quotient $\frac{C}{N}$ für die Reizgröße von 150 mm genau mit demjenigen übereinstimmt, der für die Normalstrecke von 100 mm gefunden ward, daß jedoch die übrigen 3 Quotienten (ganz abgesehen davon, daß der für die Strecke von 200 mm gänzlich aus der Reihe herausfällt) erhebliche Abweichungen aufweisen.

Zum besseren Verständnis der beiden Abweichungen, die bei diesen Versuchen hervortreten, wird es nützlich sein, sich sämtliche Quotienten der ersten und dieser zweiten Mitteilung zu vergegenwärtigen. Ich stelle sie daher in der folgenden Tabelle übersichtlich zusammen.

$$N = 10\text{ mm.} \quad \frac{C}{N} = 0{,}0292 = \frac{1}{34}$$
$$N = 20\text{ mm.} \quad \frac{C}{N} = 0{,}0677 = \frac{1}{15}$$
$$N = 30\text{ mm.} \quad \frac{C}{N} = 0{,}06083 = \frac{1}{16}$$
$$N = 40\text{ mm.} \quad \frac{C}{N} = 0{,}06775 = \frac{1}{15}$$
$$N = 50\text{ mm.} \quad \frac{C}{N} = 0{,}06808 = \frac{1}{15}$$
$$N = 60\text{ mm.} \quad \frac{C}{N} = 0{,}04382 = \frac{1}{23}$$
$$N = 70\text{ mm.} \quad \frac{C}{N} = 0{,}04116 = \frac{1}{24}$$
$$N = 80\text{ mm.} \quad \frac{C}{N} = 0{,}02371 = \frac{1}{42}\,^{1})$$
$$N = 90\text{ mm.} \quad \frac{C}{N} = 0{,}03322 = \frac{1}{30}$$
$$N = 100\text{ mm.} \quad \frac{C}{N} = 0{,}04193 = \frac{1}{24}$$
$$N = 150\text{ mm.} \quad \frac{C}{N} = 0{,}04205 = \frac{1}{24}$$
$$N = 200\text{ mm.} \quad \frac{C}{N} = 0{,}01001 = \frac{1}{100}$$
$$N = 250\text{ mm.} \quad \frac{C}{N} = 0{,}01909 = \frac{1}{52}$$
$$N = 300\text{ mm.} \quad \frac{C}{N} = 0{,}01334 = \frac{1}{75}$$

Ein Blick auf diese Zusammenstellung läßt unschwer erkennen, daß im Ablauf der einzelnen Quotienten zwei Abweichungen vom konstanten Verhalten derselben hervortreten. Man erreicht die erste bei der Reizgröße von 10 mm, für welche der Quotient den Wert von $\frac{1}{34}$ darstellt. Es folgt eine relative Konstanz der Werte innerhalb der Grenzen von 20 und 50 mm mit einem Quotienten von im Mittel $\frac{1}{15}$ und eine zweite auf der Strecke von 60 bis zu 150 mm mit einem Quotienten von im Mittel $\frac{1}{24}$. Dann erscheint die zweite Abweichung bei den Reizgrößen von 200 bis 300 mm. Die letztere wird

1) Auf S. 85 meiner ersten Mitteilung (dieses Archiv Bd. 52) sind die beiden Werte durch ein Versehen als 0,02731 und $\frac{1}{46}$ angegeben.

wohl mehr oder weniger von Bedingungen abhängen, die von Fall zu Fall wechseln.

Im vorliegenden Falle sind beide Abweichungen seelisch bedingt: die erste dadurch, daß infolge der geringen Ausdehnung der Normalstrecke die Funktion der Gleicheinstellung außerordentlich erleichtert ist, die zweite dadurch, daß sie bei Verwendung sehr langer Strecken erheblich erschwert wird. Diese Erschwerung wirkt aber, wie sich während der ganzen Untersuchung gezeigt hat, bei der Beobachterin nicht in dem Sinne, daß sich die Quotienten vergrößern, sondern da sie eine vermehrte, zum Teil übernormale Spannung der Aufmerksamkeit nach sich zieht, so, daß diese Werte sich verkleinern. Daraus erklärt sich die große Verminderung der Quotienten bei den Reizgrößen von 200, 250 und 300 mm. In dieser Verminderung der relativen Werte kommt eben die zweite Abweichung zum Ausdruck.

Auch die Ergebnisse der vorliegenden Prüfung haben mich in der Auffassung bestärkt, daß die Verringerung der relativ konstanten Quotienten, welche bei der Beurteilung der Strecken von 60 bis 100, bezw. bis 150 mm gefunden wurden, hauptsächlich auf eine gesteigerte Aufmerksamkeitsspannung zurückzuführen ist. Daraus ist zu schließen, daß, wo in den äußeren Bedingungen keine wesentlichen Veränderungen eintreten, die in Rede stehenden Werte bei der Gleicheinstellung konstant bleiben, sobald und soweit es möglich ist, die Aufmerksamkeit konstant in der gleichen Spannung zu erhalten. Das heißt aber nichts anderes, als daß alle diese Tatsachen nicht physiologisch, sondern nur psychologisch erklärt werden können, daß wie bei den Vorgängen der Unterschiedsempfindlichkeit so auch bei denen der Gleicheinstellung seelische Motive in Frage kommen, deren Wirkung dem allgemeinen Gesetze der Beziehungen unterliegt.

Das Herausfallen des Quotienten für die Reizstrecke von 200 mm aus der Reihe der übrigen Werte wird verständlich, wenn man die nachstehende Tabelle in Betracht zieht, in der ich für jeden Normalwert von 150 bis 300 mm die Anzahl der Überschätzungen, sowie die niedrigsten und die höchsten Überwerte zusammengestellt habe.

**N = 150 mm.** Anzahl der Überschätzungen: 3; niedr. Überw. = 150,5 mm; höchster Überwert = 154 mm

**N = 200 mm.** Anzahl der Überschätzungen: 56; niedr. Überw. = 200,5 mm; höchster Überwert = 216,5 mm

**N = 250 mm.** Anzahl der Überschätzungen: 14: niedr. Überw. = 250,5 mm; höchster Überwert = 257,0 mm

**N = 300 mm.** Anzahl der Überschätzungen: 18; niedr. Überw. = 301 mm: höchster Überwert = 305,5 mm.

Wie man aus dieser Tabelle ersieht, übertrifft die Anzahl der Überschätzungen bei den Gleicheinstellungen für die Strecke von 200 mm nicht nur bei weitem die, welche bei jeder der übrigen 3 Normalstrecken hervortreten, sonden sie übertrifft auch alle diese Überschätzungen zusammengenommen, deren Anzahl 35 beträgt. Hält man sich ferner gegenwärtig, daß bei der Beurteilung der Strecken von 10 bis 50 mm überhaupt keine Überschätzungen vorkamen, und daß die Summe derjenigen, die bei den Strecken von 60 bis 100 mm beobachtet wurden, gleich 41 ist, so erhellt, in wie hohem Maße für die Strecke von 200 mm ein Ausnahmefall anzuerkennen ist. Schon die 22 Überschätzungen, welche bei der Strecke von 80 mm auftraten, und über die in der ersten Mitteilung ausführlich gesprochen ward, bildeten gegenüber allen anderen Bestimmungen jener Versuchsreihen eine Ausnahme, aber im gegenwärtigen Falle ist die Häufigkeit der Erscheinung doch eine ungleich größere. Dieselbe verschwand auch nicht, wie ich anfangs hoffte, während des Fortgangs der Versuche. Man ersieht dies aus der Verteilung der Überschätzungen auf die einzelnen Fünftelgruppen, welche nach meinen Protokollen die folgende ist:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. | Fünftel: | 11 | Überschätzungen. |
| 2. | „ | 14 | „ |
| 3. | „ | 10 | „ |
| 4. | „ | 7 | „ |
| 5. | „ | 14 | „ |
| | | 56 | |

Wie erklärt sich dieses seltsame Phänomen? Nach meiner Auffassung kann es nur verständlich werden, wenn man die suggestive Wirkung in Rücksicht zieht, welche diese Strecke auf die Beobachterin ausübte. Diese Wirkung war in der Tat eine große und jedenfalls viel beträchtlicher als die, welche die Strecke von 80 mm hervorgerufen hatte. Es hätte daher auch nichts genützt, wenn ich die Versuche mit dieser Ausdehnung fortgesetzt hätte, um möglicherweise eine stärkere Gewöhnung an dieselbe zu erzwingen. Die Wirkung wäre gewiß immer die gleiche geblieben. Daher ist in diesem Falle auch keine Fünftelgruppe wiederholt worden.

Nachdem sämtliche Versuchsreihen beendet waren, ersuchte ich die Beobachterin, mir ihre Erfahrungen mitzuteilen und mir vor allem anzugeben, welche der vier beurteilten Ausdehnungen ihr die größten Schwierigkeiten bereitet hätte. Sie zeigte, da sie die Längen der verwandten Linien nicht kannte, sofort auf die Strecke von 200 mm und gab des weiteren an, daß die kürzere Strecke für die Gleicheinstellung bei weitem nicht immer die leichtere sei, jedenfalls seien ihr die beiden längeren Strecken stets leichter erschienen als gerade diese. Auf meine Frage, woran dies liegen möge, erhielt ich als Antwort, daß sie das auch nicht genau zu sagen wisse, die Strecke sei nicht lang und sei auch nicht kurz, sie habe daher in ihr immer ein Gefühl von Ungewißheit hervorgerufen. Hält man sich gegenwärtig, daß die Beobachterin im allgemeinen von der Tendenz beherrscht wird, ihr vorgelegte Strecken zu unterschätzen, so dürfte der Vorgang verständlich werden.

Um das Gesamtbild der Untersuchungsergebnisse zu ver- vollständigen, sei noch die Anzahl der Fälle angegeben, in denen die völlige Gleichheit der beiden Strecken erreicht ward. Ich stelle auch diese Fälle, wie folgt, übersichtlich zusammen.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| **N = 150 mm.** | Anzahl | der | Gleichheitsurteile: | 1 |
| **N = 200 mm.** | „ | „ | „ | 2 |
| **N = 250 mm.** | „ | „ | „ | 1 |
| **N = 300 mm.** | „ | „ | „ | 1 |

Bei diesen fehlerlosen Gleicheinstellungen handelt es sich jedenfalls um Zufälligkeiten. Ihre Anzahl ist viel geringer als diejenige, welche bei den früheren Versuchen hervortrat. Sie betrug bei den Versuchen der ersten Etappe (Streckenlänge 10—50 mm) 33, wovon 32 fehlerlose Einstellungen auf die Strecke von 10 mm und eine auf die Strecke von 20 mm fallen, bei denen der zweiten Etappe (Streckenlänge 60—100 mm) 17, die sich, wie schon in der ersten Mitteilung angegeben, folgendermaßen verteilen: 60 mm = 1; 70 mm = 5; 80 mm = 6; 90 mm = 2; 100 mm = 3.

Fassen wir zusammen, so dürfte die Untersuchung ergeben haben, daß im Ablauf der hier in Betracht kommenden Werte ein Verhalten zutage tritt, das dem, welches bei Bestimmungen der Unterschiedsempfindlichkeit beobachtet wird, analog ist, ein Verhalten, in dem neben der ersten auch die zweite Abweichung von

der Reihe der konstanten Werte deutlich erkennbar ist.

## Nachtrag.

Wenn dem Gesetze der Beziehungen eine allgemeine Bedeutung für unser seelisches Leben zuzuschreiben ist, so liegt auf der Hand, daß es sich nicht nur bei Bestimmungen der Unterschiedsempfindlichkeit und der Gleicheinstellung, sondern überall bewähren muß, wo analoge seelische Vorgänge in Frage kommen. Daß dem so ist, zeigen die Resultate von Versuchen, welche Dr. Gatti über die subjektive Bestimmung des Mittelpunktes in ebenen geometrischen Figuren angestellt hat, Versuche, auf die ich in meiner ersten Mitteilung kurz hingewiesen habe. Die Versuche sind in dem mir unterstellten Institute in Turin begonnen worden, Dr. Gatti hat sie nach seiner Berufung an die katholische Universität zu Mailand dort an sich selbst zu Ende geführt und im italienischen Archiv für Psychologie bereits einen ersten Bericht darüber geliefert[2]). Da es hier nicht meine Aufgabe sein kann, auf die Einzelheiten dieser sorgfältigen Arbeit näher einzugehen, die auch in der Darstellung des Verfassers von jedermann leicht nachgelesen werden können, so beschränke ich mich auf die Wiedergabe der Hauptresultate. Es ist einleuchtend, daß, wenn bei solchen Prüfungen auch nach höchstgradiger Einübung immer noch Fehler begangen werden, die mittleren Fehler bei geeigneten Figuren ein dem Weberschen Gesetze analoges Verhalten aufweisen müssen, wenn anders das Gesetz der Beziehungen überhaupt einen Sinn haben soll.

Dr. Gatti benutzte für die bisher von ihm angestellten Versuche verschieden große gleichseitige Dreiecke und Quadrate, sowie Kreise von verschiedenem Radius. Was die Kreisfigur betrifft, so kommen für diese insofern andere Verhältnisse in Betracht, als, worauf schon Wundt[3]) hingewiesen hat, beim Kreise niemals die konstante Täuschung hervortritt, welche man bei anderen, von geraden Linien umschlossenen Figuren infolge der scheinbaren Ungleichheit objektiv gleicher vertikaler und horizontaler Ausdehnungen beobachtet, weshalb man sich bei der Bestimmung des Mittelpunktes in diesem Falle ausschließlich vom ästhetischen Gestaltgefühl leiten läßt. Dementsprechend

2) A. Gatti, Sull' apprezzamento del centro in alcune figure piane geometriche, Archivio Italiano di Psicologia III (4) 1924 p. 227.

3) W. Wundt, Die geometrisch-optischen Täuschungen, Leipziger Abhandlungen (math.-phys. Kl.) XXIV, 2 1898 S. 112.

werden bei Kreisen sehr oft überhaupt keine Fehler begangen, oder sie sind, wo sie auftreten, so gering, daß sie mehr gewissen Zufälligkeiten zuzuschreiben sind. Auch kommt es vor, daß sich bei einem Beobachter in solchen Fällen immer derselbe Fehler zeigt. So beging ich selbst bei allen Kreisen, die mir vorgelegt wurden (Radius: 20, 40, 60, 80, 100 mm), den gleichen Fehler von 0,5 mm. Dagegen kommen bei Dreiecken und Quadraten Vorgänge zur Beobachtung, die durchaus den Forderungen des Weberschen Gesetzes analog sind. Man ersieht diese Tatsache aus den nachstehenden Tabellen, die ich der Arbeit Dr. Gattis entnehme. In diesen Tabellen bedeutet $F_o$ das arithmetische Mittel der Fehler, die in der Richtung von oben nach unten, $F_u$ dasjenige der Fehler, welche in der Richtung von unten nach oben begangen wurden, und F den mittleren oder wahren konstanten Fehler, d. h. das arithmetische Mittel aus den beiden vorgenannten Werten, während $F_{mv}$ den mittleren variablen Fehler, w den wahrscheinlichen Fehler und l die Länge der Seiten bezeichnen. Die einzelnen Werte sind in Millimetern angegeben.

1. Dreiecke.[4])

| Seitenlänge | $F_o$ | $F_u$ | F | $F_{mv}$ | w | $\frac{F}{l}$ | $\frac{F}{l}$ |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 10 mm | 0,42 | 0,12 | 0,270 | 0,1940 | 0,0500 | 0,0270 | $\frac{1}{37,04}$ |
| 20 mm | 0,97 | 0,75 | 0,860 | 0,1891 | 0,0861 | 0,0430 | $\frac{1}{23,26}$ |
| 30 mm | 1,19 | 0,95 | 1,070 | 0,1884 | 0,0475 | 0,0357 | $\frac{1}{28,01}$ |
| 40 mm | 1,53 | 1,47 | 1,500 | 0,1476 | 0,0388 | 0,0375 | $\frac{1}{26,67}$ |
| 50 mm | 2,53 | 1,96 | 2,155 | 0,2456 | 0,0637 | 0,0431 | $\frac{1}{23,20}$ |
| 60 mm | 2,51 | 2,62 | 2,565 | 0,1739 | 0,0451 | 0,0428 | $\frac{1}{23,89}$ |
| 70 mm | 2,75 | 2,65 | 2,700 | 0,2530 | 0,0656 | 0,0386 | $\frac{1}{25,93}$ |
| 80 mm | 3,80 | 3,00 | 3,150 | 0,3268 | 0,0847 | 0,0394 | $\frac{1}{25,40}$ |
| 90 mm | 3,82 | 3,65 | 3,735 | 0,4375 | 0,1134 | 0,0415 | $\frac{1}{24,10}$ |
| 100 mm | 4,40 | 3,95 | 4,175 | 0,3584 | 0,0929 | 0,0418 | $\frac{1}{23,95}$ |

4) A. Gatti a. a. O. S. 231.

2. Quadrate.[5])

| Seitenlänge | $F_o$ | $F_u$ | F | $F_{mv}$ | w | $\frac{F}{l}$ | $\frac{F}{l}$ |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 30 mm | 0,5800 | 0,3700 | 0,4750 | 0,1528 | 0,03962 | 0,01583 | $\frac{1}{63,16}$ |
| 40 mm | 0,8100 | 0,7200 | 0,7650 | 0,1560 | 0,04044 | 0,019125 | $\frac{1}{52,29}$ |
| 50 mm | 1,08 | 0,94 | 1,01 | 0,1391 | 0,03607 | 0,0202 | $\frac{1}{49,50}$ |
| 60 mm | 1,30 | 1,98 | 1,34 | 0,3204 | 0,03306 | 0,02233 | $\frac{1}{44,78}$ |
| 70 mm | 1,35 | 1,52 | 1,435 | 0,1697 | 0,04399 | 0,02050 | $\frac{1}{48,72}$ |
| 80 mm | 1,61 | 1,80 | 1,705 | 0,195 | 0,05054 | 0,02131 | $\frac{1}{46,92}$ |
| 90 mm | 1,92 | 1,87 | 1,895 | 0,175 | 0,04536 | 0,02106 | $\frac{1}{47,49}$ |
| 100 mm | 2,20 | 2,15 | 2,175 | 0,3953 | 0,1025 | 0,02175 | $\frac{1}{45,98}$ |

Der Verfasser hat diese wie andere wertvolle Ergebnisse seiner Untersuchung durch beigegebene Kurvenbilder weiter zu illustrieren gesucht. Eine größere Übereinstimmung mit den Forderungen des Beziehungsgesetzes, als im Ablauf der in den beiden letzten Kolumnen dieser Tabellen zusammengestellten Werte zum Ausdruck kommt, dürfte kaum zu erwarten sein. Es möchte schwer werden, diesen wie den übrigen in beiden Mitteilungen dargelegten Tatsachen durch eine psysiologische Interpretation der in ihnen zutage tretenden Gesetzmäßigkeit gerecht zu werden. Nach meiner festen Überzeugung können auch für die von Dr. Gatti aufgedeckten Tatsachen nur die Gesetze der aktiven Apperzeption in Frage kommen.

Mit der graphischen Wiedergabe der in beiden Mitteilungen beschriebenen Befunde habe ich zurückgehalten, um sie mit den Kurvenbildern, welche aus den Endwerten des zweiten Teiles dieser ganzen Untersuchung resultieren werden, des Vergleiches halber gemeinsam zur Darstellung zu bringen.

Meiner unermüdlichen Mitarbeiterin sei auch an dieser Stelle ein aufrichtiger Dank ausgesprochen.

5) A. Gatti a. a. O. S. 238.

(Eingegangen am 7. September 1924.)

# Zur Kritik der Eidetik.

Von

**F. Kiesow.**

Als eidetische Phänomene werden neuerdings bekanntlich reproduzierte Vorstellungen[1]) von Wirklichkeitscharakter bezeichnet, d. h. subjektive Anschauungsbilder, die, obwohl sie nicht in die Kategorie der eigentlichen Halluzinationen gehören, doch gleichsam mit »halluzinatorischer Deutlichkeit« (Urbantschitsch) auftreten. Außerdem spricht man von reproduzierten Vorstellungen, die als »gleitende Übergänge« von den Halluzinationen zu den Wahrnehmungen und umgekehrt bezeichnet werden[2]).

Die eidetische Bewegung der Gegenwart nimmt ihren Ausgang von den interessanten Untersuchungen, die Urbantschitsch[3]) im Jahre 1907 (wie auch schon früher) über diese seltsamen Vorgänge veröffentlicht hat, welch letztere er eben als »subjektive optische Anschauungsbilder« oder als »anschauliche Gedächtnisbilder« bezeichnet. Nach den Befunden des bekannten Forschers können vorausgegangene Gesichtseindrücke in gewissen Fällen mit großer Deutlichkeit buchstäblich »subjektiv wiedergesehen« werden. Man behauptet außerdem, daß das eidetische Bild die Wahrnehmungsvorstellung an Intensität zuweilen übertreffen kann. — Es handelt sich somit bei solchen Vorstellungen nicht um ein bloßes Erinnern an optische Eindrücke, wie lebhaft dieses immer sein mag, sondern um ein tatsächliches Erblicken derselben. Beide Vorgänge sind nach Urbantschitsch streng voneinander zu scheiden. Der Verf. berichtet in dieser

1) Ich verwende den Begriff »Vorstellung« im Sinne W. Wundts, wonach derselbe sowohl Wahrnehmungen als auch Erinnerungs- und Phantasiebilder umschließt. Dementsprechend ist jedweder eidetische Komplex als eine reproduzierte Vorstellung aufzufassen. Vgl. W. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie 1910 II[6] S. 384 f.

2) H. Henning, Der Geruch 1924 2. Aufl. S. 289.

3) V. Urbantschitsch, Über subjektive Anschauungsbilder 1907.

Hinsicht von einem ihm bekannten Porträtmaler, »der nach aufmerksamem Betrachten eines Kopfes diesen aus der Erinnerung naturgetreu darzustellen vermag, jedoch außerstande ist, sich die verschiedenen Vorlagen oder die von ihm betrachteten Köpfe ins Anschauungsbild zu bringen«[4]). Personen, bei denen eine derartige Anlage nachweisbar ist, welch letztere sich nach den neuesten Forschungen auch auf andere Vorstellungsgebiete erstrecken soll, werden nach der Wiederaufnahme der von Urbantschitsch angeregten Studien durch E. R. Jaensch und seine Mitarbeiter kurz als Eidetiker bezeichnet[5]).

Urbantschitsch ist nicht der erste, der solche Vorgänge beobachtet hat. Er verweist selbst auf Beispiele ähnlicher Art, die sich bei Joh. Müller zitiert finden[6]). Desgleichen waren nach neueren Untersuchungen Goethe, Otto Ludwig, L. Tieck, V. v. Scheffel und andere Dichter Eidetiker[7]). Es bleibt aber ein Verdienst des hochgeschätzten Forschers, den Einzelheiten der in Rede stehenden Vorgänge weiter nachgegangen zu sein und die Aufmerksamkeit in besonderem Maße auf sie gelenkt zu haben.

Was die Einzelheiten der von Urbantschitsch mitgeteilten Befunde betrifft, so sei aus seinen Untersuchungsergebnissen folgendes kurz hervorgehoben: »Die Veranlagung zu anschaulichen Gedächtnisbildern zeigt große persönliche Verschiedenheiten.« »Die anschaulichen Gedächtnisbilder finden sich vor allem bei jugendlichen und leichter erregbaren Personen vor, können aber noch im späteren Lebensalter bestehen, während sie wieder bei jugendlichen Personen nicht selten fehlen[8]).« Manche Personen, die nach Verschluß der Augen kein anschauliches Gedächtnisbild des unmittelbar vorher betrachteten Gesichtsobjektes bemerken, beobachten ein solches einige Stunden später oder erst nach wiederholten Versuchen, wobei dasselbe auf Grund der gewonnenen Übung immer lebhafter und vollständiger hervortreten kann. »Vorhandene anschauliche Gedächtnisbilder scheinen manchmal unbeachtet zu bleiben und werden dann erst bei einer

4) V. Urbantschitsch, Über subjektive Anschauungsbilder 1907 S. 3.

5) E. R. Jaensch, Bericht über den VII. Kongreß für experimentelle Psychologie in Marburg (K. Bühler) 1922 S. 3.

6) Joh. Müller, Über die phant. Gesichtserscheinungen 1826 S. 28, zit. nach Urbantschitsch a. a. O. S. 4.

7) O. Kroh, Zeitschrift für Psychologie 1920 Bd. 85 S. 118 ff.

8) V. Urbantschitsch a. a. O. S. 1.

darauf hingelenkten Aufmerksamkeit wahrgenommen[9].« »Mitunter hängt das Auftreten der anschaulichen Gedächtnisbilder vom Gesichtsobjekte ab, so daß gewisse Gesichtseindrücke nicht ins Gedächtnisbild gelangen, wogegen andere oder ein bestimmtes Gesichtsobjekt deutliche Gedächtnisbilder auslösen[10]. Die eidetischen Bilder lassen sich nach Urbantschitsch nicht selten willkürlich hervorrufen[11], sie werden zuweilen assoziativ ausgelöst[12]. »Die einfache Erinnerung an Gesehenes und das betreffende anschauliche Gedächtnisbild können sich gegenseitig beeinflussen[13].« Das anschauliche Gedächtnis kann Eindrücke bewahren, »die dem übrigen Gedächtnis entfallen sind«[14]. »Das einem bestimmten Gesichtsausdruck zukommende anschauliche Gedächtnisbild schwächt sich gewöhnlich allmählich ab, kann aber nach Jahren wieder in seiner früheren Schärfe auftreten[15].« Auch bei einer und derselben Person verhält sich das subjektive Anschauungsbild nicht immer in der gleichen Weise[16]. Zuweilen bewahrt das anschauliche Gedächtnisbild eine außerordentliche Treue für Bewegungsvorstellungen. So berichtet Urbantschitsch über sich selbst: »Wenn ich dem Treiben der Schneeflocken einige Zeit lang zusehe und hierauf die Augen schließe, sehe ich im Gedächtnisbild ganz deutlich das Schneegestöber und kann, je nach der darauf gerichteten Aufmerksamkeit, bald das Durcheinanderwirbeln der verschiedenen Schneeflocken, bald die Bewegung der einzelnen Flocke verfolgen. Wenn ich die Flugrichtung der einzelnen Schneeflocke im Gedächtnisbilde beachte, sehe ich sie zeitweise die Flugrichtung anderer Schneeflocken durchkreuzen, bald nach abwärts, bald wieder nach aufwärts fliegen, bis sie schließlich aus dem Gesichtskreise verschwindet. Dieselbe Beobachtung kann ich hierauf an einer anderen Schneeflocke anstellen. Es geschah zu wiederholten Malen, daß ich bei diesen Versuchen das Ge-

9) V. Urbantschitsch, Über subjektive Anschauungsbilder 1907 S. 1. — Die Beobachtung dürfte bei dem in der Gegenwart wogenden Streite um die Berechtigung des Begriffes »Unbemerkt« gegenüber dem des »seelisch Unbewußten« von besonderem Interesse sein.

10) Ebenda S. 2.

11) Ebenda S. 3.

12) Ebenda S. 2.

13) Ebenda S. 4.

14) Ebenda S. 5.

15) Ebenda S. 6.

16) Ebenda S. 7.

dächtnisbild für den objektiven Sinneseindruck hielt und erst nach einiger Zeit bemerkte, daß es sich um ein Gedächtnisbild handle. Dabei sind mir wiederholt eigentümliche Bewegungen der einzelnen Schneeflocken oder verschiedener Gruppen von Flocken aufgefallen, von deren tatsächlichem Vorkommen ich mich erst nachträglich überzeugte[17].« Die Einzelheiten eines anschaulichen Gedächtnisbildes können durch äußere Reize zuweilen Größen- und Farbenveränderungen erfahren. Ebenso können infolge äußerer Reizeinwirkungen im Gedächtnisbilde zuweilen spontan Bewegungserscheinungen auftreten[18]. »Wenn das rechte Auge ein anderes Gesichtsobjekt betrachtet als das linke Auge, so entstehen gleichzeitig zwei verschiedene Gedächtnisbilder, von denen das eine dem einen Auge, das andere dem anderen Auge gegenüber gelagert erscheinen. Mitunter erfolgt spontan ein Austausch der Stellungen dieser beiden Gesichtsbilder, oder ein solcher wird durch die Belichtung des einen Auges sowie durch verschiedene äußere Einwirkungen herbeigeführt. Dadurch kann auch ein gleichzeitiges Auftreten beider Gedächtnisbilder auf derselben Seite veranlaßt werden. Zahlen oder Silben, von denen ein Teil rechts, der andere links gelagert ist, können auf diese Weise zur Vereinigung gelangen und die Silben dadurch zu Wörtern sowie kleine Zahlen zu einer größeren Zahl verschmelzen[19].« Der Abstand der Gedächtnisbilder vom Auge kann nach Urbantschitsch dem wirklichen entsprechen, aber auch von diesem verschieden sein. Ebenso beobachtete Urbantschitsch Verschiedenheiten in der Lokalisation der subjektiven Anschauungsbilder, je nachdem das beobachtende Auge kurz-, normal- oder weitsichtig war. Er gewann den Eindruck, »als ob jedes Auge für die ihm zukommende Sehweite ein eigenes Lokalisationsgefühl besitze« [20].

Damit dürften die wesentlichsten Ergebnisse der interessanten Untersuchung kurz wiedergegeben sein. Es schien mir von Wert, auf diese hinzuweisen, weil das ganze Problem der Eidetik, wie es sich in der Gegenwart entwickelt hat, soweit optische Vorgänge in Frage kommen, nach meiner Auffassung durch sie eine feste Umgrenzung erfährt, über welche, soweit es sich um ältere jugendliche und gereifte Persönlichkeiten handelt, auch

17) V. Urbantschitsch, Über subjektive Anschauungsbilder 1907 S. 3.
18) Ebenda S. 153 ff.
19) Ebenda S. 156 f.
20) Ebenda S. 156.

die neuere Forschung kaum um vieles hinausgekommen sein dürfte. An der realen Existenz solcher subjektiven Phänomene kann nach den Befunden des hochverdienten Verfassers kein Zweifel aufkommen, zumal er von Erfahrungen spricht, die er zum Teil aus eigener Beobachtung an sich selbst gewinnen konnte. Diese Erfahrungen sind auch durch die Marburger Schule in unzweideutiger Weise bestätigt worden[21]). Andererseits gewinnt man den Eindruck, daß gewisse Ergebnisse, die Urbantschitsch an anderen Personen erzielte, nicht mehr der normalen Psychologie angehören, sondern bereits das pathologische Gebiet streifen. Es ward bereits erwähnt, daß Urbantschitsch die betreffenden Erscheinungen besonders bei leicht erregbaren Personen hervorrief. Ebenso bemerkt der Verf. selbst, daß, wenn die Versuche häufig wiederholt werden, sie bei dazu geneigten Personen »eine erhöhte allgemeine Nervenerregbarkeit« hervorrufen können, die eine Unterbrechung oder sogar eine Einstellung der Versuche nötig macht[22]). »In einem Fall trat nach jedem Versuch durch einige Stunden eine auffällige Vergeßlichkeit auf, so daß die Versuchsperson ihr erteilte Aufträge nach wenigen Minuten vergessen hatte.« Demgegenüber war bei vielen anderen Personen »unmittelbar nach einer längeren Prüfung nur eine Ermüdung, keineswegs aber eine gesteigerte Nervosität ersichtlich«[23]). Abgesehen von denjenigen Fällen, die wohl kaum anders als pathologische bezeichnet werden können, geht jedoch aus den Mitteilungen des Verf. mit Bestimmtheit hervor, daß es sich bei den von ihm beschriebenen subjektiven Anschauungsbildern um eine persönliche Veranlagung handelt, die verschiedene Intensitätsgrade und auch sonst mannigfache Verschiedenheiten aufweisen kann, die er aber selbst nicht bei allen Jugendlichen, die ihm zur Verfügung standen, nachweisen konnte.

Nach dem Erscheinen des Urbantschitschen Buches im Jahre 1907 habe ich auf das von ihm beschriebene Phänomen hin eine beträchtliche Anzahl von Personen meines Bekanntenkreises, sowie auch die jungen Leute geprüft, welche damals das von mir geleitete Institut besuchten, aber ich habe in keinem einzigen Falle ein wirklich positives Ergebnis erhalten. Wohl

21) Vgl. die Vorführungen von Jaensch auf dem Marburger Kongreß. E. R. Jaensch a. a. O. S. 5, 36 f. (Beilagen).

22) V. Urbantschitsch, Über subj. Anschauungsbilder 1907 S. 150 f.

23) Ebenda S. 151.

traten namentlich bei jüngeren Personen lebhafte reproduzierte Vorstellungen auf, aber es ergab sich in keinem einzigen Falle ein tatsächliches, gleichsam halluzinatorisches »Wiedersehen« des vorgezeigten Gegenstandes. Selbst bei Personen, die ohne Zweifel dem visuellen Typus beizuzählen sind, trat das Gedächtnisbild niemals in so dinglicher Wirklichkeit hervor, wie z. B. das oben beschriebene Anschauungsbild des Schneegestöbers, welches Urbantschitsch an sich selbst beobachten konnte. Ebensowenig ist es mir selbst bisher gelungen, so oft ich es auch versucht habe, einen solchen Vorgang in mir zu erzeugen. Auf Grund aller dieser negativen Befunde (und ihre Anzahl ist beträchtlich) hat sich damals in mir die Überzeugung gebildet, daß das Phänomen bei Erwachsenen (wenigstens soweit die Umgebung in Betracht kommt, in welcher ich lebe) nicht sehr häufig sein kann, daß, wo es in solchen Fällen hervortritt, dafür eine ganz bestimmte Veranlagung vorhanden sein muß, die auch von derjenigen, die man gewöhnlich als visuelle Disposition bezeichnet, verschieden ist und die, wo sie nicht besteht, auch durch fortgesetztes Versuchen und Üben nicht zu erzeugen ist. An Kindern sowie an Schülern mittlerer und höherer Klassen habe ich aber damals keine Versuche angestellt.

Einige der von Urbantschitsch beschriebenen Ergebnisse sind von G. E. Müller in seiner umfangreichen Darstellung »Zur Analyse der Gedächtnistätigkeit und des Vorstellungsverlaufes«[24]) in Rücksicht gezogen worden. Es sind diejenigen, welche Urbantschitsch in bezug auf die Veränderungen mitteilt, welche das subjektive Anschauungsbild nach ihm infolge äußerer Reizeinwirkungen erleidet. So, wenn z. B. Kältewirkung auf die eine Wange alle Farben einer Vorlage deutlicher erscheinen ließ, oder wenn bei Druck auf die rechte Karotis die Farbe Blau, bei Druck auf die linke die Farbe Rot mehr hervortrat usw.[25]). Müller gibt zu, »daß zufällige Koinzidenzen, Suggestion (Autosuggestion) und Assoziationen bei diesen Änderungen der Wiederholungsbilder durch äußere Einflüsse eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben«, aber im allgemeinen ist er doch der Ansicht, in den entsprechenden Erscheinungen, wie sie Urbantschitsch beschreibt, eine

---

24) G. E. Müller, Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane, Ergänzungsband 8, 1913.

25) V. Urbantschitsch a. a. O. S. 29. Vgl. dazu S. 14 ff.

Stütze für die von ihm aufgestellte Theorie zu sehen, nach welcher reproduzierte Vorstellungen nicht nur durch »psychonome«, sondern auch durch »apsychonome« Einflüsse (vasomotorische Vorgänge, Temperaturänderungen einzelner Hirnteile, im Blute zirkulierende Stoffwechselprodukte usw.) veranlaßt werden. Es handelt sich nach G. E. Müller in solchen Fällen um apsychonome Ursachen, die auf den zerebralen Reproduktionsmechanismus einwirken, unter welchem Ausdruck er kurz diejenigen Hirnteile versteht, »in denen sich die Erregungen abspielen, die unseren reproduzierten Vorstellungen entsprechen«[26]). Da aber durch diese Theorie das Auftreten und die Besonderheiten der subjektiven optischen Anschauungsbilder an sich, wie sie Urbantschitsch beschreibt, noch nicht erklärt werden, so braucht hier auf die durch die Müllersche Theorie angeregten Fragen, so interessant sie sonst sind, nicht weiter eingegangen zu werden. Uns interessiert hier lediglich das subjektive Anschauungsbild als solches, das nach Urbantschitsch nicht einen mehr akzentuierten Grad der einfachen Erinnerungsvorstellung abgibt, sondern sich durchaus unabhängig von der letzteren entwickelt, auf welche es unter gegebenen Umständen sogar einen beträchtlichen Einfluß auszuüben vermag. Mit diesem Problem verbinden sich andere Fragen, wie die nach den eigenartigen Nachbilderscheinungen, die bei Eidetikern beobachtet wurden, den Kontrastwirkungen, die bei ihnen hervortreten, usw.

Ein neues Licht auf alle diese Erscheinungen zu werfen, ist von E. R. Jaensch und seinen Mitarbeitern erstrebt worden, indem sie sie zu der Entwicklung des menschlichen Bewußtseins und besonders zu der Struktur des Wahrnehmungsinhaltes im kindlichen Alter in Beziehung setzen. Es ist ferner H. Hennings Verdienst, die Untersuchungen über das eidetische Problem auch auf andere Empfindungsgebiete ausgedehnt zu haben. Zusammenfassend gelangen die betreffenden Forscher zu der Überzeugung, daß das menschliche Bewußtsein während seiner Entwicklung eine Umformung im Sinne einer seelischen Metamorphose erfahre, die sich, wie man glaubt, auf Grund einer immer stärker werdenden Gewöhnung an Verbalvorstellungen und abstrakte Begriffe sowie der Veränderungen vollzieht, die der Organismus infolge der Pubertät erleidet. Nach den Darstellungen der betreffenden Autoren treten in den ersten Lebensjahren des mensch-

26) G. E. Müller a. a. O. S. 392 ff.

lichen Individuums keine konträren Nachbilder auf. Es wird ferner behauptet, daß nicht alle Empfindungsgebiete an dieser Umformung teilnehmen, sowie daß einige Personen und besonders Tiere und Naturvölker den eidetischen Charakter ihrer Erinnerungsvorstellungen zum Teil oder vollständig während ihres ganzen Lebens bewahren[27]). Die Empfindungsgebiete, welche an der seelischen Metamorphose keinen Anteil nehmen, sind nach Henning die des Geschmacks und des Geruchs. Soweit diese Empfindungen in Betracht kommen, bleiben wir nach Henning allesamt Eidetiker während unseres ganzen Lebens. Nach einer allseitigen und sehr verdienstvollen Durchforschung der Geruchsempfindungen gelangt Henning zu der Auffassung, daß es auf Grund solcher Studien gelinge, die primitive Struktur des Bewußtseins zu begreifen. Er schreibt: »Die letzten Jahre erst lehrten uns, daß jeder Mensch zwischen dem vierten und zwölften Lebensjahr eine seelische Metamorphose durchmacht: vorher hat er keine negativen Nachbilder, keine Vorstellungen und Erinnerungen nach unserer Art, sondern nur wirklichkeitsnahe eidetische Bilder, die sich dann zu jenem neuen Seelenbestande aufspalten und umändern. Eine Metamorphose, genau wie aus der geschwänzten Kaulquappe ein vierbeiniger Frosch wird. Staunend steht der Erwachsene vor der fremden Welt des Kindes, wie soll er sie deuten? Der Geruch gibt die Antwort: hier erleben wir Erwachsene noch die Eidetik, welche das Kind auf der ganzen Linie in sämtlichen Sinnesgebieten hat, eben weil der Geruch ein ‚primitiver' Sinn ist. Und vielleicht sehen dereinst späte Geschlechter ebenso staunend, wenn die Entwicklung weitergerollt, auf unsere Geruchserlebnisse zurück, wie wir auf die eidetischen Frühformen des Kindes[28]).«

Ohne die Verdienste des Verfassers um die weitgehende Bearbeitung des außerordentlich schwierigen Empfindungsgebietes irgendwie verkennen oder auch nur im geringsten herabmindern zu wollen, kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, daß in der behaupteten psychischen Metamorphose ein gewisser

---

27) Die eidetischen Untersuchungen von Jaensch und seiner Schule finden sich hauptsächlich in den Jahrgängen 1920—1924 der Zeitschrift für Psychologie. Die bis zum Jahre 1923 erschienenen sind von Jaensch zusammengestellt herausgegeben unter dem Titel Über den Aufbau der Wahrnehmungswelt und ihre Struktur im Jugendalter, 1923. — Vgl. außerdem H. Henning a. a. O. 1924 S. 289 ff.

28) H. Henning, Der Geruch, 2. Aufl., S. 1 f. Vgl. dazu S. 289 ff.

Widerspruch mit den Befunden der so gründlichen Urbantschitschen Untersuchung hervortritt. Bei einer Metamorphose handelt es sich immer um eine wesentliche Umformung. Der Schmetterling kann nicht Raupe und Schmetterling, oder um das von Henning angeführte Beispiel zu benutzen, der Frosch kann nicht eine durch Kiemen atmende und mit Ruderschwanz versehene beinlose Kaulquappe und ein durch Lungen atmendes Amphibium zugleich sein. So dürfte wohl auch bei einer seelischen Metamorphose, wie sie Henning versteht, neben dem Erinnerungsbild nicht zugleich ein subjektives eidetisches Anschauungsbild auftreten können. Und doch hat Urbantschitsch gezeigt, daß beide Gedächtnisbilder in einer und derselben Person vorhanden sein und sich gegenseitig beeinflussen können. Mir scheint daher der Ausdruck »seelische Metamorphose« nicht gerade glücklich gewählt zu sein, wie ich denn überhaupt überzeugt bin, daß es sich hier um Vorgänge handelt, die viel komplizierter sind, als sie auf den ersten Blick erscheinen möchten. Jedenfalls dürfte das Problem mit der Formulierung eines neuen, nach meiner Ansicht hinkenden Begriffs noch nicht gelöst sein. Auf das eidetische Geruchsbild kommen wir weiter unten zurück.

Was Jaensch in der Bearbeitung des eidetischen Problems auf einen neuen Weg führte, waren, wie er selbst berichtet, Erfahrungen, die einer seiner Mitarbeiter, Dr. Kroh, bei der Beobachtung von jugendlichen Individuen gewinnen konnte. Nach diesen Beobachtungen schien das Auftreten subjektiver optischer Anschauungsbilder bei Jugendlichen die Regel zu sein[29]). Weitere von B. Herwig an 30 männlichen Personen im Alter von 11,8 bis 17,2 Jahren mittels Heringscher Farben ausgeführte Untersuchungen ergaben, daß bei 20 dieser Personen ein gleichfarbiges und nur bei 10 ein konträres Nachbild hervortrat. Der Verf. berechnet das Durchschnittsalter für die Personen mit gleichfarbigem Nachbild auf 13,4 und dasjenige für die Personen mit konträrem auf 15,2 Jahre, woraus er den Schluß zieht, »daß mit zunehmendem Alter die Tendenz zum positiven Anschauungsbilde abnimmt und dafür die zum negativen ansteigt«[30]). Herwig gibt weiter an, daß »in einer Gruppe von 205 Knaben 37 % Anschauungsbilder gehabt«[31]). Soweit ich

29) E. R. Jaensch, Zeitschrift für Psychologie 1920 Bd. 85 S. 39.
30) B. Herwig, Zeitschrift für Psychologie 1921 Bd. 87 S. 148.
31) Ebenda S. 150.

aus der umfangreichen Abhandlung Herwigs zu ersehen vermag, stimmen seine Ergebnisse insofern mit meinen eigenen Beobachtungen überein, als das Phänomen sich auch nach diesem Forscher bei Erwachsenen nicht gerade häufig finden dürfte.

Auf Grund der von ihm und seinen Mitarbeitern ermittelten Tatsachen hält Jaensch dafür, daß das Anschauungsbild ursprünglich eine undifferenzierte eidetische Einheit darstellt und sich erst allmählich in die drei Komponenten: Anschauungsbild, Vorstellungsbild und Nachbild auflöst[32]). Sehr nahe kommt Jaensch auf Grund theoretischer Überlegungen J. Lindworsky[33]). Jaensch unterscheidet unter den Eidetikern außerdem zwei Typen, je nachdem sich das Anschauungsbild als feststehend oder in Bewegung befindlich darstellt[34]).

Um angesichts der Polemik, welche die eidetische Richtung hervorgerufen, und der Ablehnung, die sie seitens verschiedener Forscher erfahren hat, zu eigenen Überzeugungen zu gelangen, habe ich mit einigen meiner Schüler zusammen einige Versuchsreihen an Knaben und Mädchen, sowie an kleinen Kindern angestellt, deren Ergebnisse im nachstehenden mitgeteilt werden sollen. Was an der ganzen Frage zunächst mein Interesse am meisten erregte, war, zu erfahren, bis zu welcher Altersstufe das Fehlen des konträren optischen Nachbildes festgestellt werden kann, d. h. auf welcher Altersstufe bei norditalienischen Kindern der Beginn der behaupteten seelischen Umformung nachweisbar ist. In dieser Hinsicht stimmen die Angaben der einzelnen Vertreter der eidetischen Richtung nicht völlig überein. Nach Henning vollzieht sich dieselbe, wie schon angegeben, in der Zeit vom 4. bis zum 12. Lebensjahre[35]), während Herwig als Altersgrenze ungefähr das 14. Lebensjahr feststellt. In einer von E. R. und W. Jaensch in der Quarta einer Oberrealschule an 38 Schülern durchgeführten Untersuchung, die sich in einem Durchschnittsalter von 12,35 Jahren befanden, ergab sich in bezug auf das Auftreten des konträren Nachbildes ein völlig negativer Befund nur in 5 Fällen. Die beiden Verfasser sind außerdem der Meinung, daß die Häufigkeit der ausgeprägten

---

32) Vgl. P. Krellenberg, Zeitschr. f. Psychologie 1921 Bd. 88 S. 56 f.

33) J. Lindworsky ebenda 1918 Bd. 80 S. 210; Experimentelle Psychologie 1921 S. 105.

34) Vgl. den oben zitierten Bericht über den Marburger Kongreß S. 23 f.

35) H. Henning, Der Geruch usw. S. 1.

eidetischen Fälle je nach den einzelnen Gegenden wechselt. Nach ihnen scheint Marburg einen günstigen Boden für eidetische Untersuchungen abzugeben. Sie schreiben: »Es gibt Orte und Gegenden, wo die ausgeprägten Fälle seltener, anscheinend aber auch solche, wo sie noch häufiger sind als hier[36].« In der Oberrealschule und dem Realgymnasium zu Marburg fand Dr. Kroh unter 376 Schülern, die im Alter von 10 bis 19 Jahren standen, in 61 % aller Fälle Anschauungsbilder im allgemeinen, deutliche Bilder dagegen in 36 % der Fälle. Dem ist hinzuzufügen, daß bei denjenigen Schülern, welche im Alter von 19 Jahren standen, überhaupt keine Anschauungsbilder nachweisbar waren[37]. Aus allen diesen Beobachtungen wäre zu schließen, daß die Vererbungsgesetze bei der eidetischen Veranlagung eine hervorragende Rolle spielen. Nach W. Jaensch soll eine Korrelation zwischen der eidetischen Jugendanlage und den »innersekretorischen Vorgängen« bestehen, wobei noch zu bestimmen bleibe, ob das eidetische Anschauungsbild von den ersteren abhängt, oder ob beide Vorgänge die Folge einer noch unbekannten dritten Ursache sind[38].

Die Beobachtungen, auf welche sich meine eigenen, bisher erworbenen Erfahrungen zunächst stützen, über die ich bereits kurz im ital. Archiv für Psychologie (III, 2/3) berichtet habe, wurden, soweit Knaben, Mädchen und Kleinkinder in Betracht kommen, unter Zustimmung der leitenden Autoritäten hier in Turin im Institut Cadorna, in der Komplementarschule La Salle und im Kinderasyl des Edukatoriums Duchessa Isabella ausgeführt. Im erstgenannten Institute stellte ich die ersten Prüfungen unter Assistenz von Herrn Dr. Gatti selbst an. Sie wurden von einer Lehrerin des Instituts, Fräulein Paolina Toracca, die meine Vorlesungen besuchte, genau nach meinen Angaben fortgesetzt und zu Ende geführt. Im Institut La Salle hat mir ein Institutsmitglied, Herr Carlo Ferraris, der gleichfalls meine Vorlesungen besuchte, bei den ersten Versuchen seine Hilfe geliehen, sie sind dann von ihm allein, gleichfalls genau nach meinen Angaben, fortgeführt worden.

---

36) E. R. und W. Jaensch, Zeitschrift für Psychologie 1921 Bd. 87 S. 91 f., 96.

37) E. R. Jaensch, Bericht usw. S. 7.

38) Ebenda S. 4 Note 2.

Im genannten Kinderasyl hatte ich mich neben der Assistenz von Dr. Gatti der Hilfe der Lehrerin der Schule, Fräulein Cecilia Musso, zu erfreuen. Allen diesen Personen sei auch an dieser Stelle ein herzlicher Dank ausgesprochen.

Bei allen Versuchen wurden die betreffenden Kinder sowohl auf das Vorhandensein der konträren optischen Nachbilder, sowie auch auf ihre Fähigkeit geprüft, den simultanen Farbenkontrast richtig zu erkennen. Als Farben benutzten wir die Urfarben des Heringschen Farbenkreises: Rot, Grün, Gelb, Blau, und zwar in der Weise, wie ich die genannten Phänomene auch in meinen Vorlesungen und in praktischen Übungen zu zeigen pflege. Für die Demonstration des Nachbildes sind weißen Kartonblättern in der Mitte die farbigen Papiere aufgeklebt. Ein gleicher Kartonbogen wird, dem ersteren mit dem unteren Ende oben anliegend, während der Exposition mit beiden Händen festgehalten und dann plötzlich fallen gelassen. Auf ihm erscheint das Nachbild. Für die Darstellung des Simultankontrastes benutzte ich zweckmäßig hergerichtete farbige Kartontafeln, die in der Mitte ein graues Papierstück tragen, und die nach dem Vorgange H. Meyers mit halbdurchsichtigen Papieren bedeckt werden (Florkontrast).

Im Institut Cadorna wurden in der angegebenen Weise (vom 23. bis zum 27. Jannuar 1924) einzeln 32 den gebildeten Kreisen angehörige Mädchen geprüft, die im Alter von ungefähr 6 bis zu 14 Jahren standen. Auf die einzelnen Lebensalter verteilen sich die untersuchten Mädchen wie folgt:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1 | von 6 | Jahren | 3 | von 11 | Jahren |
| 3 | „ 7 | „ | 4 | „ 12 | „ |
| 5 | „ 8 | „ | 8 | „ 13 | „ |
| 8 | „ 9 | „ | 2 | „ 14 | „ |
| 3 | „ 10 | „ | 32 | | |

Was den Erfolg dieser Prüfungen betrifft, so muß ich bekennen, daß ich über denselben einigermaßen erstaunt war. Keines dieser 32 Mädchen zeigte die eidetische Veranlagung, wie ich sie nach den Befunden der Marburger Schule erwartet hatte, d. h. jedes derselben sah das konträre Nachbild der vorgezeigten Farbe. Es zeigte sich in 4 Fällen (Geburtsjahre: 1913, 1913, 1915, 1915) insofern eine gewisse Verzögerung im Auftreten der Erscheinung, als die das Nachbild auslösende Farbe zweimal exponiert werden mußte, aber hievon abgesehen, trat das Phänomen bei allen Versuchspersonen, unter denen sich ein kleines Mädchen von noch nicht 6 Jahren befand (Geburtstag 8. 9. 1918), mit großer Be-

stimmtheit und Lebhaftigkeit hervor. Da die einzelnen Mädchen etwas ähnliches bisher niemals erlebt hatten, so versteht man die freudige Erreguug, die sich ihrer beim Auftreten der Erscheinung bemächtigte, sowie das Interesse, mit dem sie den weiteren Versuchen folgten. Ich ließ die Nachbildversuche voraufgehen und zeigte dann das Experiment mit dem Simultankontrast, den die Mädchen gleichfalls bisher nicht gesehen hatten. Auch dieser, der von allen Versuchspersonen, selbst von den genannten vieren, erkannt wurde, rief in jedem Falle eine lebhafte Freude und Verwunderung hervor. Ich muß dahingestellt lassen, ob die vier Mädchen, welche das konträre Nachbild beim erstmaligen Vorzeigen der zu prüfenden Farbe nicht sahen, sich vielleicht in der Periode befanden, in welcher nach den Angaben der Marburger Schule der Umschlag erfolgen soll. Aber für mich selbst ist dies nicht wahrscheinlich. Einmal erlebt man gleiches bei Erwachsenen, bei denen man feststellen kann, daß sie keine Eidetiker sind. Es genügt, nicht gut zu fixieren, mit den Augenlidern zu blinzeln usw., um das Auftreten der Konträrfarbe zu verhindern. Und sodann erhielt ich auf die Frage, was gesehen werde, die Antwort: „Nichts", d. h. die Farbe des weißen Kartonblattes. Würde es sich um die Periode des Umschlags gehandelt haben, wie z. B. Herwig[39]) sie beobachten konnte und woran ich anfangs dachte, so müßte wohl das gleichfarbige Nachbild erschienen sein. Darüber wurde nichts ausgesagt. Die Mädchen verharrten bei der Antwort: „Ich sehe nichts!"

In der Komplementarschule La Salle wurden (gegen Ende des Monats Januar 1924) einzeln 26 Knaben im Alter von zirka 10 bis 14 Jahren untersucht. Die Verteilung dieser Knaben auf die verschiedenen Lebensalter zeigt die nachstehende Tabelle.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1 | von | 10 | Jahren |
| 2 | „ | 11 | „ |
| 13 | „ | 12 | „ |
| 7 | „ | 13 | „ |
| 3 | „ | 14 | „ |
| 26 | | | |

Die Untersuchung ergab, daß bei allen diesen Knaben das konträre Farbenbild hervortrat. Die einzige Tatsache, welche dem Beobachter, Herrn Ferraris, auffiel, war die, daß bei einigen Knaben das konträre Nachbild für die Reizfarben Rot und Grün mit etwas größerer Bestimmtheit hervortrat als für

39) Vgl. B. Herwig a. a. O. S. 148 ff.

die Farben Gelb und Blau, obwohl außer Zweifel steht, daß das Phänomen auch in den letzten Fällen gesehen ward. Das leichtere Hervortreten des konträren Nachbildes bei Reizung mit Rot und Grün ist auch wohl sonst schon beobachtet worden.

Fassen wir zusammen, so ergibt sich aus diesen Beobachtungen, daß bei 58 norditalienischen Jugendlichen, welche im Alter von zirka 6 bis zirka 14 Jahren standen, die von der Marburger Schule sowie von Henning beobachtete Erscheinung nicht nachweisbar war. Die Anzahl der untersuchten Personen ist gewiß nicht sehr groß, aber sie ist auch wohl nicht allzu klein. Wenn innerhalb der Zeit vom 4. bis etwa zum 12. Lebensjahr, wie Henning meint, das in Rede stehende Phänomen als eine allgemeine Regel anerkannt werden müßte, der für alle Rassenunterschiede Gültigkeit zukommt, so dürfte wohl zu erwarten gewesen sein, daß es sich bei den untersuchten Kindern wenigstens in der Mehrzahl der Fälle gezeigt hätte. Und man beachte, daß es sich mit Bezug auf diese Lebensperiode um 43 Kinder handelte.

Da die bisherigen Prüfungen zu einem negativen Resultate geführt hatten, wurden dieselben, wie bereits angedeutet, im Kinderasyl des obengenannten Edukatoriums fortgesetzt. Hier wurden (am 7. Februar 1924) 10 Kleinkinder untersucht. Alle Kinder wurden einzeln, ohne Beisein der anderen geprüft. Die erhaltenen Resultate zeigt die nachfolgende Tabelle, der auch die Geburtsdaten dieser Kinder eingefügt sind. Die Buchstaben K und M bezeichnen: Knabe und Mädchen.

| Reihenfolge | Name und Geschlecht | Geburtstag | Ergebnisse |
|---|---|---|---|
| 1. | M. R., K. | 22. 1. 1920 | Kein konträres Nachbild zu erhalten |
| 2. | F. M., K. | 2. 2. 1919 | „ „ „ „ „ |
| 3. | T. G., K. | 11. 8. 1919 | „ „ „ „ „ |
| 4. | E. G., M. | 3. 8. 1920 | „ „ „ „ „ |
| 5. | M. M., K. | 2. 2. 1919 | „ „ „ „ „ |
| 6. | E. A., K. | 20. 10. 1919 | Konträres Nachbild nach der 2. Prüfung |
| 7. | A. A., K. | 24. 9. 1918 | Kein konträres Nachbild zu erhalten |
| 8. | C. G., K. | 17. 8. 1918 | „ „ „ „ „ |
| 9. | F. C., K. | 12. 10. 1919 | Konträres Nachbild mit wenig Bestimmtheit |
| 10. | C. P., K. | 6. 6. 1919 | Konträres Nachbild mit Bestimmtheit |

Aus diesen Beobachtungen würde man, soweit die hier untersuchten Kinder in Betracht kommen, auf den ersten Blick vielleicht schließen, daß die von den Vertretern der eidetischen Richtung behauptete seelische Metamorphose sich in den aller-

ersten Lebensjahren vollziehen muß. Ich war anfangs nicht abgeneigt, eine solche Ansicht zuzulassen. Aber andererseits kann doch nicht genug auf die überaus großen Schwierigkeiten hingewiesen werden, denen man bei der Prüfung kleiner Kinder begegnet. So kleinen, an derartige Beobachtungen nicht gewöhnten Kindern sind selbst die Farbennamen nicht immer hinreichend geläufig, so daß auch nach den gewissenhaftesten Bemühungen schießlich doch der Zweifel bestehen bleibt, ob man sich in denjenigen Fällen, in denen ein konträres Farbenbild nicht zu erhalten ist, auf die (zum Teil sehr mangelhaften) Antworten der Kinder wirklich verlassen kann. Das konträre Nachbild trat bei den vorliegenden Prüfungen, obwohl mit ungleicher Bestimmtheit, in 3 Fällen auf. Die betreffenden Kinder (Nr. 6, 9 und 10 der Tabelle) hatten noch nicht das fünfte Lebensjahr beendet. Die bestimmtesten Antworten erhielt ich von dem kleinen Knaben C. P. (Nr. 10 der Tabelle), der im Alter von 4 Jahren und 8 Monaten stand. Ich hatte bei diesen Prüfungen, um die Versuche zu erleichtern, den Kartonbogen mit der Reizfarbe auf einen Tisch gelegt und denselben nach hinreichend langer Exposition, während welcher ich das Kind beobachtete, schnell mit dem freien Kartonblatt bedeckt. Das Kind zeigte, freudig erregt, fast mit der Geschwindigkeit einer Reflexbewegung auf die Stelle, wo das Nachild erschienen war. Die Antworten waren soweit richtig, nur daß das Kind nach der ersten Farbendarbietung (Rot) ausrief: „Hell“ (chiaro)! Offenbar, weil ihm der Name der helleren Konträrfarbe nicht sogleich einfiel. Bei dem Kinde E. A. (Nr. 6 der Tabelle) erschienen die Nachbilder nach unsagbarer Mühe erst bei der zweiten Prüfung. Ganz unbestimmt waren die Antworten des kleinen Knaben F. C. (Nr 9 der Tabelle). Wir hatten jedoch den bestimmten Eindruck, daß das Kind die Farbennamen nicht gut kannte. Aus diesem Grunde haben wir uns bei ihm auf die Darbietung der Farben Rot und Grün beschränkt und es veranlaßt, aus einer Sammlung Froebelscher Wollkugeln diejenigen Farben auszuwählen, die ihm im Nachbilde erschienen waren. Das Kind zeigte auf ein Grün und auf ein Blau.

Nochmals, Versuche am Kleinkinde sind schwierig und mit großer Mühe behaftet. Genaue Beobachtungen lehren außerdem, daß Kinder in den ersten Lebensjahren auch noch nicht gut zu fixieren imstande sind, daß es ihnen wenigstens nicht immer gelingt, dauernd auf die dargebotene Farbe zu blicken. Es bleibt daher, wie hervorgehoben, in Fällen mit negativem Erfolg immer der

Zweifel zurück, ob die Ergebnisse wirklich zuverlässig seien. Dieser Zweifel ward im vorliegenden Falle bestärkt, weil auch in bezug auf das gleichfarbige Nachbild von den Kindern keine sicheren Antworten zu erzielen waren. Dazu aber kommt ein anderes. In mehreren Fällen, in denen bei den Kindern des genannten Asyls anscheinend kein konträres Nachbild hervortrat, wurde von denselben Kindern der Florkontrast beobachtet. So antwortete der kleine Knabe M. R. (Nr. 1 der Tabelle), bei dem es trotz aller aufgewandten Mühe nicht gelang, das konträre Nachbild zu erzeugen, mit aller gewünschten Bestimmtheit affirmativ, als ihm einige der oben erwähnten Kontrasttafeln vorgelegt wurden.

Der Zweifel, welcher mich nach diesen Prüfungen quälte, veranlaßte mich, Herrn Dr. Gatti, der bald darauf an die katholische Universität zu Mailand berufen ward, zu bitten, doch in einem dortigen Kinderasyl die Versuche fortzusetzen, während ich selber versuchen würde, an etwas älteren Kindern neue Versuche anzustellen. Ich ersuchte Dr. Gatti, mit der äußersten Vorsicht zu Werke zu gehen, sich zunächst auf das Studium des Nachbildes zu beschränken und womöglich eine verstärkte Lichtquelle anzuwenden. Er hat sich dieser Mühe unterzogen und mir bei einer Durchreise durch Turin kürzlich die von ihm erzielten Resultate überbracht, die ich genau nach seiner Darstellung übersetze und wiedergebe. Ihm sei hiefür auch an dieser Stelle ein herzlicher Dank ausgesprochen.

Dr. Gatti hat die Versuche in einem Mailänder Kinderasyl an 12 kleinen Kindern mittels eines selbstangefertigten Apparates angestellt, welch letzteren er also beschreibt: Auf einer elektrischen Taschenlampe ist zweckentsprechend eine kleine Schachtel befestigt, deren oberer Teil durch ein weißes, halbtransparentes Papierblatt ersetzt ist, auf welches ein schwarzes Papierstück geklebt war, das in der Mitte eine kreisrunde Öffnung von 1 cm Durchmesser trägt. Zwischen die Lampe und die so hergerichtete Schachteldecke können farbige Gelatineblätter (Heringsche Farben) geschoben werden. Beim Erlöschen der Lampe stellt sich die genannte Öffnung inmitten der schwarzen Umhüllung als eine weiße Scheibe dar, auf welcher das Nachbild erscheint.

Die Kinder wurden jedes für sich allein geprüft. Die gewonnenen Resultate enthält die nachstehende Tabelle.

| Name des Kindes und Tag der Prüfung | Alter des Kindes | Dargebotene Farbe | Antwort | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|
| 1. Lina — 29. Jan. 1925 | 4 Jahre | Orange<br>Rot | Blau<br>Blau | Antwortet mit Bestimmtheit. |
| 2. Giannina — 29. Jan. 1925<br>3. Febr. 1925 | 5 Jahre | Orange<br><br>Orange<br>Gelb<br>Gelb<br><br>Rot | Himmelblau (celeste)<br>idem<br>Rot (?)<br>Himmelblau (celeste)<br>Grün | Das Kind antwortet mit großer Bestimmtheit. |
| 3. Adriana — 29. Jan. 1925 | 4 Jahre | Orange | Blau | Die Antwort ist sehr bestimmt. |
| 4. Ada — 29. Jan. 1925 | 4 Jahre | Indigo<br>Orange | gelingt nicht<br>gelingt nicht | Man kann von dem Kinde keine Antworten erhalten. |
| 5. Viktorio — 29. Jan. 1925 | 4 Jahre | Orange<br>„<br>„<br>Indigo<br>„ | Keine Antw.<br>„ „<br>„ „<br>Grün<br>„ | Man hat den Eindruck, als ob das Kind sich fürchte, falsch zu antworten. Auf meine Frage beim Darbieten des Indigo, welche Farbe es sei, antwortet das Kind: Grün. Um eine Reaktion zu erzielen, sage ich: Sieh gut hin und sage mir: ist es dieselbe Farbe wie früher? Die Antwort bleibt aus. Frage: Ist es noch grün? Antwort: Ja. Frage: Bist du sicher? Antwort: Ja (mit Furcht). Diese Resultate bleiben für mich zweifelhaft. |
| 6. Franco — 29. Jan. 1925 | 4 Jahre | Indigo<br><br>Orange<br><br>„ | Sieht verschieden.<br>Keine Antwort<br>Blau | Ein intelligentes Kind. Frage: Was siehst du? Antwort: Die Sonne. Frage: Und von welcher Farbe ist sie? Scheint es die Farbe vom Mantel der Madonna zu sein? Antwort: Ja. Bei Indigo sagt es, daß die Sonne verschieden sei. Die geringe Deutlichkeit des kontr. Nachbildes beobachte ich auch an mir selber. — Zweite Prüfung mit Orange: Spontan und schnell antwortet das Kind: Die Sonne ist blau. Auf die Frage, wie sie vorher war, antwortet es: Gelb. Beim Aufsuchen der farbigen Wolle wählt es richtig. |

| Name des Kindes und Tag der Prüfung | Alter des Kindes | Dargebotene Farbe | Antwort | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|
| 7. Emilio — 29. Jan. 1925 | 3 Jahre | Indigo | — | Die Versuchsperson ist furchtsam und gibt keine Antwort. Frage: Willst du mit mir spielen? Antwort: Ja. Frage: Was siehst du? Keine Antwort. Frage: Kannst du mir sagen, welche Farbe dies ist? Keine Antwort. Und so fort. |
| 8. Livia — 3. Febr. 1925 | 6 Jahre | Rot<br>„<br>Gelb<br>„ | Blau (celeste)<br>„ „<br>Dunkelblau (celeste scuro)<br>„ „ | Das Kind antwortet mit Bestimmtheit. |
| 9. Franco — 3. Febr. 1925 | 5 Jahre | Gelb<br>Rot<br>„ | Weiß<br>„<br>„ | Mit Ungewißheit. Das Kind ist unaufmerksam, von nervöser Disposition. |
| 10. Luigi — 3. Febr. 1925 | 5 Jahre | Rot<br><br><br>Rot<br>Gelb<br><br>„<br>„ | Rot<br><br><br>Rot<br>Gelb<br><br>„<br>„ | Frage: Was ist herausgekommen? Antwort: Der Mond. Frage: Welche Farbe hat er? Antwort: Eine rote.<br>Idem.<br>Das Kind sagt: Der Mond ist gelb.<br>Expositionszeiten: 90, 100, 110, 100 und 75 Sekunden. |
| 11. Paolo — 3. Febr. 1925 | 5 Jahre | Rot<br>Gelb<br>„ | Grün<br>Verschieden<br>Ich weiß nicht | Ein sehr furchtsames Kind. |
| 12. Gina — 3. Febr. 1925 | 4 Jahre | Gelb<br><br>Rot | Wählt die gelbe Wolle.<br>Wählt die rote Wolle | Mir bleibt ein Zweifel. |

Was läßt sich aus diesen sorgfältigen Beobachtungen herauslesen? Zunächst zeigen sie aufs neue die Tatsache, daß das Experimentieren mit kleinen Kindern mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, und daß daher die Antworten, welche man erhält, nicht immer zuverlässig sind. Man erkennt aus der Tabelle, daß es fast unmöglich ist, bei Kindern unter 4 Jahren zu irgendwelchen annehmbaren Resultaten zu gelangen. Andererseits zeigen die Beobachtungen, daß schon bei vierjährigen Kindern konträre optische Nachbilder auftreten können. Die

Kinder 1, 3 und 6 lassen hierüber keinen Zweifel aufkommen. Ebenso ersieht man aber aus der Tabelle, daß unter kleinen Kindern bereits solche vorkommen, die nur das gleichfarbige Nachbild sehen. Unsicher bleiben in dieser Hinsicht die Resultate, welche an den Kindern Nr. 5 und 12 gewonnen wurden, aber mit Sicherheit erscheint diese Veranlagung, soweit ich selbst zu urteilen vermag, in dem Kinde Nr. 10. Bei Herrn Dr. Gatti blieb auch in bezug auf die Antworten dieses Kindes ein leiser Zweifel zurück, aber ich meine, wenn bei so langen Expositionszeiten immerfort das gleichfarbige Nachbild erscheint, so kann an einer eidetischen Veranlagung, wie sie Jaensch und seine Mitarbeiter beschreiben, wohl kaum gezweifelt werden. Auf jeden Fall zeigen aber diese Versuche auf das bestimmteste, daß das Auftreten des nichtkonträren Farbenbildes schon bei kleinen Kindern (wenigstens soweit norditalienische Kinder in Frage kommen) nicht die Regel sein kann, sondern vielmehr einen Ausnahmezustand darstellt.

Zu demselben Ergebnis bin ich selbst bei weiteren Versuchen gelangt, die ich an mehreren Kindern anstellen konnte, die im Alter von etwa 8 bis zu 10 Jahren standen. Unter diesen Kindern fanden sich nur zwei, welche Eigentümlichkeiten aufwiesen, die wert sind, hier hervorgehoben zu werden; alle anderen sahen sowohl das konträre Nachbild als auch den Simultankontrast mit großer Bestimmtheit. Beide Kinder, ein Knabe, Marco G. (Geburtsjahr 1915), und ein Mädchen, Rina G. (Geburtsjahr 1916), gehören zu den besten ihrer Schulklasse, zu denjenigen, die man gemeinhin als intelligente Kinder zu bezeichnen pflegt.

Die ersten Prüfungen wurden (bei Tageslicht) am 25. April des vorigen Jahres angestellt. Die Kinder wurden von mir getrennt untersucht. Die benutzten Farben waren die Heringschen: Rot, Grün, Gelb, Blau. Bei beiden Kindern traten nur die gleichfarbigen Nachbilder hervor, nicht die konträren.

Dieselben Ergebnisse erhielt ich bei einer Nachprüfung am 24. Mai des vorigen Jahres. An diesem Tage zeigte ich den Kindern (die fortdauernd stets getrennt untersucht wurden) den Florkontrast und war überrascht, zu beobachten, daß das kleine Mädchen denselben sofort erkannte, während ich von dem kleinen Marco darüber keine bestimmte Antwort erhalten konnte. Das Kind antwortete immer: »Grau, es scheint mir grau.« Ich wiederhole, daß das Kind intelligent ist. Es ist zudem außer-

ordentlich wohlerzogen, mir persönlich sehr zugetan und durchaus nicht furchtsam.

Am 16. Oktober vorigen Jahres wurden die Prüfungen wiederholt, und zwar bei elektrischer Beleuchtung der Farben, mit dem folgenden Resultate: Bei dem kleinen Marco zeigte sich keine Veränderung, während die kleine Rina plötzlich und sehr bestimmt auf das konträre Nachbild reagierte. Da das Kind beim vorigen Versuch mit aller Bestimmtheit den Simultankontrast sah, so bleibt der Zweifel zurück, ob es bei den ersten Nachbildversuchen hinreichend gut fixiert hatte.

Die beschriebenen Prüfungen hatte ich im Arbeitszimmer meiner Wohnung angestellt. Die folgenden wurden, da das kleine Mädchen nicht mehr in Frage kam, mit dem kleinen Marco allein in dem mir unterstellten Institute vorgenommen. Die ersten sind gegen Ende des Oktober vorigen Jahres ausgeführt worden, und zwar mit Hilfsmitteln, die mir in meiner Wohnung nicht zur Verfügung stehen. Aber auch im Institut konnte an diesem Zeitpunkte keine Veränderung an dem Kinde beobachtet werden. Es sah kein konträres Nachbild und mit Sicherheit auch nicht den Simultankontrast. Mein Gewissen zwingt mich hinzuzufügen, daß einer meiner Institutsbeamten, der mir beim Experimentieren behilflich war und das Kind scharf beobachtete, später, als ich mit ihm allein war, dem Zweifel Raum gab, ob man sich auf die Antworten des Knaben auch wohl absolut verlassen könne. Aber ich bin der Meinung, daß dieser Zweifel nicht berechtigt ist. Es ist gewiß eine Tatsache, daß kleine Buben zuweilen außerordentlich gerieben sein können in der Art, wie sie Erwachsene zu täuschen vermögen, und daß man ganz besondere Listen anwenden muß, um sie zu entlarven; aber bei dem kleinen Marco halte ich ein solches Betragen für ausgeschlossen. Das Kind ist, wie schon hervorgehoben, ganz vorzüglich erzogen, so daß man durchaus den Eindruck gewinnt, daß es absichtlich keine Unwahrheit sagt. Zudem lag im vorliegenden Falle keine Veranlassung dazu vor. Auch hatte es vor diesen Versuchen weder Nachbilder noch Kontrasterscheinungen gesehen. Ich habe es wiederholt auf seine Aussagen hin geprüft, aber eine absichtliche Unwahrheit bei ihm niemals feststellen können. Soweit man sich daher auf Kinder überhaupt verlassen kann, bin ich persönlich überzeugt, daß man den Aussagen dieses Kindes nicht zu mißtrauen braucht. Ein Zweifel könnte nach meiner Ansicht

höchstens über das Ausbleiben der Konstanterscheinungen bestehen bleiben, da die Antworten des Kindes in dieser Hinsicht weniger bestimmt waren.

Die nächsten Beobachtungen wurden an dem kleinen Marco im Institut zu Anfang dieses Jahres, und zwar während der Karnevalsferien, zu Ende des Februar, angestellt. Bei diesen Versuchen sah das Kind plötzlich sowohl das konträre Nachbild als auch den Simultankontrast. Da es bald danach in eine schwere Krankheit verfiel (doppelseitige Mittelohrentzündung), die operativ behandelt werden mußte und von der es sich nur langsam erholte, konnte ich die letzten Versuche mit ihm erst zu Anfang des Monats Juli anstellen. Diese Prüfungsergebnisse bestätigten die schon Ende des Februar gewonnenen. Das Kind konnte für jedwede Farbe prompt und exakt das konträre Nachbild angeben. Ebenso sah es jedweden Simultankontrast.

Auch diese Beobachtungen überzeugen mich, daß das in Rede stehende Phänomen bei Kindern vorkommt, aber sie überzeugen mich auch, daß es, soweit ich in Turin erfahren konnte, im jugendlichen Alter durchaus nicht in so ausgedehntem Maße auftritt, wie man nach den Vertretern der eidetischen Richtung erwarten sollte, und wie ich selbst bestimmt erwartet hatte. Es ist bei uns hier in Norditalien, soweit ich zu sehen vermag, nicht die Regel, sondern stellt, wie bei Erwachsenen, so auch bei Kindern einen Ausnahmefall dar. Es erscheint als ein reiner Zufall, daß ich es bei dem kleinen Marco, bei dem der Umschlag zudem ziemlich schnell erfolgte, beobachten konnte. Damit dürfte aber die Theorie, wie sie von Jaensch und seinen Mitarbeitern aufgestellt und von Henning bedingungslos angenommen ward, ihre Allgemeinheit und folglich für die Entwicklung des menschlichen Bewußtseins den Wert und die fundamentale Bedeutung verlieren, die ihr von jenen zugeschrieben wird. In der Tat, wenn Anschauungs-, Vorstellungs- und Nachbild in den ersten Lebensjahren konstant eine undifferenzierte Einheit bilden würden, so dürfte, wie ich meine, während dieser Zeit regelmäßig nur das gleichfarbige Nachbild gesehen werden. Das ist aber nicht der Fall. Es handelt sich, soweit ich auf Grund der gewonnenen Erfahrungen zu urteilen vermag, wie bei den von Urbantschitsch untersuchten Erwachsenen, so auch bei Kindern, um isolierte Fälle einer persönlichen Veranlagung, nicht um eine seelische Metamorphose, die tatsächlich jeder einzelne Mensch ohne Ausnahme durchmacht. Die Häufigkeit des Vorkommens der Erscheinung wird

auf Grund der Vererbungsgesetze je nach den Gegenden wechseln, und daraus erklärt sich wohl die größere Anzahl der von der Marburger Schule beobachteten Fälle, aber ich kann mich nicht davon überzeugen, daß wir es in dieser Hinsicht mit einer allgemeingültigen Regel zu tun haben, mit einer »ontogenetischen Frühform der Wahrnehmungswelt« (Jaensch, Ber. S. 18). Man bedenke, daß schon bei vierjährigen Kindern sowohl konträre Nachbilder wie auch der Simultankontrast hervortreten, und daß man sich auf kindliche Antworten vor dem 4. Lebensjahre schwer, wenn überhaupt, verlassen kann. Und wenn auch zuzugeben ist, daß das italienische Kind im allgemeinen etwas früher reif sein kann als das der nordischen Rassen, so bleibt doch die Tatsache bestehen daß eine Theorie, die sich auf die Aussagen dreijähriger Kinder stützen wollte, jeden wissenschaftlichen Wert verlieren würde Man könnte den Einwurf erheben, daß die Anzahl der von uns untersuchten Personen zu gering sei, als daß dadurch die Theorie widerlegt werden könne. Einen solchen Einwurf muß ich mir bis zu einem gewissen Grade gefallen lassen, und ich füge hinzu daß ich, soweit es mir möglich sein wird, weitere Nachforschungen anstellen werde; aber ich gebe auch zu bedenken, daß es sich bei unseren Versuchen doch im ganzen um zirka 90 Individuen im Alter von 3 bis 14 Jahren handelt, die der Prüfung unterzogen wurden. Würde die Theorie die Allgemeingültigkeit besitzen, welche ihre Vertreter ihr zuschreiben, so müßte das Phänomen nach meinem Dafürhalten häufiger hervorgetreten sein, als in Wirklichkeit geschehen ist.

Es bleibt bei unseren Versuchen eine Frage offen, die wir bis jetzt nicht endgültig zu lösen vermocht haben. Sie lautet: Kann bei Personen und namentlich bei Kindern, die das konträre Nachbild nicht sehen, in unzweideutiger Weise der Simultankontrast auftreten? Auf diese Frage scheint bisher nicht so viel Gewicht gelegt worden zu sein, als ihr nach meiner Ansicht zukommt. Jaensch hat »über den Kontrast im optischen Anschauungsbild«[40]) eine interessante Mitteilung veröffentlicht, aber zu einer klaren und eindeutigen Beantwortung der Frage habe ich auch beim Lesen dieser wertvollen Darstellung nicht gelangen können. Von einem ausländischen Kollegen, der mich im Institute besuchte und mit dem ich über die eidetische Theorie sprach, der gegenüber er sich ablehnend verhielt, erfuhr

40) E. R. Jaensch, Zeitschrift für Psychologie 1921 Bd. 87 S. 211.

ich, daß er an einem Erwachsenen das gleichfarbige aber nicht das konträre Nachbild der Sonne habe feststellen können. Auf meine Frage, ob der Simultankontrast bei dem Betreffenden vorhanden sei, erhielt ich zur Antwort, daß er darauf nicht geachtet habe, aber künftig darauf achten werde. Bisher habe ich von diesem Kollegen keine weiteren Mitteilungen darüber erhalten.

Über das eidetische Geruchsbild, auf das schon oben hingewiesen ward, liest man bei Henning: »Im Felde der niederen Sinne existieren keine anschaulichen Erinnerungs- und Vorstellungsbilder, sondern nur eidetische Erlebnisse.« »Erleben wir auf dem Machschen Drehstuhle sitzend mit verschlossenen Augen ein Nachbild, so spüren wir uns wirklich bewegt. Analog bei Geruch und Geschmack. Hier verhält sich der Erwachsene also noch so, wie das Kind auf der ganzen Linie. Jene seelische Metamorphose betrifft also nur die höheren Sinne, bei den niederen bleibt die ursprüngliche Einheitsform der Eidetik bei allen Menschen bestehen.« »Den anschaulichen Vorstellungen analog fehlen auch die negativen Nachbilder im Felde der niederen Sinne. Wo der Eindruck den Reizanlaß überdauert, da hat er positiven Charakter, und diese Nachwirkung nehmen wir als ‚wirklich'. Wenn Gerüche stundenlang anhalten, so wähnt man, in der Nase wären noch objektive Reizstoffteilchen (die freilich längst zu einer Geruchlosigkeit infolge Ermüdung hätten führen müssen), und wenn man diese Gerüche anderntags, am zweiten, dritten Tage, nach Wochen wieder verspürt, so kehren sie so wirklich wieder, daß man alle Male nach der Reizquelle sucht[41]).« Der Verf. fügt dann Beispiele hinzu, durch welche er seine Anschauung zu stützen sucht.

Abgesehen davon, daß auch bei Henning der Sinnesbegriff auftaucht, der nach meiner Auffassung weder psychologisch noch erkenntnistheoretisch zu rechtfertigen ist, weil es in Wirklichkeit überhaupt keine Sinne, weder höhere noch niedere, sondern nur Empfindungen und Vorstellungen, Gefühle sowie Gefühlsverbindungen usw. gibt, scheint mir, daß der Verfasser den einzelnen Tatsachen nicht völlig gerecht wird, weil er sie ausschließlich im Lichte der von ihm vertretenen Theorie erblickt. So sehr Hennings Bearbeitung des Geruchs einerseits meine

41) H. Henning, Der Geruch 2. Aufl., 1924 S. 290.

Bewunderung erregt, so muß ich andererseits bekennen, daß die ganze Lehre von der seelischen Metamorphose, die, wie er sie darstellt, auf den ersten Blick frappieren mag, bei näherer Prüfung so viel des Hinkenden an sich trägt, daß sie auf die Dauer nicht befriedigen kann. Letzterdings hängen doch alle unsere Empfindungen und Empfindungskomplexe von psychophysischen Bedingungen ab, die innerhalb der einzelnen Empfindungsgebiete nicht die gleichen sind, und die auch noch lange nicht in so hinreichendem Maße erforscht sein dürften, als daß bestimmte Schlußfolgerungen darüber möglich wären. Was diese Bedingungen betrifft, so hat die Forschung sicher noch eine lange und mühsame Arbeit vor sich, von der noch gar nicht abzusehen ist, zu welchem Ende sie führen wird. Bisher hat noch keine der darüber aufgestellten Theorien, so genial jede für sich ist, sich zu allseitiger Anerkennung durchzuringen vermocht. Man mag mehr der einen oder der anderen zustimmen, so ist doch keine imstande, alle für ein bestimmtes Empfindungsgebiet in Betracht kommenden Tatsachen restlos zu erklären.

Ich weiß nicht, welche Empfindungsgebiete Henning zu den »höheren Sinnen« zählt, auf die allein die seelische Metamorphose nach ihm beschränkt bleiben soll. Gehören die Gehörsempfindungen nach ihm zu diesen höheren Sinnen? Gehören die Tastempfindungen dazu? Sind die Muskel- und die Gelenkempfindungen davon auszuschließen? Man gerät in ein Labyrinth von Schwierigkeiten, aus dem gar nicht wieder herauszukommen ist, wenn man einen solchen Maßstab an die einzelnen Empfindungsgebiete anlegt. Wer z. B. die Gehörsempfindungen zu den sogenannten »höheren Sinnen« zählen will, mag sich dies immerhin zugute halten; wer aber die taktilen Empfindungen (von denen es zweifellos mehrere Arten gibt), sowie die Muskel- und Gelenkempfindungen zu den »niederen Sinnen« zählt, der sollte bedenken, daß man ohne Gesichts- und Gehörsempfindungen, d. h. auf Grund von Tast-, Muskel- und Gelenkempfindungen ein psychisches Dasein zu führen imstande ist und mittels dieser Empfindungen und ihrer Verbindungsprodukte, wie glänzende Beispiele gezeigt haben, einen Bildungsgrad und eine psychische Leistungsfähigkeit zu erwerben vermag, die hinter derjenigen anderer, die mit allen zwölf und mehr der neuerdings angenommenen »Sinne« begabt sind, kaum zurückstehen dürfte. Wenn schließlich ein so namhafter Forscher wie Henning den Geruchsempfindungen

für die seelische Entwicklung der Lebewesen eine solche Bedeutung zuschreibt, daß er sein außerordentlich lehrreiches Werk mit dem Satze beginnt: »Im Anfang war der Geruch«, welcher Ausspruch das Leitmotiv des ganzen Buches darstellt, so bleibt mir unverständlich, wie er das wichtige Gebiet der Geruchsempfindungen als »zum Felde der niederen Sinne« gehörig aufzufassen vermag.

Aber lassen wir auch diese Frage beiseite, so bleibt es doch eine unleugbare Tatsache, daß das konträre Nachbild im Gebiete der optischen Erscheinungen ebensowohl Wirklichkeitscharakter besitzt wie das sogenannte positive. Die konträren optischen Nachbilder können, wie allen bekannt ist, mit einer Intensität auftreten, daß sie uns belästigen und wir schwer wieder davon befreit werden, sie können in Krankheitsfällen sogar zu einer großen Qual werden. Sind sie dann wirklich, oder sind sie nicht wirklich? Ich meine, sie sind ebenso wirklich wie die sogenannten positiven. Von dem Wirklichkeitscharakter der sogenannten positiven Nachbilder kann meines Erachtens nur sprechen, wer sich auf den naiv realistischen Standpunkt stellt, insofern von hier aus das konträre Nachbild als eine Täuschung erscheinen würde. Aber sobald dieser naive erkenntnistheoretische Standpunkt überwunden ist und man sich überzeugt, daß es außer uns keine Farben geben kann, weder gleichfarbige noch konträre Nachbilder, sondern daß alle unsere Lichtempfindungen durch psychophysische Vorgänge bedingt sind, die sich in der Substanz des Sehorgans abspielen, muß das konträre Nachbild mit ebensoviel Recht als wirklich angesehen werden wie das sogenannte positive. Das gleiche gilt von den Erscheinungen des Simultankontrastes. Die an den im Sehorgan sich vollziehenden antagonistischen Prozeß gebundene induzierte Farbe ist genau so wirklich wie die induzierende. Den Fehler, den man in der Beurteilung der infolge antagonistischer Prozesse auftretenden Farben begeht, rührt von einer Übertreibung des konventionellen Charakters der überlieferten Ausdrücke her. Das sogenannte negative optische Nachbild ist tatsächlich genau so positiv wie das gleichfarbige, d. h. seelich genau so wirklich wie das letztere. Statt von positiven und negativen Nachbildern zu reden, täte man daher besser (wie auch vielfach geschieht), dafür die Ausdrücke gleichfarbig und konträr zu gebrauchen. In beiden Fällen aber ist das in der Seele auftretende Faktum wirklich. —

Dies vorausgesetzt kommt mir der Zweifel, ob die ganze Nachbildfrage im letzten Grunde nicht von dem Auftreten der subjektiven Anschauungsbilder, wie sie Urbantschitsch sowie Jaensch und seine Schule beschreiben, unabhängig sein möchte. Diese Vermutung wird bei mir bestärkt, wenn ich bei Jaensch lese, daß es »außer urbildmäßig gefärbten ‚positiven' Anschauungsbildern auch komplementär gefärbte ‚negative' gibt, die aber von den gewöhnlichen negativen Nachbildern durch besondere Methoden zu unterscheiden sind« (Bericht S. 8). Jaensch fügt hinzu, daß für die Erzeugung positiver Bilder eine stärkere eidetische Anlage vorauszusetzen sei als für die negativer. Alle diese Erfahrungen überzeugen mich immer mehr, daß es sich hier um ganz außerordentlich verwickelte Vorgänge handelt, für deren Erklärung bisher nur die allerersten Schritte getan wurden. Mit der ausgesprochenen Vermutung möchte ich daher einen Schritt über Jaensch hinaus tun und fragen, ob die ganze Nachbildfrage überhaupt zur Charakteristik des Eidetikers in dem Maße erforderlich ist, wie von den Vertretern der Eidetik behauptet wird. Beide Vorgänge mögen in vielen Fällen zusammenfallen, aber müssen sie es in allen Fällen? Vielleicht nicht. Ich stütze mich für meine Vermutung unter anderem auf einen Versuch, den ich am letzten Prüfungstage mit dem kleinen Marco G. anstellte, d. h. nachdem sich in dem Kinde bereits der Umschlag vollzogen hatte, dasselbe mithin bereits das konträre Nachbild wie den Simultankontrast sah. Dem Kinde wurde von mir auf zirka 3 Sek. eines der farbigen Blätter gezeigt, welche Urbantschitsch seinem oben zitierten Buche zugefügt hat, und zwar das Bild mit den Gänsen (Karl Larsson: »Die Meinen«). Das Kind betrachtete das Bild lächelnd und beschrieb die Darstellung dann mit geringen Auslassungen und unerheblichen Fehlern (Anzahl der Gänse usw.) getreu. Auf meine Frage: Erinnerst du nur, was du mir erzählst, oder siehst du das alles vor dir? antwortete das Kind: »Ich sehe das Bild, als ob es gemalt vor mir stände« («io vedo il quadro davanti a me, come se fosse dipinto«). Auch die Entfernung, aus der das Bild gesehen ward, entsprach derjenigen, aus welcher ich dasselbe gezeigt hatte. Leider ist der kleine Marco noch nicht aus den Ferien zurückgekehrt, so daß ich nichts darüber zu berichten vermag, wie sich der entsprechende Erinnerungsvorgang jetzt in ihm vollziehen würde. Ich werde nach seiner Rückkehr mit ihm weitere Versuche anstellen und darüber später berichten.

Was das von Henning angeführte Beispiel mit dem Machschen Drehstuhl betrifft, so muß ich bekennen, daß ich auf einem solchen nie gesessen habe. Aber ich habe vor mehr als 30 Jahren einmal Versuche mit einem Brett angestellt, auf das ich mich bei geschlossenen Augen der Länge nach gelegt hatte, und das ich in wagerechter Lage durch einen Gehilfen um eine Achse kreisen ließ. Ich wollte Versuche über passive Bewegungsempfindungen ausführen. Als ich bei diesen Versuchen das Holzbrett plötzlich anhalten ließ, hatte ich, in liegender Stellung bei geschlossenen Augen verharrend, in außerordentlich intensivem Maße den ganz bestimmten Eindruck, in entgegengesetzter Richtung zu kreisen. In meiner jugendlichen Begeisterung glaubte ich anfangs, vielleicht eine Entdeckung gemacht zu haben und stürzte in die Bibliothek, um die Literatur durchzusehen, wo ich denn sehr bald fand, daß die Tatsache von Mach bereits beschrieben und erklärt war. Der psychologische Vorgang, der der Erscheinung zugrunde liegt, ist, wie bekannt, der Rückfluß der Lymphe im Vestibularapparat, Ich führe diesen Versuch an, weil Henning solche Erlebnisse den »niederen Sinnen« zuzählt, wo »negative Nachbilder« nach ihm nicht auftreten sollen. Und doch sind die konträre Bewegungsvorstellung und der sie bedingende psychophysische Vorgang etwas den im optischen Gebiete hervortretenden sogenannten »negativen Nachbildern« und den ihnen zugrunde liegenden psychophysischen Bedingungen Analoges. Ähnliches erlebt man im Bereiche der Temperaturempfindungen, die gleichfalls als »niedere Sinne« oder als »niedere Sinnestätigkeit« beurteilt werden. Ich vermag dieselbe Flüssigkeit, je nach den wechselnden Bedingungen, unter welchen die Beobachtungen angestellt werden, bald als warm, bald als kalt, aber immer in gleicher Wirklichkeit zu empfinden. Also auch auf »dem Felde der niederen Sinne« existiert etwas den konträren optischen Eindrücken durchaus Analoges. Henning scheint bei dem Versuch mit dem Machschen Drehstuhl als konträres Nachbild der Bewegungsempfindung eine Empfindung der Ruhe zu verstehen, die natürlich ausbleibt. Eine solche Auffassung wäre aber falsch. Das konträre Nachbild stellt in diesem Falle die konträre Bewegungsempfindung dar.

Kehren wir zum »eidetischen Geruchsbild« zurück! In bezug auf die Geruchsempfindungen sollen wir nach Henning Zeit unseres Lebens allesamt Eidetiker bleiben. Die seelische Metamorphose soll dieses Empfindungsgebiet nicht ergreifen. Alle

olfaktiven Eindrücke sollen Wirklichkeitscharakter besitzen, d. h. im Sinne Hennings, den gleichfarbigen optischen Nachbildern entsprechen. Mit Bezug auf diese Auffassung muß ich bemerken, daß es mir in normalem Gesundheitszustand niemals gelungen ist, tatsächlich gehabte Geruchsvorstellungen zu reproduzieren, d. h. daß ich in normalen Zuständen auf dem weiten Gebiete des Geruchs niemals etwas erlebt habe, das den von Urbantschitsch beschriebenen subjektiven optischen Anschauungsbildern entspricht. Und das gleiche ist mir von einer großen Anzahl von Personen bestätigt worden, die ich nach solchen Vorgängen gefragt habe. So sehr ich mich bemühe, etwa die Geruchswahrnehmungen einer Blumenausstellung, eines Kaffeehauses, einer orientalischen Zigarette oder einer Havannazigarre, eines Parfümladens usw. in mir wieder wachzurufen, so will mir das doch nicht gelingen. Ich vermag aus der Erinnerung zu sagen, welche Eindrücke mehr oder weniger angenehm waren und welche mir am besten gefielen, ich bin auch überzeugt, sie wiederzuerkennen, aber ich vermag mit dem besten Willen nicht, sie zu reproduzieren. In dieser Hinsicht sind meine Erlebnisse im eigentlichsten Sinne des Wortes negativ. In Anbetracht dieser Tatsachen hinkt, wie mir scheint, die Behauptung Hennings und damit die ganze Lehre von der seelischen Metamorphose.

Anderseits habe ich wiederholt beobachten können, wie Geruchsbilder auf assoziativem Wege in mir entstehen. Es handelt sich dann aber immer um Assimilations- und Komplikationsvorgänge, d. h. um Produkte der seelischen Verschmelzung, die dann, wie es nicht anders sein kann, in der Tat Wirklichkeitscharakter annehmen. Ich führe hier als Beispiel den folgenden Fall an, den ich mit Dr. Ponzo in einem Kinematographen erlebte, und über den der letztere, zusammen mit anderen Beobachtungen, die er bei kinematographischen Darstellungen machen konnte, bereits berichtet hat[42]). Und ich füge hinzu, daß ich, während ich diese Zeilen niederschreibe, die Einzelheiten des Vorgangs nicht im Sinne von Urbantschitsch »wiedersehe«, daß ich sie jedoch sämtlich aus dem Gedächtnis heute noch, nach zirka 14 Jahren, ziemlich getreu aufzählen könnte. Die Szene stellte einen Stall dar mit Raufen für Pferde und Maultiere, in denen sich

42) M. Ponzo, Di alcune osservazioni psicologiche fatte durante rappresentazioni cinematografiche. Atti della R. Accademica delle Scienze di Torino, vol. XLVI. 1911, Estratto p. 7.

Heu befand, das aus einer der Raufen in nicht gerade erfreulicher Weise gewaltsam herausgerissen wurde. Die Darstellung verletzte mein ästhetisches Gefühl, sie flößte mir sogar Ekel ein. Plötzlich war mir, als ob ich den Geruch des Heus empfände, und teilte dies Dr. Ponzo mit. Er sagte mir, daß ich ihm zuvorgekommen sei, da er mir gerade dieselbe Beobachtung habe mitteilen wollen. Die Analyse des Vorgangs ergab folgendes: Kurz vor dem Auftreten des Heugeruchs war eine Person in den verdunkelten Saal getreten und hatte sich nicht weit von uns niedergelassen, die einen starken Duft um sich verbreitete, dessen Qualität wir jedoch auch später nicht zu ergründen vermochten.

In dieselbe Kategorie von Vorgängen gehört nach meiner Auffassung unter anderen der von Henning zitierte Fall Hermanns. Dieser schreibt nach Henning: »Ich bemerke nach gewissen lebhaften Gerüchen, z. B. nach kadaverösen, daß jede innerhalb einiger Stunden folgende unangenehme Geruchsempfindung auf das deutlichste den Charakter der ersten hat, und zwar ohne daß etwas an den Kleidern oder dergleichen haften geblieben wäre[43]).« Der Fall ist vorzüglich beobachtet. Ähnliches wird wohl mancher entsinnen aus der Zeit, als er zum ersten Male anatomische Institute besuchte und dort arbeitete. Es sind dann, wie Hermann bestimmt hervorhebt, meistens immer unangenehme Gerüche, die den Leichengeruch assoziativ hervorrufen und sich mit diesem assimilieren: ein Verschmelzungsvorgang, in dem die zentralerregte Empfindung dominiert. Durch einen genaueren Vergleich würden aber vielleicht doch gewisse Unterschiede festzustellen sein. Auch in dem von Dr. Ponzo und mir beobachteten Vorgang war die auslösende Geruchsempfindung schon wegen ihres intensiven Charakters unangenehm. Dazu kam aber bei uns die weitere Verschmelzung mit dem objektiv dargebotenen Bilde, das, wie bemerkt, für mich nicht lusterregend war.

In verstärktem Maße habe ich derartige Vorgänge während einer mehrmonatlichen Gelbsucht an mir beobachten können. In jener Zeit starker olfaktiver Überempfindlichkeit gab es fast keinen Geruchsreiz, der nicht in mir eine höchst unangenehme, widerlich fäkale Empfindung auslöste. Selbst Reize, die sonst angenehme Empfindungen in mir hervorrufen, machten davon

---

43) L. Hermann, Lehrbuch der Physiologie 1910 S. 353, zitiert nach H. Henning, Der Geruch, 2. Aufl., S. 291.

keine Ausnahme. Der Fall ist insofern komplizierter, als die im Blute kreisende Galle fortwährend das Geruchsorgan affizierte; aber darüber, daß der so entstehende Komplex, in den alle anderen Empfindungen eingingen und in dem jene ekelerregende Qualität dominierte, Wirklichkeitscharakter an sich trug, kann ich mich in der Rückerinnerung an jene traurige Zeit auch heute nicht wundern. Es bedarf, wie mir scheint, keiner besonderen Theorie, um ihn zu verstehen. Nebenbei sei bemerkt, daß gerade Geruchswahrnehmungen nach meinen Beobachtungen assoziativ leicht Erinnerungsvorstellungen und besonders leicht solche von visuellem Charakter auslösen.

Die erwähnten Fälle wird man wohl kaum den von Urbantschitsch beschriebenen Vorgängen gleichsetzen dürfen. Sie sind vielmehr dem Bereiche der Illusionen zuzuzählen, die man im Gebiete der Gesichts- und Gehörsvorstellungen beobachten kann. Was die ersteren betrifft, so ist bekannt, welche Vorstellungen man namentlich bei schwächerem Licht in gewisse undeutlich wahrgenommene Gegenstände oder Zeichnungen hineintragen kann. In bezug auf akustische Illusionen erlaube ich mir eine Beobachtung mitzuteilen, die ich vor vielen Jahren in einem unserer Turiner Theater machen konnte. Hier traten zu jener Zeit mehrmals nacheinander japanische Schauspielergesellschaften auf, deren Vorstellungen mich interessierten und denen ich beiwohnte. Bei diesen Vorstellungen vermochte ich der Handlung genau zu folgen, obwohl ich von dem, was gesprochen wurde, kein Wort verstand. Und doch geschah das Merkwürdige, daß ich in die mir unverständlichen Worte der Bühne der jeweiligen Handlungsweise angepaßte Phrasen aus den mir bekannten Sprachen hineinhörte. Ich hörte sehr viel hochdeutsche, auch einzelne italienische, englische und französische Wörter, ganz besonders oft aber hörte ich auf der Bühne den plattdeutschen Dialekt meiner nordischen Heimat sprechen, der mir sehr geläufig ist und den ich über alles liebe. Dabei blieb ich mir jedoch stets bewußt, daß die handelnden Personen japanische Künstler waren, die sich ihrer eigenen Sprache bedienten.

Dieses Beispiel entspricht, wie ich meine, genau den oben mitgeteilten, wenngleich sich der Verschmelzungsvorgang im letzteren Falle zwischen Vorstellungsfragmenten vollzog, die zum Teil anderen Empfindungsgebieten angehören. Dort waren es olfaktive Eindrücke, die sich mit assoziativ entstandenen Empfindungen desselben Gebietes und in meinem Falle außerdem

noch mit einer objektiven Gesichtsvorstellung einheitlich verbanden, hier waren es unverstandene Schalleindrücke, welche sinnvolle Lautbider auslösten, die mit objektiv vor mir sich abspielenden Handlungen synthetisch verschmolzen. So ist es in vielen anderen Fällen, die Beispiele ließen sich leicht häufen. Daß solche Vorgänge Wirklichkeitscharakter besitzen, versteht sich von selbst; denn es kann nicht anders sein, weil jedes Verschmelzungsprodukt dieser Art infolge äußerer Reizveranlassung objektiviert werden muß. Man kann sie erklären, restlos erklären, ohne sich auf den Boden der neuen eidetischen Anschauungen zu stellen. Kurz, mögen solche Vorgänge zwischen »niederen« oder »höheren Sinnen«, oder mögen sie zwischen beiden »Sinnesarten« stattfinden, der Endeffekt muß auf Grund unserer allgemeinen (nicht infolge einer besonderen eidetischen) Veranlagung immer der gleiche sein.

Daß es gleichfalls Personen gibt, die man nach der neuen Auffasung als akustische Eidetiker bezeichnen würde, d. h. Personen, die »mit halluzinatorischer Deutlichkeit« Gehörsvorstellungen zu reproduzieren vermögen, scheint außer Frage zu sein. Besonders unter Musikern sollen solche gefunden werden. Aber ich halte dafür, daß auch solche Fälle ziemlich vereinzelt dastehen. Nach Jaensch sollen sie ungefähr 10mal seltener sein als Fälle, in denen optische Anschauungsbilder auftreten[44]).« Vor allem aber scheint mir, daß damit noch nicht etwa auf eine höhere Wertschätzung der Leistungen der so begabten Personen geschlossen zu werden braucht. Es ist mir sogar zweifelhaft, ob eine solche eidetische Veranlagung unter den größten und führenden Musikern die Regel ist. Von Richard Wagner z. B. habe ich irgendwo gelesen, daß, als er während der Beschäftigung mit den Nibelungen eines Abends ermüdet und abgespannt in Genua angekommen, ihm das Feuermotiv der Walküre unaufhörlich in den Ohren erklungen sei. Ich weiß nicht, wie weit dieser Bericht zuverlässig ist; aber wenn dem so gewesen ist, so würde es sich in diesem Falle bei dem überreizten Zustand seines Gehirns doch wohl um eine wirkliche Halluzination und nicht um einen eidetischen Vorgang im gewöhnlichen Sinne gehandelt haben. Sonst ist mir beim Lesen seiner Schriften nichts aufgefallen, aus dem man schließen könnte, daß eine ausgesprochen akustisch-eidetische Veranlagung bei ihm vor-

44) R. Jaensch, Bericht usw. S. 4.

handen war. Und doch bleibt Richard Wagner innerhalb der dramatisch-musikalischen Welt ein erster Führer für alle Zeiten. Er hört in den Rhythmus des Dampfwagens Beethovens Musik zu Egmont hinein[45]), die stürmische Seefahrt von Riga nach Boulogne führt zur Gestaltung des Fliegenden Holländers, das Rauschen der Bäume im Sihltalwalde bei Zürich zum »Waldweben« im »Siegfried«, und so sind es neben inneren immer äußere Veranlassungen, die den Gang seines Schaffens bestimmen, aber von einem wirklich eidetischen Verhalten ist dabei nichts zu verspüren, wenn anders man dem Begriff »Eidetik« nicht eine Bedeutung unterschieben will, die ihm nach dem Urheber der eidetischen Bewegung nicht zukommt. Die endliche Loslösung des »Parsival« vom »Tristan«, unter deren beständigem Ineinanderfließen der Dichter qualvoll litt, ward nicht eidetisch, sondern durch eine äußere Begebenheit veranlaßt. Der Anblick der blühenden Frühlingslandschaft, in die er an einem sonnigen Karfreitagmorgen vom Altan seines »Asyls« aus versunken blieb, führte die Befreiung von dem so lang erduldeten seelischen Druck herbei[46]). Bei der Konzeption der Lohengrin-Ouvertüre (die bekanntlich das feierliche Herabschweben des Grals in Tönen veranschaulicht) sind es sicher nicht etwa eidetische Bilder des Gralmotivs gewesen, welche das wundersame Tongemälde veranlaßten, sondern es war, wenn ich recht unterrichtet bin, das »Benedictus« in Beethovens »Missa solemnis«, welches den großen Dichterkomponisten inspirierte. Und so ließen sich viele Beispiele aus dem Schaffen des Meisters anführen. — Das gleiche dürfte von Ludwig van Beethoven und anderen großen Gestalten der musikalischen Kunstwelt gelten. Im ganzen dürfte wohl für alle Geltung haben, was Richard Wagner am 10. April 1860 an Frau Wesendonk schrieb: »Sie wissen, daß unser Eines nicht rechts noch links, nicht vorwärts noch rückwärts sieht, Zeit und Welt uns gleichgültig ist, und nur Eines uns bestimmt, die Not der Entladung unseres Inneren[47]).« Das ist doch wohl im Grunde das Charakteristische bei allem wahrhaft großen künstlerischen Schaffen. Damit ist gesagt, daß dem nicht objektivierbaren, emotionellen Anteil des Seelenlebens beim künstlerischen Schaffen eine Bedeutung zukommt, die nach

45) R. Wagner an Mathilde Wesendonk, Tagebuchblätter und Briefe (1853—1871), 41. Aufl., S. 137.

46) R. Wagner, Tagebuchbl. u. Br., Einleitung von W. Golther, S. XVIII.

47) Ebenda S. 220.

meinem Dafürhalten von den Vertretern der Eidetik zu wenig berücksichtigt wird. Betrachte ich unter diesem Gesichtspunkte die interessante und lehrreiche Darstellung Oswald Krohs: »Eidetiker unter deutschen Dichtern«[48]), so muß ich bekennen, daß sie mich unbefriedigt läßt. Man mag dem Verf. zustimmen, wenn er von Otto Ludwig schreibt: »Sichere schöpferische Kraft hat der Dichter« (O. Ludwig) »nur da, wo er in und aus Bildern schöpft«[49]), wobei immer noch zu fragen bleibt, ob der Dichter diese Bilder tatsächlich immer eidetisch gesehen hat, so bleibt die treibende Kraft seines Schaffens doch das innere Erlebnis, das sich entladen muß. Dasselbe gilt von Goethe, der gewiß Eidetiker war. Es ist außerdem immer noch zu fragen, ob die eidetische Anlage bei den Dichtern die Regel ist. Schiller kann nach meiner Auffassung nicht zu den Eidetikern gezählt werden, und wenn ich Kroh recht verstehe, hält auch er ihn nicht für einen solchen[50]). Ebensowenig bin ich überzeugt, daß Scheffel in dem Maße Eidetiker war, wie Kroh meint. Man lese die diesbezüglichen Stellen in Scheffels »Ekkehard«. Sie sagen etwas anderes und vor allen Dingen viel mehr, als was Kroh in sie hineinlegt. Kurz, wo sich die eidetische Veranlagung bei einem Dichter vorfindet, dürfte es natürlich sein, daß sie auf seine Schaffen mehr oder weniger Einfluß ausüben kann, aber das Wesen des dichterisch schöpferischen Gestaltens liegt nicht hier. Zudem sehe ich einen gewissen Widerspruch darin, wenn auf der einen Seite zugegeben wird, daß Eidetiker unter Erwachsenen selten sind, und man sie auf der anderen so häufig unter den Dichtern antreffen will. Auf die Frage, wie weit Wilhelm Wundt, wie unlängst behauptet ward, Eidetiker war, komme ich in einem anderen Zusammenhange zurück.

Um nochmals auf die akustisch- eidetischen Vorstellungen zurückzukommen, so bin ich gleichfalls überzeugt, daß dieselben noch gar nichts mit einem ausgezeichneten musikalischen Gedächtnisse zu tun zu haben brauchen; ich meine, daß jemand im Vollbesitz eines solchen sein kann, ohne im wirklich eidetischen Sinne subjektive akustische Anschauungsbilder zu haben. Wenn mir erlaubt ist, nochmals über eigene Beobachtungen

48) O. Kroh, Zeitschrift für Psychologie 85 S. 118.
49) Ebenda S. 132.
50) O. Kroh a. a. O. S. 159.

einiges mitzuteilen, so kann ich von mir sagen, daß ich mich nicht für einen akustischen Eidetiker halten kann und doch über ein nicht gerade schlechtes musikalisches Gedächtnis verfüge. Während ich dies schreibe, steigen assoziativ ausgelöste Motive der Beethovenschen C-moll-Sinfonie in mir auf[51]), welch letztere neben der »Neunten« von allen sinfonischen Dichtungen des Meisters von je her den tiefsten Eindruck in mir hinterlassen hat. Es wird mir schwer, genau zu bestimmen, was in mir vorgeht. Es ist sicher kein »eidetisches Hören« im eigentlichen Sinne, und doch sind jene Tonfiguren in mir lebendig, so daß ich sie singen und auf dem Klaviere spielen könnte, oder wo jemand sie mir vorsänge, ich anzugeben vermöchte, ob die Wiedergabe richtig oder falsch war. Am besten würde ich, was sich in mir als objektivierbar erweist, als das Produkt einer Verschmelzung bezeichnen können, welche sich zwischen schwachen, aber nicht eidetisch vernommenen Gehörsvorstellungen und andersartigen schwachen Empfindungen vollzieht, die infolge bestimmter aber geringer Bewegungen der Muskeln des Mundraums und des Kehlkopfes in mir entstehen. Daneben ist mir (ohne daß ich das Betreffende eidetisch »wiedersehe«) die Aufstellung gegenwärtig, welche dem Orchester bei der letzten Aufführung gegeben war, der ich vor Jahren beiwohnte, und die mich sehr interessierte, sowie der Dirigent, der sie leitete. Der verwickelte Gesamtkomplex wird beherrscht von der Reproduktion der Emotion, die ich bei jener Orchesteraufführung erlebte, und die ich (ich meine die Emotion) in hohem Maße genoß[52]). Ähnliches erlebe ich, wenn ich während eines Stündchens der Erholung den Klavierauszug irgendeines größeren musikalischen Werkes durchblättere. In diesem Falle wird die Reproduktion natürlich durch das Lesen der Notenschrift herbeigeführt. Dabei ertappe ich mich zuweilen, daß die Finger der rechten Hand gewisse Reflexbewegungen ausführen, wie wenn sie über die Tasten des Klaviers glitten, und daß der den halbgeschlossenen Lippen entweichende Atemstrom wie im leisesten Flüsterton die Formen musikalischer Figuren annimmt. Aber hiervon abgesehen sind die in mir sich ab-

51) In meinem Arbeitszimmer hängt neben einer photographischen Darstellung Wagners ein farbiges Porträt Beethovens, in dessen Anblick ich für kurze Zeit versunken blieb.

52) Man wird verstehen, daß ich die Niederschrift für kurze Zeit unterbrechen mußte, um den Vorgang zu analysieren.

spielenden Vorgänge ziemlich die gleichen. Es handelt sich immer um einen recht verwickelten Komplikationsvorgang, dessen Zergliederung nicht gerade leicht ist. Es würde mich interessieren, zu wissen, wie sich solche Vorgänge in einem wirklichen akustischen Eidetiker abspielen, aber. darüber habe ich keine Erfahrung.

Bei der Durchforschung der eidetischen Veranlagungen ist Jaensch dahin gelangt, nach Ausschaltung der absolut nicht eidetisch veranlagten Personen fünf verschiedene Intensitätsgrade oder »Stufen« zu unterscheiden, von denen die 1. Stufe dadurch charakterisiert sein soll, daß bei Personen, welche auf ihr stehen, die eidetische Anlage nur indirekt, z. B. durch Abweichungen von dem bekannten Emmertschen Gesetze nachweisbar ist. Erst bei Personen, die nach Jaensch auf der 5. Stufe stehen, sollen eidetische Erscheinungen hervortreten, »die ein gutes und allseitiges Experimentieren mit den Bildern gestatten« [53]).

Es ward mehrfach hervorgehoben, daß ich mich selbst auf Grund der Befunde von Urbantschitsch, und wenn man die Nachbildfrage herbeizieht, nicht für einem Eidetiker zu halten berechtigt bin. Sobald ich dagegen den von Jaensch festgestellten Maßstab an mir anlege, dürfte ich etwa auf der 3. seiner 5 Stufen stehen; denn eine Analyse des sich auf optischem Gebiet in mir Vollziehenden ergibt das Folgende: Es tritt bei mir niemals ein Erinnerungsbild oder eine Phantasievorstellung eidetisch hervor; sobald ich aber für kurze Zeit auf einen äußeren Gegenstand blicke und dann die Augen schließe, sehe ich diesen Gegenstand äußerst schwach vor mir, und zwar nicht im »abathischen« Bilde, sondern mit Tiefendifferenzen. Der Vorgang ist außerdem nicht in allen Fällen der gleiche, ich sehe einige Gegenstände leichter als andere, keinen aber jemals »mit halluzinatorischer Deutlichkeit«. Ganz ähnlich verläuft der Vorgang, wenn ich auf eine farblose oder in Farben ausgeführte Vorlage blicke, sobald dieselbe nicht zu kompliziert ist, doch gelingt mir die Reproduktion farbloser Vorlagen noch etwas besser als die farbiger.

Nach dem erwähnten Maßstabe habe ich unlängst mehrere Personen meines Bekanntenkreises auf eine etwa in ihnen vorhandene eidetische Veranlagung prüfen können. Von Interesse dürfte die Wiedergabe eines Versuchsergebnisses sein, das ich von einer früheren Studentin unserer Universität, Fräulein Prof. Dr. V., die sich dauernd für psychologische Fragen interessiert, erhalten

53) E. R. Jaensch, Bericht usw. S. 11.

konnte. Die Dame sah mit voller Deutlichkeit den simultanen Farbenkontrast, hatte aber große Schwierigkeiten, Nachbilder zu sehen. Einigermaßen gut gelang der Versuch nur mit der Reizfarbe Rot, schon auf Reizung mit Grün erfolgte nur ein sehr schwaches (konträres) Nachbild. Bei allen anderen Farben blieb der Erfolg gänzlich aus, es wurde weder ein gleichfarbiges noch ein konträres Nachbild gesehen, ein Befund, der mich nur in der Vermutung bestärken kann, daß die Nachbildfrage von den eigentlichen eidetischen Vorgängen unabhängig sein möchte. Trotzdem reproduzierte die Dame später die schon oben erwähnte farbige Beilage des Urbantschitschen Buches, auf welche ich sie einige Sekunden lang hatte blicken lassen. Die Wiedergabe war im einzelnen nicht genau, im allgemeinen aber richtig. Ich habe mir den Vorgang genau beschreiben lassen und kam zu dem Ergebnis, daß der Fall in keiner der genannten 5 Klassen unterzubringen war. In die 3. Klasse gehört er nicht; denn die Farben der Beilage wurden zweifellos lebhafter gesehen, als ich selbst sie zu reproduzieren vermag. Aber auch in die 4. Klasse kann er nicht gehören; denn dazu war die Wiedergabe nicht genau genug. Die Dame warf die Frage, ob sie das Bild halluzinatorisch deutlich sehe, mit Entschiedenheit zurück und behauptete, es sei unmöglich, zwischen dem wahrgenommenen und dem reproduzierten Bilde auch nur einen Vergleich anzustellen, daß die Vorlage nicht eigentlich »wiedergesehen« werde. Kurz, ich erhielt den Eindruck, daß es sich um eine einfache reproduzierte Vorstellung von visuellem, aber nicht eidetischem Charakter handelt. Fasse ich zusammen, was ich in letzter Zeit bei meinen Untersuchungen erfahren konnte, so komme ich zu dem Schlusse, daß Jaensch dem Begriff der Eidetik doch wohl zu weite Grenzen setzt. Vor allem bleibt unverständlich, wie nach seiner Auffassung die eigentlichen Eidetiker von denjenigen Personen abzugrenzen sind, die man gemeinhin dem sogenannten visuellen Typus zuzählt. Nach meinem Dafürhalten sollte man als Eidetiker nur solche Personen bezeichnen, die in die letzte oder höchstens (d. h. mit Vorbehalt) in die beiden letzten der von Jaensch aufgestellten Klassen gehören. Das scheint im allgemeinen auch die Auffassung G. E. Müllers zu sein, welcher schreibt: »In der Kindheit findet sich häufig eine, bei manchen sich auch noch bis in spätere Lebensjahre erhaltende, Disposition dafür, Vorstellungsbilder von voller sinnlicher Deutlichkeit (sogenannte subjektive Anschauungs-

bilder) zu erhalten (die Eidetiker). Soweit diese Bilder optische sind, erscheinen sie ebenso wie wirkliche Gesichtsobjekte in der wahrgenommenen Umgebung[54].« Daß innerhalb der so begrenzten Klasse dann noch wieder persönliche Verschiedenheiten auftreten können, versteht sich von selbst. Solche Verschiedenheiten sind auch von Jaensch vortrefflich geschildert worden. So, wenn bei einem Eidetiker die Farbe des eidetischen Bildes mit derjenigen des Grundes, auf welche sie projiziert wird, nach den Gesetzen der Farbenmischung verschmilzt, bei einem anderen aber nicht. Oder wenn in einem Falle das eidetisch gesehene Bild so intensiv ist, daß es das Farbenmuster eines Grundes zu verdecken vermag, während dies in anderen Fällen nicht geschieht[55]. Und anderes mehr. Ich komme aber bei der genannten Annahme auf die Anschauung zurück, die sich in mir seit dem ersten Bekanntwerden mit den Urbantschitschen Befunden gebildet hatte, d. h. daß es sich bei solchen Vorgängen um ganz besondere Veranlagungen handelt. Dieselben dürften selbst bei Jugendlichen nicht in solcher Häufigkeit angetroffen werden, als man nach den Arbeiten der Marburger Schule erwarten sollte. Auf jeden Fall scheint mir, daß wir in der Abgrenzung der Vorgänge, die sich in bezug auf das Anschauungsbild, das Erinnerungsbild und das Nachbild in der menschlichen Seele abspielen, noch ganz im Anfang stehen, und daß es noch umfangreicher Einzeluntersuchungen bedarf, bevor hierüber völlige Klarheit geschaffen werden kann.

Charakteristisch für die oben dargelegte Anschauung erscheint mir die Einteilung, welche Jaensch auf Grund des von ihm entworfenen Maßstabes an den schon oben erwähnten 38 Schülern der 4. Klasse der Oberrealschule zu Marburg in bezug auf ihre eidetische Veranlagung vollzogen hat[56]. Von diesen Schülern, die im Alter von 12,35 Jahren standen, scheiden 5 als absolute Nichteidetiker aus. Von den übrigen 33, die Jaensch sämtlich als Eidetiker ansieht, standen nach ihm auf der ersten der erwähnten Stufen 3, auf der zweiten 12, auf der dritten 5, auf der vierten 7 und auf der fünften 6 Schüler. Man beachte, daß die beiden letzten Stufen zusammen nur 13 Individuen umschließen, d. h. ungefähr den 3. Teil der Gesamtzahl. Zieht man ausschließlich die der letzten Klasse angehörigen Personen in Betracht,

54) G. E. Müller, Abriß der Psychologie, 1924, S. 15.
55) E. R. Jaensch, Bericht usw. S. 5 f.
56) Ebenda S. 11.

und das dürften letzterdings wohl die eigentlichen Eidetiker sein, so würde nur etwa ein Sechstel der gesamten Schülerzahl die eidetische Veranlagung verraten haben.

Nicht in die Kategorie eidetischer Vorgänge gehören nach meiner Auffassung die phantastischen Gesichtsvorstellungen, welche man kurz vor dem Einschlafen erleben kann, und auf die schon Joh. Müller[57]) aufmerksam gemacht hat. Würden solche Vorgänge als charakteristisch für eine eidetische Veranlagung zu betrachten sein, so müßte ich selbst ein ausgesprochener Eidetiker sein, was ich zweifelsohne nicht bin. Ebensowenig gehören hierher die phantastischen Erscheinungen, welche man in krankhaften Zuständen beobachtet.

Aus dem Vorstehenden dürfte genugsam das Interesse hervorgehen, welches die zahlreichen interessanten Arbeiten der Marburger Schule und insonderheit diejenigen ihres hochbegabten Führers in mir erweckt haben. Und dasselbe gilt von den Arbeiten Hennings. Aber da es eine Tatsache ist, daß neu geschaffene Begriffe, und besonders Begriffe, die einen so klangvollen Namen tragen wie der vorliegende, in ihrer Tragweite leicht überschätzt werden, so bin ich der Meinung, daß die Fülle der noch ungelösten Probleme, welche dieser Begriff umschließt, oder welche zu ihm in Beziehung stehen, nur durch weitere Einzeluntersuchungen geklärt werden kann. In diesem Sinne bitte ich die kritischen Bemerkungen der Darstellung, durch welche die Verdienste der Vertreter der durch Jaensch hervorgerufenen eidetischen Richtung in keinerlei Weise unterschätzt werden, beurteilen zu wollen[58]).

57) Joh. Müller, Handbuch d. Physiol. d. Menschen 1840 Bd. 2 S. 564.

58) Ich war im Begriffe, die Niederschrift abzusenden, als mir das neue Heft dieser Zeitschrift (Bd. 52 Heft 3/4) überbracht wurde, das eine durch Lindworsky angeregte und von Franz Scola ausgeführte Untersuchung enthält, welche die Beziehungen, die zwischen dem Vorstellungs-, dem Anschauungs-, und dem Nachbild bestehen, zum Gegenstande hat. Da ich die interessante Darstellung gegenwärtig nicht mehr benutzen kann, so muß ich die Berücksichtigung derselben auf eine spätere Mitteilung verschieben.

Während der Drucklegung dieser Abhandlung ging mir die neueste Schrift von E. R. Jaensch »Die Eidetik und die typologische Forschungsmethode« zu, in der der Verf., sich auf die Behandlung der optischen Anschauungsbilder beschränkend, u. a. auch das Verhältnis der letzteren zu den Nachbildern näher zu bestimmen sucht. Da ich auf diese Schrift in einer späteren Mitteilung ausführlich zurückkomme, mag es genügen, hier hervorzuheben, daß meine eigene Auffassung von den eidetischen Phänomenen, d. h., daß es sich dabei um persönliche Veranlagungen handelt, durch diese Darstellung nicht verändert wird.

(Eingegangen am 2. September 1925.)

# Der psychologische Ablauf der Wortzusammensetzung.

Von

Dr. **Christian Rogge** (Neustettin).

Wer die schier unermeßliche Literatur über Wortzusammensetzung durchgeht, muß sich zuletzt sagen, daß dieser sprachliche Hergang doch noch recht wenig geklärt ist. Es wird daher nötig sein, daß man sich um neue Wege zur Lösung des Problems bemüht. Einen solchen Versuch möchten wir hier anstellen, indem wir zuerst von Wesen und Ursprung der Wortzusammensetzung handeln und sodann auf Einzelfragen eingehen, um zu erweisen, wie sich unsere grundsätzliche Ausführung in besonderen Fällen bewährt[1]).

## I. Ursprung und Wesen der Wortzusammensetzung.

Wenn wir von einem Kompositum sprechen, so setzt das voraus, daß zwei schon vorhandene Wörter zu einer neuen Bildung vereinigt werden. Dem widerspricht aber der Umstand, daß in Wörtern wie Schuhmacher, Ehebrecher, λογοποιός der zweite Wortbestandteil gar nicht als selbständiges Wort vorkommt. Und weiter sagt man, daß gewöhnlich das erste Glied der Komposition das zweite näher bestimmt; es findet sich aber auch umgekehrt das zweite häufig genug als Erläuterung des ersten. Wie steht es überhaupt mit der Beziehung der beiden Stücke zueinander, und wie haben wir's zu denken, wenn wir z. B. in bislang, bisweilen und sonst oft gar kein rechtes Verhältnis von a zu b oder b zu a festhalten können? In neuerer Zeit ist, vermutlich unter H. Pauls Führung, dem wohl W. Scherer (Gesch. d. dtsch. Spr.) vorangegangen war, die Ansicht ziemlich allgemein zur Geltung gekommen, die Komposita seien aus syntaktischen Verbindungen entstanden; ist dem so und sind, wie man daraufhin wohl anzunehmen pflegt, die festen Worteinheiten aus losen Wortbindungen hervorgegangen, indem, was gewohnheitsmäßig nacheinander gesprochen wurde, zu einer untrennbaren

1) Diese Abhandlung möchte als Ergänzung zu der in Bd. LII S. 441 erschienenen Arbeit über Analogiebildung entgegengenommen werden, indem sie den Vorgang der Ausgleichung für ein weitreichendes Sprachgeschehen darlegt.

Einheit zusammenwuchs? Endlich, wo, wie z. B. im Deutschen, die Komposition in einem so ungewöhnlichen Umfange vorkommt, da mag sich wohl die Auffassung bilden, als ob man Wörter beliebig miteinander verbinden könne, und daß jede derartige Neuschöpfung ein Akt für sich sei, den man in seiner Vereinzelung auszudeuten vermöge, wie z. B. Totenbahre eine Bahre sei, die den Toten trägt, Trauerbahre dagegen eine solche, die bei einer Trauerfeier zur Anwendung kommt. Stehen nicht vielmehr beide Wortbildungen in engem psychologischen Zusammenhang? Und liegt es nicht vielmehr so, daß die Zusammensetzung sich darum wie von selbst vollzieht, weil gewisse vielfach eingeübte Typen vorliegen, denen sich eine Neubildung leichtlich anreiht oder einfügt? Solche und ähnliche Fragen fordern jetzt dringend ihre Antwort. Wir suchen eine solche, indem wir das Einzelbeispiel näher ins Auge fassen.

Befragen wir über ein Kompositum wie das homerische φιλόξεινος, ein Wörterbuch, so lesen wir da als Erklärung: »Gastfreunde oder Fremde liebend«; von den beiden Wortstücken wird also a) φίλο- verbal als nähere Bestimmung von b) ξένος verstanden; entspricht diese Auffassung, die offenbar ebenso die des griechischen Sprachgefühls war, auch dem sachlichen Hergange? Wir müssen sagen: »Nein«. In der Unterredung, die Athene in der Gestalt des Mentes mit Telemach führt, heißt es, Mentes sei vom Vater her durch Gastfreundschaft mit dem Hause des Odysseus verbunden, sie beide also, er und Telemach, seien ξεῖνοι πατρώιοι (Od. 1, 187), wie es gleicherweise Il. 6, 237 von Diomedes und Glaucus heißt. Der Fremde, der unter diesen Beziehungen das Haus betrat, den nahm man wie einen Freund auf; er konnte daher ohne Unterschied als φίλος oder als ξένος angeredet werden, wie denn Athene-Mentes φίλος sagt (Od. 1, 301), dagegen Telemach (214, 231, 306) immer ξεῖνος. Wir verstehen so, wie ξένος gleiche Bedeutung annehmen konnte mit φίλος, und müssen daher nach der treffenden Bezeichnung von Wilmanns (d. Gr. 2, 531) in φιλόξεινος ein tautologisches Kompositum sehen. Nur ist, wenn wir uns hier auf Willmanns berufen, zweierlei hervorzuheben: daß es sich um die Bindung zweier irgendwie sinnverwandter, d. h. synonymer, gleichwertiger, gleichartiger Ausdrücke handelt, die im Zusammenhanng der Rede psychologisch verknüpft oder im Wechsel erscheinen, und daß zweitens solche Fälle nicht, wie Wilmanns offenbar annimmt, selten sind, sondern vielmehr außerordentlich häufig und für den, der

sehen will, leicht auffindbar; es ist der Fall der primären Komposition des Sprechers im Unterschied von der sekundären des Hörers, wovon nachher.

Wie steht es aber mit einer solchen Wortbindung, bei der wie hier a = b ist? Kann man da in Wirklichkeit davon sprechen, daß a nähere Bestimmung zu b sei? *Φιλόξεινος* ist ja doch dasselbe wie *ξένος* auch; eher könnte man behaupten, *φιλόξεινος* sei eine Art Verstärkung von *ξένος* in dem Sinne etwa, wie man gemeinhin von doppelter Kurage spricht. Psychologisch ist der Verlauf ja dieser: dem Sprechenden, der gewohnt ist, *φίλος* und *ξένος* gleichwertig und im Wechsel zu gebrauchen, liegt naturgemäß, wenn er das eine herausbringen will, auch das andere im Sinn und ist gebrauchsbereit. Unwillkürlich vereinigt er so beide, wohlverstanden, nicht um eine Wortzweiheit, sondern um eine neue Worteinheit zu schaffen. Nicht übel sagt Harald Höffding in seiner Psychologie von solchem Fall, es bestände da eine Art Begriffs-Chemie, die selbst bei einem Wort wie Kloßbrühe über Kloß und Brühe hinwegzusehen und ebenso wie bei Sauce nur die Einheit der Vorstellung festzuhalten bestimmt sei. Ist demnach, wie sich zeigt, bei der Bildung von *φιλόξεινος* der Sprachtrieb auf eine Worteinheit gerichtet, so war doch die Auffassung der Griechen die, daß ein *φιλόξεινος* der sei, der einen Fremden freundlich aufnimmt, ihn liebt, *φιλεῖ*; *φιλο-*, das nominalen Ursprungs ist, wurde also verbal verstanden. Das zeigen deutlich die vielen Komposita mit *φιλο-*, die in der Art von *φιλόξεινος* gebildet sind, wie *φιλοπτόλεμος*, »den Krieg liebend«, *φιλοκτέανος* »den Besitz liebend«, *φιλοψευδής*, *φιλήρετμος* usw. immer die Fortbildung mit dem mißverstandenen *φιλο-* = *φιλέων*.

Nicht überraschen kann es, sofern man unseren Ausführungen zustimmt, daß eine offenbar ziemlich moderne Bildung wie unser Gastfreund auf demselben Wege entsteht, nur in umgekehrter Wortfolge, also entsprechend einem gr. *ξεινόφιλος*, das ebenfalls vorhanden ist. Auch hier entstand das Kompositum, indem zunächst Gast mit Freund als gleichwertig empfunden wurde; aber auch hier gleich die Umdeutung in dem Sinne, daß ein Wortstück das andere näher bestimmt; Gastfreund »Freund als Beherbergender« (Heyne, Wrtb.) »mit dem man durch Beziehungen der Gastlichkeit verbunden ist« (Sanders); »ein Fremder, welchen man als einen Gast bewirtet« (Adelung), und in diesem Sinne läuft dann die Reihe einerseits weiter: »Gast-

geber, Gasthalter, Gastwirt, Gasthaus, Gastzimmer, Gastbett« usw., andererseits: Hausfreund, Busenfreund, Kinderfreund, Tierfreund, Menschenfreund usw.

Ähnliche Beispiele lassen sich leicht finden. Ein bekanntes ist mhd. lintwurm oder linttrache, wo ahd. lint »Schlange, Wurm«, das sich schlängelnde, windende Tier, synonym ist mit wurm, trache. Auch hier wieder dieselbe Umdeutung, welche die lange Reihe vom hellewurm an bis zum Mehlwurm, Bohrwurm Regenwurm herauf nach sich zieht. Nicht immer läuft, die Bildung weiter; so erklärt sich Notdurft, mhd. nôtdurft, wenn man nebeneinander stellt: mir ist nôt eines Dinges und mir geschicht durft; aber weitere Beispiele dieser Art fehlen, — wohl weil Bedürfnis die Rolle von durft übernommen hat. Die Erklärung Pauls im d. Wrtb. »zwingendes Bedürfnis« ist nur halb, wenn man nicht hinzunimmt, daß a+b entstand, indem a = b galt. Ein *ἰατρόμαντις* ist bei Äschylus ein Mann, der den Beruf des Arztes und des Sehers vereinigt, daher sowohl *ἰατρός* wie *μάντις* genannt werden kann. Das Schimpfwort *κυνάμυια* das in der Ilias unter wildem Zorn auf Aphrodite Anwendung findet, wird gewöhnlich mit Hundsfliege wiedergegeben; das trifft doch die Sache, die gemeint ist, nicht; es ist nicht eine besondere Art Fliege gemeint, wie man später ja mit *κυνόμυια* eine Art Bremse bezeichnete, sondern *κυνάμυια* geht bei Homer schimpfweise auf jemand, der sich in niederster Art wie ein Hund oder eine Fliege an jemand heranmacht, den man daher sowohl *κύνα* als *μυῖαν* nennen kann, wofür es dann also deutsch Schandfliege heißen sollte. Aus dem Deutschen vergleicht sich Schweinhund, das als Schimpfwort mit einer besonderen Art Hund wie »Hund zum Aufspüren von Schweinen« (so Heyne), oder »Hund des Schweinehirten« (Sanders) nichts zu tun hat; sondern es ist als gedoppelter Schimpf in bezug auf jemand entstanden, den man sowohl »Du Schwein!« als »Du Hund!« anrufen kann.

Doch es dürfte aus den angeführten Beispielen deutlich geworden sein, wie ein Kompositum zustande kommt. Wir unterscheiden zweierlei: 1) der Typ einer Wortzusammensetzung oder, was dasselbe sagt. das Anfangsglied einer Reihe gleichartiger Komposita entsteht immer, indem zwei gleichwertig und im Wechsel gebrauchte Wörter zu einer neuen Worteinheit verbunden werden. Hier ist a = b, es liegt also ein tautologisches Kompositum vor, oder, wie sich wohl

einfacher sagen ließe, eine Doppelbildung. 2) Dieser Typ erfährt aber sofort eine Umdeutung in dem Sinne, daß a zu b als nähere Bestimmung gefaßt und so dann die Reihe in den anschließenden Beispielen fortgeleitet wird. Es handelt sich also, genau genommen, um zwei ganz verschiedene Bildungsweisen, nur daß, nachdem der Ausgangspunkt gewonnen ist mit a = b, sofort auch die neue Richtung mit dem Verhältnis a : b eingeschlagen wird.

Mit unserer Behauptung von dem Ursprung des Kompositionstypus ist, da die beiden vereinigten Wörter gleichwertig sein sollen, im allgemeinen auch vorausgesetzt, daß sie derselben Wortklasse angehören. Damit scheint nun nicht im Einklang zu stehen, daß Verba im Indogermanischen gewöhnlich mit Präpositionen zusammengesetzt werden. Dieser Widerspruch löst sich, wenn man bedenkt, daß eine Bildung wie *ἀνέστη, ἀναστάς, ἀναστῆναι* ausgehen wird von Grundformen wie: *ἀνά (ἄνα)* »auf, empor!« und *στά (στῆθι!)* »steh, tritt auf!« Aus dem Deutschen vergleicht sich »steh auf«, nur daß es hier nicht zu fester Bindung kommt. Ähnlich verschieden sehen Bildungen nach Art von »wohlauf« aus, aber man wolle bedenken, daß, wenn Schiller in der Glocke sagt: »Wohl, nun kann der Guß beginnen«, es ebenso gut heißen könnte: »Auf! nun kann der Guß beginnen,« so daß wir also auch bei wohlauf ein Zusammenschießen zweier synonymer Ausdrücke annehmen müssen. Und nach dem Muster von wohlauf wurde dann auch wohlan gebildet.

Doch vor allem bleibt die Frage: Woher das Widerspruchsvolle im Ablauf der Wortzusammensetzung?, daß im Anfang der Reihe a = b und nachher immer a : b gilt? Wir antworten kurz: Das Mißverstehen der Wortzusammensetzung — denn um ein solches handelt es sich hier bei der Umdeutung des Vorganges — beruht darauf, daß die Sprachschöpfung des Sprechenden durch eine solche des Hörenden abgelöst wird; daß der Sprachsprechvorgang dem Sprachhörvorgang Platz macht, kurz der Sprechangleichung die Hörangleichung folgt. Zur näheren Klärung des Herganges müssen wir etwas weiter ausholen Nachdem Phil. Wegener, besonders in seinen »Grundfragen« scharf betont hatte, man dürfe, um das Sprachgeschehen recht zu verstehen, nie vergessen, daß Sprechen nicht monologisch, sondern dialogisch vor sich gehe, hat in neuester Zeit vor allem Ottmar Dittrich (d. Probl. der Sprachpsychologie 1913, 27) auf die Unterscheidung von Sprecher und Angesprochenem ge-

drungen, aber praktische Folgen hat das für die Sprachforschung, soviel ich sehe, bisher nicht gehabt. Bei der Wortzusammensetzung tritt der Unterschied im Verhalten des Sprechenden von dem des Hörenden besonders scharf zutage. Wer zu einem anderen spricht, der wird überwiegend durch das Bestreben beherrscht, von diesem verstanden zu werden, d. h. bei ihm dieselbe Anschauung eines Dinges oder Vorganges zu erwecken, die er selbst hat, was, wie viele Mißverständnisse zeigen, nicht ganz leicht ist. Als Mittel dazu dient ihm dann das Wort; es ist ihm, wie Plato im Kratylus 388 B sagt, ein *ὄργανον διδασκαλικόν*; doch die Hauptsache: der Sprecher geht den Weg von der Vorstellung zum Lautzeichen, der Hörer umgekehrt, muß sich, indem er das Gesprochene durchs Ohr aufnimmt, vom Wort zur Vorstellung des Sprechers hinfinden. Nichts natürlicher also, als daß wenn Sprecher und Hörer zugleich am Sprachschaffen, weil an der Sprachverständigung beteiligt sind, dabei widerspruchsvolle Wirkungen zum Vorschein kommen. Der Sprecher, der in unserem Falle, demjenigen der Wortzusammensetzung, etwa in dem Gefühle des alten Cato: Rem tene, verba sèquentur, fest haftet, benutzt zwei gleichwertige Worte, von denen das eine so gut wie das andere für sich das Gemeinte ausdrücken würde, in der Form einer Doppelung; wie ihm aber nur eine Sacheinheit vor Augen steht, so ist sein Sinn, genau genommen, wie gesagt, auch auf eine Worteinheit aus; die beiden Wörter kommen vereint nur zur Geltung, weil sie so kräftiger zu sagen versprechen, was jedes für sich auch sagen könnte. Auf diese Weise entsteht durch den Sprecher ein Wort wie Tragbahre aus den beiden Substantiven »Trage« und »Bahre«. Der Hörer, der an dem Kompositum zwei Worte heraushört, benutzt sie beide nach ihrer Einzelwirkung auf ihn, um sich gewissermaßen zu der Sachvorstellung des Sprechers hinzutasten, und so bringt er bei der Art, wie er die Verwendung beider Wörter nach dem Sprachgebrauch im Gedächtnis hat, das eine in Beziehung zum andern; weil ihm im Ohre liegt: »Eine Bahre wird getragen«, so wird ihm unwillkürlich aus der Worteinheit des Sprechers eine Wortzweiheit, und nicht nur dies: das erste Substantiv Trage deutet er verbal um: die Trage = Bahre wird eine Bahre zum Tragen. Und nachdem einmal diese Umdeutung vor sich gegangen, ergibt sich selbst die Schiebbahre, weil ja doch die Radebahre geschoben wird. Und weiter läuft die Reihe, indem gesagt wird, was

man auf der Bahre fortschafft; daher Mistbahre, Brotbahre Leichenbahre. Die Leichenbahre wieder kommt bei einer Trauerfeier zur Verwendung, daher denn auch Trauerbahre; »Eine Bahre woraus gemacht?« Holzbahre. »Wie zu handhaben?« Handbahre.

Für den, der weitere Belege verlangt, seien hier noch folgende Beispiele, wie sie eben zur Hand sind, kurz angeführt:

Nomen mit Nomen: a) Subst. Ehrengruß = zu Ehren + zum Gruß; Tathandlung = Tat + Handlung; Tagsatzung = Tagung + Satzung; Krückstock = er geht an der Krücke + mit einem Stock: Gaudieb = Gauner + Dieb; Spitzbube = Spitzhut (dieser Zeichen der Landstreicher und Betrüger) + böser Bube (Lotterbube); ebenso a = b: Sturmwind, Feuersbrunst; Mahlzeit = Mahl + Hochzeit (hochgezît); Wettstreit, Nutznießung; Schafkopf = Schaf + Dummkopf; Werdegang = Werden des Helden + sein Lebensgang. Dial. Pläsiervergnügen; ahd. geneztunc = gynaeceum + tunc; Schuster mhd. schuoch-sutaere = schuochworhte + sutaere; arcubalista = arcus + ballista.

b) Adjektiv: quittledig; auch freiquittledig bei H. Sachs; paßrecht = passend + recht; ein selten guter Mann = ein seltener Mann + ein besonders guter Mann; dankerkenntlich (Goethe an seinen Fürsten) = dankbar + erkenntlich; sicherstellig (Goethe, Epilog z. Schs. Gl.) = sicher + anstellig; hartverständig (Goethe) = hartherzig + verständig; hintertückisch = hinterlistig + tückisch; heimtückisch = heimlich + tückisch; hämtückisch = hämisch + tückisch; rottwelsch = rottisch + welsch; stahrblind = starr + blind, starres, blindes Auge; Volksetymologie; offensichtlich = offenbar + sichtlich; weiter offenkundlich; notdringlich = notwendig + dringlich; nächstfolgend, nächstkünftig, nächstvorhergehend. J. Wackernagel erklärt *βλάσφημος* aus **βλαψφημος*, aber wie wird *βλαψ-* zu *βλασ-*? Die Schwierigkeit verschwindet, wenn man ansetzt als wechselnde Bezeichnung für einen Schmähsüchtigen: *βλάπτων* + *δύσφημος*; *δλβιοδαίμων* ist nicht »von der Gottheit (*δαίμων*) gesegnet«, sondern Zusammenbildung aus *ὄλβιος* + *εὐδαίμον*; *ἦμαρ μελάγχιμον* (Äschyl.) = *μέλαν* + *δύσχιμον*; *ἀλλογνώτῳ ἐνὶ δήμῳ* Od. 2,366; ebenso *ἀλλογνώτων ἐνὶ δώμῳ*: *ἀλλόγωτος* = *ἄλλος* + *ἄγνωτος*: *οἶνον μελίφρονα* = *μελιηδέα* + *εὔφρονα*;

πολλῶν ἀντάξιος ἀνδρῶν[1]) vom Arzt bei Homer, Mischung der beiden Wendungen: ἀντὶ πολλῶν ἐστι + πολλῶν ἄξιος (ἐστι); τοιοῦτος = τοῖος + οὗτος; ähnlich der-jen-ige; πάμπολλα = πάντα + πολλά = lat. plerique omnes, was nach Donat zu Ter. Andr. l. 1, 28 früher ein Wort war.

Verbum mit Verbum: wallfahren = wallen + fahren; χαλέπτειν, Od. 4,423 »wer von den Göttern Dich bedrängt, hindert« sucht Curtius (Gr. Verb. I, 230) vergeblich zu erklären; es ist χαλεπαίνειν + βλάπτειν; praestolatur »wartet« = praesto est + opitulatur »ist zu Diensten«, quid id tua rēfert = quid id tua rē (opus est)? + quid id tibi rĕfert[2]), gewahrnehmen (Schiller) = gewahr werden + wahrnehmen; βάσκιθι von Tyrannio als Worteinheit angesehen[3]) = βάσκε + ἴθι (ἄπιθι) offenbar richtig, ähnlich wie vorher pleriquomnes. Die Lehre von der Elision schafft erst zwei Wörter; frz. parachevé = parfait + achevé; maintenir = manier »handhaben« + tenir; Angleichung an main Hand-Hörvorgang (Volks-Etymologie); niederzwingen = niederwerfen + zwingen; Weiterleitung zu niederringen, niederknallen; um vorzufragen = (mit) vorzukommen — anzufragen; sich überantworten = sich übergeben — einem antworten (nachgeben); überprüfen = überlegen, überdenken — prüfen usw.

Adverb mit Adverb: Dermaleinst = dermalen + dereinst; frühmorgens = früh + des Morgens; in der Morgenfrüh = (am) Morgen + in der Frühe; frz. ainsi = afr. ainz soviel wie mais = »vielmehr« als kräftige Bejahung + si; fürbaß: J. Grimm, Gr. 3,214 »für hier durchaus Adverb« = vorwärts also, was auch baz. besagte. Jw. 1126: dô ne mohte der gast vür noch wider »weder vorwärts noch zurück; 327 do fuorte sie mich ein wenec von der linten baz; dann Parz. 204, 14 der kunec mit her reit vürbaz; gr. ἐναντίον μάχεσθαι = ἐνωπῇ angesichts + ἀντίον; ebenso ἐνάντα = ἐνωπῇ + ἄντα; frz. enavant = en, lat. inde »von da hinweg« + avant »vorwärts«; lat. postibi = postea + ibi (dies »da«, zeitlich); ἐξονομακλήδην (Hom.) »namentlich« = ἐξονομαίνων + κλήδην (»rufweise«); sonach = soweit + demnach, also, was Paul, Wrtb. dem Ursprunge nach als

1) Vgl. Archiv 1925 S. 21.

2) Weiter ausgeführt in Angleichung bei refert-interest von Chr. Rogge, Philol. Wochenschr. 1921 S. 762 ff.

3) Steinthal, Gesch. d. Sprachw., B. d. Gr. u. R. 483.

unklar ansieht, sehr wohl deutbar; und somit? Man denke an Wendungen wie: »So stellt sich heraus« und »damit stellt sich heraus«; daß man auf dem Wege eingehender Einzelforschung manches anders wird erklären können, bleibt vorbehalten.

Demnach wäre unser Ergebnis über Ursprung und Wesen der Wortzusammensetzung dieses: 1. Der Typ einer Wortzusammensetzung entsteht, indem der Sprechende zwei gleichwertige Wörter zu einer neuen Worteinheit verbindet; in Tragbahre a = b. 2. Der Typ erfährt vom Standpunkte des Hörenden aus eine Umdeutung im Sinne einer syntaktischen Verbindung; eine Bahre wird getragen, daher Tragbahre nun eine Bahre zum Tragen, und so fort, dann Schiebbahre usw. 3. Ist so das Kompositum nach seinem Ursprung aus der syntaktischen Verbindung eines Satzschemas — die Bahre wird geschoben — zwar das Überwiegende in dem Vorgang, so ist diese Art, wie man sieht, doch erst eine abgeleitese (sekundäre); am Anfang der Reihe steht die Schöpfung aus dem Gleichwertigen zweier gleichbedeutender oder sinnverwandter Wörter. 4. Als Grundsatz der Forschung muß daraufhin gelten: Eine Wortzusammensetzung kann erst dann als erklärt gelten, wenn man bis zu ihrem Ausgangspunkt, dem musterschaffenden Typ, mit seiner Bindung des Gleichen, vorgedrungen ist.

Wir sehen: das Sprachschaffen des Sprechenden wird durch das Eingreifen des Hörenden, sobald einmal der Typus vorliegt, vollständig verdrängt; eine überraschende Erscheinung, wie mag sie sich erklären? Wie kann der Sprecher, den wir doch immer als den Schöpfer des wirklich Neuen werden ansehen müssen, so in den Hintergrund gebracht werden? Der Grund liegt, soviel ich zu sehen vermag, darin, daß der Sprecher auch sein eigener Hörer ist. Weil nun die Sprachschöpfung zum größten Teil unbewußt geschieht, also der Sprechende von seinem Tun selten eine klare Vorstellung hat, so ist es verständlich, daß auch er durch das Ohr über sein eigenes Tun irregeführt, jedenfalls gegenüber den anderen Hörern, die das neue Wort nur hinnehmen, nicht weiter zur Geltung kommt, es sei denn, daß wieder ein neuer Typ erbracht werde.

Sofort erhebt sich hier noch eine Frage: Wie unterscheidet sich diese Bindung von anderen Arten; oder: inwiefern stimmt

sie mit ihnen überein? Inwiefern ist zum Beispiel Wortzusammensetzung etwas anderes als Kontamination (Vermischung, Verquickung, engl. blanding), wo doch, wie Wheeler (Analogy) und Paul (Principien) richtig hervorgehoben, die Neubildung auch dadurch zustande kommt, daß zwei gleichzeitig sich aufdrängende Bezeichnungen für dieselbe Sache zu einer einheitlichen Neubildung vereinigt werden? Der Hergang ist also der gleiche, wie wir ihn als Ursprung der Wortzusammensetzung kennengelernt haben. Demnach kann der Unterschied zwischen beiden nur ein gradueller, nicht aber ein wesentlicher sein. Das hat richtig Delbrück geahnt, wo er »Grundfragen« S. 112 zu Wheeler Stellung nimmt. Wenn er freilich Schwiegermutter mit zu den Analogiebildungen der Kontamination rechnet und etwas künstlich die Entstehung des Wortes so erklärt, daß Schwieger socrus als Femininbildung gegenüber dem maskulinischen auf -er ein Unlustgefühl erregt, oder auch im Gespräch zu Mißverständnissen geführt habe, so wird man ihm schwerlich beipflichten können. Die Sache liegt vielmehr so, daß neben der Bezeichnung Schwieger die andere Mutter herlief, wie ja noch heute die eigene Tochter, und ihr folgend der Schwiegersohn, Mutter sagen werden. Aus beiden Verwendungen entstand dann, wie in anderen Fällen, Schwiegermutter, wurde aber nicht als a = b verstanden, sondern, indem a zu b im Verhältnis gedacht wurde, als »Mutter durch Verschwägerung«, woraufhin sich dann Schwiegertochter. Schwiegersohn, Schwiegervater in gleichem Sinne und mit gleicher Bildung naturgemäß anschlossen.

Schwiegermutter zählt eben nach herkömmlicher Auffassung deshalb nicht zu den Kontaminationen, weil diese nur da gefunden werden, wo die beiden zusammengefügten Wörter in der neuen Worteinheit bloß verkürzt oder verstümmelt zur Geltung kommen, wie das z. B. dial. Lichterne = Licht + Laterne; Latücht = Laterne + Licht; lat. lucerna = luc—s + lanterna ausweisen. Auch Tragbahre könnte man, genau genommen, zur Kontamination rechnen, da ja Trage um sein e gekürzt erscheint. Ebenso steht es mit Endzweck, das entsprang aus »Ende« und »Zweck«, weil man im Wechsel sagte: »Das geschah zu dem Ende« und »das geschah zu dem Zweck«. Die Grammatik wird vermutlich trotz der z. T. verschwommenen Grenzen die alte Bezeichnung Komposition und Zusammensetzung für diejenigen Fälle beibehalten,

wo die beiden an einander gefügten Wörter dem Ohr als solche erkennbar auftreten. Es dürfte sich aber empfehlen, als übergeordnete Bezeichnung den Namen der Bindung einzuführen. Wenn bei der Kontamination die Bindung, enger und geschlossener gehalten, eine Verstümmelung der beiden Wortganzen mit sich führt, so wird dieses daher kommen, daß der Sprechende von einem lebhafteren Gestaltungstriebe geleitet wird; der Unterschied zwischen Wortzusammensetzung und Kontamination läge also im Sprechtempo.

## II. Einzelfragen der Wortzusammensetzung.

Nur auf einige Hauptprobleme können wir hier eingehen. Da steht voran

### 1. Die Durchführung des Prinzips,

daß alle Wortzusammensetzung ursprungsgemäß Kontamination, und daß daher ein Kompositum erst als erklärt gelten kann, wenn sich erkennen läßt, welchem Typus es zuzurechnen und wo einzureihen ist. Die Wörterbücher wissen bisweilen nicht zu erklären. Kluge führt nur an, daß es dafür bei Luther beiweilen heißt; er hätte auch unterweilen, zuweilen nennen können. Wir sehen darin eine Anbildung an bisher. Dem Sprecher, der bisher sagen wollte und dafür auch beiweilen sagen konnte, brachte, von einem Ausdruck zum andern überspringend, die Mischung bis-weilen heraus. So fällt auch Licht auf bislang, das man unzutreffend aus bis so lange entstehen läßt, ohne daß gesagt wird, wie man sich den Hergang denken soll. Man versteht die Komposition, wenn man ansetzt: bislang = bisher + eine Zeitlang. Und bisher selbst? Paul im Wrtb. gibt an, daß früher einfaches her genügte. Aber gleichwertig sagte man auch bis jetzt, bis heute; darum bisher eine Mischung aus: bis jetzt + her; man könnte auch denken: bis jetzt + von Alters her. Früher galt neben bisher auch zeither; dieses = zeitweilig + bisher. Seither = seitdem bisher.

Das Adj. frei finden wir in vielen Zusammensetzungen, z. B. staubfrei, schmerzfrei, schuldenfrei usw. in dem Sinne frei von etwas, und die Forschung hat damit die Aufgabe, zurückzugehen auf den Fall einer Kontamination zweier Adjektive, wo a = b. Mhd. findet sich adelfrî, was sich deuten läßt als adelîh + vrî; wer adelig ist, von dem gilt gleich-

falls, daß er frei ist. So auch lêdecvrî. Nun brauchte man aber vrî in syntaktischen Verbindungen auch als los von etwas, ohne etwas, z. B. muotes unde gnostes vrî; es ist daher verständlich, das entstand: betevrî, zentvrî »steuerfrei«, bildevrî, kampfvrî usw. immer frei von. Wenn wir dann aber im 18. Jahrd. finden gastfrei (»ein gastfreies Haus«), wo wir doch verstehen frei für Gäste, so haben wir darin einen neuen Typ, der sich so erklärt: gastfrei = gastlich + kostfrei (»wo man Kost frei hat).«

Allerdings ist es richtig, wenn E. Schröder, Nachr. der Gött. Ges. d. W. 1923, Ortsnamen wie Rauschenbach, Klingental, Schauenburg, Leuchtenburg in Verbindung bringt mit syntaktischen Ausdrücken wie: »am rauschenden Bach, im klingenden Tal;« aber daß sie aus der partizipialen Bildung auf -enden direkt durch Dissimilation der beiden n sollen hervorgegangen sein, also lautgesetzlich, ist schwer zu glauben; dann müßte ja auch die participiale Bildung selbst, wie wir sie im Kinderliede haben:

Es klappert die Mühle am rauschenden Bach

sich also verwandeln, abgesehen davon, daß dann immer noch zu erklären wäre: woher die feste Bindung: »Klingental, Schauenburg.« Anders, wenn wir Klinge, »Schlucht« und Tal als synonyme Bezeichnungen mit einander verknüpft denken. Ergab das Klingental, so konnte nach diesem Muster Rauschenbach entstehen. Ähnlich mochte eine Anhöhe eine Schau heißen und dieses Wort sich mit dem gleichwertigen Burg zu der Worteinheit Schauenburg zusammenschließen. Man sieht es aber Namen wie Schauenburg, Leuchtenburg, -berg, Lauenburg, Oldenburg, Nauenburg deutlich an, daß sie irgendwie ähnlich, nämlich auf dem Wege der Angleichung gebildet sind: zuerst Schaffung des Typus durch Kontamination und dann analoge Anreihung.

2. Was unsere bisherigen Eröterungen erkennen ließen, das ist dies: wie daß Verbum ein Stück nominaler Komposition werden konnte, ein altes Problem der Sprachwissenschaft; sahen wir doch, wie aus Trage + Bahre durch Umdeutung entstand Tragbahre = »Bahre, die getragen wird,« und wie sich daran anschloß Schiebbahre als »Bahre, die man schiebt.« Der allgemeine Satz lautet also: »Das Verbum ist als Bestandteil der Nominalkomposition dadurch aufgekommen, daß der rein nominale Typus der Doppelbildung (Tragbahre aus

Trage + Bahre) verbal mißverstanden und so fortgeleitet wurde (Schiebbahre, Trauerbahre usw.). Es ist daher ein Irrtum, wenn H. Paul, Deutsche Gr. 5, 4, die Zusammensetzungen überhaupt aus syntaktischen Gebilden hervorgehen läßt.

Eine besondere Art des Mißverstehens liegt vor in den Imperativbildungen, wenn man Sparpfennig, Ehrenpfennig, Schimmelpfennig in dem Sinne: Laß den Pfennig schimmeln, ehre den Pfennig usw. versteht. Wie das Verbum zum Nomen hinzukommt, kann uns verständlich machen die Bildung Zehrpfennig, entstanden aus Zehrung + Pfennig; den Wanderburschen reichte man ehedem die Zehrung oder mit demselben Sinne seinen Pfennig, woher dann Zehrpfennig. Und als hier wieder die verbale Umdeutung eintrat war der Weg zur Schaffung ähnlicher Beispiele offen. — So geschah es auch, daß Liebrecht, entstanden aus Liub-brecht und Liudbrecht, imperativisch umgedeutet wurde und dann Formen wie Lebrecht, Glaubrecht, Liebegott usw. im Gefolge hatte.

3. Aus unserer Grundauffassung der Kompositionen ergibt sich auch, daß wir die Ansicht von einem allmählichen Zusammenwachsen loser Wortelemente oder Entstehung des Kompositums aus bloßer Juxtaposition ablehnen müssen. Bildungen wie Tageslicht, Tagesstern, Gotteshaus mit dem Ton auf der ersten Silbe haben allerdings die genitivische Form duech psychologische Verknüpfung mit den syntaktischen Wendungen: Des Tages Lícht, Gottes Haùs erhalten, sind aber in dieser Form nicht ursprünglich; lauteten sie doch früher tágelieht, gótahus (auch bétahus). Von hier aus findet auch die sogenannte s-Fuge als »ungrammatischer Vorgang« ihre Erklärung: liegt Freundesdienst vor so begreifen wir auch »Freundschaftsdienst, Liebesdienst«. — Wenn zu Frieden ein Adj. zufrieden hergibt, so kommt es daher, daß der adverbiale Ausdruck nominal etwa an bescheiden angeglichen ist. Ohn Gefähr wurde zu »ohngefähr« und weiter zu »ungefähr«, weil es sich einheitlichen Ausdrücken wie beinahe, nahezu und weiter Adjektiven nach Art von ungenau, ungewiß anreihte.

Wird lose Bindung so zu fester, so kann sich feste nach entsprechendem Muster auch wieder lösen. Im Mhd. begegnet sêrwunt = sêr »versehrt« + wunt«, und analog gebildet verchwunt, tôtwunt; aber später erscheint sehr als Bezeichnung eines hohen Grades in loser Bindung: sehr wund, sehr ge-

sund usw. Es hat die Rolle von vil übernommen, wie wir es haben in mhd. vil dicke, vil nâhe, vil gerne, während vielleicht als Überbleibsel dieser Bildung, von vil lîhte her, zu fester Bindung gelangte; die Volkssprache bietet die Form verleicht und führt uns auf ein Muster wie »vermutlich«.

### 4. Rückbildung bei der Komposition.

Wir sahen früher, daß der Sprachbetrieb bei einer Kontamination nicht dahin gehen konnte, eine Wortzweiheit zu schaffen, in dem Sinne, daß a nähere Bestimmung zu b wäre, sondern daß nur eine neue Worteinheit kann gewollt sein. Darum begreifen wir es auch leicht, wenn die scheinbare Wortzweiheit nicht gewahrt bleibt, sondern verloren geht. In den Dialekten wird ein Mundvoll, eine Handvoll zu Mumpfel, Hampfel. Warum aber? Wir antworten: Weil Angleichung an »Löffel, Schüssel, Nössel, Scheffel«, d. h. an andere Maßangaben vorliegt. Es ist ein Irrtum, wenn man meint, es käme in der Sprache viel auf etymologische Durchsichtigkeit eines Wortes an; dem Sprecher liegt allein daran, daß ein Wort anschaulich und bestimmt das bezeichnet, was beim Sprechen vorschwebt. Und das wird vornehmlich erreicht, indem das Wort sachlich in fester psychologischer Verknüpfung mit sinnverwandten Ausdrücken steht. Dialektisches Handschen für Handschuh erklärt sich als Handbekleidung nach der Fußbekleidung Latschen. Junker, aus mhd. juncherre, hat sein Maß nach Ritter, Diener. Jungfer entsteht aus mhd. juncvrouwe als Seitenstück zu Junker; angereiht an Diener, wird es Bezeichnung für ein besseres Dienstmädchen. W. Horn sucht in einer mit Recht viel beachteten Schrift: »Sprachkörper und Sprachfunktion« zu beweisen, daß die Sprache — sagen wir genauer, der sprechende Mensch — Wortstücke, die bedeutungslos geworden sind, mit der Zeit fallen läßt. Dafür werden treffende Beispiele in reicher Zahl geboten; aber warum ein Wortstück bedeutungslos wird, darüber erführe man doch gerne Näheres. Horn faßt, so viel ich sehe, den Hergang als eine langsame Fortentwickelung des für sich stehenden Einzelwortes. Wir müssen, wie unsere Ausführungen zeigen, auch den Nachweis der Assoziation wünschen.

5. Noch eine Frage hat bisher viel Kopfzerbrechens gemacht, es ist die Bedeutung der Komposition. Im Grunde wurde oben darauf die Antwort schon gegeben. Die indischen Grammatiker haben viel Scharfsinn aufgewandt, um nach dem

logischen Verhältnis der Glieder eines Kompositums eine Einteilung für diese Wortart zu gewinnen. Nachdem man dies Verfahren lange bewundert hatte, erklärte W. Wundt es für psychologisch wertlos. Und mit Recht: ein Schwarzkopf ist zwar der, welcher einen schwarzen Kopf hat, aber was gewinnen wir, wenn wir danach besitzanzeigende Komposita unterscheiden, gleich den Indiern mit ihrem Bahuvrihi (eigentlich »viel Reis habend«)? Wer einmal sagte: »Da kommt der Schwarzkopf!« wollte wirklich nur auf den schwarzen Kopf hinweisen; an ein Besitzverhältnis war gar nicht gedacht, aber der Schwarzkopf wurde gleicherweise auch Georg oder Gottfried genannt; kein Wunder daher, daß Schwarzkopf auch Bezeichnung derselben Person wurde.

Und so verstehen wir ein Kompositum erst vollständig, wenn es da eingereiht ist, wo ihm die psychologische Verknüpfung seinen Platz anweist. In Daniel Sanders' deutschem Wörterbuch finden sich acht enge Spalten voller Zusammensetzungen mit Kopf; für einen Sprachforscher, der psychologisch vorgeht, eine schöne Aufgabe, was hier alphabetisch angereiht ist, nach sachinhaltlicher Verknüpfung zu ordnen. Da würde sich zu dem angeführten Schwarzkopf zunächst stellen: Rotkopf, Blondkopf, Flachskopf, Krauskopf, Kohlkopf, Langkopf, Rundkopf, Katzenkopf usw. — Krauskopf, Katzenkopf gehören aber sofort einer ganz anderen Gesellschaft zu, wenn sie auf das Geistige bezogen werden. — Und was ist Schafskopf, wenn das Wort etwas anderes bedeutet als »Kopf eines Schafes«? Ich denke, diese Bezeichnung hat auch einen anderen Ursprung und kommt daher, daß man zu einem beschränkten Menschen gleicherweise sagt: »Du Schaf!« und »Dummkopf du!« Wer von dem einen Schimpfwort zum andern übersprang, brachte Schafskopf zustande. Bockskopf, Eselskopf, Kalbskopf, Kindskopf sind von derselben Art. — Schweinhund wird nicht erklärt, wenn man auf den Hund für die Schweine zurückgeht, sondern schon eher, wenn man es — sit v. v. — mit Sauluder, Saukerl in Verbindung bringt und sich erinnert, daß »Du Schwein!« und »Du Hund!« ebenso wie »Sau« und »Luder!« je allein argen Schimpf und kontaminiert dies in verstärktem Maße ausdrücken. Schneeweiß deuten wir als weiß wie Schnee, es ist aber = schneeicht (schneeig) + weiß; schneebleich, schneeblaß schließen sich an. Schloweiß, »schloßenweiß«, hat sein Muster in schneeweiß.

Man hat in Anlehnung an W. Wundt behauptet, der wirkliche Anfang einer Kompositionsbildung sei immer eine Modifikation der Bedeutung des syntaktischen Verbandes, der dann konventioneller Ausdruck werde für die irgendwie einheitliche Gesamtvorstellung[1]). »Junggeselle«, sagt Delbrück, »bedeutet zunächst den in eine Genossenschaft aufgenommenen Gesellen, dann einen jungen unverheirateten Mann, endlich einen Hagestolz überhaupt, und der Begriff jung ist dabei so in Vergessenheit geraten, daß die Verbindung alter Junggeselle technisch geworden ist.« Damit haben wir wohl die Festlegung von Tatsachen, aber eine schiefe Beleuchtung derselben, jedenfalls keine Erklärung. Diese erhalten wir erst, wenn wir die psychologische Verknüpfung des Kompositums aufsuchen. Junggeselle als Bezeichnung des Zunftgenossen gehört in die Reihe: Lehrling, Altgeselle, Meister und hat gar nichts gemein mit der unverheirateten Person, die ebenfalls Junggeselle heißt; hier sind zusammengeordnet: Hagestolz, Junggeselle, Ehemann, Gatte. Nicht das jung in Junggeselle — dies ursprünglich jung Gefährte, Kamerad, Bursche, Freund — hat seine Bedeutung gewandelt, sondern juncgeselle als ganzes Kompositum hat durch neue Angleichung einen andern Sinn erhalten und ist so überhaupt ein neues Wort[2]). — Untier, gebildet nach Unmensch, wo un- verneinend ist, muß so verstanden werden, daß un- die Bedeutung des Tierischen verstärkt; es kommt nicht mehr auf einen Ausdruck für Tier an, sondern Untier bezeichnet den rohen Menschen. Dasselbe beim Wortausgang, wenn der Schweizer vergeßlos bildet aus vergeßlich und achtlos; hier los steigernd, nicht = frei, los von etwas.

In Summa: Komposita werden nicht verstanden, indem man fragt: »Wie verhält sich a zu b?«, sondern indem man aufsucht, wie es zu a + b kommt, und was aus der Worteinheit a + b wird; mit andern Worten, wie der Typ einer Wortzusammensetzung als Sprechvorgang entsteht und als Hörangleichung fortgeleitet wird.

---

1) B. Delbrück, Grundfragen der Sprachforschung S. 124.

2) Vgl. Chr. Rogge, Wandel der Wortbedeutung als Angleichung Assoziation), Zeitschr. f. Deutschkunde 1924 S. 201 ff.

(Eingegangen am 25. Juli 1925.)

# Literaturberichte.

M. Leinert, Die Sozialgeschichte der Großstadt. Hamburg (Vera-Verlag) o. J. (1925). 299 Seiten.

Die zusammenfassende Monographie bringt auch dankenswerte sozialpsychologische Darstellungen des großstädtischen Bürgertums und Proletariats, auf die hingewiesen werden mag. Sie scheint sehr geeignet, in die Materie, die heute insbesondere dem pädagogisch interessierten Psychologen wichtig sein muß, orientierend einzuführen, wozu ein gutes Literaturverzeichnis noch beiträgt. A. Busemann (Einbeck).

---

Paul Häberlin, Der Beruf der Psychologie. Nach der Baseler Antrittsvorlesung vom 13. November 1922. Basel, Kober C. F. Spittlers Nachfolger, 1923. 24 Seiten.

Um zum Verständnis der Aufgabe und des Berufes der Psychologie zu gelangen, umreißt H. mit kurzen Strichen das Gebäude der Wissenschaften überhaupt. Zu dem Zwecke unterscheidet er das primäre oder intuitive Urteil und das reflektierende Urteil. Das erstere liegt vor in jeder Wahrnehmung, in jedem Eindruck von der Wirklichkeit, in jeder unmittelbar wertenden Einstellung zum eigenen oder fremden Verhalten. Im reflektierenden Urteil überdenken wir prüfend, vorprüfend, bestätigend, verwerfend oder korrigierend das intuitive Urteil. Wissenschaft ist stets Reflexion, die aber die Intuition notwendig voraussetzt. Nun ist im intuitiven Urteil unsere Einstellung zum Objekte so beschaffen, daß uns dieses Objekt gegenübersteht und wir bewertend dazu Stellung nehmen. Objektsetzung und Bewertung liegen in jedem dieser Urteile. Das gliedert die Wissenschaften in zwei große Gruppen. Die Wissenschaften, die die Objektsetzung untersuchen, sind die empirischen Wissenschaften; die Wissenschaft, die die Wertsetzung prüft, ist die Philosophie.

Wie steht darin die Psychologie? Sie ist zunächst ohne Zweifel reine Tatsachenwissenschaft. Es muß nur noch ihre Stellung im Ganzen der empirischen Wissenschaften genauer bestimmt werden. Dazu geht H. vom Charakter des Wirklichen aus. Jedes Wirkliche tritt der Wahrnehmung als Wirksames entgegen. Darum nennt er es Funktionssubjekt. Seine Wirksamkeit ist stets zugleich zweierlei: Einwirkung auf andere Subjekte und Auswirkung seiner eigenen Wirklichkeit. Sofern nun eine Wahrnehmung Feststellung der Tatsache einer Auswirkung und ihres Zusammenhanges mit der Wirklichkeit des Subjektes ist, heißt sie verstehende Wahrnehmung. Dieses Verstehen kann mehr oder weniger vollkommen sein. Es gibt drei Grade des Verstehens: die größte Verständlichkeit haben die Personen, halbe oder vage Verständlichkeit haben die Lebewesen, fast gar

keine Verständlichkeit kommt den Dingen zu, die also fast nur Einwirkungen konstatieren lassen. Wir nennen alles Wirkliche psychisch, dessen Wirksamkeit wir in den Zusammenhang desjenigen Subjekts einordnen können, das wir das eigene Ich nennen. Alles Wirkliche, das nicht oder nur minimal verstanden wird, ist Natur. So ist also das Wirkliche um so mehr Natur, je weniger es verstanden, und um so mehr Seele, je intensiver es verstanden wird. Darum kann es nur zwei empirische Wissenschaften geben: Naturwissenschaft und Psychologie. Psychologie ist alle verstehende Wissenschaft. Damit ist ihre Aufgabe gekennzeichnet.

Ihr Beruf folgt daraus. Je mehr eine Wirklichkeit zu verstehen ist, desto besser kann sie bewertet werden. Dem geringsten Verständnis entspricht die geringste Bewertungsmöglichkeit: die technische Beurteilung. Der wissenschaftliche Beruf der Psychologie ist also, die volle Grundlage für das richtige Verständnis, d. h. für die Arbeit der Philosophie zu schaffen. Nun hängt vom richtigen Werten das rechte Verhalten gegen andere ab. So gibt denn letzten Endes die Psychologie die Grundlage für den sinnvollen Verkehr der Menschen untereinander. Das ist ihr überwissenschaftlicher Beruf.

Zur Widerlegung der hier angedeuteten Gedanken, die im wesentlichen dieselben sind wie in seiner Schrift »Der Gegenstand der Psychologie« (1921), reicht der hier verfügbare Raum leider nicht aus.

Aloys Müller (Bonn).

---

Anna Tumarkin, Professor der Philosophie an der Universität Bern, Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Psychologie (Wissen und Forschen. Schriften zur Einführung in die Philosophie Bd. 15). Leipzig, Felix Meiner, 1923. VIII und 166 Seiten. 3 M., geb. 5 M.

Die Verfasserin ist mit den beiden Formen, die sie in der heutigen Psychologie findet, unzufrieden. Gegen die Vorstellungspsychologie, die den Gegenstand der Psychologie in den Vorstellungen als psychischen Wirklichkeiten sieht, wendet sie ein, es werde da wohl etwas Erkennbares geboten, aber das sei nicht mehr psychisch, weil es keine isolierten Bewußtseinsinhalte habe. An der zweiten Form (von Dilthey, Bergson u. a.), die auf die unmittelbaren, nur erlebbaren Tatsachen des Bewußtseins zurückgehen will, setzt sie aus, daß diese Form zwar ein eigentümlich Psychisches kenne, es aber nicht gegenständlich zu fassen vermöge. Der Gegenstand der Psychologie müsse beides sein: psychisch und erfaßbar. Sie findet ihn in dem einheitlichen Lebenszusammenhang, als dessen Äußerungen alle einzelnen Bewußtseinsinhalte erscheinen. Dieser Lebenszusammenhang ist nicht unmittelbar zu erfassen, sondern wird, soweit es überhaupt möglich ist, von den einzelnen Bewußtseinsinhalten her rekonstruiert. Innerhalb dieses Zusammenhanges ist vielleicht auch einmal kausale Erklärung möglich. Aber sie bleibt dem Seelischen fremd. Das Psychische muß nicht kausal erklärt, sondern verstanden werden. »Ein Psychisches verstehen heißt die Rolle erkennen, die es in dem allgemeinen Zweckzusammenhang des Lebens spielt, im Dienste jener objektiven Einheit, die herzustellen und zu wahren alles Leben unablässig strebt« (S. 63). Dementsprechend sucht die Methode der Psychologie die seelischen Funktionen aus ihren objektiven Aufgaben heraus

zu verstehen, z. B. aus der Aufgabe der sittlichen Selbstbestimmung des Wollens. So ergeben sich generelle Resultate. Wie steht dazu das Individuelle? Der individuelle Zweckzusammenhang ist uns nicht gegeben, wir müssen ihn in zwei Schritten konstruieren. Im ersten Schritt ergänzen wir das Seelenleben des Individuums, indem wir seine Äußerungen manchmal anders deuten, als es sie gedeutet haben will. Im zweiten Schritt ergänzen wir das bewußte Seelenleben durch das unbewußte. Das Unbewußte füllt erst ganz die Lücke des individuellen Zweckzusammenhanges.

Die Psychologie ist nach T. also eine Tatsachenwissenschaft. Mit der Naturwissenschaft hat sie den Ausgangsgegenstand — den wahrgenommenen Inhalt — gemeinsam. Aber die Naturwissenschaft ordnet ihn in einen Kausalzusammenhang, die Psychologie in einen Zweckzusammenhang ein. Von den Geisteswissenschaften ist sie dadurch geschieden, daß nicht der Niederschlag der geistigen Tätigkeit ihr Gegenstand ist, sondern diese Tätigkeit selber. Aber indem sie als Lehre vom menschlichen Bewußtsein dessen ganzen Kulturgehalt umfaßt, setzt sie die Geisteswissenschaften voraus.

Die Gegensätze zwischen den drei Richtungen der Psychologie sind meines Erachtens nicht so, wie T. sie sieht. Es ist ihr auch vollständig entgangen, daß die geschmähte naturwissenschaftliche Psychologie gerade auf der Linie, die T. geht, heute selber fortschreitet. In der Ganzheitspsychologie, der sich die Gestaltpsychologie einordnen läßt, haben wir die teleologische Einheit, die T. sucht, ohne daß wir den Zweck mit dem Mittel verwechseln. Aloys Müller (Bonn).

---

Dr. Ferdinand Weinhandl, Privatdozent der Philosophie an der Universität Kiel, Über Urteilsrichtigkeit und Urteilswahrheit. Leipzig, Felix Meiner, 1923. VI und 197 Seiten. 5,50 M.

W. stellt sich das Problem, ob mit den beiden Begriffen der Wahrheit und der Richtigkeit Dasselbe oder Verschiedenes am Urteil bezeichnet wird. Nach einer kritischen Analyse der Problemlösungen von Lask, Bauch, Husserl, Rehmke, Ziehen u. a. untersucht er zuerst den Richtigkeitsbegriff. Dieser Begriff ist ein Zuordnungsbegriff. Man muß formale und materiale Richtigkeit unterscheiden. Die formale Urteilsrichtigkeit besteht darin, daß das Urteil den formalen Kriterien oder Normen genügt, die für alle Urteile gelten. Sie kann auch formale Urteilswahrheit genannt werden. Von der materialen Richtigkeit kann man nicht nur bei Urteilen sprechen. Vielmehr nennt man jeden Gegenstand, der einem anderen zugeordnet ist, dann richtig, wenn die Gefahr besteht, daß er mit einem nicht zugeordneten Gegenstande verwechselt wird. Der Schatten eines Baumes ist dem Baume zugeordnet, aber nicht richtig; dagegen kann der gemalte Schatten richtig oder unrichtig sein. Eine zweite Voruntersuchung betrifft das Wesen des Urteils. Als Urteile definiert W. solche Gebilde, auf die die Prädikate »wahr« und »falsch« angewandt werden können und die in irgendeiner Hinsicht »Urteile über« sind. Er unterscheidet nun eine dreifache (materiale) Wahrheit des Urteils, die gleichfalls eine Zuordnungsrelation ist. Betrachtet man das Urteil als das seinem Gegenstand Zugeordnete (wobei unter dem Zugeordneten das verstanden ist, was mit einem

anderen in Hinblick auf eine bestimmte Relation gesetzt ist), so haben wir den semiotischen Wahrheitsbegriff. Beim intentionalen Wahrheitsbegriff sieht man den Gegenstand als das Zugeordnete an. Die Zuordnungsrelation dieser beiden Wahrheitsbegriffe besteht aber nur unter der Voraussetzung der Zuordnungsrelation zwischen Urteilsprädikat und Urteilssubjekt. Faßt man diese Relation auf als Wahrheit, so kann man von propositionaler Wahrheit sprechen. Auf diese Weise schafft W. sich das Material zur Beantwortung seiner Grundfrage. Daß die formale Urteilsrichtigkeit mit materialer Urteilswahrheit identisch ist, ist klar: sie ist nur eine Bedingung davon. Identisch sind aber semiotische Wahrheit und materiale Richtigkeit (beim Urteil). Da jede Zuordnung umkehrbar ist, darf darum auch das Urteil, das im intentionalen Sinne wahr ist, als richtig bezeichnet werden. Dagegen ist propositionale Wahrheit nicht Urteilsrichtigkeit. Da indes die drei materialen Wahrheitsbegriffe äquivalent sind, darf man auch hier Urteilswahrheit und Urteilsrichtigkeit vertauschen, wenn man nur den Unterschied von formaler Richtigkeit und materialer Wahrheit aufrecht hält.

Dem wesentlichen Ergebnisse der Schrift muß jeder verständige Logiker beipflichten. Es liegt übrigens nichts Neues darin. Was mir aber angreifbar erscheint, das sind die Einkleidung dieses Ergebnisses und alles, was daraus folgt. Hier spielt der Zuordnungsbegriff die Hauptrolle. So richtig es ist, daß die Erkenntnis eine Zuordnung ist, so wenig faßt dieser Begriff das Typische der Erkenntnis. Er bleibt am Formalen hängen. Ich will das wenigstens an einem Punkte der Schrift aufweisen. Zwischen Schlick auf der einen und Geyser und Pfänder auf der anderen Seite besteht in der Auffassung der Leistung des Urteils ein grundwesentlicher Unterschied. Schlick kennt dabei nur die oberflächliche Zuordnung des Zeichens, für die anderen ist Erkenntnis ein unbeschreibbares Erfassen des Gegenstandes. Diesen Unterschied drückt W. in dem semiotischen (Schlick) und dem intentionalen Wahrheitsbegriffe aus, die ja sogar völlig identisch sind, wenn man die Umkehrbarkeit der Zuordnung beachtet. Der Zuordnungsbegriff ist also außerstande, den hier gemeinten Unterschied zu fassen. Die Wahrheit ist sicher eine Zuordnungsrelation. Aber das Wesen der Wahrheit ist das so wenig, wie das Wesen der Liebe zwischen zwei Menschenkindern eine Zuordnungsrelation ist. Alle logischen Tiefen und Feinheiten werden durch die Allgemeinheit des Zuordnungsbegriffs verwischt. Damit mag auch die hohe Wertschätzung der Logistik zusammenhängen.

Außer gelegentlichen Bemerkungen wird der Psychologe nichts finden, was seine Wissenschaft direkt betrifft. Er würde aber indirekt Nutzen haben, wenn W. nicht im Formalen stecken geblieben wäre, sondern das spezifisch Logische herausgearbeitet hätte.

Aloys Müller (Bonn).

---

Gabriel Compayré, Die Entwicklung der Kindesseele. Mit Erlaubnis des Verf. übersetzt und mit ergänzenden Anmerkungen versehen von Chr. Ufer (Internationale pädagogische Bibliothek, herausgegeben von Chr. Ufer, Bd. 1). 2. neu durchgearbeitete Auflage. Altenburg i. Th., Oskar Ronde, 1924. VII und 457 Seiten. 8 M., geb. 10 M.

Das Buch von C. war einmal eine für weitere Kreise passende, sehr hübsch geschriebene Darstellung der Kinderpsychologie und ist heute noch in manchen Teilen mit Vergnügen zu lesen. Aber es entspricht in seiner jetzigen Form durchaus nicht der heutigen Lage der wissenschaftlichen Kinderpsychologie. Manche inzwischen stark bearbeitete Partien fehlen ganz, so die Entwicklung des Zählens, der Relationsauffassung, das kindliche Zeichnen, die Märchenphantasie. Andere, so vor allem die über das Denken, zeigen keinen Einfluß der heutigen Forschungen. Die Literatur ist in spärlichstem Maße nachgetragen. So ist das Buch für den wissenschaftlichen Psychologen nur ein historisches Dokument.

Aloys Müller (Bonn).

---

Otto Löwenstein, Experimentelle Hysterielehre, zugleich ein Versuch zur experimentellen Grundlegung der Begutachtung psychogener Unfallfolgen. Bonn, Friedrich Cohen, 1923.

Nach dem Vorgange von Alechsieff, Brahn, Lehmann, Mentz, Mosso, Meumann, Sommer, Störring, Weber, Zoneff u. a. entwickelt Löwenstein im Anschluß besonders an das Sommersche Verfahren seine »Methode der unbewußten Ausdrucksbewegungen« mit ihrer »Anwendbarkeit für die Identifizierung geistiger Vorgänge«. Er registriert pneumatisch die Bewegungen der vier Extremitäten, indem er jede Hand und jeden Fuß freibeweglich lagert und auf je einer Mareyschen Kapsel ruhen läßt, so daß alle Bewegungen von Händen und Füßen gesondert aufgenommen werden. Ferner registriert er Brust- nnd Bauchatmung pneumatisch in der üblichen Weise. Endlich registriert er sämtliche Bewegungen des Kopfes dreidimensional durch drei Fadenzugübertragungen. Die Apparatur zeigt noch eine Reihe von Feinheiten, die für die Technik des psychologischen Experimentes von Interesse sind; zudem ist die Apparatur besonders für die otriatrische Diagnostik von O. Brunzlow weiter ausgeprobt worden. (Vgl. »Über eine Methode zur Bestimmung der wahren Hörfähigkeit und die Unterscheidung der organischen von der psychogenen Schwerhörigkeit und Taubheit«, von O. Brunzlow und O. Löwenstein in der Zeitschrift für Ohrenheilkunde und für die Krankheiten der Luftwege, herausgegeben von O. Körner, F. Siebenmann und C. v. Eicken.)

Bereits im 1. Kapitel wird die Verwendbarkeit der Methode zur »Feststellung von Bewußtseinsinhalten beim geistig Gesunden«, im 2. Kapitel ihre Anwendbarkeit »für die Differentialdiagnose zwischen organischer und psychogener Analgesie« besprochen. Hierbei bewährte sich auch ein neues Algesimeter. Hingewiesen sei im einzelnen auf einen Versuch mit gesunden Versuchspersonen, die den Auftrag hatten, willkürlich ihre Schmerzreaktion zu unterdrücken. Dieser Wunsch erzeugte im allgemeinen nicht eine Abschwächung, sondern eine Verstärkung der Reaktion gegenüber denjenigen Fällen, in denen der Versuch der Unterdrückung nicht gemacht wurde. Nach übersichtlicher Zusammenstellung alter und neuer Untersuchungsergebnisse zur »Analyse der Schmerzempfindlichkeit beim Gesunden«, sowie über »Hyperalgesien« und über »Analgesie« folgen Betrachtungen »über den Krankheitswert der hysterischen Sensibilitätsstörung«.

»Die Schreckerregbarkeit beim geistig Gesunden« und »die hysterischen Veränderungen der Schreckerregbarkeit« werden im 3. Kapitel besprochen. Als Schreckreize wurden möglichst gleichmäßige, elektrisch ausgelöste Knallreize verwandt; im übrigen bewährte sich wiederum die skizzierte Apparatur, die auch den Zeitpunkt eines jeden Schreckreizes elektromagnetisch registrieren ließ. Betreffs der sekundären Reizreaktionen, nämlich der »Summationen der Reizwirkungen im weiteren Sinne« (des schon aus Flieger-Eignungs-Prüfungen der psychologischen Hauptprüfungsstelle des VII. A.-K. bekannten, höchst negativ zu bewertenden sogenannten Nachschrecks) ergab sich u. a.: daß »durch die Ablenkung der Aufmerksamkeit zugleich mit der Steigerung der primären Schreckwirkung eine deutliche Herabminderung der sekundären Schreckwirkung experimentell erreicht werden konnte«. »Die sekundäre Schreckreaktion, die wir als den Ausdruck der im eigentlichen Sinne hysterischen Schreckerregbarkeit erkannten, ist nach Art und Grad abhängig von dem Maße, in dem die Aufmerksamkeit sich auf sie richtet. Nicht sie bestimmt vermöge ihrer Intensität die Richtung der Aufmerksamkeit, vielmehr hat das umgekehrte Verhältnis statt, indem aus der Richtung der Aufmerksamkeit das Maß der sekundären Erregbarkeit resultiert.«

Im 4. Kapitel werden »die Störungen der Hörfähigkeit« untersucht. »Die Bestimmung der Hörschwelle beim geistig Gesunden« zeigt das Erfordernis, »bei der objektiven Feststellung der Hörfähigkeit« auf die »Variationsbreite des Hörbildes« zu achten, die »von dem Grade der auf etwaige akustische Reize gerichteten Aufmerksamkeit abhängt«. Nach weiteren Untersuchungen über »die experimentelle Simulation von Schwerhörigkeit und Taubheit«, über »die Perzeption von Verbalreizen bei hysterischer Schwerhörigkeit und Taubheit«, über »die Wirkung von Zitterzuständen und Willkürbewegungen auf die Nachweisbarkeit der Perzeption akustischer Reize bei hysterisch Schwerhörigen und Tauben« und über »die Wirkung von Schreckreizen bei hysterischer Schwerhörigkeit und Taubheit« wird »der Nachweis des inhaltlichen Verstehens bei hysterischer Schwerhörigkeit und Taubheit« dargelegt und anschließend »der Krankheitswert der hysterischen Hörstörung« besprochen.

Analog den akustischen Ausführungen des 4. Kapitels handelt das 5. Kapitel »über die Störungen der optischen Auffassung«. Die Versuchsanordnung gestattete, »jederzeit geräuschlos in eine genau bestimmte Stelle des Gesichtsfeldes des Untersuchten ein Bild zu werfen, und die von der Perzeption oder Apperzeption dieses Bildes etwa ausgehenden Wirkungen zu registrieren; auch ein »Wechsel des Bildes konnte geräuschlos vollzogen werden«. »Während ein Auge abgeblendet war, und während zugleich durch eine Hilfsperson genau beobachtet wurde, ob das zu prüfende Auge der Instruktion gemäß den vorher festgesetzten Punkt dauernd fixierte«, blickte der Prüfling auf eine transparente weiße Wand, auf deren anderer Seite ein allseitig verschieblicher Projektionsapparat mit geräuschlos pneumatisch auslösbarem Zeitverschluß die gewünschten Reizeindrücke, weiße und farbige kleine Kreisflächen oder Druckzeilen darbot. Mit der optischen Ergänzung der Versuchsanordnung zur Registrierung unbewußter Ausdrucksbewegungen wurden zunächst unter Teilnahme von Franz Bausch Untersuchungen »über die Simulation der Sehschwäche« durchgeführt. Es

ergab sich als »das Resultat der Simulationstendenz, die bei der Gesichtsfeldausmessung am Perimeter betätigt wird, ein konzentrisch eingeengtes Gesichtsfeld«; »der Grad der konzentrischen Einengung wechselt«. Es ist nun denkbar, daß durch die Simulationstendenz Reizeindrücke von besonders geringer Klarheit und Deutlichkeit oder von sonst einer phänomenalen Besonderheit als nicht-apperzipiert angegeben werden; Untersuchungen über die Wirkung der Simulationstendenz böten sich dann als ein indirektes Hilfs- oder Ergänzungsverfahren zur experimental-deskriptiven Psychologie dar, während umgekehrt deren Analysierungsergebnisse die beobachteten Wirkungen der Simulationstendenz und entsprechende Ausfallserscheinungen verständlich machen würden. Löwenstein läßt seinen Untersuchungen über experimentelle »Simulation von Sehschwäche« »die Analyse der hysterischen Gesichtsfeldeinengung und der hysterischen Amaurose« folgen; hierbei unterscheidet er »die Perzeption einfacher Lichtreize«, »die Perzeption lichtschwacher optischer Reize« und »die Apperzeption optischer Reize im amaurotischen Gesichtsfeld«.

Im 6. Kapitel werden »die psychogenen Motilitätsstörungen«, »die psychogenen Zitterzustände sowie die schlaffen und spastischen Lähmungen« behandelt.

Das 7. Kapitel handelt einleitend »über den Nachweis gefühlsbetonter Vorstellungen beim geistig Gesunden« mit dem Ergebnis, daß es im allgemeinen leicht gelingt, ähnlich wie durch Bestimmung der Reaktionsgeschwindigkeit beim Assoziationsexperiment, so auch durch »Registrierung der unbewußten Ausdrucksbewegungen solche Vorstellungen zu erkennen, denen im Verhältnis zu anderen Vorstellungen ein besonders hoher Bewußtseinswert zukommt, sei es nun, daß dieser Bewußtseinswert aus äußeren Gründen durch die Hinlenkung der Aufmerksamkeit erst willkürlich erzeugt wurde, sei es auch, daß es sich um die natürliche Betonung einer Vorstellung durch die ihr eigentümliche starke Gefühlsstörung handelte«. Entsprechend wird konstatiert, daß »die Simulierbarkeit der Affektleerheit im Hinblick auf stark betonte Affekterlebnisse« im allgemeinen nur unvollkommen ist, übrigens erhebliche individuelle Differenzen zeigt. Untersuchungen »über Komplexinhalte bei Hysterischen« beschließen das 7. Kapitel, das den Titel »Komplexbildungen« trägt.

Das 8. Kapitel untersucht »die Amnesieen«. Das 9. Kapitel bringt eine »Analyse andersartiger hysterischer Zustandsbilder«.

Das 10. Kapitel hat als Thema »Suggestibilität und Hypnose«. Die Suggestibilität wird bei geistig Gesunden und bei Hysterischen in der Hypnose sowie im Wachzustande geprüft; es werden die unwillkürlichen Ausdrucksbewegungen registriert, nachdem Erschrecken, Analgesie, Hyperalgesie, Lähmungen, Zitterzustände, Furcht und künstliche Komplexe durch entsprechende Suggestionen erzeugt worden waren. Die Versuche »im Zustande maximal gesteigerter allgemeiner Suggestibilität, nämlich dem Zustande der Hypnose« zeigen, »daß die gesteigerte Suggestibilität sich vor allem ausspricht in dem Maße, in dem die primären Ausdrucksbewegungen von sekundären Ausdrucksbewegungen begleitet und durch

diese verfälscht werden«. »Suggestibilität ist eine allgemeine Eigenschaft des gesunden menschlichen Geistes.« »Weder hinsichtlich der Form noch hinsichtlich des Inhaltes lassen sich Merkmale auffinden, durch die die Suggestibilität des Hysterischen von der des Gesunden in charakteristischer Weise unterschieden wäre.« Doch gilt in formaler Hinsicht: »Je größer die allgemeine Suggestibilität, umso größer die Hysteriefähigkeit.« Und inhaltlich zeigt sich beim Hysterischen die »Abwendung der Psyche vom allgemeinen (humanitären)« und die »Hinwendung zum egozentrischen Ideal«. »Wo dieses egozentrische Ideal in der speziellen Form des hypochondrischen Vorurteils sich auswirkt, da führt es zur Hysterie im engeren Sinne dieses Wortes. Aber prinzipiell kann es sich auch in jeder anderen Vorstellung ähnlicher Art auswirken, in Begehrungsvorstellungen, Rentensucht usw. (‚Hysterie im weiteren Sinne', ‚sekundäre Hysterie').«

Besonders auf diese Sätze stützt sich Löwenstein in seinen beiden Schlußkapiteln, im 11. Kapitel, bei Mitteilung praktisch wichtiger Erfahrungen über »die experimentelle Begutachtung psychogener Unfallfolgen«, und im 12. Kapitel, bei Zusammenfassung seiner theoretischen Betrachtungen über den »Aufbau des hysterischen Symptoms«.

Richard Hellmuth Goldschmidt (Münster).

---

L. Lewin, Phantastica. Die betäubenden und anregenden Genußmittel, für Ärzte und Nichtärzte. Berlin, Georg Stilke, 1924. VIII und 374 Seiten.

Wenn dieses Buch des bekannten Toxikologen an dieser Stelle besprochen wird, geschieht es deshalb, weil es als eine allgemein verständlich gehaltene Pharmakopsychologie angesprochen werden kann, deren Kenntnisnahme für den Psychologen von Wichtigkeit ist. Alle die angeführten Genußmittel, deren Vollständigkeit vom Verfasser angestrebt wurde, wirken in irgendeiner Form auf das Nervensystem und rühren somit an die Psyche. L. unterscheidet dabei Euphorica oder Seelenberuhigungsmittel (Opium u. ä.), Phantastica oder Sinnestäuschungsmittel (Anhalonium Lewinii, Cannabis), Inebriantia oder Berauschungsmittel (Alkohol, Äther u. ä.), Hypnotica oder Schlafmittel und als fünfte und letzte Gruppe die Exzitantia oder Erregungsmittel (Koffeïn, Tabak u. a. m.). Bei den einzelnen Stoffen werden, sofern sie in ausgedehnterem Maße gebraucht werden, ihre Geschichte und Verbreitung, ihre wirksamen Stoffe und Wirkungsart gebracht und da und dort Anregungen für weitere Forschungen gegeben.

L. scheint die gewaltsame oder auch nur entschiedene Bekämpfung eines Genußmittels als der Ausfluß einer offenbar schizothymen Veranlagung unsympathisch zu sein. Er wird nicht müde, bei jeder sich bietenden Gelegenheit (z. B. beim Opium, Alkohol, Tabak) die Nutzlosigkeit aller Verbote und Bekämpfungen zu betonen. Dies führt ihn beim Alkohol sogar dazu, die psychologischen Untersuchungen über seine Wirkungen als lebensfremd und für die Gewinnung eines Urteiles als ungeeignet zu bezeichnen. (»Ein Urteil läßt sich nicht aus psychologischen Untersuchungen gewinnen, sondern aus Wissen, aus Wirklichkeitswissen« S. 183.) Versuche über ge-

schädigtes Auswendiglernen z. B. seien ja interessant für die Kennzeichnung der Versuchspersonen, für die allermeisten Menschen widersprechen sie jedoch den Erfahrungen, wie solche L. an Präzisions- und Schwerarbeitern gemacht habe. Eine wissenschaftliche Begründung des Abstinententums gebe es nicht. Dazu ist zu bemerken: Die allgemeine Rede, psychologische Versuche bewiesen nichts, nur das Wirklichkeitswissen hätte Wert, kann man nicht tun; wenn psychologische Versuche nichts bewiesen, müßten sie fehlerhaft sein, und in diesen Fällen müßte gesagt werden, in welcher Weise sie angestellt werden sollen, um den Boden für Urteile liefern zu können. Was der Verfasser vorbringt, ist nur das Entgegenhalten unexakter Gelegenheitsbeobachtungen gegenüber den exakten Beobachtungen der wissenschaftlichen Psychologie. Gewiß, es wird Alkohol trinkende Präzisionsarbeiter geben; aber ob der Alkohol die Präzisionsarbeit schädigt oder nicht, kann erst ein Vergleich von Arbeitsleistungen ergeben, die teils mit, teils ohne Alkoholgenuß zustande kamen. Wenn L. meint, die angestellten psychologischen Versuche hätten nur individuellen Wert, so verwenden die ersten Arbeiten der Kraepelin-Schule, auf die der Verfasser z. T. anspielt, allerdings nur 3—4 Versuchspersonen, aber schon Göring arbeitet mit 14, und schließlich, wenn bei jedem neuen Versuch immer wieder Schädigungen nachgewiesen werden, so müßte das ein sehr sonderbarer Zufall sein, der den Experimentatoren jederzeit gerade das für Alkohol intolerante Material zutriebe. Was ferner die angebliche Erfolglosigkeit der Abstinentenbewegung und der gesetzlichen Maßnahmen betrifft, so zeigt die Geschichte doch ganz deutlich, daß das Herausreißen aus dem Sumpf des Säufertums in den verschiedenen Zeiten und Ländern doch nur auf Grund des Abstinenzevangeliums und seiner Apostel und der Prohibitionsmaßnahmen vor sich ging. Wenn auch die Fanatiker einer Bewegung nicht überall Sympathien erwecken, so bilden sie doch deren Rückgrat und sind die hauptsächlichsten Träger des Erfolges. Mit dieser Stellungnahme zugunsten des Erfolges entschiedenen Auftretens und solcher Gesetze soll aber von seiten des Referenten nicht gesagt sein, daß er für das völlige Verbot oder gar für die Ausrottung der verschiedenen Genußmittel eintrete.

Das Buch bringt sehr viel interessantes historisches und ethnologisches Material, sowie gegen 20 Wiedergaben von Gedichten oder Gedichtstellen genannter und ungenannter, alter und neuerer Verfasser. Die Schreibweise ist sehr ansprechend, stellenweise selbstbewußt, und die Vertreter der Wissenschaft bekommen nicht ungern eins ab.

O. Sterzinger (Graz).

---

Ludwig Klages, Einführung in die Psychologie der Handschrift. Mit 23 Figuren. Stuttgart-Heilbronn, W. Seifert Verlag, 1924. 103 Seiten.

K. lehnt die Selbstbeobachtung als Mittel der Wesenserkundung ab. Denn zur Selbsterkenntnis kommt man erst durch die Erkundung fremder Charaktere. Auch die Organphysiognomik ist abzulehnen, denn die erblichen

Vorbedingungen des Charakters müssen nicht zusammenstimmen mit den erblichen Vorbedingungen des Charakters der Körperformen. Sondern der menschliche Charakter erscheint im Habilus der Bewegungen und nur sofern wir im Gesicht eines Menschen solche Bewegungen wahrnehmen, fassen wir seinen Charakter auf. Denn die Willensakte, die diese Bewegungen hervorrufen, können nicht an und für sich vorkommen, sondern nur aus der Persönlichkeit stammen, und so muß sich in den Bewegungen, die die Willensakte hervorrufen, auch die Persönlichkeit ausdrücken. Darwins Erklärungsversuche über den »Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren« gehen völlig fehl. Die physiognomischen Ausdrucksbewegungen aber sind von kurzer Dauer und können nicht so weit im Gedächtnis behalten werden, daß man eine »Wissenschaft von den Charakteren« darauf gründen könnte. Dies ist nur möglich bei der Schrift, welche die Ausdrucksbewegungen fixiert. Nach diesen Ausführungen des 1. Kapitels wendet sich K. etwas unvermittelt im 2. Kapitel den Gefühlen zu. Jedes Gefühl habe eine Artung (Qualität) und, sofern es sich in einer Bewegung ausdrückt, eine Antriebsform. Ebenso ist eine Stärke des Antriebs (Intensität) festzustellen. Diese Dinge werden nun an der Schrift exemplifiziert. Ein Zorniger z. B. macht zwecklose Bewegungen mit gesteigerter Wucht in unregelmäßigen Bewegungsstößen. Schreibt nun ein Zorniger, so wird seine Schrift dieselben Erscheinungen zeigen: wuchtige Striche, unebenmäßiges Schwanken, hakenartige i-Punkte. Die Betätigungsfreude des Euphorikers müsse sich ausdrücken durch Bewegungsreichtum, Ausgiebigkeit, Eile, Mittelpunktsflüchtigkeit, Wucht; die Gehemmtheit der Depressionen in Bewegungskargheit, Unausgiebigkeit, Langsamkeit, Spannungslosigkeit und Zentripetalität. Außer von diesem Moment des Ausdrucksgesetzes wird jede Willkürbewegung mitbestimmt vom persönlichen Leitbild, d. h. von der Erwartung des anschaulichen Erfolges einer Bewegung, wie z. B. des Klangbildes eines auszusprechenden Wortes oder Satzes. Dies wird in einer logisch nicht recht verständlichen Weise daran illustriert daß der vorwaltend begrifflich Denkende deutliche Zwischenräume zwischen Worte und Sätze macht, der überwiegend sinnliche und phantasievolle Kopf dagegen die wörtertrennenden Lücken gegenüber den Lücken in den Wörtern nur wenig verstärkt und die Zeilen aneinanderdrängt. Im 4. und 5. Kapitel beschäftigt sich K. mit einigen Einwänden: die Handschrift hänge ab vom Organ, von der Feder, von der jeweiligen Gemütsverfassung, manche Schriftzüge werden anderen Personen abgelauscht u. ä. Den Schluß bildet ein sehr kurzer Abriß der Geschichte der Graphologie.

Das Buch leidet etwas unter dem Mangel einer klaren logischen Entwicklung einzelner Gedankengänge. Die in ihm gegebene Fundierung der Graphologie befriedigt den Referenten nicht. Soweit Handschriftendeutungen gebracht werden, hat man den Eindruck, sie seien auf einem andern Wege gefunden worden und werden nunmehr hinterher aus bekannten Tatbeständen abzuleiten gesucht. Im gegenwärtigen Stadium der Graphologie ist das Wichtigste noch immer die sichere empirische Eruierung oder Feststellung der Deutungen oder Deutungsmöglichkeiten. In dieser Hinsicht aber bringt das Buch keinerlei wissenschaftliches Verfahren.

O. Sterzinger (Graz).

Jost Milde, Menschenkenntnis und Schrift. 2. kritisch durchgearbeitete und verbesserte Auflage. Habelschwerdt i. Schl., Frankes Buchhandlung, 1925. 89 Seiten und 132 Figuren.

M.s System kennt drei Faktoren, die bei der Handschriftendeutung zu berücksichtigen sind: den Antriebswillen, die Schreibbewegung und das Schrift- oder Buchstabenbild. Das Wichtigste ist der Antriebswille, der aus dem Urkern, den sämtlichen Einflüssen, die auf ihn von der Stunde der Geburt an einwirken, und aus den von ihm ausgeführten Handlungen und den Eigenschaften abstrakter Natur (z. B. Freigebigkeit, Sanftmut, Härte u. ä.) sich zusammensetzt. Nach diesen drei Faktoren wird dann die menschliche Handschrift an Beispielen durchbesprochen. Dabei werden die einzelnen psychologischen Ausdeutungen, allenfalls gestützt durch mehr oder weniger einleuchtende Analogien, dogmatisch vorgetragen.

Auch dieses Büchlein bringt keine wissenschaftliche Begründung für die Deutung der verschiedenen Charakterzüge der Handschriften. Aber es bringt für Interessenten eine systematische Zusammenstellung dieser Charakterzüge und ihrer vermeintlichen oder wirklichen Bedeutungen, sowie ein Heftchen Schriftproben. O. Sterzinger (Graz).

---

W. v. Gulat-Wellenberg, Graf Carl v. Klinckowstroem, Hans Rosenbusch, Der physikalische Mediumismus, als 1. Teil des Sammelwerkes »Der Okkultismus in Urkunden« herausgegeben von Max Dessoir. Berlin, Ullstein, 1925. 494 Seiten mit Abbildungen im Text und 15 Kunstdrucktafeln.

Mit Rücksicht auf das berechtigte Mißtrauen gegenüber der aus dem Rahmen der täglichen Erfahrung fallenden Phänomene des Okkultismus unternehmen es die Herausgeber, insbesondere den Materialisationen gegenüber, die Frage zu untersuchen: »Sind in der umfangreichen okkultistischen Literatur Versuche beschrieben, die mit Sicherheit den völligen Ausschluß jeder Betrugsmöglichkeit gewähren?« Mit der Mahnung zur Vorsicht angesichts der Beobachtungshemmungen subjektiver und objektiver Art (S. 17) verknüpfen die Verfasser anderseits in Anlehnung an Driesch, Oesterreich und vor allem an Wilh. Haas (»Das Problem des Mediumismus«, »Die psychische Dingwelt«, »Kraft und Erscheinung; Grundriß einer Dynamik des Psychischen«) die Darbietung der Möglichkeiten einer okkulten Welt. Es sind dies vor allem folgende zwei Andeutungen von W. Haas: 1. Der menschliche Organismus könnte Abgabestation von Wirkungen sein, deren Abgabe so wenig wie deren Verlauf erfaßbar sind, deren Endresultate aber nur wahrgenommen werden können, wenn sie in die Form einer unserer Sinnesqualitäten eingehen; also das Gegenstück zu der uns vertrauten Tatsache, daß wir für zweifellos existierende Energieformen kein rezeptorisches Organ haben (S. 8). 2. »Betrachten wir ... den Kosmos des Geistigen als eine konkrete Welt, haben wir gesehen, daß Geistiges als rein Psychisches wahrnehmbar ist im Falle der eigenen Gedanken, so liegt psychologisch prinzipiell kein Grund vor, die Möglichkeit einer unmittelbaren, von physischen Korrelaten freien Wahrnehmung des fremden Seelenlebens abzulehnen.« Die Seltenheit solcher rein seelischen Übermittlung erklärt sich daraus, daß wir einen physischen Leib haben, nach dessen Gesetzen und Bedürfnissen

sich die Einstellung des Subjektes richtet (S. 12f.). Ausgezeichnet ist die Zusammenstellung der Täuschungsmöglichkeiten, die v. G.-W. gibt, verbunden mit Vorschlägen einer scharfen Kontrolle für Beobachter; sie wird ergänzt durch v. K.s Kapitel über experimentelle Untersuchungen mit Hilfe von Taschenspielern (Daveys Tafelschreiben und Materialisation) und das Kapitel über Parkers (= Chapman) Erlebnisbericht: »Confessions of a Medium« mit den Betrügereien Thomsons (= Alfr. Firman). Dadurch unterstreicht v. K. gewissermaßen seine Forderung, daß sich die Forscher vom traditionellen Schema der Versuche abwenden sollen; das Bestreben müsse vielmehr »dahin gehen, ganz einfache, aber eindeutige Phänomene unter einwandfreien Kontrollbedingungen« zu erzielen »anstatt komplizierte Glanzleistungen unter undurchsichtigen Verhältnissen« (S. 95). Im einzelnen werden sodann die »Säulen« des Mediumismus behandelt: Daniel Dunglas Home, Florence Cook, Slade, Eusapia Paladino, Stanislawa Tomczyk, Kathleen Goligher, Lucia Sordi, Linda Gazerra, Eva C., Franek-Kluski, Willy Schn., Jan Guzik, Einer Nielsen, Ladislaus Laszlo und Maria Silbert. Das Buch bringt genau den Entwicklungsgang der Medien, in der Regel bis zur Entlarvung und über sie hinaus. Wo das Urteil auf solche Weise noch nicht endgültig gesprochen werden könnte, liegen genug Argumente vor, um die Skepsis aufrechtzuerhalten. Die Arbeiten schließen mit dem Ergebnis, daß kein Ereignis jenseits der natürlichen Fähigkeiten und jenseits der Möglichkeit betrügerischer Erzeugung lag. Und in der Regel wird das Problem ein anderes, nämlich: welche Veränderungen mögen im Bewußtsein der Sitzungsteilnehmer vorgehen, die z. B. bei heller Beleuchtung Fernwirkungen zu sehen glaubten, wo tatsächlich keine solchen stattfanden (siehe die »Erfolge« des russischen Pseudomediums bei Prof. Henning S. 446).

A. Römer (Leipzig).

Die 2. Tagung für angewandte Psychologie wird von der Gesellschaft für experimentelle Psychologie (Gruppe für angewandte Psychologie) in Mannheim vom 22.—24. April 1926 veranstaltet werden. Es soll diesmal die Mannigfaltigkeit der Beziehungen zum Ausdruck kommen, die zwischen der angewandten Psychologie und verschiedenen Gebieten der Praxis (Pädagogik, Wirtschaft, Rechtsprechung) bestehen. Jeder der drei Verhandlungstage wird deshalb ein gesondertes Gesamtthema behandeln; die drei Themen lauten:

Donnerstag, 22. April: Auslese und Aufstieg der Befähigten in Schule, Arbeit und Beruf,

Freitag, 23. April: Der Psychologe als gerichtlicher Gutachter (Begutachtung von Zeugen, von Warenzeichen, von Unfällen, von Rentenansprüchen usw.),

Sonnabend, 24. April: Psychologische Anlernung in Industrie, Handwerk, Handel und Gewerbe.

Jedes Thema wird in einigen wenigen Hauptvorträgen und in einer Aussprache mit vorzumerkenden Rednern behandelt werden. Außer den Mitgliedern der Gesellschaft für experimentelle Psychologie soll zu den Sitzungen eine Reihe von Gästen geladen werden. Außerdem finden nachmittags interne Sitzungen für die Mitglieder der Gesellschaft mit freier Aussprache statt.

Nähere Mitteilungen über Einzelheiten des Programms werden später bekanntgegeben.

Anfragen sind zu richten an das Institut für Psychologie und Pädagogik der Handelshochschule Mannheim, N 2, 4.

Diejenigen Mitglieder der Gesellschaft, die sich als Redner für die Aussprache im Anschluß an die Hauptvorträge vormerken lassen wollen, werden gebeten, dies bei vorstehender Adresse bis zum 1. Januar 1926 mit Angabe des Themas anmelden zu wollen.

Im Auftrage:

W. Stern (für den Vorstand der Gruppe für angewandte Psychologie),

O. Selz, Ortsvorsitzender.

Vor kurzem erschien:

# Fichtes sämtliche Werke

Herausgegeben von J. H. Fichte

8 Bände

## Nachgelassene Schriften

Herausgegeben von J. H. Fichte

3 Bände

Der Preis der 11 Bände in Ganzleinen gebunden G. M. 150.—

Die Ausgabe wird nur vollständig abgegeben

Unter den Vertretern des deutschen Idealismus, den Folgern Immanuel Kants, steht Johann Gottlieb Fichte an der ersten Stelle. Sein Denken hat für unsere Zeit erneut hohe Bedeutung gewonnen: durch die Wissenschaftslehre wird er zum Vorgänger der subjektivistischen Richtungen der heutigen Philosophie; die Sittenlehre gilt jetzt noch als Wegweiser einer Ethik, die von dem Postulat einer übersinnlichen Weltordnung ausgeht; die Romantik fußt auf Fichte; seine Natur- und Geschichtsphilosophie leuchtet Schelling und Hegel vor. Zumal durch die Pädagogik und ihre hohe praktische Auswertung in den „Reden an die deutsche Nation" wirkt er aufs stärkste ins Leben der Gegenwart hinein und gewinnt immer mehr die Stelle eines Führers und Lehrers des deutschen Volkes.

Bisher ist nur eine einzige Ausgabe der Werke Fichtes vorhanden, die von seinem Sohne in 11 Bänden veranstaltete (Berlin 1845—1846). Allein hier findet man die Möglichkeit eines Gesamtüberblicks seines Schaffens, um so mehr, da eine Anzahl der Schriften in den Einzeldrucken sehr selten geworden sind. Aber auch diese einzige Ausgabe zählt jetzt zu den Seltenheiten.

Deshalb haben wir uns entschlossen, von dieser Ausgabe in einem vorzüglichen photographischen Verfahren einen vollständigen, der Vorlage buchstäblich gleichenden **Neudruck** herzustellen, der jetzt fertig vorliegt. Er wird in vielen öffentlichen und privaten Bibliotheken eine empfindliche Lücke ausfüllen und der Beschäftigung mit dem „deutschesten" Denker verstärkte Anregung gewähren.

---

**Mayer & Müller G. m. b. H., Leipzig**

AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT m. b. H. IN LEIPZIG

# Die Formen der Wirklichkeit

Vorträge, gehalten in der
Kieler Ortsgruppe der Kant-Gesellschaft
zum 200. Geburtstage Kants

von

**G. Martius** und **J. Wittmann**
ehem. Prof. a. d. Univ. Kiel — a. o. Prof. a. d. Univ. Kiel

114 Seiten. Preis: Goldmark 5.—

Der erste Teil der Schrift von J. WITTMANN handelt über

**Raum, Zeit und Wirklichkeit**
(zugleich eine Würdigung der Lehre Kants)

Der zweite Teil von G. MARTIUS über

**Die Kategorienlehre Kants**

In diesen Arbeiten werden Kants kritische Grundideen vom wirklich empirischen Standpunkt, wie Biologie und Psychologie ihn heute bieten, in einfacher, klarer Form entwickelt.

---

# Literarische Wochenschrift

**Kritisches Zentralblatt für die gesamte Wissenschaft**

Begründet und herausgegeben von Prof. Dr. Ed. Zarncke, Leipzig
Schriftleitung: Dr. O. Lerche, Weimar, Marienstraße 14

Etwa 500 Mitarbeiter aus allen Gebieten
der Wissenschaft und des geistigen Lebens

Jährlich 52 Nummern, im Umfange von je
2 Bogen 4°. Preis RM 32.—
Probenummern und Prospekt kostenlos

Die Literarische Wochenschrift ist auf dem Gesamtgebiete der internationalen Wissenschaft ein umfassender kritischer Führer, der durch Mitarbeit hochangesehener Gelehrter aller Fächer eine unentbehrliche Ergänzung zu jedem Fachblatt ist.

## R. Wagner Sohn, Verlag
Weimar

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Julius Springer, Berlin, über: »Karl Jaspers, Psychologie der Weltanschauungen« und Verlagsbuchh. Ferdinand Enke, Stuttgart, über: »K. Baerwald, Zeitschr. für Kritischen Okkultismus«.

Buchdruckerei von Robert Noske in Borna-Leipzig

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA—BERKELEY

SEVEN DAY USE

RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

This publication is due on the LAST DATE
stamped below.

EDUCATION-PSYCHOLOGY LIBRARY

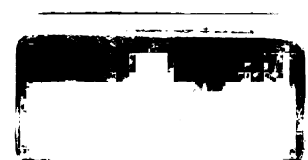
Biology Library

NOV 1 1956

EDUCATION-PSYCHOLOGY
LIBRARY

NOV 1 1956

RB 17–40*m*-8,'54
(6295s4)4188



AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT m. b. H. IN LEIPZIG

# Die Formen der Wirklichkeit

Vorträge, gehalten in der
Kieler Ortsgruppe der Kant-Gesellschaft
zum 200. Geburtstage Kants

von

**G. Martius** und **J. Wittmann**
ehem. Prof. a. d. Univ. Kiel — a. o. Prof. a. d. Univ. Kiel

114 Seiten. Preis: Goldmark 5.—

Der erste Teil der Schrift von J. WITTMANN handelt über

**Raum, Zeit und Wirklichkeit**
(zugleich eine Würdigung der Lehre Kants)

Der zweite Teil von G. MARTIUS über

**Die Kategorienlehre Kants**

In diesen Arbeiten werden Kants kritische Grundideen vom wirklich empirischen Standpunkt, wie Biologie und Psychologie ihn heute bieten, in einfacher, klarer Form entwickelt.

---

# Literarische Wochenschrift

**Kritisches Zentralblatt für die gesamte Wissenschaft**

Begründet und herausgegeben von Prof. Dr. Ed. Zarncke, Leipzig
Schriftleitung: Dr. O. Lerche, Weimar, Marienstraße 14

Etwa 500 Mitarbeiter aus allen Gebieten
der Wissenschaft und des geistigen Lebens

Jährlich 52 Nummern, im Umfange von je
2 Bogen 4°. Preis RM 32.—
Probenummern und Prospekt kostenlos

Die Literarische Wochenschrift ist auf dem Gesamtgebiete der internationalen Wissenschaft ein umfassender kritischer Führer, der durch Mitarbeit hochangesehener Gelehrter aller Fächer eine unentbehrliche Ergänzung zu jedem Fachblatt ist.

## R. Wagner Sohn, Verlag
Weimar

Hierzu eine Beilage der Verlagsbuchhandlung Julius Springer, Berlin, über: »Karl Jaspers, Psychologie der Weltanschauungen« und Verlagsbuchh. Ferdinand Enke, Stuttgart, über: R. Baerwald, Zeitschr. für Kritischen Okkultismus«.

Buchdruckerei von Robert Noske in Borna-Leipzig.

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA—BERKELEY

SEVEN DAY USE

RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

This publication is due on the LAST DATE
stamped below.

EDUCATION-PSYCHOLOGY
Biology Library
LIBRARY

NOV 1 1956

NOV 1 1956

EDUCATION-PSYCHOLOGY
LIBRARY

RB 17–40*m*-8,'54
(6295s4)4188